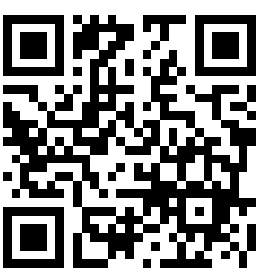
This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Google

LIBRARY
SCHOOL

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

ZEITSCHRIFT
FÜR
BÜCHERFREUNDE

ORGAN DER GESELLSCHAFT DER BIBLIOPHILEN ‹E.V.›
DES VEREINS DEUTSCHER BUCHGEWERBEKÜNSTLER ‹E.V.›
UND DER WIENER BIBLIOPHILENGESELLSCHAFT

BEGRÜNDET VON FEDOR VON ZOBELTITZ

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN
VON
GEORG WITKOWSKI

NEUNTER JAHRGANG
ERSTE HÄLFTE

VERLAG VON E. A. SEEMANN IN LEIPZIG
1917

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Z1007
Z48
ser.2
v 9:1
LIBRARY
SCHOOL

Inhaltsverzeichnis.

I. Hauptblatt.

Seite

Behrend, Fritz: Rahel Varnhagen an Schleiermacher 87
Deneken, F.: Künstlerische Postkarten. Mit zwei Beilagen 93
Geiger, Ludwig: Marie oder die Folgen des ersten Fehltritts, ein unbekannter Roman . 58
Hansen, Fritz: Der Kriegslieferant in der Karikatur. Mit dreizehn Bildern 63
Hirschberg, Leopold: Ein vergeßner Goethe-Sänger. Mit einem Bild 11
— — und **Witkowski, Georg:** Ein Unikum der Göschenschen Ausgabe von Goethes Schriften? Mit vier Bildern 69
Klenz, Heinrich: Gelehrten-Kuriositäten. VI. Häßliche und gebrechliche Gelehrte . . 117
Kopp, Arthur: Nutrimentum spiritus 112
Körner, Josef: Briefe von Ludwig Tieck 156
Krauß, R.: Dichter und Dichtung auf deutschen Bücherzeichen. Mit vierzehn Bildern . 1
Lert, Ernst: Alte und neue Bühnenbildkunst. Mit vier Bildern 21
Löffler, Kl.: Leibniz als Bibliothekar 95
Marx, Paul: Württemberg und das „Junge Deutschland" 163
— — — Zur Süß-Oppenheimer Bibliographie 33
Minde-Pouet, Georg: Ein Exlibris von Walter Leistikow. Mit zwei Bildern 74
Müller, Hans von: Beiträge zur Bibliographie der deutschen Dichtung III 76, 101
Rath, Hanns Wolfgang: David Friedrich Strauß und die Seherin von Prevorst . . . 91
Rowe, Ernst: Schnitzel II 35
Schlösser, Rudolf: Zobir — Penthesilea — Pentheus, die Wanderung einer Strophe . . 29
Schmid, Günther: Zwei Briefe J. P. Jacobsens. Mit zwei Beilagen 54
Schmidt, Adolf: Aus einer alten Bibliothek der Herren von Berlichingen. Mit sechs Bildern 41
Schottenloher, Karl: Ein Hans Sachs-Fund in der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München. Mit drei Bildern 141
Walzel, Oskar: Heinrich Heine als Friedensanwalt 146
Witkowski, Georg: Über Buchkritik 109
— — Carl Schüddekopf † . . . . . vor Seite 1
Zur Westen, Walter von: Festkarten des 18. Jahrhunderts. Mit einer Beilage und sechzehn Bildern 133

645715

Digitized by Google

II. Beiblatt.

	Spalte
An unsere Leser	193
Gesellschaft der Bibliophilen	193

Briefe.

	Spalte
Amsterdamer Brief von *M. D. Henkel*	18—24, 84—90, 133—139, 245—53
Budapester Brief von *Béla Köhalmi*	97—101
Kopenhagener Brief von *Victor Madsen*	253—257
Pariser Brief von *Otto Grautoff*	1—5
Wiener Brief von *Eduard Castle*	5—18, 90—97, 139 bis 144, 195—199, 258—265

Von den Auktionen.

	Spalte
Karl Ernst Henrici	144
Max Perl	145
Karl Ernst Henrici	146
Emil Hirsch	147
Sammlung Professor *Karl Voll*	147
Paul Graupe	148
Bibliothek *Paul Schlenther*	148

Neu erschienene und angekündigte Bücher.

	Spalte
Ahrem, Maximilian: Das Weib in der antiken Kunst	165
Albert, Hermann: Gluck-Jahrbuch. II. Jahrgang	38
Arnim, Achim von: Die Majoratsherren. Mit Lithographien von R. Thylmann	276
Auernheimer, Raoul: Das wahre Gesicht	25
Bahr, Hermann: Schwarzgelb	276
Bänninger, Konrad: Stille Soldaten	265
Bauch, Bruno: Immanuel Kant	278
Bauer, Max: Deutscher Frauenspiegel	25
Bekker, Paul: Das deutsche Musikleben	26
Berg, Bengt: Ein German	28
Bernoulli, Carl Albrecht: Der sterbende Rausch	266
Beth, Ignaz: Verzeichnis der Schriften von Wilhelm von Bode	149
Blennerhassett, Charlotte Lady: Literar-historische Aufsätze	151
Bluwstein, J.: Spinozas Briefwechsel und andere Dokumente	54
Böhme, Martin: Das lateinische Weihnachtsspiel	279
Bojer, Johann: Der Gefangene der sang	31
Boßhart, Jakob: Ein Erbteil	267
Bölsche, Wilhelm: Neue Welten	207
Brehms Tierleben: 4. Auflage. 13. Band	102
Broodcoorens, Pierre: Rotes Flamenblut	32
Büchner, Georg: Dantons Tod. Mit Federzeichnungen von Ernst Stern	279
Bulle, Oskar: Die Verkünder des deutschen Idealismus	152
Castell, Alexander: Fieber	267
Christ, Karl: Die altfranzösischen Handschriften der Palatina	103
Christ, Lena: Die Rumplhanni	105
Clauß, Hermann: Die Schwabacher Schrift	105
Cotta'sche Handbibliothek	280
Dauthendey, Elisabeth: Von den Gärten der Erde	281
Die deutsche Zarin	305
Dörfler, Peter: Judith Finsterwalderin	34
Döring, Woldemar Oskar: Das Lebenswerk Immanuel Kants	282
Ebers, Georg: Ausgewählte Werke	282
Engel, Eduard: Sprich Deutsch	283
Engert, Rolf: Der Grundgedanke in Ibsens Weltanschauung	284
Flemming, Willi: Die Begründung der modernen Ästhetik und Kunstwissenschaft durch Leon Battista Alberti	157
Fleuron, Svend: Wie Kalb erzogen wurde	35
Frank, Emil: Im Ringen um das Luftmeer	284
Fritsche, Victor von: Bilder aus dem österreichischen Hof- und Gesellschaftsleben	36
Fürst, Arthur und *Alexander Moszkowski*: Das Buch der 1000 Wunder	165
Gerstäcker, Friedrich: Herrn Mahlhubers Reiseabenteuer. Mit Bildern von Preetorius	285
Gesellschaft für deutsche Literatur. Sitzungsberichte	210
Goethe: Wilhelm Meisters Wanderjahre. Ein Novellenkranz	207
Gorion, M. J. bin: Der Born Judas. Band I	153
Grabbe, Christian Dietrich: Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung. Mit Holzschnitten von Karl Thylmann	161
Graf, Otto: Charakterbilder aus der Geschichte des 19. Jahrhunderts	268
Greyerz, Otto von: Schweizer Kinderbuch	268
Grimm-Sachsenberg, Richard: Sechs deutsche Landschaften	288
Grotesken, Neue	295

Digitized by Google

	Spalte
Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft, Sechstes	303
Grube, Max: Jugenderinnerungen eines Glückskindes	288
Grünberg, G.: Feldpostbrief von Schweizer Deutschen	269
Hase, Oskar von: Breitkopf & Härtel. Gedenkschrift und Arbeitsbericht	149
Hauptmann, Carl: Neue Prosadichtungen	290
Hebbel, Friedrich: Sämtliche Werke. 15. Band	208
Herzog, Xaver: Ausgewählte Werke	269
Höcker, Paul Oskar: Ein Liller Roman	156
Huch, Ricarda: Der Fall Deruga	209
— Jeremias Gotthelfs Weltanschauung	270
Huggenberger, Alfred: Aus meinem Sommergarten	272
Ilg, Paul: Der starke Mann	272
— Sonntagsliebe	273
Illustrations-Sonderdrucke des „Allgemeinen Anzeigers für Buchbindereien“	290
Jacques, Norbert: Piraths Insel	161
Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. 52. Jahrgang	106
Johst, Hanns: Der junge Mensch	39
Kataloge der Berliner Stadtbibliothek. 15. Band	212
Keyßner, Gustav: Pantheon der bildenden Kunst	166
Koch, Alexander: Das vornehm-bürgerliche Heim	291
Kunstspende, Eine deutsche	155
Künzelmann, Ferdinand: Sankt Sebaldus und die Dirne. — Die Heimsuchung der Enkel	39
Kürschners Deutscher Literaturkalender auf das Jahr 1917	162
Lang, Oskar: Meister der deutschen Lyrik	40
Lebede, Hans: Klassische Dramen auf der Bühne	109
Leibnis, G. W.: Deutsche Schriften. Band I und II	163
Lessing, Gotthold: Carl Robert Lessings Bücher- und Handschriftensammlung	291
Liepmann, M.: Von Kieler Professoren	41
Lindberg-Dovlette, Elsa: Konstantinopel	110
Mann, Heinrich: Gesammelte Romane und Novellen	199
Marquardsen-Kamphövener, Elsa: Der Smaragd des Scheich	44
— Miniaturen aus alter und neuer Zeit	37
Möller, Johann Anton Arnold: Familien-Nachrichten und Lebensbeschreibung unserer Eltern	210
Molo, Walter von: Die schönsten Geschichten der Lagerlöf	45
Morgenstern, Christian: Melancholie	293
Müller-Guttenbrunn, Adam: Barmherziger Kaiser	294
Orzesko, Eliza: Licht in der Finsternis	296
Pantenius, Theodor Hermann: Aus den Jugendjahren eines alten Kurländers	167
Paul, Adolf: Exzellenz Unterrock	46
Popper-Lynkeus, Adolf: Selbstbiographie	47
Prager, Robert: Bücher — Menschen — Dinge	111
Przybyszewski, Stanislaus: Von Polens Seele	112
Pulver, Max: Selbstbegegnung	112
Reuter, Christian: Werke, herausgegeben von Georg Witkowski	297
Sammlungen des besten Humors	220
Schäfer, Wilhelm: Lebenstag eines Menschenfreundes	301
Scheffels sämtliche Werke. Hrsg. von Johann Franke	113
Schelling, Friedrich: Gedichte. Herausgegeben von Otto Baensch	114
Schleich, Karl Ludwig: Aus Asklepios Werkstatt	302
Schlichten, Jean François de: Vues de Mannheim	36
Schmidt, Fritz-Philipp: Deutsche Märchen	303
Schmitz, Oscar A. H.: Der Vertriebene	50
Scholz, Wilhelm: Reise und Einkehr	52
Schreckenbach, Paul und *Franz Neubert*: Martin Luther	52
Seidel, Ina: Das Haus zum Monde	168
Seume, Johann Gottfried: Ausgewählte Werke	114
Solovjeff, Wladimir: Rußland und Europa	213
Spengler, Eugen F.: Heimat zu: Erlebnisse eines Schweizers in den Augusttagen 1914	274
Starke, Ottomar: Schippeliana	115
Stegemann, Hermann: Heimkehr	214
Stein, Heinrich von: Gesammelte Dichtungen	115
Strauß, Ludwig: Der Mittler	215
Thoma, Ludwig: Heilige Nacht	169
Ulbrich, Fritz: Als deutscher Maurer durch das Morgenland	216
Veröffentlichungen der Gesellschaft für Typenkunde des 15. Jahrhunderts	108
Vögtlin, Adolf: Heinrich Manesses Abenteuer und Schicksale	43
Voigt-Diederichs, Helene: Luise	119
Voigtländers Quellenbücher	304
Volkmann, Artur: Aus der Kriegszeit gegen Kriegsleid	304
Voragine, Jacobus de: Legenda aurea. Deutsch von Richard Benz	107
Weber, Hans von, Dreiangeldrucke: Büchner, Dantons Tod. — Kleist, Michael Kohlhaas. — Gerstäcker, Herrn Mahlhubers Reiseabenteuer. — E. Th. Hoffmann, Der Sandmann	280
Weibel, Walther: Herren, Bauern und Beamte	119
Weltreich und sein Kanzler, Das	33
Werner, Alfred: Impressionismus und Expressionismus	305
Wien, Alfred: Liebeszauber der Romantik	56
Wilhelm, Richard: Mong Dsi (Mong Ko)	170
Wohlbrück, Olga: Vor der Tat	217
Zahn, Ernst: Die Liebe des Severin Imboden	274
Zum 5. März 1917: Übersicht der literarischen Tätigkeit von Woldemar Freiherrn von Biedermann	219
Züricher Stadttheater: Die ersten 25 Jahre im neuen Hause	218
Zweybrück, Franz: Österreichische Essays	57

Kleine Mitteilungen.

	Spalte
Anfrage	229
Bemerkungen zur Sage vom Ewigen Juden, Einige	310
Besuche bei Goethe	322
Bibliophiliana XLVII	171
Boccacios Decamerone als deutsches Schulbuch	316
Bonaventuras Nachtwachen, Zu	326
Briefe im Rausche geschrieben	59
Buch mit fehlerhaftem Titel, Ein	179

Digitized by Google

	Spalte
Bücherbeförderung von Deutschland nach Kurland vor hundert Jahren	61
Buchumschläge, Über das Einbinden der	228
Dedikationsexemplar von Tiedges Urania, Ein	221
Druck des Volksbuchs vom Ewigen Juden, Ein unbekannter	60
Erwiderung und eine Duplik, Eine	229
„Fächeralbum" der Elisa von der Recke, Das	120
Fischleder und Fischpergament	313
Heinrich Heines Aufsatz „Über Polen", Zu	64
Kurländisches Stammbuch, Ein	306
Lavater-Autographen in Riga und Mitau	317
Mikroskopische Drucke und Zwergbücher	319
Mundt, Theodor, und Franz Dingelstedt	226
Nachlaß des Verlags von Hoffmann und Campe, Der	178
Norbert von Hellingrath †	58
Originaleinbände	224
Parallelstelle zu Scheffels Alt-Heidelberg, du feine, Eine	224
Privatsammlungen Nordfrankreichs, Eine der schönsten und reichsten	222
Subskription auf Die Blechschmiede von Arno Holz	221
Unikum der Göschenschen Ausgabe von Goethes Schriften, Das sogenannte	324
Werbemittel des Buchhandels, Ein neues	223
Zwei Bücher aus Napoleons Feldbibliothek im Baltenlande	315

Kataloge.

Spalte 68, 122, 180, 231

Anzeigen.

Spalte 68, 122, 181, 232, 326

Digitized by Google

Carl Schüddekopf †.

Am Morgen des 30. März ist Carl Schüddekopf von dem Herzleiden, das ihn im Dienste des Vaterlandes überfallen hatte, erlöst worden. Ein Jahr lang hatte der starke Körper des Fünfundfünfzigjährigen dem fortschreitenden Versagen der Kräfte alles abgerungen, was die strengen Forderungen des Kriegsdienstes verlangten; dann brach er zusammen und die Hoffnung neuen Auflebens wurde vernichtet. Vielleicht war auch in diesem Falle der Tod, nach dem schönen Worte Gerhart Hauptmanns, die mildeste Form des Lebens: der ewigen Liebe Meisterstück.

An dieser Stelle ist nicht von dem äußeren Dasein Schüddekopfs, der Fülle wertvoller wissenschaftlicher Arbeit, die es umschloß, zu reden. Nur was er der Zeitschrift für Bücherfreunde und ihrem Hauptgebiet, der deutschen Bibliophilie, gewesen ist, darf mit kurzen Worten berührt werden. Seine Wissenschaft, die Geschichte unseres Schrifttums, und sein Beruf als Bibliothekar und langjähriger Assistent des Weimarer Goethe- und Schiller-Archivs wiesen Schüddekopf in das Feld der Bibliographie und der Herausgabe älterer Denkmäler, zumal solcher, die der vorklassischen und klassischen Zeit angehören. Und zu der sorgsamen, durch hohe philologische Begabung und sichere Methode fundierten Behandlung der Texte gesellte sich die feine genießerische Freude an den ästhetischen Werten, jenes Hineinfühlen in die Werke und ihre Schöpfer, das aller auf Kunst bezüglichen Wissenschaft erst die Lebenswärme verleiht.

Aus alledem erwuchs früh die edle Liebhaberei des Sammlers, wurzelnd in dem Empfinden für die Werte und Reize der alten, damals noch wenig geschätzten Drucke des 18. Jahrhunderts. Seltenheiten, die heute nur mit hohem Aufwand zu erlangen sind, konnten in dem Deutschland von 1890 noch leicht errungen werden, und so hatte Schüddekopf bereits eine stattliche Zahl solcher Denkmäler zusammengetragen, als weitere Kreise von gleichen Neigungen ergriffen wurden. Der Kreis der preußischen Dichter um Gleim und Ramler, denen seine ersten Studien galten; die Welt Goethes und in ihr vor allem der Bezirk der Werther-Literatur mit dem seltsamen Original August Siegfried von Goué, dessen „Masuren" mit erschöpfenden Beigaben er uns gegeben hätte, wäre der Krieg nicht dazwischen gekommen; die Schriften Wilhelm Heinses, des feinen, sinnenfrohen Kunstfühlers, und Brentanos, — alle diese Gestalten, ihr Schaffen und ihre Umgebungen wurden für Schüddekopf durch die Handschriften und Bücher, die von ihnen zeugten, zu Lebensgenossen.

So ward er zum Bibliophilen im besten Sinne des Wortes. Es verstand sich fast von selbst, daß er im Jahre 1899 die Gesellschaft der Bibliophilen aufrichten half und mit an ihre Spitze trat, bald in der wichtigsten Stellung, die sie zu vergeben hatte, der des Sekretärs. Die Verfassung der Gesell-

Digitized by Google

schaft vereinigt, dem Deutschen Reiche darin vergleichbar, in dem einen Amte die gesamte Geschäftsführung, und um so schwerer und verantwortungsvoller ist die Wahl der dafür geeigneten Persönlichkeit. Der Vorstand hatte in Carl Schüddekopf den rechten Mann erkoren. Was er in zwanzig Jahren geleistet hat, das bezeugt die gesunde Blüte der Gesellschaft, die auch durch den Krieg nicht im geringsten verkümmert werden konnte, das bezeugen die nun schon so zahlreichen Publikationen, die, alle in ihrem Werden von ihm überwacht, zum großen Teil seiner Anregung ihr Dasein danken. Diese Publikationen durchmessen die weite Fläche der Gesamtgeschichte des Buchdrucks, von den Vorläufern im Holztafeldruck der Biblia pauperum und der Mirabilia Romae bis zu der neuen Buchkunst unserer Tage. Als ein allenthalben heimischer Redactor hat sich Schüddekopf an ihnen erwiesen, und so war er als Herausgeber des Hauptblattes unserer Zeitschrift legitimiert, legitimiert, als ihr Begründer Fedor von Zobeltitz sie im Jahre 1909 in andere Hände zu legen wünschte.

Es steht uns nicht zu und es tut auch nicht not, hier zu rühmen, was er der Zeitschrift bis zum Beginn des Krieges gewesen ist. Über fünf Jahrgänge zeugen davon und lassen den Verlust dieses Leiters als einen besonders schweren erscheinen, sowohl für die Mitarbeiter, die seiner Liebenswürdigkeit, seiner Fachkenntnis und seines Verständnisses für jede Schriftsteller- und Gelehrtenart sich dankbar erfreuen durften, wie für die Leser, die allmonatlich die Frucht seines sorgsamen Waltens ernteten. Freilich ist ja die Wirksamkeit eines Herausgebers, der hinter den Gestalten der von ihm versammelten Genossen sein eigenes Schaffen verbirgt, den Lesern einer Zeitschrift nur wie etwas Unpersönliches vertraut; aber den vornehmen, kundigen und im guten alten Sinne liberalen Geist, der die von Schüddekopf herausgegebenen Jahrgänge des Hauptblattes durchweht, wird wohl jeder verspürt haben, der sich mit ihnen befaßt hat.

Und damit ist das Letzte, das Entscheidende berührt, was unserem dahingeschiedenen Freunde eigen war, was den Schlüssel seines Wesens und seines Leistens gibt: das schlicht edle, gütige und heitere Menschentum. Als Gelehrter, als Bücherfreund, als gewissenhafter Verwalter der Gesellschaft der Bibliophilen und Herausgeber unserer Zeitschrift steht sein Bild vor so vielen, die ihm danken und um ihn trauern; die ganze Schwere dessen, was wir an ihm verlieren, ermessen doch nur diejenigen, die nun nie mehr in dieses gute, treue Freundesauge schauen dürfen.

Leipzig, am 1. April 1917.

Georg Witkowski.

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Dichter und Dichtung auf deutschen Bücherzeichen.

Von

Geh. Archivrat Dr. R. Krauß in Stuttgart.

Mit vierzehn Bildern.

Bild 1. Nach der Radierung von *Alfred Soder*-Basel.

Das Exlibris ist der Vermittler zwischen Buch und Bucheigner und im weiteren Sinn auch zwischen Literatur und Publikum. Kein Wunder also, wenn viele dieser kleinen Schildereien unmittelbar aus der Literatur schöpfen, auf Dichter und deren Werke Bezug nehmen. Es gibt freilich auch Künstler, die, wie z. B. Klinger, eine solche Anlehnung verschmähen und es vorziehen, ihre eigenen Poeten zu sein. Und wo andere die von fremder Hand geschaffenen Werte sich aneignen, geschieht es nicht immer nach ihrem freien Willen, sondern häufig nach Wunsch der Besteller. Natürlich läßt sich nicht jedesmal mit Sicherheit feststellen, wer von beiden den Ausschlag gegeben hat, und manches Exlibris kommt durch Zusammenwirken oder Kompromiß von Künstler und Auftraggeber zustande. Jedenfalls ist es nicht ohne Reiz, diese Beziehungen zwischen Literatur und Bücherzeichen im einzelnen zu verfolgen.

Das Buch selbst ist eines der wichtigsten Embleme des Exlibris. Bald sieht man ein einzelnes, bald mehrere geschlossen oder aufgeschlagen herumliegen, am häufigsten in den Händen sitzender, stehender, wandelnder Personen. Manchmal dienen sie aber auch als Unterlagen für Figuren, Sitzgelegenheiten u. dgl., sind zu Säulen, Türmen, Bergen aufgeschichtet, ja zu kunstvollen kleinen Gebäuden verarbeitet. Nicht selten sind diese Bücher als ganz bestimmte gekennzeichnet, man liest auf ihren Rücken die erlauchten Namen Goethe, Schiller, Kant, Ibsen oder „Also sprach Zarathustra" und ähnliche Titel, wodurch die Lieblingsschriftsteller oder Lieblingswerke der Bucheigner festgehalten werden. Je enger das Verhältnis der letzteren zu den betreffenden Autoren ist, um so gerechtfertigter erscheint natürlich eine solche Andeutung, und nichts ist selbstverständlicher, als daß ein Gelehrter, der sich zeitlebens mit Goethe befaßt hat, davon auch auf seinem Exlibris Zeugnis ablegt.

Dieses Zeugnis kann nun aber außer der Form des einfachen Büchertitels noch mancherlei sonstigen Ausdruck erhalten. In erster Linie durch Bildnisse von Dichtern, Schriftstellern, Leuchten der Wissenschaft. Wo sie nicht den alleinigen oder hauptsächlichen Gegenstand des Exlibris bilden, sieht man sie als Büsten auf Schreibtischen oder Sockeln stehen, als Porträts an der Wand hängen. *Mathilde Ade* führt in dem Eignerzeichen Otto Brauns gleich eine Siegesallee solcher Koryphäen vor. Von Homer, dem Vater der Gesänge, bis zu den kaum erst den Kinderschuhen

Digitized by Google

entwachsenen modernen Dichtern reicht unsere Bildergalerie. So begegnen wir der Gestalt des Sängers von Ilias und Odyssee zugleich mit der Schillers auf dem Exlibris, das *Franz Stassen* für das Realgymnasium des Johanneums Hamburg geschaffen hat.

Der Kopf Dantes, umhüllt von Rauchwolken, erscheint auf dem Bücherzeichen des altitalienischen und altspanischen Literaturforschers Prof. Jos. Priebsch, einer Schöpfung des glänzenden Wiener Radierers *Alfred Coßmann;* von Schlangen umwundene Guelfen-Fäuste und Finger recken sich drohend wider den in majestätischer Ruhe über den Angriffen thronenden Parteigänger der Ghibellinen. Walther von der Vogelweide ist auf Bücherzeichen von *Alois Kolb, Botho Schmidt* und *Hans Wildermann*, Gottfried von Straßburg auf einem solchen von *Josef Sattler* abgebildet.

Der Lutherkopf eignet sich natürlich besonders gut für Pastoren; wir sehen ihn z. B. auf dem Exlibris, das *Karl Bauer* in München, der unermüdliche Porträtist großer Männer, für den Stuttgarter Pfarrer Dr. David Koch entworfen hat.

Bild 2. Nach der Radierung von *Georg Otto*.

Den wackeren Hans Sachs zeigt vor einem Folianten das von *Bernhard Halbreiter* in München für Dr. Raymund Schmidt gefertigte Blatt.

Kein anderer Dichter oder Denker wird aber auch nur annähernd so häufig auf deutschen Exlibris abgebildet wie *Goethe* — ein Beweis seiner unerschütterten Oberstellung bei unserer Intelligenz. Unsere besten Zeichner und Radierer wetteifern miteinander, Züge und Gestalt des Olympiers auch in dieser Miniaturkunstform festzuhalten, die übrigens nicht selten gerade diesen Anlaß benutzt, um ihren natürlichen Rahmen zu sprengen. Der Leipziger *Bruno Héroux*, der Berliner *E. F. Hübner*, der Freiburger *Theodor Schück*, die Wiener *Alfred Coßmann* und *Arthur Kurtz* — sie alle und viele andere haben uns Bücherzeichen mit Goethe-Porträts beschert. *Karl Bauer*, der sich ja mit besonderem Eifer in diesen dankbaren ikonographischen Vorwurf vertieft hat, stellt Goethe in allen möglichen Lebensaltern dar. Der Preis gebührt aber wohl dem überaus beliebten Basler Exlibris-Künstler *Alfred Soder*. Seine herrliche Radierung für Walther Stohmann-Tietz (Bild 1) gibt Ludwig Sebbers Kreidezeichnung vom Jahre 1826 wieder und läßt das edle Greisenhaupt von einem Kranz reizender Putten umrahmt sein. Auf der Exlibris-Radierung für Hanns Wolfgang Rath hat derselbe Soder das Wiener Goethedenkmal nachgebildet, auf der für Sofia Schulz-Euler läßt er Frau Aja in Erscheinung treten.

Auf dem erwähnten Stohmann-Tietzschen Blatt ist unten noch Goethes Gartenhaus angebracht, das auch sonst häufige Verwertung findet. Keiner hat auf diese Marke ein besseres Anrecht gehabt als Erich Schmidt wegen seiner bekannten Beziehungen zu Weimar, dem dortigen Goethe-Schiller-Archiv und der Goethe-Gesellschaft; *Georg Otto* ist der Schöpfer seines Bucheignerzeichens (Bild 2).

Digitized by Google

Schiller tritt nicht so sehr in den Vordergrund; unter anderem sehen wir die Danneckersche Büste auf einer Radierung *Leo Kaysers* (Darmstadt) für Fr. Schläger.

Ein Porträt des Naturschwärmers Rousseau hat sich der Berner Kantonsbuchhalter Emil Jung für eines seiner Exlibris auserkoren; es ist in einen schönen ornamentalen Kranz mit Aufzählung seiner Hauptwerke eingelassen (Bild 3). Diese Radierung rührt von *Konrad Straßer* in St. Gallen her, der sich rasch in die vorderste Reihe der Meister unserer Kleinkunst gestellt hat, wie überhaupt die deutsche Schweiz, und in echt deutschem Geist, hervorragenden Anteil an der modernen Exlibrisbewegung hat.

Bild 3. Nach der Radierung von *Konrad Straßer*-St. Gallen.

Rousseaus Bildnis kommt auch für Pädagogen in Betracht, mehr aber noch das seines Mitschweizers Pestalozzi, den uns ja neuerdings Wilhelm Schäfer durch ein äußerst anziehendes Lebensbild in Romanform näher gebracht hat. So begegnen wir dem häßlichen Charakterkopf des „roten Pestaluzz" auf dem von *Dr. Daniel Greiner* für den Frankfurter Lehrer Adolf Conrad gezeichneten Exlibris, wobei der Wahlspruch „Alles um Liebe" beigesetzt ist.

Den wackeren Hebel hat der schon erwähnte *Leo Kayser* für Ludwig Säng radiert, und auf zwei von *Helma Fischer-Öls* herrührenden großen Blättern derselben Technik für Oskar Leuschner erscheint die Büste des Schlesiers Holtei, hier auf dem Schreibtisch, dort als Grabmal, in beiden Fällen mit dem Spruche „Suste nischt ack heem".

Bayros, einer unserer bekanntesten Illustratoren und beliebtesten Exlibriszeichner, gibt auf dem Blatt für E. L[udwig] eine Allegorie des Heineschen „Auf Flügeln des Gesanges" mit dem Dichterkopf in Medaillonform.

Heinrich Reifferscheidts eigenes Bücherzeichen trägt die Widmung „An Shelley" und sucht durch ein stimmungsvolles Landschaftsbild, in das eine nackte Frauengestalt mit mächtigen Schwingen gestellt ist, dem Wesen des gewichtigen englischen Poeten nachzukommen.

Digitized by Google

Bild 4. Nach der Radierung von *Moriz von Weittenhiller*-Wien †.

Einen ausgezeichneten Grillparzerkopf erblicken wir auf der von dem verstorbenen Wiener *Moriz von Weittenhiller* geschaffenen Radierung „Gustav von Weitenhillers Sammlung von Werken österreichischer Dichter" (Bild 4). Eine Federzeichnung Peter Roseggers, sein Geburtshaus darstellend, hat *Gerhard Romberg* zu einem Exlibris verwendet, zu dem Arthur Kurtz den entsprechenden Rahmen geliefert hat.

Die Begeisterung für Nietzsche, der ja im gewissen Sinne an der Spitze der modernen Literatur marschiert, äußert sich auch in der Exlibriskunst. Besonders häufig stoßen wir auf geflügelte Worte des Dichterphilosophen. *Karl Bauers* Nietzsche-Kopf mit dem Zarathustra-Zitat „Ich hasse die lesenden Müßiggänger" bildet das Bucheignerzeichen V[alentin] R[osenfeld]. Was soll man aber dazu sagen, daß *Alfred Soder*, der damals die Höhe seines heutigen Geschmacks noch nicht erreicht hatte, auf seiner Radierung für Friedrich Berthold Sutter Nietzsches völlig unbekleidete Gestalt auf einem Felsen vorführt?

Eine Ibsen-Zeichnung *Max Liebermanns*, die den großen Norweger als Wappentier auf einem Band seiner Werke liegend zeigt, ist erst nachträglich zum Exlibris für Karl Michaelis gestempelt worden. Strindbergs Porträt hat *Karl Bauer* für ein Bücherzeichen Dr. Valentin Rosenfelds lithographiert. Derselbe läßt einen vor dem Kampfe betenden Ritter auf dem Exlibris Dr. August Heisler Stefan Georges Züge tragen. Doch schreiten unsere Künstler nur ausnahmsweise so tief in die Gegenwart herein. Wenn mitunter ein lebender Dichter auf seinem Bücherzeichen die eigene Büste angebracht sehen will, so muß man das als eine Verirrung betrachten, die nicht weiter ans Tageslicht gezogen werden soll.

Ebenso häufig wie Dichterbildnisse finden sich Gestalten, Motive, Gruppen und Szenen aus Kunstwerken auf Exlibris. Hier liegt von vornherein die Gefahr vor, daß durch zu umfangreiche Kompositionen, durch rein bildhafte Darstellungen der Zweck des Bücherzeichens weit überschritten und sein Markencharakter völlig verwischt wird. Ganz zu verwerfen ist es, wenn schon vorhandene Illustrationen zu Dichtwerken einfach durch Einsetzung eines Besitzernamens in Exlibris verwandelt werden; solche Blätter können nimmermehr die Forderungen erfüllen, die wir an ein Bucheignerzeichen zu stellen berechtigt sind, wenn auch gewisse Beziehungen zum Bucheigner dadurch sich ergeben, daß ihm der Dichter oder die Dichtung, um die es sich handelt, besonders wert sein mag. Ohne einen solchen Grund wird ja auch kaum irgend jemand sich einen derartigen Vorwurf wählen. Die Motive aus poetischen Schöpfungen umspannen die ganze Weltliteratur.

Schon die altklassische Sage und Dichtkunst wird ausgebeutet. Orpheus als Herold der Musik und ihres Zaubers, der Apfel des Paris, der Feuerräuber Prometheus, der erste Flieger Ikarus

Digitized by Google

sind beliebte Objekte. Eine Kassandra treffen wir auf einem Exlibris von *Fidus* für Walther von Zur Westen. Stellen aus Ovid finden wir mehrfach illustriert. *Bruno Héroux* stellt z. B. auf der bekannten Radierung für E. W. J. Gärtner nach Ovid XIV, 770 f. den Gott Vertumnus um die reizende Nymphe Pomona werbend dar.

Auch an der Poesie der Bibel gehen die Exlibriskünstler nicht vorüber. So zeigt der von *Bertha Bagge* in Frankfurt a. M. ausgeführte feine Stich „Aus der Büchersammlung R. Livingston" den von der Himmelsleiter träumenden Jakob. Die mit dem Haupt des Täufers Johannes tanzende Salome kommt mehr als einmal vor. Die 109. Suve des Koran hat *Dr. E. F. Hübner* auf seinem Eigenblatt, einer üppigen Dreiplattenradierung, malerisch ausgedeutet.

Nun geht es in den deutschen Dichterwald. Hänsel und Gretel mit der Knusperhexe dürfen da vor allem nicht fehlen. *Franz Hein* liebt kronengeschmückte Königinnen und Prinzessinnen in wallendem Goldhaar. Zu einem Spezialisten für humorvolle Märchenstimmung innerhalb unserer Kleinkunst hat sich der Berner *Hans Eggimann* entwickelt. Die Helden- und Rittersage knüpft sich in der Vorstellung des gegenwärtigen Publikums so sehr an ihre überragende Ausgestaltung durch Richard Wagner, daß sie sich auch in der bildenden Kunst kaum mehr von ihm loslösen läßt. Wer will noch unterscheiden, ob man bei Siegfried-Darstellungen mehr an unser herrliches Nibelungenlied oder an die Gebilde des großen deutschen Dichterkomponisten zu denken hat, ob Parsifalmotive auf Exlibris ihm oder unmittelbar dem Epos des Eschenbachers entlehnt sind? Siegfried eignet sich natürlich auch zum redenden Exlibris. So wird er uns als Drachentöter auf dem Blättchen vorgeführt, das die erfindungsfreudige *Mathilde Ade* für einen Kurt Siegfried gezeichnet hat. Siegfried, dem Vogelgesang lauschend, ist der Held eines *Gebhardt*schen Bücherzeichens für Clara Poensgen und eines weiteren von *Hans Wildermann* für Ludwig und Elly Mannstaedt. Daß der Düsseldorfer Meister, dem auch die Exlibriskunst zahlreiche von reinstem deutschen Geist erfüllte Prachtgaben dankt, dabei ausdrücklich an Wagner gedacht hat, beweisen die beigesetzten Noten. Der sein Schwert Notung schmiedende Siegfried steht im Mittelpunkt der Radierung, die *Robert Langbein* in Dresden sich selbst gewidmet hat. Man kann diesem Motiv zugleich den Sinn unterlegen, daß jeder seines Glückes Schmied ist. Siegmund und Sieglinde beschwört *Bruno Héroux* auf einer für Konrad Kehrl gefertigten Radierung, und auf einer solchen, die der Sängerin Tilli Kallmeyer zugehört, vereinigt derselbe Wagners Porträt mit dem Waldvögelein. Daß Wagnersche Gestalten als Exlibrisgegenstände für Bühnenkünstler etwas besonders Anziehendes haben, versteht sich eigentlich von selbst. *Franz Stassen* hat Wotan mit seinen Raben auf dem Bücherzeichen für Otto Weiß, Wotan und Brunhilde auf dem für Dora Herzog abgebildet. Die beiden letzteren hat auch der Frankfurter Radierer *Bernhard Liebig* auf

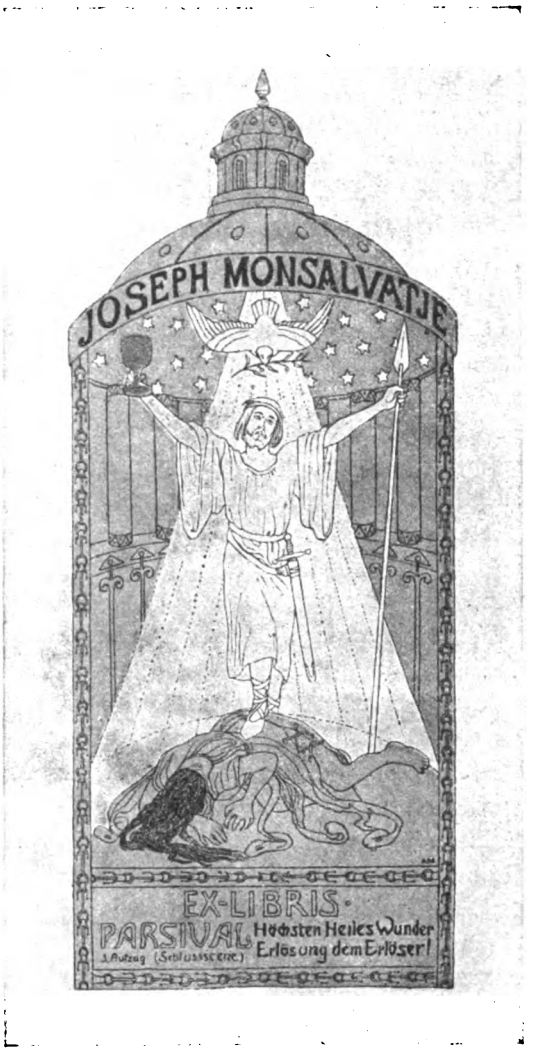


Bild 5. Von *Mathilde Ade*-München.

Digitized by Google

Bild 6. Nach dem Steindruck von *Mathilde Ade*-München.

Blättern für Willy Lampe und *Bruno Lehmann* in verschiedenen Auffassungen wiedergegeben. Im Zusammenhang mit seinen sonstigen Wagner-Illustrationen bannt *Hans Thoma* im Exlibris der Gräfin Erdödy die Köpfe der Walküre und ihres Rosses Grann auf das Papier.

Mit derselben Vorliebe wie auf die Nibelungen wird auf den Sagenkreis des Gral Bezug genommen. So ist die Gestalt Parsifals auf dem Exlibris festgehalten, das *Erich Heermann* für Fritz Jentsch radiert hat. Amfortas erscheint in eigenartig bizarrer Auffassung auf dem Bücherzeichen für Viktor Singer des von futuristischen Anwandlungen befallenen böhmischen Holzschneiders *Josef Vachal*. Wenn jemand den herrlichen Namen Monsalvatje trägt, so fordert das selbstverständlich zur Darstellung der Gralsburg heraus. Sie pflegt denn auch auf den zahlreichen Kunstblättern der Familie Monsalvatje in Figueras, die im Mittelpunkt der spanischen Exlibrisbewegung steht, im Vorder- oder Hintergrund zu stehen. Ersteres auf der Radierung für Joseph Monsalvatje von *Bruno Héroux*, der überdies einen Fries mit Blumenmädchen beigegeben hat. Für denselben hat *Mathilde Ade* die Schlußworte des Parsifals im Bild wiedergegeben: „Höchsten Heiles Wunder: Erlösung dem Erlöser!" (Bild 5). Die muntere Münchener Künstlerin hat ferner für Jorge Monsalvatje eine köstliche Parodie Lohengrins im Schwanennachen gezeichnet, wobei man gleichfalls die Stammburg dieses Gralsritters als Hintergrunddekoration erblickt (Bild 6). Damen, die Elsa heißen, lieben es, ihr Bücherzeichen mit ihrer unglücklichen brabantischen Namensschwester in Verbindung zu bringen. Mehr als einmal stößt man auf „Elsas Buch". Auf einem solchen Blatt (der Künstler soll verschwiegen sein!) gewahren wir einen modern frisierten und ondulierten Kopf mit süßlichen Puppenzügen. Aber dahinter fließt die Schelde, und die Umschrift lautet „Des Ritters will ich wahren, Er soll mein Streiter sein"; also muß doch wohl die Wagnersche Elsa darunter verstanden sein.

Im Bereiche unserer klassischen Dichtung übt wiederum Goethe auf Bucheigner und Künstler die größte Anziehungskraft aus. Faust vor allem, der selbst (und wir dürfen ja schließlich jeden bärtigen Gelehrten in gotischer Aufmachung dafür gelten lassen) auf vielen Exlibris von Männern der Wissenschaft abgebildet ist. So auf der schönen Radierung des Leipziger Literarhistorikers Albert Köster von *Bruno Héroux*' Hand. Ein Musterbeispiel, wie man Gruppen aus Dichtwerken verwenden kann, ohne ins Bildhafte überzugreifen, ist die Schlußszene des ersten Faustteils auf *Alfred Coßmanns* Exlibris für Henriette Feilchenfeld (Bild 7). Die Gestalten des büßenden Gretchen, des drängenden Faust und Mephistos („frei nach Cornelius") bilden gewissermaßen nur den oberen Zierleisten, mit zarter Diskretion und doch mit der an diesem Meister der Radiernadel gewohnten technischen Sorgfalt ausgeführt, während der Kopf der Juno Ludovisi auf dem unteren Teil des

Bild 7. Nach der Radierung von *Alfred Coßmann*-Wien.

Digitized by Google

Blättchens die antike Welt von Faust II symbolisiert. Mephisto mit Frau Monachia als Marthe Schwerdtlein am Arm ist der Gegenstand eines von übermütigem Humor gesättigten Bücherzeichens, das *Mathilde Ade* Ernst Possart gewidmet hat. Dieselbe Künstlerin hat für denselben großen Menschendarsteller zwei weitere Exlibris entworfen, von denen ihn das eine als Märchenerzähler schildert, das andere als Bühnenfeldherrn, der über die berühmtesten Gestalten der dramatischen Literatur Musterung abhält. Mignon und der Harfner zeigen sich auf *Bayros'* Exlibris für Gabriele Klein nebst einer Goethebüste, die dieser beliebte Illustrator auch sonst gerne anbringt; man kann aber nicht behaupten, daß diese Gestalten seiner prickelnden Rokokoart, die im Grunde genommen doch mehr französisch als deutsch ist, sonderlich liegen.

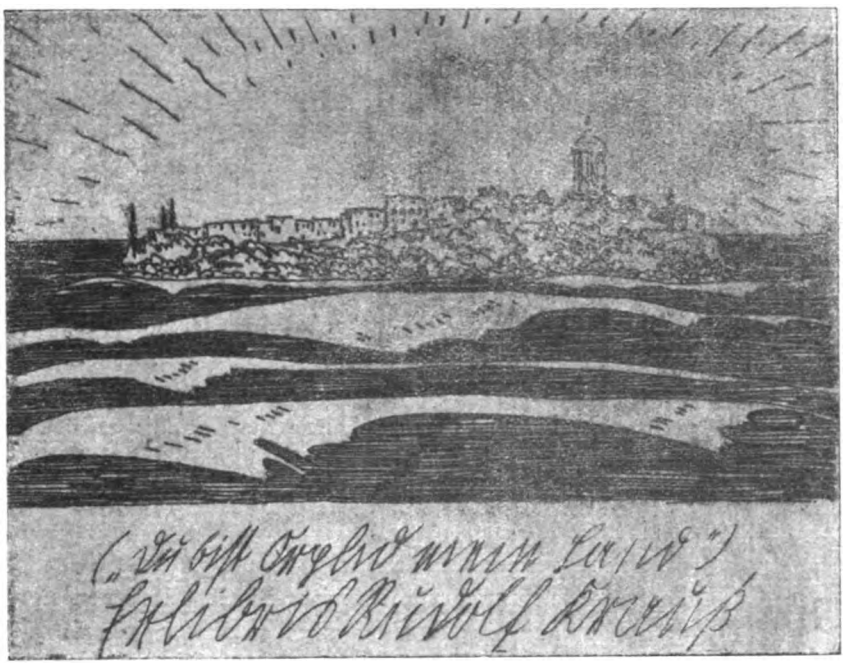


Bild 8. Nach einer Radierung von *Willi Geiger*.

Die ihre Geschwister mit Vesperbrot versorgende Lotte symbolisiert in passender Weise hauswirtschaftlichen Sinn und mütterlichen Instinkt.

„Du bist Orplid mein Land" — diese von Mörikes souveräner Dichterlaune ersonnene Zauberinsel ist mehr als poetisches Motiv: sie steigert sich zum Sinnbild für das Erdenferne und Weltentrückte, Erhabene und Großartige, und so versteht man, daß sie schon wiederholt für solche Abbildungen dienen mußte, die dazu bestimmt sind, auf die innere Bücherdecke geklebt zu werden. Wenig von dem romantischen Hauch, ohne den man sich Orplid nicht denken kann, verspürt man auf dem Blättchen „Elnas Buch", das *Theodor Herrmann* in Charlotten-

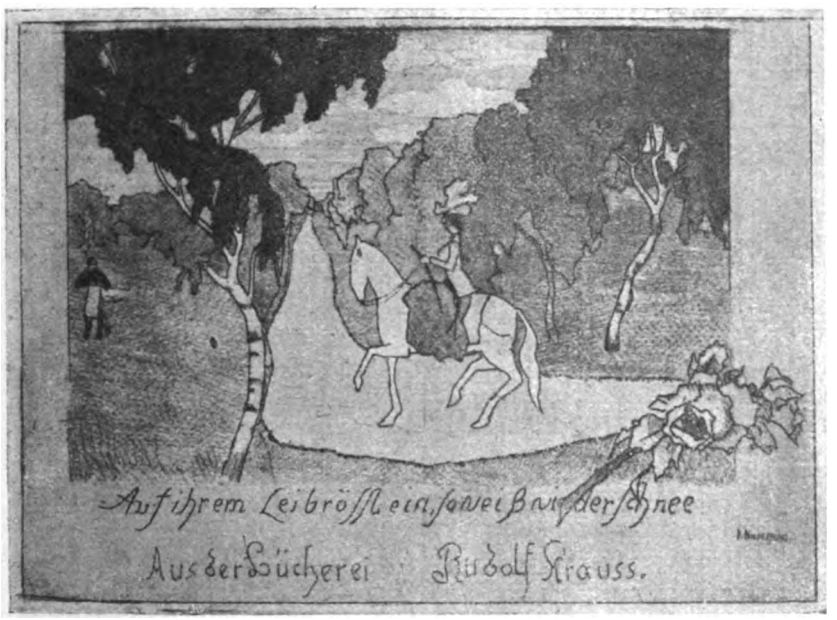


Bild 9. Nach einer Radierung von *Roland Niederbühl*.

Digitized by Google

burg gezeichnet hat; es ist freilich nur ein einfacher Klischeedruck, und schon dieser Umstand läßt keinen Wettbewerb mit den beiden Radierungen zu, auf denen zwei unserer hervorragendsten Exlibriskünstler, *Willi Geiger* und *Georg Broel*, das Thema behandelt haben. Die erstere (Bild 8) eignet mir, die letztere Dr. H. Horch. Bei Geiger überragt der Glockenturm die aus den Meeresfluten emporsteigende Inselstadt, Broel stellt das Eiland in eine Einfassung hochstrebender Zypressen. Auf einem anderen mir zugehörigen radierten Bücherzeichen hat der junge Stuttgarter *Roland Niederbühl* die knappe Handlung des Mörikeschen „Gärtners" („Auf ihrem Leibrößlein, so weiß wie der Schnee") in zarte Märchenstimmung getaucht (Bild 9); an dasselbe allbekannte Gedicht haben wohl auch *Edith Geiger*, die Tochter des Berliner Literarhistorikers, und *Bayros* auf Exlibris-Zeichnungen für Hetty Goldschmidt, bzw. Florence Taylor Rupprecht gedacht, obgleich nicht ausdrücklich auf die Verse Bezug genommen ist.

Sogar den Scheffelschen Kater Hidigeigei wollte Richard Steudel auf der Radierung haben, die er bei Professor *Alexander Eckener*, Lehrer der Graphik an der Stuttgarter Kunstakademie, bestellt hat; in einer Mondsichel schwebt er über einer größeren, die Philosophie als Licht der Welt veranschaulichenden Komposition.

Eine mit einem Buch spazieren gehende Biedermeierdame, die des Pragers *Georg Jilowsky* Nadel für Grete Brandl geschaffen hat, darf wohl auf Jettchen Gebert gedeutet werden. Im allgemeinen stößt man jedoch nur ausnahmsweise auf Gestalten neuester Dichter. Verhältnismäßig häufig finden wir auf ihren eigenen Bücherzeichen Anspielungen auf ihre Werke. So hat *Bruno Héroux* auf seiner Radierung für den Dramaturgen der Leipziger Stadttheater Dr. Ludwig Weber einen Kain mit Bezug auf dessen gleichnamiges Drama dargestellt; *Heinz Baluscheks* Exlibris für Heinz Tovote (Bild 11) entnimmt das Motiv des Dichters „Fallobst"; *Willi Geiger* läßt auf dem radierten für Werner von der Schulenburg eine Reihe poetischer Erzeugnisse des Besitzers auftreten.

In beschränkterem Maß dient die literarische Anregung zur Befruchtung einer mehr selbsttätigen Künstlerphantasie da, wo mehr oder weniger bekannte Dichterworte durch symbolische oder sonstige Darstellungen paraphrasiert werden. Natürlich sind solche Zitate in der Regel Lieblingssprüche des Buchzeicheneigners, die er sich zur Richtschnur fürs Leben erwählt hat. Wenn der Autor nicht namhaft gemacht ist, so gibt es dabei für den Beschauer manchmal recht harte Nüsse zu knacken. Wie wenige wissen z. B. den Vers „Meiner Heimat Berge dunkeln" unterzubringen,

Bild 10. Nach der Radierung von *Otto Ubbelohde*-Goßfelden.

Digitized by Google

der als Motto über einer für mich von *Alfred Teuffel* in Stuttgart radierten schwäbischen Alblandschaft steht; es sind die Anfangsworte eines einst beliebten patriotischen Gedichts des Politikers, Publizisten und Märzministers Paul Pfizer. Weit größer wird die Anzahl derer sein, die das mehrfach auf Exlibris stehende Motto „Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns" als Schlußzeile des Schillerschen „Spaziergang" erkennen. Ebenso schön als einfach hat es *Otto Ubbelohde* auf seinem Eigenblatt in die Sprache seiner trefflichen Radiernadel umgesetzt: eine seiner liebevoll geschauten Hessenlandschaften, über der ein gewaltiger Vogel seine Schwingen regt (Bild 10).

Helma Fischer-Öls, die gerne Ausschnitte aus der schlesischen Landschaft gibt, hat einem solchen, zum Bibliothekzeichen für sie selbst bestimmten die Losung „Natur, laß mich gesunden! sie lassen mich nicht ruhn" mitgegeben. Die Exlibriskünstler, welche die Landschaft bevorzugen, setzen häufig Verse aus Frühlings- oder sonstigen Naturliedern ihren Bildchen vor, die dann als Illustrationen zu jenen gedacht sind. Wiederholt stoßen wir z. B. auf die zwei letzten Zeilen von Gottfried Kellers Abendlied „Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, Von dem goldnen Überfluß der Welt!" Während *Emil Anner* zu Brugg im Aargau auf der schönen Radierung für Abegg-Stockar (Bild 14) das Problem rein landschaftlich faßt, bedient sich *Alfred Soder* auf der seinigen für Philipp Manes als Vermittlerin einer uns den Rücken zukehrenden weiblichen Figur, vor der er die Herrlichkeiten der Welt ausbreitet.

Bild 11. Von *Hans Baluschek*-Berlin.

Abermals ist es Goethe, dessen Schatzkammer goldener Sprüche mehr als alle andern ausgeplündert werden. Sein „Helfet alle mich belehren" zitiert *Max Liebermann*, der auf seinem einzigen wirklichen Bücherzeichen (für Ernst Magnus) einen lesenden Mann in seiner Bibliothek darstellt. Das Faustwort „Erwirb es, um es zu besitzen!" versinnbildlicht *Ed. von Gebhardt* auf dem Exlibris für Friedrich Schöne durch einen sich auf das sich bäumende Roß schwingenden Jüngling nebst einem von der sinkenden Sonne vergoldeten dorischen Tempel. Andere Verse von Goethe „Soll es reichlich zu dir fließen, Reichlich andre laß genießen!" haben *Alfred Coßmann* zu seinem herrlichen Exlibris Marianne Parma begeistert, auf dem eine edle Frauengestalt einem Knaben eine Schale zum Munde führt. Die Mahnung „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!" steht Ärzten besonders wohl an; *Héroux* hat die Aufgabe auf der Radierung für Frl. Dr. Anna Moesta dadurch gelöst, daß er ein junges Weib einem Leidenden den Heiltrank reichen läßt. Dr. F. Dumstrey hat gar vier unserer besten Exlibris-Radierer, *Hans Bastanier*, *Emil Ewe*, *Alfred Soder* und *Hubert Wilm*, in Bewegung gesetzt, um wetteifernd Allegorien zu Tells Ausspruch „Der Starke ist am mächtigsten allein" zu schaffen. Dem Deutschamerikaner Harald S. Loeb hat kein Geringerer als Mark Twain eine besondere Devise für sein Bücherzeichen (Bild 12) persönlich gewidmet, die in deutscher Übersetzung lautet: „Alles ist relativ: ein junger Heuschreck zu sein ist besser als ein alter Paradiesvogel", wozu der eben erwähnte *Wilm* einen Paradiesvogel radiert hat und unter der Schrift in Remarkenart ein bescheidenes Heuschrecklein. Damit ist eigentlich *Mathilde Ade*, der patentierten Humoristin unter den Exlibriskünstlern, ins Handwerk gepfuscht; sie deutet ebenso im Handumdrehen lustige Verse von Wilhelm Busch aus, wie sie ernste Nietzsche-Worte keck parodiert.

Digitized by Google

Nicht immer sind die Verse, die dem Künstler bei seinen Gebilden im Sinne liegen, namhaft gemacht: mitunter muß sie der Beschauer erraten, was selten ohne Beihilfe eben des Künstlers oder des eingeweihten Exlibrisbesitzers gelingt. So erblicken wir auf dem von *Reinhold Max Eichler*, Mitglied der Münchener „Scholle", entworfenen Exlibris Blume einen Mann, der nackt vor einem Kahn steht, in den beiden ausgereckten Armen Ruder haltend, um einer neuen Sonne und einem neuen Glück entgegenzufahren. Es ist als eine Paraphrase zu den Faustversen gedacht: „Ins hohe Meer werd' ich hinausgewiesen, Die Spiegelglut erglänzt zu meinen Füßen, Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag."

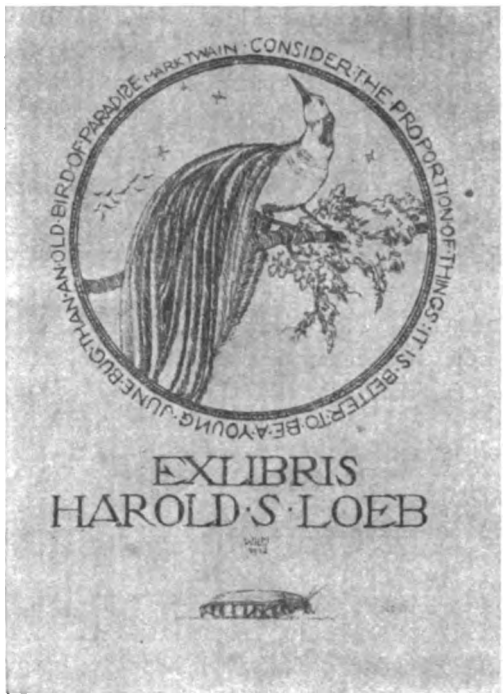


Bild 12. Nach der Radierung von *Hubert Wilm*-München.

Natürlich ließen sich diese Beispiele um ein Vielfaches ohne Mühe vermehren. Jeder neue Tag bringt ja neue Bücherzeichen. Während diese Zeilen ihrer Vollendung entgegengingen, kam mir ein Exlibris von *Robert Budzinski*, der, der Not der Zeit gehorchend, mit schönem Erfolg auf Linoleum radiert, ins Haus geflogen: ein totes Mädchenhaupt auf Wasserblumen schwimmend — ohne Zweifel Hamlets Ophelia (Bild 13). Ich muß also von vornherein etwaige Vorwürfe, daß ich dies

Bild 13. Nach der Radierung von *Robert Budzinski*-Konitz.

Digitized by Google

und jenes „vergessen" habe, zurückweisen; bei der Überfülle des Stoffs konnte es sich lediglich um Stichproben handeln.

Insbesondere habe ich die Remarken ganz aus dem Spiel gelassen. Diese, die ja ursprünglich nichts als Ätzproben gewesen sind, haben mit dem *Gebrauchs*-Exlibris nichts zu tun; wenn sie trotzdem neuerdings gerade bei angeblichen Bücherzeichen mehr und mehr überhand nehmen, so handelt es sich eben um *Sammel*-Exlibris und reine Kunstblätter, die unter falscher Flagge segeln. Auf solchen Randverzierungen kann sich die Künstlerlaune ungleich freier ausleben als auf dem eigentlichen Bild des Bücherzeichens, das eine einheitliche Wirkung verlangt, und unter den bunten Remarke-Einfällen finden sich auch nicht selten Porträts von Dichtern oder Gestalten der Poesie.

Bild 14. Nach der Radierung von *Emil Anner*-Brugg (Schweiz).

Die Frage, welche Exlibris die Dichter selbst führen, berührt sich ja, wie wir gesehen haben, in manchen Punkten mit unserem Thema, bedarf aber doch einer besonderen Beantwortung. Vielleicht läßt es sich ermöglichen, später einmal ausführlich darauf zurückzukommen.

Ein vergeßner Goethe-Sänger.

Von

Dr. Leopold Hirschberg in Berlin.

Mit einem Bilde.

I.

Meine erste Bekanntschaft mit dem Vergeßnen, dessen Namen ich gleich nennen will — *Leopold Lenz* —, wurde mir auf dem Wege der Bibliophilie zu teil. Beim systematischen Durchstöbern alter Musikalienhandlungen nach schön ausgestatteten Notentiteln fiel mir eines Tages eine vollständige Reihe der Wilhelm Meister-Gesänge in die Hand, deren Titelzeichnung in künstlerischer Hinsicht etwas durchaus von der Schablone Abweichendes darbot. Da war nichts von der widerlich marktschreierischen Art der meisten Musikalienbilder zu sehen; in sinnvoller Anordnung umrahmte eine Anzahl von Bildern den Titel des Werkes (siehe S. 13).

Auch die technische Ausführung des figurenreichen Titelblattes — auf Stein übertragene Federzeichnungen — verriet auf den ersten Blick eine höhere Künstlerschaft als die der „Wald- und Wiesen"-Illustratoren; die Vermutung wurde zur Gewißheit, als ich am unteren Rande das Signum „18 E. N. 32" erblickte. Der Zeichner war also kein anderer als *Eugen Neureuther* und diese Wilhelm Meister-Darstellung eine notwendige Ergänzung seiner berühmten fünf Hefte „Randzeichnungen um Goethes Gedichte", deren vier erste der Altmeister bekanntlich noch persönlich in Empfang nehmen konnte (sie erschienen 1829—1832), während das fünfte erst nach Goethes Tode (1839) herauskam.

Digitized by Google

Die Anordnung der Gruppen ist von Neureuther derart getroffen, daß den oberen und unteren Rand des Blattes nur ein verschnörkeltes Arabesken- und Girlandenwerk bildet, das seinen Ausgangspunkt in phantastischen Blumengebilden der Seitenteile hat. Letztere weisen außerdem drei bildliche Darstellungen auf. Links sitzt Mignon auf einem Kanapee, den rechten Arm auf das Kopfkissen, das Haupt betrübt auf die rechte Hand gestützt, während der ausgestreckte linke Arm eine auf ihrem Schoß ruhende Laute hält. Die rechte Seitenhälfte zeigt unten Wilhelm und den Harfner an einen Baumstamm gelehnt, zwischen ihnen ein aufgerolltes Blatt mit der fragmentarischen Aufschrift „Wer nie sein Brod" usw. Am interessantesten ist der obere Teil der rechten Hälfte, der eine Miniaturbühne mit einem wild taktierenden Kapellmeister, der tragischen und komischen Maske und dem aus seinem Kasten herausgekrochenen Souffleur enthält; auf der Szene selbst erblickt man den Geist von Hamlets Vater, sowie den Dänenprinzen selbst mit seinen Begleitern auf Helsingör. Man merkt, daß Neureuther Goethes Werk gut gelesen hat. Die Physiognomien der einzelnen Personen darf man allerdings nicht zu genau betrachten, da namentlich Mignon nur über ein Minimum äußerer Reize verfügt; der Gesamteindruck des Blattes ist das Wesentliche.

Nach dem Wortlaut der Widmung ist mit Sicherheit anzunehmen, daß Goethe zur Zeit des Erscheinens noch lebte und von dem Tonsetzer ein Exemplar seiner Komposition erhielt. Das in seinen letzten Lebensjahren nicht genau geführte Verzeichnis der Zugänge seiner Bibliothek enthält keine Angabe darüber; ebenso ist der Name „Leopold Lenz" in keinem Index der Weimarer Ausgabe zu finden.

Nach diesen bibliophilen Erheiterungen kam eines Tages das Durchspielen der acht Gesänge an die Reihe. Der dabei empfangene Eindruck bestimmte mich zu näherem Erforschen von Lenzens Leben und Werken. Welchen Schwierigkeiten in bio- und bibliographischer Hinsicht ich dabei begegnen würde, konnte ich allerdings nicht im entferntesten ahnen. Sie sind zum Teil bis heute noch nicht behoben, und es war mir darum auch nicht möglich, die letzte Hand an eine von mir fast fertiggestellte, erschöpfende Monographie zu legen. So soll diese Arbeit (nebst einer vor kurzem erschienenen zeitgemäßen Mitteilung über Lenzens Kriegslieder [1]) einen vorläufigen Ausschnitt aus dem Wirken des interessanten Mannes bilden.

II.

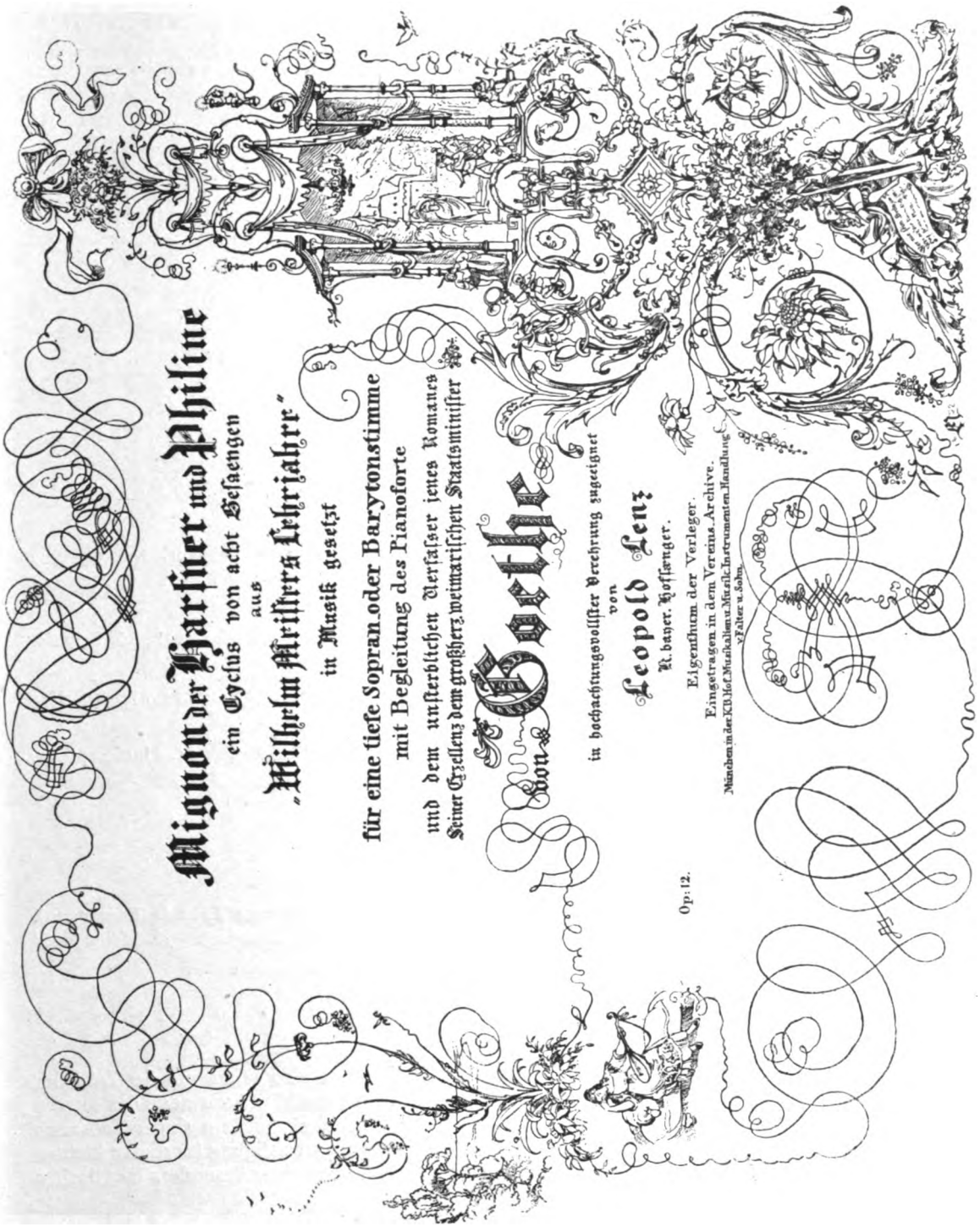
Wenn man für Lenzens Leben aus irgendeinem der alten Musik-Lexika, jenen ersten Zufluchtsorten der Suchenden, etwas ermitteln wollte, so wäre man übel dran. Was bei Schladebach, Ledebur, Mendel usw. zu finden ist, webt um die Geburt des schlichten Mannes einen so mystischen Schimmer, wie er vielleicht für die „Geschichte des Tom Jones, eines Fündlings", aber nicht für unsern Tondichter paßt. Lenz sollte danach in Berlin geboren, später aber als Hofsänger nach München gekommen sein. Schon die damals äußerst geringen Berührungspunkte der preußischen und bayrischen Hauptstadt machten diese Angabe sehr unwahrscheinlich; da auch über das Geburtsjahr und Elternhaus Lenzens nichts erwähnt wird, legte ich diese Notizen als unbrauchbar beiseite und benutzte einen Aufenthalt in München zu authentischen Ermittelungen im dortigen Hoftheaterarchiv. Und da befindet sich in der Tat ein dickes, ehrwürdiges Aktenstück über Leben und Absterben, Glück und Ende Lenzens, woraus zu ersehen ist, daß er 1804 in Passau als Sohn eines dortigen „quiescirten Policey-Direktors" das Licht der Welt erblickte und am 18. Juni 1862 in München starb. Im Alter von 20 Jahren ward er Chorsänger, als Zweiundzwanzigjähriger „wirklicher" Opersänger; dann stieg er zum „Hofsänger", „Hoftheatersänger" und Regisseur, endlich zum Gesanglehrer am Konservatorium in München auf; und gerade die letzte Auszeichnung rechtfertigt die vielfachen zeitgenössischen Berichte von seiner vornehmen und edlen Singekunst. Auch von der oftmals gerühmten männlichen Schönheit Lenzens konnte ich mich an dem in der Wandelhalle des Theaters hängenden Bilde (als Jäger im „Nachtlager von Granada") wirklich überzeugen.

So viel von dem einfachen äußeren Leben unseres Tondichters, hauptsächlich zwecks Berichtigung der fehlerhaften Angaben in den Handbüchern. Weit weniger sind wir über seine Entwicklung als Komponist unterrichtet, da die Gewohnheit, beim Erscheinen von Musikwerken die Jahreszahl fortzulassen (worüber schon Beethoven ebenso ungehalten war wie über die französischen und italienischen Titel), nur in den allerseltensten Fällen die Entstehungszeit der Werke ermitteln läßt. Der 1832 erschienene Wilhelm Meister-Zyklus trägt bereits die Opuszahl 12, woraus zu schließen

1 „Kriegslieder eines Vergeßnen." Allgemeine Musik-Zeitung 1917, Nr. 2.

Digitized by Google

ist, daß Lenz bereits als ziemlich junger Mensch zu komponieren begann. Seine *sämtlichen* Schöpfungen gehören dem Reiche des ein- und mehrstimmigen *Liedes* an, da man auch seine „Transkriptionen" für Klavier von dreien seiner beliebtesten Lieder hierher rechnen muß.



Titelblatt (Steinzeichnung) von *Eugen Neureuther* zum Op. 12 von *Leopold Lenz* (1832). Verkleinert.

Wie ich schon hervorhob, ist eine Sammlung aller Lenzschen Werke mit den größten Schwierigkeiten verknüpft. Nur zwei haben eine Neu-Auflage erlebt, die übrigen sind lediglich als Originalausgaben zugänglich. Wie sehr bei der Erhaltung letzterer der Zufall mitspielt, ist bekannt genug.

Digitized by Google

Und so kann sich auch *niemand* eines *vollständigen* Lenz-Besitzes rühmen. Ganz auffällig versagt bedauerlicherweise gerade die sonst so wunderbare Münchener Hof- und Staatsbibliothek; was um so auffälliger ist, als Lenz eigentlich sein ganzes Leben in München, und sogar in königlichen Diensten, verbrachte. Am *vollständigsten* sind die Sammlungen der *Berliner Königlichen Bibliothek* und des *Verfassers dieser Arbeit*, die sich im Augenblick, wo dieses geschrieben wird, unter Zuhilfenahme der Lipperheide-Sammlung des Berliner Kunstgewerbe-Museums, so weit ergänzen, daß nur *vier Werke* vollständig fehlen (leider auch darunter mehrere Goethe-Lieder). Die Aussicht einer Beschaffung derselben — Op. 3 (Augsburg, bei Gombart); Op. 11 (München, bei Falter); „7 Gedichte von Goethe" (Augsburg, bei Gombart); „6 Gedichte von Goethe" (München, bei Falter) — ist fast so gering wie die einer Zerschmetterung Deutschlands durch seine Feinde.

Was uns bei den von mir ermittelten über 300 Gesängen ganz besonders sympathisch berührt, ist die *Wahl der Dichter*. Die edelsten deutschen Namen prangen da in stattlicher Zahl: Schiller 5-, Uhland 43-, Rückert 16-, Heine 9-, Hoffmann von Fallersleben 34-, Wilhelm Müller 7mal; mehrfach sind Gellert, Matthisson, Hölty, Jean Paul(!), Tieck, Arndt, Eichendorff, Platen, Kopisch, Freiligrath vertreten. Ganz überraschend aber ist die Menge der *Goethe-Dichtungen*, die auf eine so intensive Beschäftigung mit dem Größten schließen läßt, wie wir sie nur bei den besten und liebsten unserer Romantiker (unter denen ich auch Lenz ein bescheidenes Plätzchen einräumen möchte) finden.

III.

Ich gebe nunmehr ein Verzeichnis der Lenzschen Goethe-Gesänge in der Reihenfolge und Bezeichnung, wie sie sich in der Ausgabe letzter Hand finden. Die beiden Mariannen gehörenden Suleika-Lieder, die mit dem Divan so verwachsen sind wie die lateinischen Worte des Requiems mit der Szene im Dom, rechne ich selbstverständlich dazu:

I. Lieder. 1. Heidenröslein. 2. Rettung. 3. An die Erwählte. 4. Erster Verlust. 5. Nähe des Geliebten (3 Fassungen). 6. Beherzigung. 7. Meeres Stille. 8. Glückliche Fahrt. 9. Frühzeitiger Frühling. 10. Wandrers Nachtlied. 11. Ein gleiches. 12. Jägers Abendlied.

II. Gesellige Lieder. 13. Frühlingsorakel. 14. Generalbeichte. 15. Ergo bibamus! 16. Schweizerlied.

III. Balladen. 17. Mignon (2 Fassungen). 18. Der König in Thule (2 Fassungen). 19. Der Rattenfänger. 20. Der Todtentanz.

IV. Aus Wilhelm Meister. 21. Mignon. 22. Dieselbe. 23. Dieselbe. 24. Harfenspieler. 25. Derselbe (2 Fassungen). 26. Derselbe. 27. Philine.

V. Buch der Liebe. 28. Geheimes.

VI. Buch Suleika. 29. Suleika. 30. Suleika. 31. Vollmondnacht.

VII. Egmont. 32. Die Trommel gerühret. 33. Freudvoll und leidvoll.

VIII. Faust. 34. Burgen mit hohen. 35. Der Schäfer putzte sich zum Tanz (2 Fassungen). 36. Es war eine Ratt' im Kellernest. 37. Es war einmal ein König (2 Fassungen). 38. Meine Ruh' ist hin. 39. Ach neige. 40. Was machst du hier.

IV.

Wenn durch nichts anderes, verdient Lenzens Goethe-Schaffen also schon um der Zahl der betonten Gedichte willen liebevolle Berücksichtigung. Kommt nun noch, wie wir nach der kurzen Sonderbesprechung der einzelnen Stücke ersehen werden, hinzu, daß ein nicht geringer Teil auch höhere musikalische Ansprüche befriedigt, so glaube ich eine gewisse Berechtigung für diesen kleinen Beitrag zur Goethe-Bibliographie in Anspruch nehmen zu dürfen, ohne einer besonders fanatischen Verehrung für meinen „Helden" beschuldigt werden zu können.

1. Durch Schuberts unsterbliche Komposition entbehrlich, zumal es in der ganzen Anlage (G-dur, $^2/_4$) seinem großen Gegenstück ungemein ähnelt.
2. In dem verschollenen Op. 11 enthalten. Es ist zu bedauern, daß die Betonung des reizenden Gedichtes verlorengegangen ist.

Digitized by Google

3. Heiter und kräftig, aber ohne Besonderheiten.

4. Lenzens erstes Goethe-Lied. Sein bei André in Offenbach verlegtes Op. 1 (zwölf Lieder von Uhland) muß infolge seiner Sangbarkeit schnell beliebt geworden sein, so daß der Offenbach benachbarte Mainzer Musikverleger Zimmermann unsern Tondichter um eine weitere Gabe ansprechen konnte, ohne einen Mißerfolg befürchten zu müssen. Auf Lenz selbst wird der Erfolg seines Erstlingswerkes gleichfalls belebend und stärkend gewirkt haben; seine Schwingen regen sich deutlich freier und kühner, indem er sich zum erstenmal dem Dichter zuwendet, der ihn für die ganze Zeit seines Wirkens unaufhörlich begleiten sollte. Reiche Melodik zeichnet das bescheidene Liedchen aus.

5. In den beiden ersten Fassungen des Liedes zeigt sich noch deutlich ein unsicheres Tasten, eine den wunderbaren Worten angemessene Weise zu finden. Daß ihn beide nicht befriedigten, geht daraus hervor, daß Lenz in seiner reifsten Schaffensperiode (Op. 37) dem Gedichte noch einmal nahte und es für Männerchor setzte. Wenn wir es auch verurteilen müssen, das durchaus subjektive, von Goethe offenbar für eine *Frauen*-Stimme gedachte Lied von einem Männerchor singen zu hören, so setzt uns die schöne Melodik und Harmonik des Gesanges, sowie die überaus treffliche Stimmenführung über diese geistige Entgleisung etwas hinweg. Übrigens stimmt Ton- und Taktart (Ges-dur, 12/8) fast vollständig mit Schuberts Komposition überein.

6. Infolge seines vorwiegend didaktischen Inhalts („Eines schickt sich nicht für alle") für die Musik wenig geeignet.

7/8. Muß uns besonders interessieren, schon ob des naheliegenden Vergleichs mit Beethoven und Schubert. Ob Lenz die Werke der beiden Meister gekannt hat, will ich nicht entscheiden; doch spricht die Wahrscheinlichkeit nicht dafür. Jedenfalls verfügte er über so viel eigenes Können und Empfinden, daß seine Tondichtung als nicht unwürdig neben den beiden anderen hohen Werken bestehen kann. Und das will schon etwas sagen. Mit Schubert teilt Lenzens Werk die Tonart (C-dur) und allgemeine Anlage, unterscheidet sich aber von ihm, insofern als jener die brütende Stille und Schwüle durch langgezogene Arpeggien, dieser durch dumpfe Tremolos malt, die nur durch vier Takte bei den Worten:

Keine Luft von keiner Seite,
Todesstille fürchterlich!

unterbrochen werden, wobei es zu interessanten, sogenannten enharmonischen Verwechselungen und bedeutsamen Schritten der Bässe kommt. Gegen den Schluß hin werden die Tremolos um das Doppelte lebhafter und gipfeln endlich (wie bei Beethoven) bei: „In der ungeheuren *Weite*" in einem mächtigen, schnellverschwindenden Forte, der einzigen *Äußerung* der atembeklemmenden Angst, die den bekümmerten Schiffer fesselt. Die darauf folgende „Barcarole" der „Glücklichen Fahrt" ist unbedeutend; auch bei Beethoven tritt der zweite Teil gegenüber der Großartigkeit des ersten zurück.

9. Ohne Bedeutung.

10. Nach eintaktigem Moll-Vorspiel Einsatz des reinen Dur-Liedes, in ruhiger, fast erhabener Weise. Der ¾-Takt ist eigenartig und veranlaßt den Tonsetzer am Anfang zu der (übrigens gänzlich überflüssigen) Veränderung der Dichterworte in: „Der du vom Himmel bist."

11. Stimmungsvoller Gesang für Männerchor, der in verschiedene Sammlungen dieser Art übergegangen ist.

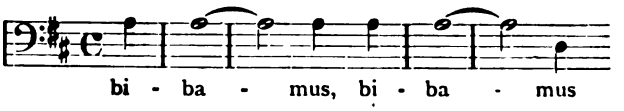
12. Sinngemäß in Ton und Weise eines einfachen Volksliedes, wie es der Dichter meint, gehalten.

13. Der liebliche Zwiegesang von Frauenstimmen bietet eine das Gedicht völlig erschöpfende Fülle heiterster Laune dar und verdient einen Neudruck. Er ist in leicht kanonischem Stil gesetzt und wirkt durch den bald in der Singstimme, bald in der Begleitung auftretenden „Cou-Cou"-Ruf wie fröhliches Vogelgezwitscher im Wald.

14. Dieses frühe Jugendwerk zeichnet sich durch sein joviales Pathos, die überraschende Folge mannigfachster Übergänge und ihre ebenso plötzliche Lösung aus.

Digitized by Google

15. Für 4 Männerstimmen. Das lang ausgehaltene:



des ersten Basses, während die andern Stimmen im Text fortfahren, ist von echtem Humor eingegeben.

16. Für zwei Singstimmen mit Klavier- oder Gitarren-Begleitung. Nach einem kurzen Instrumental-Vorspiel beginnt der Sopran mit den beiden ersten Verszeilen des Gedichts und begleitet die Fortsetzung der Strophe durch den Tenor mit einem Jodler. Lenz macht aus den 4 Strophen Goethes 2 und läßt vor der Wiederholung der letzten Verszeile, nachdem sich die Stimmen in den drei vorhergehenden zum Zwiegesang vereinigt hatten, sehr hübsch den Jodler abgekürzt von beiden bringen. Die Titel-Vignette des Druckes dürfte Sammler von Goethe-Illustrationen baß erfreuen.

17. Wird im Zusammenhang mit der Wilhelm Meister-Reihe (21—27) seine Erwähnung finden, da es als selbständiges Vortragsstück außerhalb des Romans nicht zu betrachten ist.

18. Von ihm gilt das gleiche wie von 17., und so wird der „König in Thule" erst in der Faust-Reihe (34—40) auftauchen.

19. Sehr charakteristisch in der Anlage, indem der Gesang vollkommen sinnentsprechend auf den Marktschreierton gestimmt ist. Durch eine der Pikkolo-Flöte nachgeahmte Begleitung und ein mehrtaktiges Unisono wird das dämonische Bild des vielgereisten Sängers trefflich gezeichnet.

20. Die rein strophische Behandlung der ungeheuren Ballade — selbst wenn das H-moll-Motiv als für die erste Strophe ganz passend bezeichnet werden kann — ist ein Unding und stellt diese Arbeit Lenzens ähnlichen Gebilden Zumsteegs und Reichardts gleich. Gerade im „Totentanz" kann man Loewes gewaltige Kraft der „Umbiegung der strophischen Melodie" (Spitta) bewundern; Lenz war für ein so schwieriges Werk ebensowenig reif, wie Schubert für den „Gott und die Bajadere", als er es rein strophisch komponierte. Daß es sich bei Lenz um das Op. 5 handelt, kann dieser Verwegenheit weder zum Vorwand noch zur Entschuldigung dienen.

21—27. (Dazu 17.) Wenn wir von den kindlichen und nichtssagenden Tonstücken J. F. Reichardts absehen, die als Musikbeilagen der ersten Meister-Ausgabe beigeheftet wurden, so kommen als Gesamtbetonungen der im Roman enthaltenen Gesänge außer Lenz nur Schumann und Rubinstein in Frage, wobei zu erwähnen ist, daß die beiden letzteren auch noch das „Requiem für Mignon" in Musik setzten. Man weiß ferner, daß von den Solostücken bei Schumann eigentlich nur die „Ballade des Harfners" („Der Sänger") als musikalisch wertvoll in Betracht kommt, daß aber auch sie dem *schlichten* Charakter der Erzählung ebensowenig entspricht, wie etwa Brahms' Magelone-Romanzen der bescheidenen Sprache des Tieckschen Märchens sich anpassen. Überhaupt finden wir bei allen Kompositionen der berühmten Lieder, sei es nun Beethovens, Schuberts oder Liszts, daß eben auf diese Schlichtheit meist keine Rücksicht genommen wird. Dadurch büßen namentlich Mignons Gesänge fast gänzlich den Charakter ein, den Goethe dem wundersamen Mädchen verlieh. Dieser Forderung aber entsprechen Lenzens Tondichtungen, in deren Reihe, außer dem „Requiem", nur „Was hör' ich draußen vor dem Tor" fehlt. Er hat beide aus gutem Grunde fortgelassen. Wiewohl Goethe sie sich gesungen denkt, fallen beim ersten die uns im Verlauf der Erzählung vertraut gewordenen *Einzelgestalten* fort und machen einem eigens zu diesem Zweck eingeführten Chor von Mädchen und Knaben Platz. Und das andere Gedicht ist als „Sänger" so vollständig zur vom Roman *unabhängigen* Ballade geworden und bezieht sich so gar nicht auf *innere* Erlebnisse des Harfners, daß sein Vorhandensein schon die *Benennung* des „Zyklus", wie sie Lenz gibt — „Mignon, der Harfner und Philine" — gestört haben würde. Nur die acht von Lenz gewählten Lieder lassen sich zu einem wirklich *einheitlichen* Ganzen fügen.

„Kennst du das Land", erweitert und vertieft in der zweiten seiner beiden Fassungen, will und darf mit Beethovens[1] oder Liszts Werk nicht verglichen werden. Wenn aber (wie es doch

1 „Die Beethovensche Komposition ausgenommen, kenne ich keine einzige dieses Liedes, die nur im mindesten der Wirkung, die es ohne Musik macht, gleichkäme. Laßt es euch von Beethoven sagen, wo er seine Musik herbekommen." (Robert Schumann.)

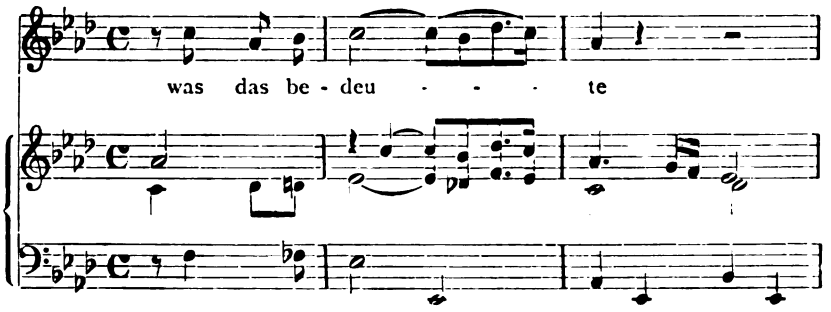
Digitized by Google

wohl in Goethes Sinn lag) nur eine gesangliche *Unterbrechung* des Vorlesers dadurch bewirkt werden soll, so wüßte ich in der Tat keine Komposition zu nennen, die dieser Forderung mehr entspräche, als die Lenzens. Sie hält sich von der Einfalt Reichardts ebenso fern, wie von der schwülen Sinnlichkeit Liszts; eine durchaus einfache, aber ungemein zarte und süße Melodie; eine nicht monotone, aber schlichte Harmonisierung; eine dem Gitarrenklang nachgeahmte Begleitung — das sind die dieses und die übrigen Lieder zusammensetzenden Faktoren. „Nur wer die Sehnsucht kennt" ist genau nach der Vorschrift des Dichters ein „unregelmäßiges Duett", das „mit dem herzlichsten Ausdruck" gesungen wird. Den schwermütigen Harfnerliedern steht Philinens überaus leichtfertiges Rondo gegenüber, in dem bei der Stelle:

Aber wenn in nächt'ger Stunde
Süßer Lampe Dämmrung fließt

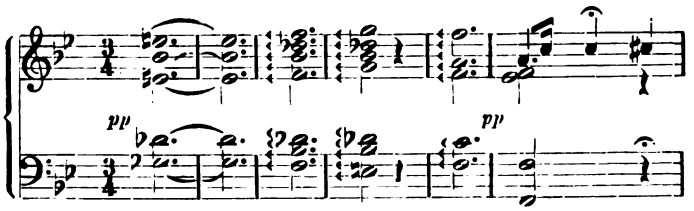
eine überraschend schöne Wendung aus C nach dem fremden, weit abliegenden Des-Dur erfolgt, und die „zwölf bedächt'gen Schläge" der Glocke genau abgezählt im Baß zu hören sind.

28. Auch hier muß Lenz mit Schubert in Wettbewerb treten. Er hat sich ganz leidlich aus seiner schwierigen Lage gezogen, ohne natürlich seinen großen Gegner zu erreichen. Der Gesang ist bei ihm weiter ausgeführt und entbehrt dadurch der bezwingenden, entzückenden Abrundung, die uns Schuberts Werk so wert macht. Auffallen muß es, daß Lenz — sicherlich unbewußt! — die gleiche Tonart (As-dur) und für:



eine der Schuberts ganz ähnliche, neckische Weise wählte.

29, 30. Sehr reizend und eigenartig ist der Anfang des „Ach um deine feuchten Schwingen"; wie ein laues, regenbringendes Lüftchen weht es aus den Arpeggien der ersten 6 Takte der Begleitung:



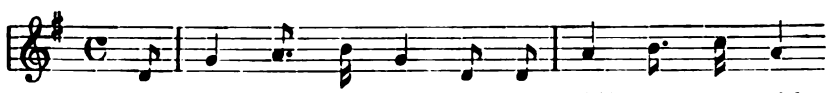
gleichsam aus weiter Ferne daher, während die Singstimme schüchtern und leise die beiden ersten Verszeilen darüber hinflüstert; dann erst setzt das phantastisch beflügelte Hauptmotiv ein und beherrscht — geschmackvollerweise nicht wieder auf die malenden Einleitungstakte zurückgreifend — bis zum Schluß das hübsche Lied. Das andere Willemer-Gedicht ist leider zur vollkommenen Konzert-Arie ausgestaltet und vermag darum nicht zu erwärmen.

31. Ein sehr anmutiges kleines Nocturno. Zu dem nächtlich-leisen Flüstern tritt der dreimalige Kehrreim: „Ich will küssen, küssen will ich!" in starken und wirkungsreichen Gegensatz.

32, 33. Ob Beethoven mit seiner Egmont-Musik den Wünschen und Absichten Goethes entsprochen hat, dürfte mehr als zweifelhaft sein. Wenigstens beantwortete der Dichter den feurigen Dithyrambus Mariannens-Suleikas über das Werk nur dahin, daß man den Egmont mit dieser Musik sehr gut „außerhalb des Theaters" zum Vortrag bringen könne. Goethe verlangte die Mitwirkung der Musik bei der *szenischen* Darstellung des Egmont nur für die beiden Lieder und den

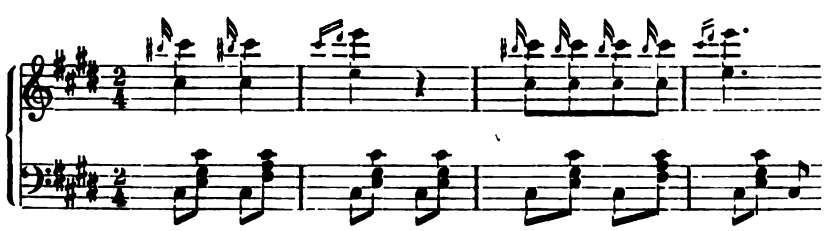
Digitized by Google

Tod Clärchens, sowie für die Kerkerszene. Was weiteres sich in Beethovens Seele so herrlich gestaltete, ist eigene symphonische Zutat des Tondichters. Wenn wir diese Musik bei der Aufführung des Dramas um keinen Preis missen möchten, da man sie sonst nie im Zusammenhang zu hören bekommt, so dürfen wir doch andrerseits keineswegs verkennen, daß sie, streng genommen, nicht dazu gehört, indem sie aus der Tragödie ein Mittelding zwischen Oper und Drama schafft. Vollends sind Beethovens Clärchen-Lieder für ein naives, ungebildetes Bürgerkind ebensowenig geeignet, wie seine Mignon-Gesänge für die des Wilhelm Meister. Was also Lenz bestimmte, sich trotz Beethoven und Schubert nochmals an diese beiden Lieder heranzuwagen, konnte nur die Empfindung sein, daß die vorhandenen Meisterschöpfungen wohl für den Konzertsaal, nun und nimmermehr aber auf das Theater passen. (Die gleiche Empfindung leitete ihn, wie wir bald hören werden, auch bei den Faust-Gesängen.) Damit nur gar kein Zweifel über seine Absicht, mit der er wohl auch kleineren, eines Beethoven-Orchesters entbehrenden Bühnen helfen wollte, obwalten könne, fügt er ausdrücklich hinzu: „Die beiden Lieder aus Egmont können *ohne Begleitung auf der Szene* gesungen werden." Da man nun dies aus des Tonsetzers eigenem Munde weiß, wird man vielleicht einmal auch Lenzens Lieder zu Ehren bringen; und manche „jugendliche (auch ältere!) Dramatische" wird ihm im stillen dafür dankbar sein, daß er die, ihr oft sehr schwere und beängstigende, Aufgabe des Singens so leicht machte. Die Singstimme des „Freudvoll und leidvoll' umfaßt nur 10 (bei Beethoven 34), die des „Die Trommel gerühret" 22 (bei Beethoven mit der Wiederholung 73) Takte; trotz der größten Einfachheit, die ja hier durchaus am Platz ist, sind beide Lieder durchaus charakteristisch; und ich bin fest überzeugt, daß besonders die kriegerische Weise:



sich im Volk mehr einbürgern wird, als Beethovens großes Kunstwerk.

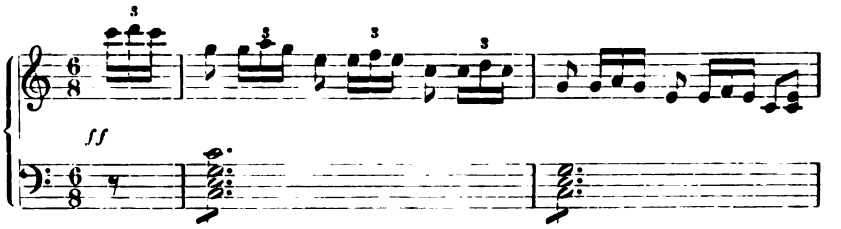
34—40 (dazu 18). Alle Faust-Gesänge erfüllen ihren eigentlichen Zweck, zu dem der Dichter sie bestimmte, nur dann, wenn sie als gelegentliche musikalische Unterbrechungen des gesprochenen Wortes, durchaus im Zusammenhang mit der theatralischen Darstellung, hervortreten. Daß bei der Aufführung eines Dramas nicht dieselben orchestralen Mittel zur Verfügung stehen und stehen dürfen, wie bei der Oper, ist selbstverständlich; und so sollten von Rechts wegen alle die von Goethe für Gesang bestimmten Stücke eigentlich nur von solchen Instrumenten begleitet werden, die entweder gerade auf der Szene vorhanden, oder ohne Beeinflussung einer natürlichen Darstellung herbeizuschaffen sind. So muß Gretchens Lied vom König in Thule unbedingt ohne jede Begleitung gesungen werden; nicht einmal eine Mandoline oder Laute (wie ich's verschiedentlich sah!) ist zulässig, da die an Arbeit gewöhnten, rauhen Hände des Mädchens schwerlich zur Übung des Instrumentes gelangen konnten. Erlaubt sind die genannten Instrumente dagegen bei den Gesängen in Auerbachs Keller; beim Ständchen des Mephistopheles ist die Laute sogar ausdrücklich vorgeschrieben. Das Bauernlied unter der Linde wird von ein paar ländlichen Fiedlern, der Gesang der Soldaten von Trompetenklang unterstützt. Ebenso muß die Singstimme durchaus einfach gestaltet sein; die Sprecher der Rollen dürfen gar keine Gesangs*künstler* sein, wenn sie im Drama natürlich wirken wollen. All diesen Forderungen tragen Lenzens Faust-Gesänge (34—37 und 40) voll und ganz Rechnung und erscheinen deshalb als äußerst dankenswerte Bereicherung der noch immer nicht zur Zufriedenheit gelösten Frage der Faust-Musik.[1] Ratten- und Flohlied sind so studenten- bzw. teufelsmäßig, wie nur möglich; und die kleine, *vielleicht* Beethoven nachempfundene Schilderung des Knickens und Erstickens:



1 Vergl. meine Arbeit „Karl Loewes Faust-Kompositionen. Nebst Vorschlägen zur Musik für eine Aufführung des Faust in Bayreuth". (Neue Musik-Zeitung 1913, Heft 22.)

Digitized by Google

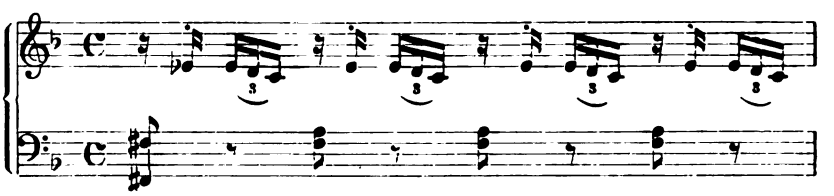
dürfte gerade auf dem Zupfinstrument einen weit drastischeren und diabolischeren Eindruck machen, als auf dem Klavier. Auch im Bauernlied ist das stümperhafte Gefiedel eines dörflichen Orchesters durch:



völlig zweckentsprechend wiedergegeben und durch primitive Instrumentation der Bühne leicht dienstbar zu machen; das feurige zweistimmige Soldatenlied endlich, in das die Trompete gar lustig hineinschmettert, verdiente in unserer kriegerischen Zeit volkstümlich zu werden.

Die Gretchen-Lieder weisen zunächst den „König in Thule" in doppelter Fassung auf. Aber keine von beiden, weder die einfachere, noch die weiter ausgedehnte, kommt aus den angeführten Gründen für die Bühne in Betracht. Die Doppelung aber ist ein Beweis für das rastlose Streben des ringenden Künstlers, Goethe immer mehr gerecht zu werden. Der Unterschied beider Gesänge, deren erster in G-Dur, deren zweiter in dem verwandten E-Moll steht, ist, kurz gesagt, der zwischen Volkslied und Ballade. Jeder hat seine Berechtigung; die balladische Fassung weist vornehmlich in der Schilderung des Meeresbrausens auf Liszts interessantes Tonwerk[1] hin, indem bei der Strophe: „Er saß beim Königsmahle" ein „Wellen-Motiv", zunächst als ein sog. Basso ostinato:

anhebt und, unter mannigfachen „Umbiegungen", bis zum Schluß anhält. „Meine Ruh ist hin" und „Ach neige" haben Schubert, Loewe und Schumann gegenüber natürlich einen schweren Stand, behaupten sich aber mit allen Ehren. In letzterem ist der Mittelsatz mit seinem leidenschaftlich bewegten Begleitungs-Motiv:



das in einem Raum von 21 Takten die hohen und tiefen Lagen des Instruments in den mannigfachsten Tonarten berührt, sowie eine bald darauf folgende Cello-Melodie von kräftiger dramatischer Gewalt.

V.

Die hier besprochenen Gesänge sind in folgenden Drucken enthalten (wobei der Buchstabe B „Königliche Bibliothek", H „Besitz des Verfassers" bedeutet) enthalten:

Op. 2. Sechs Lieder von Goethe. Mainz (Zimmermann). **B.** Enthält 4, 9, 14, 17 (erste Fassung), 19, 37 (erste Fassung).

Op. 4. Sechs Lieder von Goethe und Schiller. Mainz (Zimmermann). **B.** Enthält 5 (erste Fassung), 6, 25, 26.

Op. 5. VII Gesaenge für eine Baßstimme. München (Falter & Sohn). **H.** Enthält 3, 10, 12, 20, 25 (erste Fassung).

2 Vergl. meine Arbeit „Das Balladenbuch dreier Freunde". (Die Musik 1914, Heft 24.)

Digitized by Google

Op. 6. Drey Gedichte von Goethe, Uhland und Rückert. München (Falter & Sohn). **B.** Enthält 28.

Op. 7. Sieben Deutsche Gesänge. Augsburg (Gombart & Comp.) **B.** Enthält 1, 13.

Op. 10. Fünf Gesänge. München (Falter & Sohn). **B, H.** Enthält 35 (erste Fassung).

Op. 11. Sechs Gesänge. München (Falter & Sohn). **Verschollen.** Enthält 2.

Op. 12. Mignon, der Harfner und Philine. München (Falter & Sohn). **B, H.** Enthält 17 (zweite Fassung), 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27.

Op. 13. Gesaenge und Lieder aus der Tragödie Faust von Goethe. Mainz (Schott). **B, H.** Enthält 18 (erste und zweite Fassung), 34, 35, 36, 37 (zweite Fassung), 38, 39, 40.

Op. 16. Neun Gesänge. München (Falter & Sohn). **B, H.** Enthält 32, 33.

Op. 19. Suleika drey Gesänge aus dem westöstlichen Divan von Goethe. Augsburg (Gombart & Comp.). **B, H.** Enthält 29, 30, 31.

Op. 37. Vierstimmige Liederchöre. Leipzig (Breitkopf & Härtel). **B, H.** Enthält 5 (dritte Fassung).

O. Op. Nähe des Geliebten. Abschied von Athen. Gedichte von Göthe und Lord Byron. Augsburg (Gombart & Comp.). **B.** Enthält 5 (zweite Fassung.)

O. Op. Schweizerlied für zwei Singstimmen. Mainz (Schott). **B, H.** Enthält 16.

Landshuter Liedertafel. Landshut (Thomann). **B.** Enthält 11.

In Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit scheute Lenz sich nicht, wenn ihm der Sinn eines Goethe-Gedichtes (denn nur bei diesen finden wir mehrere Fassungen) tiefer aufgegangen war, sich mit ihm noch einmal musikalisch abzufinden. Er ähnelt darin Beethoven und Schubert, die Goethes „Nur wer die Sehnsucht kennt" vier- bzw. sechsmal in Töne gaben. Deshalb mögen die Verleger das „Satanische" ihres Charakters aufgeben und sich ausnahmsweise einmal in die Rolle der „Engel" hineinfinden, um mit deren Spruch:

Wer immer strebend sich bemüht
Den können wir erlösen

die Lieder des Leopold Lenz aus ihrer unwürdigen Vergessenheit hervorzuziehen.

Digitized by Google

Alte und neue Bühnenbildkunst.

Von

Oberregisseur Dr. Ernst Lert in Leipzig.

Mit vier Bildern.

Langsam und vorsichtig erst beginnt die noch ganz junge Bühnenwissenschaft aus allen möglichen und unmöglichen Quellen den Palimpsest des vergangenen Theaters künstlich hervorzulocken und zu rekonstruieren. Am eifrigsten sucht sie dabei nach den Bildern, auf welchen ein Künstler die Szenen der längst verschwundenen Bühne so geschildert hat, wie er sie sah.

Hier stock' ich schon. Wie der Künstler sie sah? — Der Sammler von Bühnengraphik hat seine Kunstfreude daran, die Art zu verfolgen, wie die bildenden Künstler das Theater ihrer Zeiten wiedergaben. Ihm ist es um das Werk des Zeichners und Stechers zu tun. Dem Historiker aber sind die Blätter des Sammlers nur Mittel zu dem tieferen Zwecke, aus ihnen die Bühne und die Bühnendarstellung der Vergangenheit zu erkennen. Wie weit nun darf sein kritisches Auge dem Maler glauben? Wollte dieser denn eine wissenschaftlich genaue Abbildung der Szene geben, oder war es ihm vielmehr darum zu tun, seine Impression in einem rein persönlichen Kunstwerk darzustellen? Wir fühlen die wundervollen Szenen des russischen Ballets noch heute ganz frisch in der Erinnerung; aber wenn wir unsere Erinnerung mit den Zeichnungen Kainers vergleichen, so empfinden wir bei aller Treue und Schärfe der Wiedergabe doch immer weit, weit mehr den Zeichner Ludwig Kainer als den Inszenator Fokin und den Tänzer Nijinski aus den Blättern sprechen. Wenn wir ferner die Entwürfe von Roller zu Mahlers „Don Giovanni"-Inszenierung betrachten, so sehen wir wieder Bilder von einem eigentümlichen Reiz, wir wissen uns sofort in der Athmosphäre der Bühne. Und doch wirkte damals, als der Inszenator Gustav Mahler die Ausführung dieser Entwürfe im lebendigen Raum gestaltete, ganz Anderes auf uns ein als diese Entwürfe selbst.

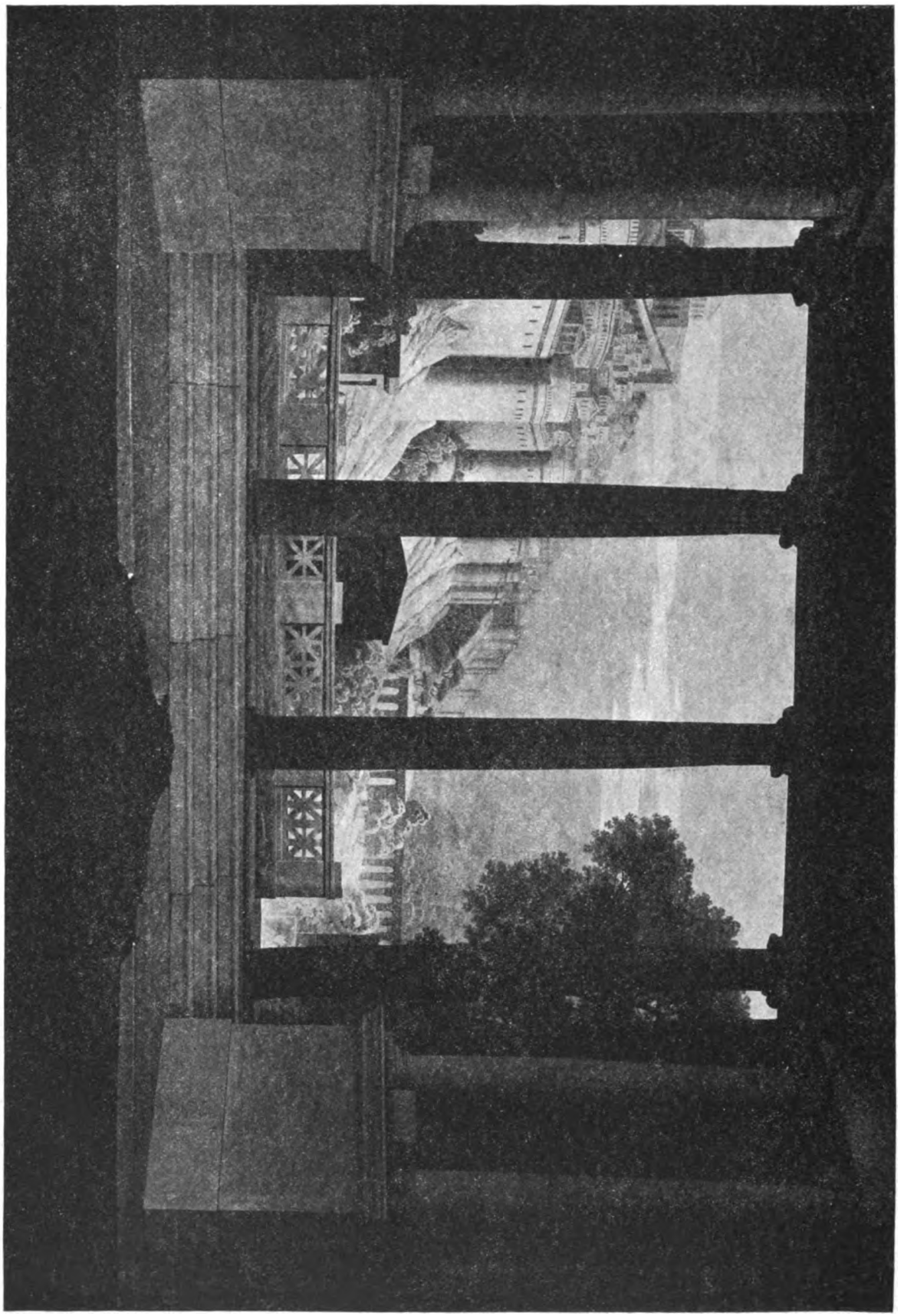
Der Sammler wird nachdenklich und genießt vor seiner Mappe still das quellende Spiel des Problems. Der Historiker aber beginnt zu analysieren.

Zwei typische Beispiele liegen vor uns. Ludwig Kainer hatte die Aufführungen des russischen Ballets gesehen und nach dem Bühneneindruck seine Bilderreihe gestaltet. Alfred Roller aber hat seine Bilder als Vorlagen für den Bühnenmeister geschaffen, welcher nach ihnen den Bühnenraum ausstatten sollte. Wir wollen diese zwei Fälle ins Grundsätzliche erheben und sagen: Wer wie Kainer das Bild einer Aufführung wiedergibt, schafft eine *Szenenabbildung;* wer, wie Roller, der Bühne eine bildkünstlerische Grundlage für ihre bühnenkünstlerische Ausführung gibt, schafft einen *szenischen Entwurf.* Eine dritte Art des Schaffens, nach dem Textbuch von der Bühne freie, wenn auch theatralische Bilder zu entwerfen, wie es Meid in seinem lodernden „Don Juan"-Zyklus tat, das Schaffen von Dramenillustrationen, kommt uns heute nicht zur Betrachtung.

Wie steht nun die Szenenabbildung zur Bühne? Wie wird sie in der Phantasie des Künstlers?

Der Maler sitzt vor dem Bühnenspiel. Seine Empfindungen gären und schwingen in jenem halb farbigen, halb musikalischen Grundgefühl, welches dem Künstler den Beginn des Schöpfungsaktes anzeigt. Er sieht Formen, Lichter, Bewegungen und unter ihnen glüht ihm die in der Handlung sich entfaltende Idee des Dramas, die Totalität der Form. An einer Stelle des Spieles (sie ist für die Handlung selbst vielleicht ohne Belang und fällt niemandem sonst auf), flammt es plötzlich in den Augen des Malers auf. In diesem Augenblicke sieht er das Bild der Szene als seine Schöpfung vor sich. Aus diesem Erlebnis heraus, mit seiner Stimmung und Einfühlung, mit seiner Auffassung und Technik sieht er das Bühnenbild auf die Fläche gesetzt. Daheim wirft er die

Digitized by Google



Bühnenbilder zu Mozarts „Titus", mit Benutzung Schinkelscher Dekorationen für das Leipziger Stadttheater entworfen von Oberregisseur *Dr. Ernst Lert*.
Bild 1: Säulenhalle mit Blick auf die Festungsmauern Roms und das Kapitol.

Digitized by Google

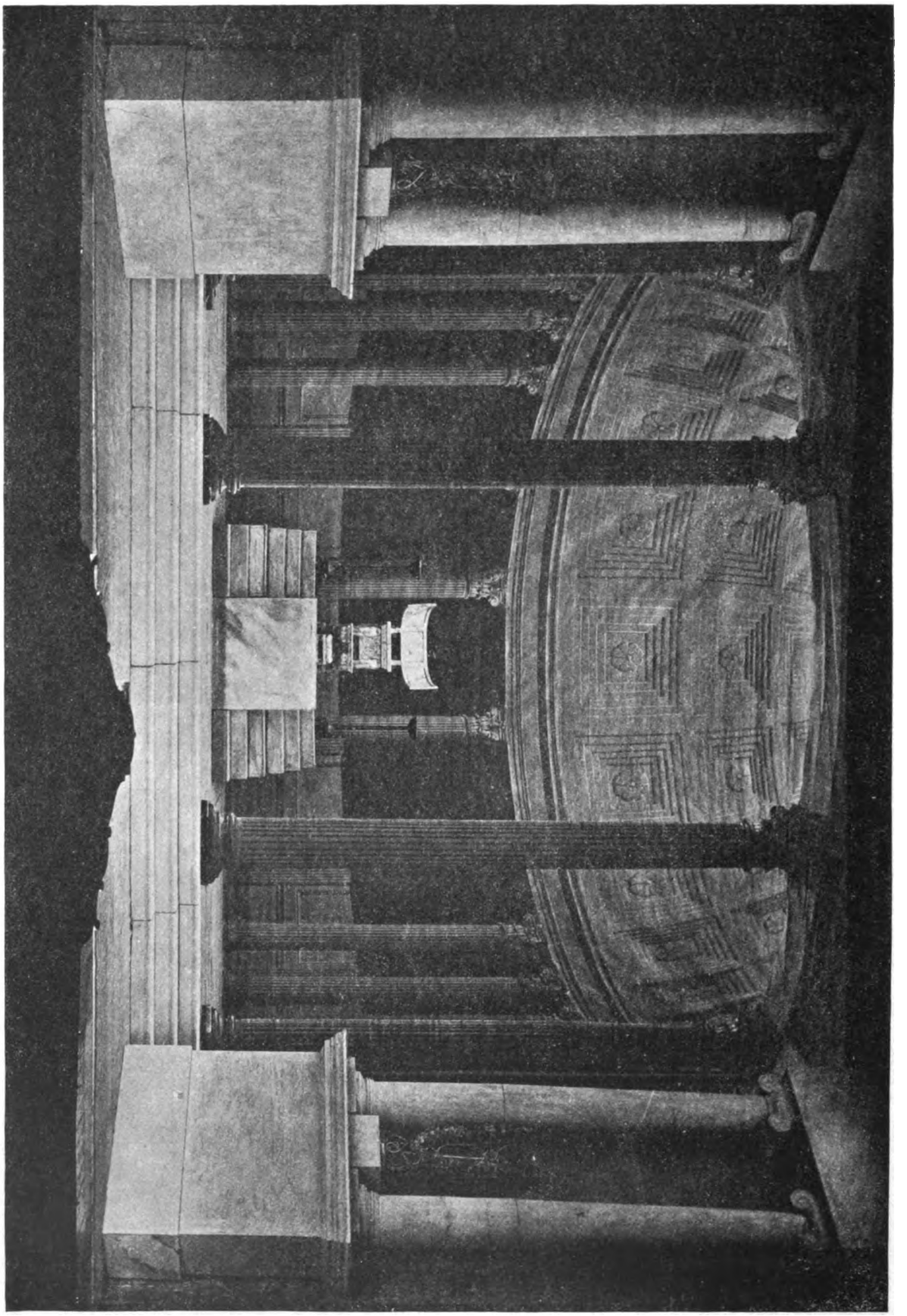
erste Skizze auf ein Blatt. Den Verlauf des ganzen Spieles im Unterbewußtsein, im Blickfeld des Bewußtseins die gewisse Szene, in seinem Blickpunkt ihre besondere Bewegung. Er formt sich den *fruchtbaren Moment* in der einen Phase des Ganzen. Er legt in diesen einen festgehaltenen Augenblick so viel als möglich von der Totalität seines Gesamteindruckes hinein, er drängt einen ganzen Komplex von szenischen Erinnerungsbildern an diese einzelne Stelle. Er holt in diesem Handlungsmoment Vergangenes nach, sobald dies ihm ein fruchtbares Motiv hergibt, er nimmt ebenso erst zu Geschehendes vorweg. Er stellt immer wesentlich mehr dar als den entsprechenden bühnlichen Augenblick. Er unterwirft die szenische Treue seiner malerischen Vision. Im Darstellen des dreidimensionalen Raumes und seiner Körper auf der Fläche formt sich ihm die sachliche Bühnenwirklichkeit nach dem Blickpunkt um. Es geschieht ein Auswählen, Hervorheben, Ausscheiden, Verwischen und Zusammenfassen der Züge des Modells.

Hier kommt so viel wie alles auf die Persönlichkeit und die Auffassung des Künstlers an. Die Bilder derselben Szene fallen gerundverschieden aus, wenn jetzt der Hauptwert auf der Wiedergabe des Dekorativen liegt und die Menschen im Raum nur Staffage sind, oder wenn die Darsteller hervortreten und das Milieu ihnen bloß als Hintergrund dient. Es ist sehr maßgebend, welche innere und äußere Distanz der Bildner zur Bühne hat, ob er den Rahmen der Bühne in sein Bild einbezieht und damit das Theater, das Gespielte, das Unwirkliche des Dargestellten betont, oder ob er den Bühnenrahmen wegläßt und so der Szene einen Anschein von außerbühnlicher Wirklichkeit gibt. Die Betonung der eigenen Persönlichkeit des Künstlers, die Kraft seiner Einfühlung, die gewählte Technik, alle diese Faktoren wirken bestimmend auf Stil und Inhalt des Bildes ein. Alle diese Probleme fassen sich für uns in die lösende Formel zusammen: die Bühne gibt den Verlauf der dramatischen Handlung in räumlicher und zeitlicher Totalität; der Maler aber gestaltet hieraus nur einen ihm persönlich fruchtbaren Moment. Die Szenenabbildung des Bildkünstlers ist also ein Kunstwerk für sich und für den Theaterhistoriker keine zuverlässige Quelle.

Nun stützt sich dieser auf die szenischen Entwürfe. Findet er hier festeren Halt? Er fragt wieder: wie schafft der Entwerfer des Bühnenbildes?

Dem Entwerfer gibt der Inszenator seinen Grundriß und Aufriß der Bühne, nennt ihm genau seine Wünsche für Form und Farbe der Dekoration und drückt ihm das Buch mit der Dichtung in die Hand. Der Maler liest Grundriß und Aufriß, die Wünsche des Inszenators, die szenischen Anweisungen des Buches. Manchmal liest er sogar die Dichtung selbst. Meist aber fällt ihm schon bei der Besprechung des Stils und Milieus mit dem Inszenator etwas ein, eine Stellung, eine Beleuchtung, eine Farbe oder eine Form, und um dieses fruchtbare Moment kristallisiert sich die ganze Szenerie herum. Also wieder wächst die Totalität aus der Einzelheit statt die Einzelheit aus der Totalität. Der Maler kann eben nicht von seiner Natur los und komponiert immer nach den Gesetzen des Tafelbildes. Diese Bühnenskizze, die Impression eines vorgefühlten szenischen Augenblicks, bildet nun den Entwurf für die Totalität des Bühnenraums. Wohl wird der gegebene Grundriß und Aufriß, der Stil und (manchmal auch) die Farbe als Schema beachtet, allein nur nebensächlich und ungenau behandelt. Wohl fühlt der Maler, daß sein zweidimensionaler Entwurf das Vorbild für den dreidimensionalen Szenenraum sein soll, daß er für einen gegebenen Bühnenraum und ein besonderes Ausführungsmaterial eine Arbeitsvorlage herstellt. Weil er aber fühlt, daß ihm als Maler das Konstruktive der Totalität nicht liegt, so sucht er das Geometrische, Symbolhafte des Bühnenentwurfes dadurch auszudrücken, daß er seinen fruchtbaren Moment bewußt als transitorisch darstellt, ihn in andeutender, schematischer Typisierung skizziert. Er gibt Farben und Formsymbole, ohne die Körperlichkeit ins Detail auszuführen. Alle Arbeiten der Bakst, Roller, Leffler, Biritin, Ernst Stern, Lefler, Sven Gade, Max Liebermann, Diez, Erler usw. sind solche schematische Skizzen eines fruchtbaren Moments. Ihre Schöpfer sind die echten Vertreter der modernen, neuen Bühnenbildkunst, deren Vater der symbolistische Gordon Craig ist. Sie sind Maler, malerisch sehend und schaffend. Auch ihre Werke sind mithin für den Historiker unzuverlässig.

Digitized by Google



Bühnenbilder zu Mozarts „Titus", mit Benutzung Schinkelscher Dekorationen für das Leipziger Stadttheater entworfen von Oberregisseur *Dr. Ernst Lert.*

Bild 2: Inneres des Pantheons.

Digitized by Google

Die Zeit des sogenannten alten Bühnenbildes, die Zeit des siebzehnten bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts aber kannte keinen Bühnenmaler, sondern nur den *Bühnenarchitekten.* Und architektonisch, nicht malerisch, ist in Wahrheit der Aufbau der Szenerie.

Die Kunst des Architekten ist angewandte Kunst, Gebrauchskunst. Sein Werk ist nicht, wie das des Malers, Selbstzweck, sondern Mittel zum höheren Zweck des Bühnenkunstwerkes. Der Bühnenarchitekt entwirft den Raum, wie ihn der Inszenator für seine dramatische Handlung braucht. Es ist seine ihm eigenste Kunst, in den Bedürfnissen und Materialien des Bauherrn zu denken und zu schaffen. Aus dem Mosaik der Standorte für die einzelnen Szenen schafft er das Totalbild des gegliederten Raumes, er abstrahiert vom fruchtbaren Augenblick des Malers, der Peripetie der einzelnen Szene, auf die Entwicklung, auf die Motive der ganzen Handlung und baut aus den Wünschen und Andeutungen des Inszenators, aus dem verfügbaren Bühnenraum und seinen gegebenen Mitteln sein eigenes, geschlossenes Werk. Und wenn Hagemann die Bühnenkunst als die Kunst der ästhetisch zwingenden Gruppenbewegtheit definiert, so schafft der Bühnenarchitekt für diese Gruppen das symbolische Standortschema in der Totalität des dramatischen Raumes. Er arbeitet nicht wie der Maler impressionistisch, sondern konstruktiv.

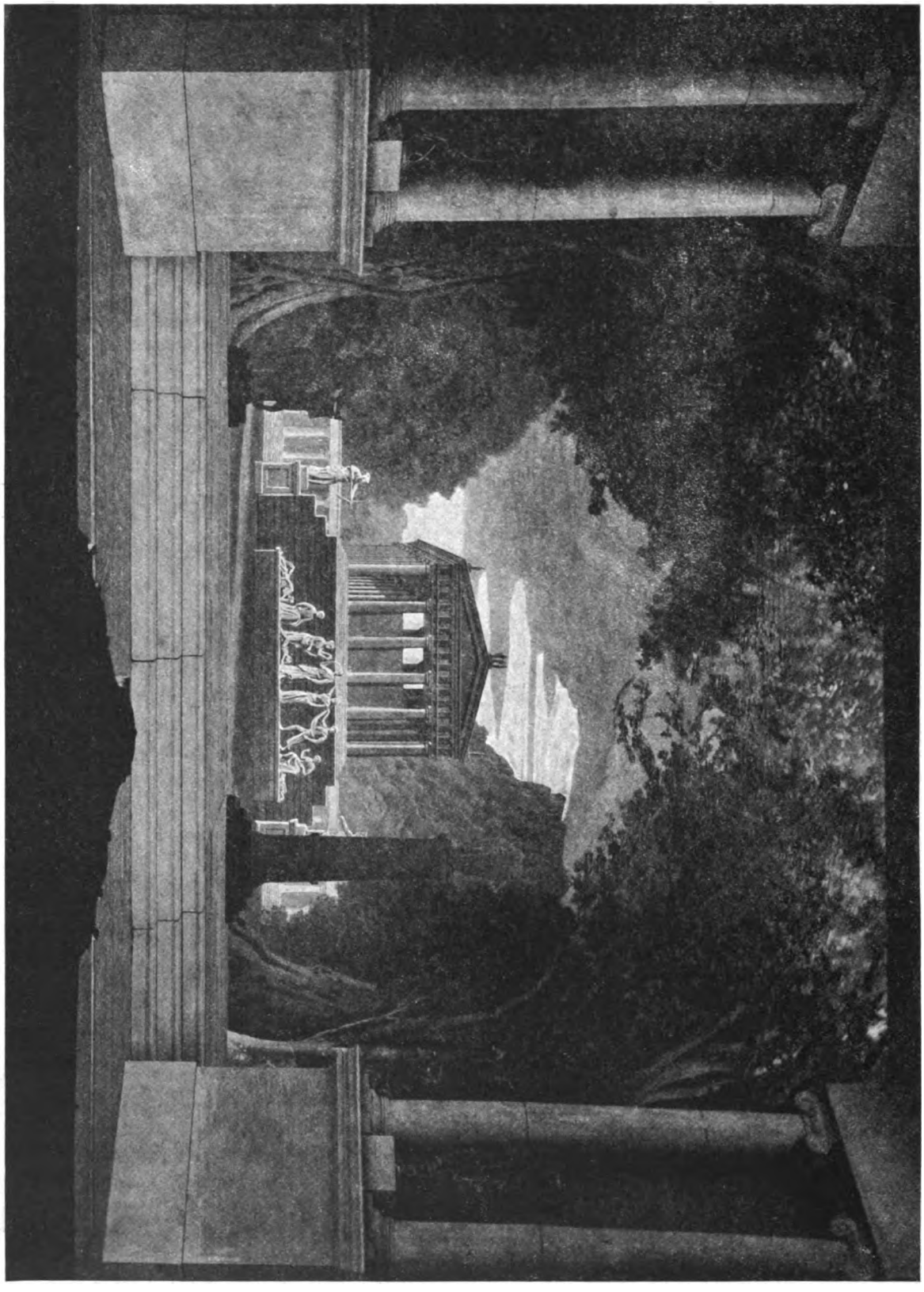
Die künstlerisch so feinfühlige Renaissance ließ ihre zuerst ganz symbolischen, rein architektonischen Bühnen ohne dramatischen Milieucharakter nur von Architekten bauen, an deren Anfang der Meister der Peterskirche, Bramante, steht. Das Barock wie das Rokoko kannte nur die Theaterarchitekten, welche ihre kühnsten, künstlerischen Träume, unrealisierbar in der harten Wirklichkeit, zum Raumspiel der Bühne mit ihrem phantastischen Material sich ausleben ließen. Sie konstruierten als echte Baumeister den Bühnenaufbau lange Zeit symmetrisch um die Mittelachse der Bühne herum, bis endlich *Ferdinando Galli-Bibiena,* der malerischste Architekt des pittoresken Barock die konstruktive Achse auf einmal zur Sehlinie umdeutete und damit den baulichen Entwurf zum Tafelbild umwertete. Er fand nun in dieser Konsequenz, daß man den Augenpunkt des Gemäldes nicht architektonisch in der Mittelachse sehen müßte, sondern arbeitete malerisch mit den Verschwindungspunkten, drehte die Bildebene, bis er seinem Blickpunkte den fruchtbaren Augenblick fand, kurz, er entwarf nicht mehr einen architektonischen Raum, sondern ein flächiges, perspektivisches Bild. Das Bild als solches täuschte dem Beschauer ungeheure Raumtiefen vor, durch Straßen, Gänge und Treppen gab es mannigfaltige Bewegungsrichtungen. Sowie aber der Darsteller auf die Bühne trat und in seiner dreidimensionalen Körperlichkeit vor der gemalten Perspektiventiefe des Prospektes stand, fühlte man deutlich den ästhetischen Widerstand in sich, diese gemalten Tiefen zu glauben. Doch das Gefühl von Architektonik und Räumlichkeit blieb immer noch, denn noch schuf der Raumkünstler das Darstellungsmilieu. Der Mensch hatte durch ihn ein festes, ästhetisches Verhältnis zu seiner Umgebung, er war ihm mit Wahrscheinlichkeit eingegliedert. Erst die Romantik mit ihren alle Grenzen auflösenden ästhetischen Lehren, mit ihren Dramen voll malerisch gefühlten Szenerien, mit ihrer phantastischen Bühnenkunst führte zum impressionistischen Bühnenbild hinüber; erst die Romantik entwand dem konstruierenden Raumkünstler die Bühne und lieferte sie dem visionären Flächenkünstler aus.

An der Grenzscheide der Stilperioden aber steht der Maler-Architekt *Karl Friedrich Schinkel.*

Eine kostbare, seltene Mappe bewahrt die wichtigsten seiner Szenenbilder in wunderbaren farbigen Stichen auf. Der Sammler breitet uns den Schatz mit stillem Stolz und immer neu genießender Freude aus. Der Historiker aber analysiert.

Im Gegensatz zu den barocken, phantastischen Architekturszenerien der Bibiena und ihrer Schule sind Schinkels Bühnenbilder in einem vornehmen, sogar etwas herben Klassizismus gehalten, wie ihn schon Fuentes und der für Goethes Weimarer Theater schaffende Beuther angebahnt hatten. Winckelmanns edle Einfalt und stille Größe haben sichtlich diesem Stil die ästhetische Norm gestellt. Die vielen auf der Bühne unmöglichen Bewegungsrichtungen des Barock sind auf wenige, und nur wahrscheinliche Auftritte beschränkt. Der Figur im Raume ist alle dramatische Betontheit gewahrt, alle Zugehörigkeit zum Raume gegeben. Trotz der perspektivischen Tiefe in den

Digitized by Google



Bühnenbilder zu Mozarts „Titus", mit Benutzung Schinkelscher Dekorationen für das Leipziger Stadttheater entworfen von Oberregisseur *Dr. Ernst Lert*.

Bild 3: Palatinische Gärten mit Niobidengruppe und Tempel.

Digitized by Google

Prospekten. Und diese künstlerische Wahrheit erreichte Schinkel durch eine feine Verbindung der architektonisch-konstruktiven Schaffensweise mit der impressionistisch-malerischen. Die Bühne, für welche Schinkel arbeitete, hatte, da sie schnell nach hinten zu anstieg, einen sehr wenig tiefen Raum für das Spiel zur Verfügung, so daß die Gruppen des Spieles sich ins Relief gliedern mußten. Ihr Platz war das tiefe, rein architektonische Proszenium, der Prospekt der Hintergrund für ihre Stellungen und Bewegungen. So brauchte der Bühnenarchitekt nur die Vorderbühne, den Mittelgrund zwischen dem neutralen Proszenium und dem Hintergrund des Prospektes, konstruktiv zu behandeln.

Schinkel setzte auf die Vorderbühne gern architektonisch kräftig profilierte, silhouettenhaft wirkende Formen und teilte mit ihnen den Spielplatz in szenische Standorte ein. Diese architektonischen Formen standen im natürlichen Größenverhältnis zu den darstellenden Menschen und gaben ihnen Halt, Umrahmung, Steigerung und vor allem Milieuwirkung. Man sah und fühlte die Figuren im Raume, zum Raum gehörig, trotzdem der Raum selbst hier nur mit Symbolen angedeutet war. Sehen wir nur daraufhin den Vordergrund der Terrasse zur Oper „Olympia" (Bild 4) an, wie fein die Graziengruppe die Bühnenmitte bestimmt, wie bedeutend die Treppen und das Peristyl rechts den Palast symbolisieren, wie zart Europa auf dem Stier als Parkfigur links den Park selbst ahnen läßt und in ihrer Wendung mit dem Stier nach dem Hintergrund den Zusammenhang mit dem Park, dem Palastkomplex in der Tiefe und der Stadt am Berge herstellt.

Der Hintergrund aber ist ein gemalter Prospekt, auch rein malerisch komponiert, und hier breitet die Phantasie des Künstlers einen so entzückenden Traum von Landschaftsgestaltung aus, wie er ihn niemals auf dem Landesboden verwirklichen konnte. Hier darf seine kombinatorische Phantasie unbeschränkt schwelgen, sie wählt ihren Blickpunkt und fruchtbaren Moment und stellt uns ein durchaus den malerischen Gesetzen entspringendes Gemälde vor die Augen. Und doch gehorcht dieses Gemälde auch allen räumlichen Normen der Bühnenwahrheit, denn es präsentiert sich als Durchblick, als Vedute. Aus der Architektur des Vorgrundes organisch entwachsen, umgibt diese die Landschaft als Rahmen und läßt durch die eigene Silhouettenhaftigkeit jene erst in ihrer ganzen Tiefe als Fernbild wirken. Und stellen die Vordergrundarchitekturen den symbolischen Ort der Handlung selbst dar, so bringt der malerische Prospekt das Milieu des Dramas in voller, malerischer Wahrheit hinzu.

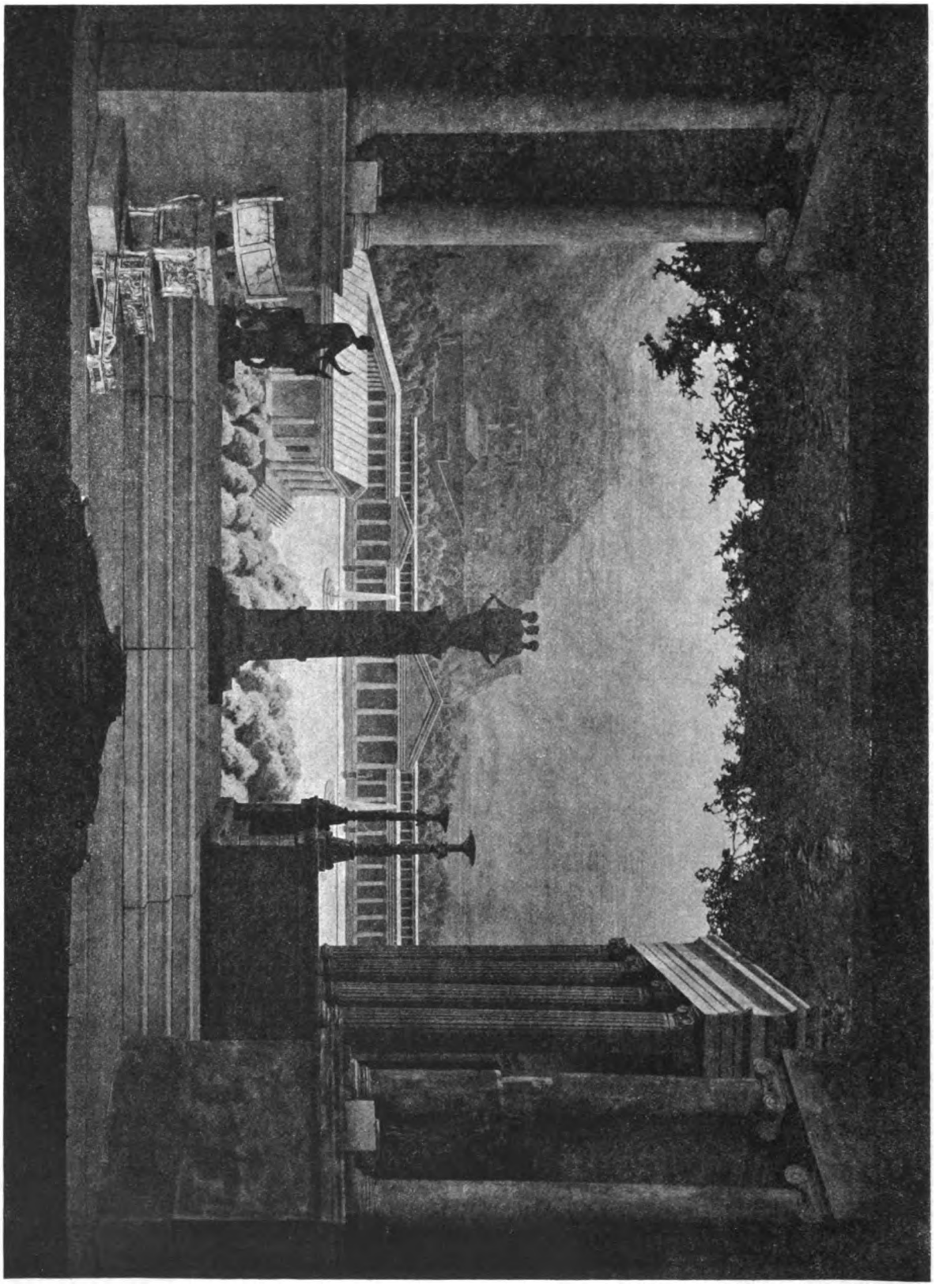
Die Bühne Schinkels ist also die vollkommenste Form der neueren Bühne. Wenn Goethe sagt: Nichts ist theatralisch, was nicht zugleich für die Augen symbolisch wäre, so erfüllt Schinkels Intuition dieses Gesetz auf das Schönste. Denn symbolisch ist die Architektur des Vorgrundes gestaltet, symbolisch wirkt durch sie die malerische Szenerie des Prospektes. Sie gewinnt nun ebenfalls in organischer Einheit mit den Menschen auf der Bühne ihren lebendigen Wert als mithandelnder Faktor, als die in die Unwelt projizierte Stimmung der dramatischen Personen. Die von Hildebrand geforderte Symbolwirkung des Fernbildes ist in diesen Veduten erreicht.

An einem lebendigen Fall konnte ich diese Wirkung ergründen. Zu meiner szenischen Bearbeitung von Mozarts „Titus" durfte ich Schinkelsche Bühnenentwürfe wählen. Es traf sich so glücklich, als hätte sie Schinkel zum „Titus" selbst entworfen. Ein tiefes, klassizistisches Proszenium konnte das Verhältnis der Berliner Opernbühne Schinkels fast im Original herstellen. Die Steigung der Bühne wurde durch eine Erhöhung des Mittelgrundes ersetzt.

Alle Verschwörungsszenen der Cäsarentochter Vitellia, welche sich von Titus verschmäht meint und an ihm sich rächen will, spielten in einer düsteren Säulenhalle, in welche drohend die schweren Mauern der Festung und des Kapitols hereinstarrten (Bild 1). Der Preis des Mordes, die ewige Stadt, lag lockend und doch unnahbar vor der Verschwörerin und ernst warnend hob sich ein dunkles Grabmal über die Brüstung der Halle.

Im Rundgewölbe des Pantheon stand hierauf hoch und hell der Thron des Kaisers, er war, als Titus im Cäsarenpurpur von ihm aus zu einer festlichen Versammlung sprach, das Ziel einer freudigen Huldigung; und gleich darauf, als die Halle sich geleert hatte, stand in dem weiten, kalten Raum fröstelnd der Kaiser, der keine Weibesliebe finden konnte (Bild 2).

Digitized by Google



Bühnenbilder zu Mozarts „Titus", mit Benutzung Schinkelscher Dekorationen für das Leipziger Stadttheater entworfen von Oberregisseur *Dr. Ernst Lert.*

Bild 4: Terrasse mit Peristyl.

Digitized by Google

Dann legte sich ein wolkenschwerer Nachthimmel auf die palatinischen Gärten (Bild 3), wo der Mörder Sextus sich zu seinem grausigen Entschluß trieb. Von der Höhe des Kapitols, hinter den Säulen des Tempels brachen hierauf die Flammen des Brandes aus, glühte der Himmel, und unter den starren Marmorgruppen standen starr die Palastbewohner, da sie den vermeintlichen Tod des Kaisers erfuhren.

Als zum Ende aber die Güte des Titus den Mördern verzieh, als sich Rom jubelnd vor dem gütigen Herrscher neigte, da erglänzte die Stadt auf dem Berge, da leuchtete die blühende Weite, da glühten die Dächer des Parkpalastes im Strahl der segnenden Sonne (Bild 4).

In inniger Verwandtschaft standen die Bilder Schinkels mit ihrem feinen Rhythmus und ihren einfachen, fast herben Farben zu Mozarts Musik voll edler Einfalt und stiller Größe. Hier, glaube ich, liegt der Weg zur Einheit von Handlung, Musik, Darstellung und Szene, der Weg zur Durchgeistigung und symbolischen Betonung der Bühne; und ich hielte das Ziel für erreicht, wenn ich Mozarts „Zauberflöte" nach den Entwürfen Schinkels auf die Szene setzen könnte. In der Vereinigung der architektonischen Konstruktion der alten mit der malerischen Anschauung der neuen Bühnenbildkunst, so wie sie Schinkel uns gab, sehe ich die Lösung des von unserer heutigen Bühnenform gestellten Szenerieproblems. Freilich müßte auch der Bühnenarchitekt die szenische Gestaltung des Inszenators ebenso intuitiv erfassen wie das darzustellende Werk. Und hierzu freilich wird ein Schinkel nicht leicht wieder geboren. —

Die sorgsamen bibliophilen Hände streichen still über die nun geschlossenen Mappen, der Sammler schweigt eine köstliche Pause von Phantasien voller Stimmung mit dem Historiker. Der Inszenator aber grübelt wehmütig über die Schaffensgrenzen seines Berufes nach.

Zobir — Penthesilea — Pentheus: die Wanderung einer Strophe.

Von

Professor Dr. Rudolf Schlösser in Jena.

Die Strophe, von welcher hier die Rede sein soll, ist sehr selten, ihre Wanderung kurz. Soviel ich weiß, ist sie niemals über die dritte Hand hinausgekommen. Aber derjenige, der sie zuerst gestaltet hat, wie auch die beiden, die ihm in ihrer Verwendung gefolgt sind, sind Dichter von starkem Können und hochentwickelter Formkunst, und die Umstände, unter welchen die Nachfolger das eigentümliche Gebilde als Erbe übernommen haben, so merkwürdig, daß es wohl lohnt, einige Worte darüber zu verlieren.

Am 22. November 1830 schrieb August von Platen in Neapel seine Ballade „Zobir" nieder. (Koch-Petzets Ausgabe der Werke, Leipzig, Hesse, Bd. II, Seite 37ff.):

Raublustig und schreckenverbreitend und arm
Geleitet Abdalla den Araberschwarm
Gen Afrika zu,
Vor Tripoli stehn die Beherzten im Nu.

Die Strophe ist nicht gerade verwickelt. Sie besteht in den beiden ersten und im letzten Verse aus je drei Daktylen, im dritten aus nur einem, denen allemal ein einsilbiger Auftakt vorangeht und eine gleichfalls einzelne festbetonte Silbe zum Abschluß dient. Aber die Durchführung des Schemas ist außerordentlich streng: in den siebzehn Strophen des Gedichts kommt es kein einzigesmal vor, daß der einsilbige Auftakt sich verdoppelte, und nur einmal, im Kurzvers von Strophe 12, ziehen sich die zwei leichten Silben des Daktylus zu nur einer zusammen. Zudem wird peinlich darüber gewacht, daß in die Doppelsenkung keine zu schweren Silben geraten.

Man könnte daraufhin versucht sein, in dem ganzen Gebilde lediglich einen Ausfluß von Platens sattsam bekannter ängstlicher Formstrenge zu erblicken; einmal irgendwie auf seine Daktylen

Digitized by Google

mit Auftakt und Schlußpunkt verfallen, hätte er sich, ganz wie ein Poet des 17. Jahrhunderts aus August Buchners Schule, auf strenge Regelmäßigkeit in ihrer Verwendung versteift. Daran ist, soweit es sich eben um die bloße Durchführung des einmal Angenommenen handelt, sicher etwas Richtiges, daß aber diese Erklärung nicht reicht, geht schon daraus hervor, daß der Dichter, der sonst, als lebte er in den Tagen der Renaissance, zu dem, was ihn innerlich bewegt, in oft genug recht seltsamer Weise eine bereits gegebene Form sucht, diesmal als sein eigener Gesetzgeber erscheint. Das legt die Annahme nahe, daß Platen denn doch wohl nicht bloß „irgendwie" auf seine Strophe verfallen, sondern bei ihrer Erfindung von bestimmten Absichten geleitet worden ist. Von welchen, darauf kann nur das Gedicht selbst Antwort erteilen.

Platen hat den Stoff seiner Ballade, die 647 nach Christus spielt, aus Gibbons „Decline and Fall of the Roman Empire" entnommen, nicht ohne bemerkenswerte innere Abweichungen, die uns hier aber nicht zu beschäftigen haben. In der Hauptsache stellt sich seine Fabel folgendermaßen dar: Abdalla, den die Geschichte als kühnen Reiterführer des Kalifen Othman kennt, fällt mit seinen Scharen in Afrika ein und gelangt bis vor Tripolis. Der bedrängten Stadt wird von Byzanz aus der kaiserliche Präfekt Gregor mit einem Heer zu Hilfe geschickt, wobei ihn seine kampfgewohnte jugendliche Tochter Maria geleitet. Um den Mut der Christen anzufeuern, verspricht der Vater dem Krieger, der ihm Abdallas Haupt bringen werde, als Siegespreis Marias Hand. Das oströmische Heer dringt daraufhin vor, Abdalla aber zieht sich untätig in sein Zelt zurück. Unwillig wendet da sein Unterführer Zobir sein Roß und sprengt aus der Schlacht zu dem Feldherrn, ihn aufzumuntern und mit seinem Rat zu unterstützen. Der Erfolg ist, daß nunmehr Abdalla seinerseits den Besitz der schönen Maria dem verspricht, der ihren Vater niederstreckt. Mit neuem Mut stürmen daraufhin die Araber an, aber derjenige, dem es vergönnt ist, den tödlichen Schlag auf Gregors Haupt zu führen, ist niemand anders als Zobir selbst, von dem der Gedanke der Preisaussetzung ausgegangen ist. Nach erfochtenem Siege wird ihm die im Kampf überwältigte Maria vorgeführt, indessen begegnet er den Glückwünschen seiner Waffengefährten mit verächtlicher Abweisung: nicht um Lohn, sondern zum Streit für Gott und sein Gesetz hat er sich in die Schlacht gestürzt, und er entläßt das weinende Mädchen mit den Worten: „Beweine den Vater und hasse Zobir." — Es handelt sich also in der breiten Mittelpartie des Gedichts um das stürmische Hin- und Herwogen einer erbitterten Schlacht, und zwar, wie wir unbedenklich hinzufügen dürfen, einer Reiterschlacht. Denn wenn Platen auch nicht ausdrücklich darauf hinweist, daß wir uns die arabischen Scharen als beritten vorzustellen haben, so findet doch die — obenein von der geschichtlichen Überlieferung gestützte — Neigung unserer Phantasie, in dieser Richtung zu arbeiten, eine Bekräftigung darin, daß zum mindesten Zobir unzweideutig hoch zu Roß erscheint; das gleiche gilt aber auf der Gegenseite sowohl von dem byzantinischen Statthalter wie von seiner heldischen Tochter, und auch hier werden wir nicht leicht darauf verfallen, uns nur die Führer als beritten zu denken. Daher das atemlose Prestissimo der Strophe, das durch das jähe Abreißen des verkürzten dritten Verses nur noch verstärkt wird.

Für beinahe vier Jahrzehnte verschwindet alsdann die Form von der Bildfläche, um danach plötzlich in des reichbegabten Schweizers Heinrich Leuthold epischer Dichtung „Penthesilea", 1868 auf 1869, wieder aufzutauchen, die uns neuerdings durch Gottfried Bohnenblusts treffliche dreibändige Gesamtausgabe von Leutholds Schriften (Frauenfeld 1914, s. Band I, Seite 313ff.) besonders nahegebracht worden ist. Es ist dies erneute Erscheinen der Strophe schon insofern nicht zu verwundern, als Leutholds Verhältnis zu Platen außerordentlich eng und herzlich war: so stark der Schweizer Poet Einwirkungen von fremder Seite unterstand, keinem seiner Vorgänger hat er doch so leidenschaftlich und immer wieder von neuem gehuldigt wie gerade ihm. Wenn er indessen die Zobir-Strophe nur einmal, und zwar eben in der „Penthesilea", nachgebildet hat, so hat das seine besondere Ursache, die derart auf der Hand liegt, daß ich mich wundere, niemand nennen zu können, der sie bisher bezeichnet hätte. Es heißt in Platens „Zobir" von der schönen Maria und ihrem Vater:

Und während er drängt die fanatische Schar,
Ritt ihm an der Seite mit goldenem Haar,
Den Speer in der Hand,
Die liebliche Tochter im Panzergewand.

Sie hatte gewählt sich ein männliches Teil,
Sie schwenkte die Lanze, sie schoß mit dem Pfeil,
Im Schlachtengetön
Wie Pallas und doch wie Cythere so schön.

Digitized by Google

Wir pflegen eine solche kriegerische Jungfrau als Amazone zu bezeichnen, und doppelt drängt sich uns dieser Vergleich auf, wenn die Heldin, wie hier, in spätantikem Waffenschmuck, mit Bogen und Speer auftritt und mit den Göttinnen des Olymp verglichen wird. Was Wunder also, wenn in Leutholds Innerm, als sich Penthesilea mit ihrem kampffrohen Gefolge vor seine Phantasie stellte, alsbald auch die ihm von früh auf vertraute Platensche Strophe anklang, deren stürmischer Charakter ja auch in seiner Dichtung der Darstellung leidenschaftlicher Kämpfe dienen konnte, die wenigstens von der einen Partei hoch vom Roß herab geführt wurden. Und in diesem Sinn fiel alsdann seine Entscheidung, wie eine Probe aus dem Anfang der „Penthesilea" zeigen möge:

Die Leiber umschloß thermodontische Tracht,
Und wiehernde Renner bestieg die zur Schlacht
Verlangende Schar,
Begierig nach Ruhm und gewöhnt an Gefahr.

Die goldene Mähne des Helmes umwallt
Den Nacken der Fürstin, die schlanke Gestalt
Im Panzer von Erz,
Und Kampflust erfüllt ihr das freudige Herz.

Namentlich bei der zweiten dieser Strophen könnte man geradezu in Zweifel sein, ob man es mit Leuthold oder mit seinem Vorbild zu tun hat. Nur eine Kleinigkeit entscheidet für den, der Platens Verskunst genau kennt, zugunsten des Schweizers: der Verfasser des „Zobir" hätte in seiner Peinlichkeit niemals die beiden ersten Silben eines Daktylus mit dem Worte „Kampflust" gefüllt; für Verwendung in der Doppelsenkung war nach seiner Doktrin die Silbe „-lust" zu schwer. Bei diesem Unterschied in der Praxis der beiden Dichter bleibt es auch weiterhin, er ist aber auch der einzige, der zwischen ihren Strophen besteht.

Zum drittenmal begegnet uns alsdann die eigenartige Form nach kürzerer Pause: Conrad Ferdinand Meyer verwendet sie in seiner Ballade „Pentheus", die zum erstenmal in der frühesten Gesamtausgabe seiner Gedichte, Leipzig 1882 (Seite 186ff.), auftritt:

Sie schreitet in bacchisch bevölkertem Raum
Mit wehenden Haaren ein glühender Traum,
Von Faunen umhüpft,
Um die Hüfte den Gürtel der Natter geknüpft,

so führt der Dichter die Gestalt seiner Agave vor, die wir uns übrigens jugendlich zu denken haben, da sie nicht, wie in der Sage, die Mutter, sondern die Tochter ihres Opfers Pentheus ist.

Hat nun Meyer die Strophe von Platen oder von seinem Landsmann Leuthold übernommen? Zunächst scheint beides möglich. Daß der Dichter des „Pentheus" mit Platen eingehend vertraut war, leidet keinen Zweifel, und für den „Zobir" im besonderen liegt mir durch gütige Vermittelung Gottfried Bohnenblusts in Winterthur das wertvolle Zeugnis Adolf Freys vor, nach welchem ihm Conrad Ferdinand Meyer einmal die Schlußzeile der Ballade zitiert hat. Aber auch Leuthold kommt in Betracht: der achte Gesang seiner „Penthesilea" war bereits 1877 in Weber-Honeggers „Poetischer Nationalliteratur der deutschen Schweiz", das ganze Werk Ende 1878 (mit der Jahreszahl 1879) in der ersten, von Jakob Bächtold unter Beihilfe Gottfried Kellers besorgten Frauenfelder Gesamtausgabe von Leutholds Gedichten hervorgetreten, kurz vor dem Tode des Verfassers, der damals bereits geistiger Umnachtung verfallen war. Die Frage nach der Herkunft der Strophe kann also auch bei Meyer wieder nur aus seiner Ballade selbst entschieden werden.

Formale Kriterien versagen. Zwar wird bei Meyer (Strophe 7) einmal das Wort „Weidruf" metrisch genau so verwertet wie oben bei Leuthold „Kampflust", und auch mit der Verwendung des „alle" in dem Versanfang: „Herbei, alle Schwestern" (ebenda) wäre Platen schwerlich einverstanden gewesen. Anderwärts aber behandelt Meyer die Senkungen vorsichtiger als sein Landsmann und rückt damit wieder dem Verfasser des „Zobir" näher. Von beiden Vorgängern unterscheidet er sich dadurch, daß er den Auftakt dreimal verdoppelt (Strophe 1, Vers 4, und zweimal hintereinander mit prächtiger Wirkung in Strophe 6) und ebenfalls dreimal den Daktylus auf zwei Silben verkürzt, wo Platen dasselbe nur einmal wagt. Zunächst im Anfang von Strophe 3: „‚Agave!' ruft's", wo Platen unzweifelhaft geschrieben hätte: „‚Agave!' so ruft's", ferner Strophe 4: „Sie schlug! Aufstöhnt, der das Leben ihr gab", wo der Daktylus durch einen echt Platenschen „Spondeus" ersetzt ist, und schließlich in dem wundervoll düstern letzten Kurzvers des Gedichts:

Digitized by Google

„Nacht schwebt heran" (mit vollem Bewußtsein statt „schwebet"), der zwar mit seiner einzigen schwachen Senkung vor der Lehrmeinung Platens nicht besteht, dessen eigenem korrekten Gegenstück „Zobir dringt vor" aber weit überlegen ist. Sämtliche Abweichungen vom Schema sind auch in der endgültigen Fassung des Meyerschen Gedichts erhalten geblieben. (Gedichte, 17. Auflage 1900, Seite 223ff.)

Wenn nun von der Form her keine Auskunft zu gewinnen ist, wie steht es mit dem Inhalt? Welche Brücke führt hier vom „Zobir" zum „Pentheus"? Soviel ich sehe, keine, denn darauf, daß etwa Maria als männliche Kämpferin wie Agave als Bacchantin die Grenzen ihres Geschlechts überschritte, legt Platen keinerlei Gewicht, und eine weibliche Gefolgschaft fehlt seiner Heldin durchaus. Wohl aber besteht eine Beziehung zwischen Penthesilea und ihren wilden Gefährtinnen auf der einen, und Agave mit ihrem wütenden Schwarm auf der andern Seite, eine Beziehung, die schon einmal in der Geschichte unserer Dichtung einen merkwürdigen Übergang von dem einen Motiv zum andern zur Folge gehabt hat: Johannes Niejahr hat 1895 in Seufferts Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte (Band VI, Seite 506ff.) mit sachkundiger Hand aufgedeckt, daß die eigenartige, aller Überlieferung fremde Katastrophe von Heinrich von Kleists Penthesilea-Tragödie in innigster Berührung mit den „Bacchen" des Euripides steht, und in der Tat ist die Ähnlichkeit zwischen Penthesilea, die sich in der Verblendung ihrer Sinne rasend auf den wehrlosen Achill stürzt und ihn zerfleischt, ohne auf sein flehendes Liebeswort zu hören, und Agave, die ihrem Sohn Pentheus das gleiche Schicksal bereitet, derart in die Augen springend, daß sich seither kein Kleistforscher dieser Erkenntnis hat entziehen können; nur die Hundemeute bei Kleist stammt aus der Aktäon-Sage. Möglich, daß die eigenartige Verschmelzung beider Fabeln bei dem norddeutschen Dichter sich lediglich aus der beiden gemeinsamen Vorstellung des in wilder Kampflust und Blutgier entbrannten Weibes mit seiner Gefolgschaft erklärt, aber auch eine zufällige Namensähnlichkeit gibt zu denken, und so hat denn Niejahr — für mein Gefühl beinahe noch zu vorsichtig — die Vermutung gewagt, Kleist sei bei der Benutzung von Benjamin Hederichs „Gründlichem Lexicon Mythologicum" (1724, zweite Auflage von Schwabe 1770), das ihn mit höchster Wahrscheinlichkeit bei seinen Quellenstudien beraten hat, rein zufällig von dem Artikel „Penthesilea" auf den unmittelbar folgenden Abschnitt „Pentheus" abgeirrt und habe erst von dort aus, wenn auch ein unmittelbarer Hinweis auf Euripides bei Hederich fehlt, den Weg zu den „Bacchen" gefunden. Wie der Übergang von dem einen Motiv zum andern sich bei Meyer vollzogen hat, hält schwer zu sagen. Unvermittelt kann er nicht erfolgt sein, ob der Dichter aber etwa, durch Leuthold auf Kleist abgelenkt, dessen eigentümliches Verfahren bereits richtig erkannt, ob er im Anschluß an das Epos seines Landsmanns gleich dem preußischen Tragiker ebenfalls zu einem Nachschlagebuch gegriffen und dabei den Pentheus-Stoff gefunden, ob lediglich der verwandte Klang der beiden Namen oder gar nur die leichte Berührung der beiden Stoffe miteinander ihn geleitet hat, muß dahingestellt bleiben. Unter allen Umständen handelt es sich aber bei Kleist und Meyer um einen höchst seltsamen Fall von Duplizität. Was die Übernahme der hastenden Strophe Platens und Leutholds angeht, so hat sie nichts Auffälliges; sie ist auch dem wilden, jagdartigen Pentheus-Motiv durchaus angemessen. Unmittelbar entlehnt ist sie aus Leuthold, ohne daß deshalb aber Platen als Vorbild ganz ausschiede.

Digitized by Google

Zur Süß-Oppenheimer Bibliographie.[1]

Von

Paul Marx in Tübingen.

Im Jahre 1904/5 veröffentlichte Hayn in dieser Zeitschrift die Zusammenstellung der Literatur über den württembergischen Finanzrat Süß. Ich muß jedoch annehmen, daß der größte Teil der Bücher überhaupt nicht im Original vorgelegen haben, sonst wäre es unmöglich, daß solche Ungenauigkeiten und sinnstörende Fehler Hayn untergeschlichen wären. Ich beschränke mich jedoch trotzdem hier nur auf ein paar Ergänzungen, die ich auf Grund des Materials der Tübinger Universitätsbibliothek machen konnte. Hinweisen möchte ich vor allem auf das große handschriftliche Material, das sich ebenfalls hier befindet, unter dem vor allem hervorragen:

Jud-Süßischen facta species, verfaßt von Philipp Friedrich Jäger, Regierungsrat (97 Seiten) und die etwa 400 Seiten starke: Defensio manuscripta defensonis Molglingii cum extractu adorum inquisionatalium den Jud Süß Oppenheimer betreffend. Doch darüber werde ich voraussichtlich später einmal ausführlicher sprechen, wenn ich noch das in Stuttgart befindliche Material hinzugezogen habe. Auf jeden Fall finde ich es unverzeihlich, daß ein Mann über einen Württemberger zu schreiben versucht, ohne sich überhaupt in Württemberg nach Material umzusehen.

Zu Nr. 17.] Hayn behauptet, es handle sich selbstverständlich um Jud Süß. Das ist nur insofern richtig, daß in den 80 Seiten Süß dreimal ganz beiläufig erwähnt wird. Einmal in einem Spottgedicht auf Carl Alexander von Württemberg (S. 38), dann in einer „Promemoria" der verwitweten Herzogin Maria Augusta (S. 5) und in einem kurzen Bericht Eberhard Ludwigs über die bevorstehende Hinrichtung. Im übrigen handelt die Unterredung der beiden Herzöge von innerpolitischen Regierungsgeschäften.

Zu 20.] Hierzu gibt es noch einen Foliokupferstich, auf dem der Galgen mit dem Käfig dargestellt ist, während sieben Frauen darum sitzen, über die darunter stehende Verse handeln.

Zu 21.] Es gibt hierzu eine inhaltlich übereinstimmende Schrift, jedoch mit besseren Typen gedruckt, doch lautet das Titelblatt:

> Lustiger Galgen-Gang nach Süßenhang zweyer Würtembergischer Bauern nemlich Hans Michel Hauren von Pliennigen ob der Staig und Veit Dudiums von Wurmberg unter der Staig. Darinnen in einem Gespräch des an eissenen Galgen in einem Kefig gehenckten Juden Erzt-Spitzbübischer Lebens-Lauff erzehlt und diesen diebischen Bauren-Heckler nach Meuten parentiert wird, nebst einem wahrhafften Abriß des Galgens und Kefigs, an und in welchem derselbe verwahrt ist; wie auch einer kurtzen Beschreibung, wie und warum dieser Galg gestifftet, auch wieviel, und welche daran aufgeknüpfft worden. Anno 1738. 4°.

Zu 25.] Gespräch zweyer unter dem Stuttgardter Galgen zusammengekommener Würtembergischen Bauren nemlich Hanß Michel Hauren von Pliennigen ob der Staig und Veit Dudiums von Wurmberg unter der Staig von des famosen Jud Süßen Leben und Ende mit untermengten curieusen Raisonement wobey zugleich in dem hier angefügten Kupffer der wahre Abriß des Galgens, und wie dieser Jud in ein Keffich daran aufgehenckt worden, zu ersehen ist. Nicht weniger eine kurtze Beschreibung bey gethan worden, wie und warum dieser Galg gestifftet, auch wieviel, und welche daran aufgeknüpfft worden. Anno 1738. 4°.

Hierzu gibt es noch einen zweiten Druck mit fast gleichem Titelblatt (Änderungen: „Verzeichnuß" an Stelle von „Kupffer" und „Keffig" statt „Keffich"). Diese Druckschrift ist aber deshalb äußerst interessant, weil neben dem schwäbischen Text die deutsche Übersetzung beigefügt ist. Außerdem hat die Abbildung noch folgendes Chronistikon, dessen Zahlen 1738 ergeben:

BehaLtet Das besonDre Iahr
Es VVar Der VIerte FebrVar
ALs Ioseph SVß gehenCket VVar.

---

1 Vgl. Jahrgang 1904/05, S. 448 ff.

Digitized by Google

Zu 42.] Es gibt auch hierzu eine ausführlichere und besser gedruckte Ausgabe.
1. Theil gedruckt zu Cana in Galiläa 1738 (82 S.) 4°
1. Theil Franckfurt und Leipzig 1738 (72 S.) 4°.
2. Theil Franckfurt und Leipzig 1738 (96 S.) 4°.
2. Theil Franckfurt und Leipzig 1738 (69 S. 1 S.) 4°.
3. Theil Franckfurt und Leipzig 1738 (70 S.) 4°.
3. Unterredung gedruckt zu Cana in Galiläa 1738 (69 S.) 4°.
4. Unterredung gedruckt zu Cana in Galiläa 1738 (76 S.) 4°.
(nicht — wie Hayn angibt falsch paginiert, sondern auf Seite 21 folgt sofort 26).

52] Sicherer Bericht von dem Juden Joseph Süß Oppenheimer welcher an 1738 den 4. Febr. bey Stuttgardt executirt wurde. Augspurg zu finden bey Elias Beck à. H. wohnhafft am untern Graben. o. J. 4°.

In dieser Schrift, die zum Teil in 46 enthalten ist, werden die Berichte der Geistlichen wiedergegeben, die Süß besuchten. Süß wollte natürlicherweise aber von den christlichen Geistlichen nichts wissen und betonte, daß er als Martyrer für seine Religion sterben wolle.

53] Der jüdische schelmische Heilige und Schand-Märterer Joseph Süß oder Abdruck und Übersetzung eines unter denen Juden herumgehenden öffentlichen hebräischen Ausschreibens betitult: Relation von Auflösung Joseph Süß gesegnet und seeligen Gedächniß als ein neu und entdeckter Juden-Greuel, mit Anmerckungen herausgegeben von einem Liebhaber Christi. Franckfurth und Leipzig 1738. 4°.

54] Eigentliche Abbildung des Joseph Süs Oppenheimers Ehmaligeu Hoch-Fürstl. Würtembergischen Geheimen Rath, Cabinets-Minister und Financien-Directorie. In seinem Glück-Standt A° 1736

Eigentliche Abbildung des Joseph Süs Oppenheimer in seinem un-Glück-Standt wie solcher nach Urtheil und Recht von einer Hoch-fürstlich Würtembergischen Comißion zum Strang verurtheilt und dem Scharffrichter übergeben worden. A° 1738

Kupferstich (fol.), auf dem Süß nebeneinander in seiner tressenreichen Ministeruniform und gefesselt in dem schmucklosen Verbrechergewand abgebildet ist. Die beigefügten Verse sollen vor allem die Juden warnen, ihre Mitmenschen zu betrügen.

55] Wahre Abbildung desjenigen eisernen Galgen mit Kefichs, worinn der Cörper des gehenckten Joseph Süß Oppenheimers verwahrlich aufbehalten wurde.

Vierseitiges Flugblatt in 4°. Mit Gedicht und Beschreibung, wer schon an dem Galgen gehangen.

56] Eigentliche Abbildung und Beschreibung, wie der bekante Jud Joseph Süß Oppenheimer, den 30 Januarii 1738 von Asperg unter starcker Wache nach Stuttgard in das sogenannte Herrschafft-Hauß gebracht. Grfol.

Sehr großer Stich mit fünf Abbildungen und ausführlichem Text, u. a. ein Epithaphium.

57] E. Beck à. H. ad vivum delin. sculps. et. exc. d. V. Fol.

Abbildung des Galgen mit genauer technischer Beschreibung des Galgens und seinen Einzelheiten, wie z. B. der Maße, des Gewichts, der Arbeiter usw.

58] Jud Süß gehenckt worden A. 1738, 4. Febr. Fol.

Farbiges Druckblatt mit Abbildung des Galgen und des Käfigs; aufgeklebt ist ein kleines Bild Oppenheimers in seiner Hoftracht.

59] Ioseph SVs OppenheIMer Verbottene LVst
LIst, LVgen. VnD BetrVg an GaLgen trVg. Fol.

Kupferstich mit Versen. Brustbild von Süß, hinter ihm eine weinende Frau. Der Käfig ist stark verkleinert in eine leere Ecke hineingezwungen.

Digitized by Google

Schnitzel.

Von

Reichstags-Oberbibliothekar Dr. Ernst Rowe in Berlin.

II.

VII. Noch ein Held.

Kolbergs Ruhm ist nicht allein sein Seebad. Der Zufall spielte mir dieser Tage in die Hand „Die neue Weltordnung. Größtes philosophisches Werk der Gegenwart von A. Maaß. Preis 1,50 Mark. Verlag A. Maaß in Kolberg, 16. Oktober 1905". (144 Seiten.) Der Titel verspricht viel, der Inhalt birgt jedenfalls das köstliche Bekenntnis „ein so hervorragender Mann, wie Ich". Herr Maaß ist seinem Beruf nach Fleischermeister, wie er seinen Stand angibt auf dem Titel seiner Schrift „Fachwissenschaftliches aus der Fleischerei. Kolberg 1905", daneben noch Erfinder und Inhaber von Patenten in Deutschland und vielen Staaten nach dem Titel eines anderen Werkes von ihm „Die Wunder des Himmels und der Erde, erforscht und ergründet als Naturereignisse allergewaltigster Art. 2. Auflage 1904". Dies Werk mit dem Motto „Mein Leben und meine Werke gehören der Welt" ist „von so hervorragender wissenschaftlicher Bedeutung, wie die Welt auch nicht annähernd etwas auf diesem Gebiete aufzuweisen imstande ist". Herr Maaß sagt es, und Herr Maaß muß es wissen. Ein Kapitel in diesem welterschütternden Werk ist überschrieben „Meine Zeichenhefte stelle zum Verkauf". Darin macht er allen Ernstes den Vorschlag, daß sich die Staatsregierungen wegen des Ankaufs seiner Zeichenhefte aus seiner Schulzeit direkt an ihn wenden sollten im Laufe der Jahre 1904 und 1905, damit sie später nicht das Vieltausendfache auszugeben hätten, wenn sie diese Meisterwerke eines Großen dieser Welt aus dritter Hand erstehen müßten. Herr Maaß war im Jahre 1905 achtunddreißig Jahre alt. Was hatte die Welt noch zu erwarten, wenn er erst auf die Höhe des Lebens gelangt war! Kolbergs Ruhm ist nicht allein sein Seebad: es zählt den größten Philosophen der Gegenwart zu den Seinen. Nur der Gegenwart?

Pommerns spröder Boden erzeugt harte Köpfe, starre Naturen, die ernst und verschlossen ihre eigenen Wege gehen. Zu ihnen gehört der Verfasser der Broschüren „Wie ist die Welt entstanden? Stettin 1904", „Die natürlichen Ursachen der Eiszeit. Stettin 1905" — diese beiden anonym —, „Warum der Mensch kein Haarkleid hat? Stettin 1904", „Die Welt ist das Leben. Jena 1906" und „Die natürlichen Ursachen des Vulkanismus und die Zukunft der Erde. Jena 1906". Es ist Louis Elbe, geboren am 2. August 1850 in Gr. Mostrow bei Greifenberg, der sich als Schriftsteller L. Elbe-Carnitz nennt nach einem Gut seiner Familie im Kreise Greifenberg. Eine völlig neue Erklärung der Entstehung der Erde und des Menschen trägt er vor, durchaus abweichend von Laplace und Darwin. Seine Ansicht über die Entstehung der Erde faßt er (Warum der Mensch kein Haarkleid hat? Seite 14) in die Worte zusammen: „Die sämtlichen inneren Planeten sind weiter nichts wie Trümmer eines-erstarrten und zerklüfteten Planeten, welcher von der Sonne stückweise aus dem Anziehungsbereich des Jupiter gerissen und zum Fall nach ihrer (!) Masse gezwungen wurden (!)", und an einer anderen Stelle (Die natürlichen Ursachen des Vulkanismus, Seite 11) sagt er darüber: „Die sämtlichen inneren Planeten nebst ihren Monden und den Asteroiden sind die Bruchstücke eines größeren Planeten, welcher durch die widerstreitenden Anziehungskräfte der Sonne und des großen Jupiter in Stücke gerissen und sukzessive zum Fall nach ihrer (!) großen Masse gezwungen wurden (!)." Und der Mensch ist nach ihm aus dem Meere geboren, hat sich aus einem Wassertiere entwickelt. Gegen Elbes Stil läßt sich manches einwenden; ob auch gegen seine Theorien, mögen die Fachmänner entscheiden. Ist aber seine Theorie von der Entstehung des Menschen richtig, so hätten wir damit auch die tiefste Erklärung für die erstaunlichen Erfolge der Wasserheilkunde: durch diese würde der Mensch im Wasser eben seinem Urelement zurückgegeben.

Digitized by Google

VIII. Alte und neue Zeit.

„Die Dissertationen eine crux nicht nur für ihre Verfasser!" Das empfand ich jüngst wieder, als ich Dissertationen durchsah auf einige wenige, die für einen ziemlich engen Interessenkreis in Frage kommen. Ein Blick aufs sachliche Stichwort — und die Arbeit manchen Schweißtropfens war abgetan. So waren schon Hunderte von Dissertationen in die Versenkung gefallen. Und rastlos ging es weiter im Dreivierteltakt. Einmal aber schlug ich doch ein opus auf, und ich sollte es nicht bereuen. Denn mein Blick fiel auf den tiefsinnigen Satz: „Das erste Kind wurde mit sieben Jahren tot geboren." So zu lesen in Wilhelm Stockerts Dissertation „Ein Fall von Lymphosarkom der Thymus bei einem 36jährigen Manne. Heidelberg 1905", auf Seite 5. Der vorangehende Satz spendet ja nun Licht; er lautet nämlich: „Er selbst ist seit neun Jahren verheiratet mit einer gesunden Frau." An sich aber bleibt jener Satz dunkel und verblüffend.

Noch eine Beute machte ich auf der Hatz durch den grünen Dissertationen-Wald, indem ich meinen Wortschatz, wenn auch nur vorübergehend, aus Albrecht Thieles Arbeit (Berlin 1905) um das schöne Wort *γ-Amidobutylaldehyddiäthylacetal* bereicherte.

Ein eigenes Kapitel bilden die Widmungen der Dissertationen, ein eigenes und interessantes wegen des Schlusses auf den Charakter der Verfasser, den manche Widmungen erlauben. Doch weniger hierfür als Beispiel, als vielmehr der Kuriosität wegen seien zwei sich in der Tonart entgegenstehende angeführt, aus Ludwig Schraudners Erlanger Dissertation 1898 und aus Hans Ivo Krauses Heidelberger 1913: *„Der liebsten Braut widmet diese Erstlingsfrucht in dankbarer Verehrung der Verfasser"* und *„Meinem tapferen Mächen"*. — Das sind moderne Dissertationen. Die Zeiten ändern sich. Daß aber noch 1849 die Berliner medizinische Fakultät Carl Theodor Groddecks Arbeit *„De morbo democratico, nova insaniae forma"* als Dissertation angenommen hat, wird unser rotes Zeitalter im allgemeinen, wie jeden im besonderen befremden, der im Thema der Dissertationen einen Ausdruck des Standes der Wissenschaften sieht. Die Arbeit erschien auch deutsch als *„Die demokratische Krankheit, eine neue Wahnsinnsform. Naumburg 1850, Dem Herrn Professor Carl August Koberstein zum Morgengruß am 10. Januar 1850"* — das war der 54. Geburtstag des verdienstvollen Literarhistorikers, des Schwiegervaters Groddecks, ein Morgengruß, wie *„Die Nothwendigkeit und Heiligkeit des Absolutismus, ein Morgengruß von Graf Breßler." Berlin* 1850". Die Promotion fand übrigens nicht, wie auf dem Titelblatt der Dissertation steht, am 21. Dezember 1849 statt, sondern erst am 12. März 1850; wie mag sie vom Auditorium aufgenommen worden sein?

Die Arbeit selbst ist mehr philosophisch freilich, als medizinisch, im übrigen aber in der Tat nicht so einseitig und schief, wie der Titel vermuten läßt; sie enthält sogar manche Gedanken, die ziemlich allgemeine Zustimmung beanspruchen konnten. Trotzdem muß das Ganze aufs Volk gewirkt haben wie ein Schlag ins Gesicht, der nicht unerwidert bleiben konnte. Der Kladderadatsch vom 17. März 1850 machte sich denn auch darüber lustig in einem größeren Artikel „Ein Stück aus der neuen Jobsiade. Frei nach Groddeck junior" und in drei kleinen. Die anderen Witzblätter werden nicht geschwiegen haben. Auch selbständige Gegenschriften erschienen, die Persiflagen „Brenneke als Doctorandus, oder: Dissertatio, desdere Action verrictis. (Den Bühnen gegenüber als Manuskript gedruckt.) Berlin 1850" und „Brenneke als Doctor der guten Gesinnung oder die Ertheilung der Doctor-Würde in Schilda. Ein Puppenspiel der rettenden That für das Casperle-Theater bearbeitet von G. Roddeck. Berlin 1850". Die letztere setzt Clauswitz im Register seines Verzeichnisses der Friedlaenderschen Sammlung unter C. Th. Groddeck. Verfaßt hat sie natürlich nicht Groddeck, sondern wohl Albert Hopf, der die Brenneke-Figur oft verwandt hat, z. B. in „Brennekes Reise nach der Republik Krankreich, und sein Besuch beim Präsidenten Louis Schappoleon, oder: Die beiden Staatsstreicher. Historisches Drama mit Gesang. Cöslin 1852". Daß „Brenneke als Doctorandus" von Hopf herrührt, bestätigt die „Deutsche Reichs-Bremse" in Nr. 12, indem sie einen Teil daraus abdruckt ausdrücklich als von A. Hopf.

Eine andere Gegenschrift zu Groddecks Dissertation ist die recht deutliche Satire „De morbo reactionario, antiqua insaniae forma. Disputatio jovialis aesthetico-satyrica quam cum gustibus et auctoritate omnium coquorum et coquarum in quibuslibet bavariae cerevisiae cneipis ut sit desertum et compottum die noctuque in latino culinario publice ad optimum dat fabricator Demetrius Cebedaeus Kameleon Odregg. Opponentibus: Criticaster, Dr. nullius juris. Obscurantismus, stud. Tantae Vossiae. Hypochondria, Dr. spleeni et grillorum. Berolinum apud Fridericum Gerhardum 1850", 31 Seiten stark. Sie ist wenig bekannt und selten und wird mit 6 Mark bezahlt. Wer mag sich den Scherz geleistet haben? Die Pseudonymen-Lexika von Weller und Holzmann und Bohatta versagen. Vielleicht ist der Verleger Friedrich Gerhard zugleich der Verfasser. Die Richtung seiner sonstigen bekannten und notorischen Schriftstellerei, die sich ganz in demokratischem Sinne bewegte, würde dieser Annahme nicht widersprechen. Was ihm aber noch heute über

Digitized by Google

seine politischen Bestrebungen hinaus eine Bedeutung sichert, ist sein Eintreten für Gründung von Volksbibliotheken, in dem „Aufruf zur Begründung von Volksbibliotheken in kleineren Städten und auf dem Lande. Danzig 1848" und in einem Artikel in der ersten Nummer seines „Berliner Volksboten" vom April 1850. Nur wissen wenige von dieser Richtung seiner Tätigkeit, und daß er damit eine Sache vertrat, die auf dem Programm seiner Partei, der Berliner Volkspartei, stand.

Neben der Brenneke-Gestalt verwandte Hopf in seinen Satiren mehrfach auch die allbekannte Nante-Gestalt. Nante, eigentlich Ferdinand Strumpf, Dienstmann Nr. 22, der Typus des Berliner Eckenstehers von ehemals — jetzt ist der Menschenschlag ausgestorben; was sich vergleichen ließe, der Gelegenheitsarbeiter, hat zwar seine Vorliebe für geistige Getränke, aber nicht seine Gutmütigkeit und seinen Humor geerbt — Nante war von Glaßbrenner in die Literatur, von Holtei in seinem Drama „Ein Trauerspiel in Berlin" auf die Bühne gebracht worden.

Die erste Aufführung fand im Königsstädtischen Theater am 24. März 1832 statt. Das Stück, das in der kurzen Frist von höchstens zehn Tagen verfaßt worden war, hatte glänzenden Erfolg.

Holteis Gattin Julie gab die Dörthe, Fritz Beckmann den Nante. Die Triumphe, die er in dieser Rolle feierte, veranlaßten ihn dazu, selbst eine Nante-Szene zu schreiben, den „Eckensteher Nante im Verhör". Darüber geriet er zwar mit Glaßbrenner in eine Fehde, das tat aber der Wirkung des Stückes nicht Abbruch. Dem Nante verdankte Beckmann hauptsächlich seine Beliebtheit; er spielte ihn auch so vorzüglich, daß es selbst Zar Nikolaus nicht verschmähte, ihn sich anzusehen, und der Schwiegervater des Zaren erst recht nicht.

Nun machte auch Nante Karriere und wurde eine beliebte Figur in der Literatur. Nante beleuchtete alle möglichen Dinge, gewissermaßen als Wortführer der öffentlichen Meinung: „Ein Maskenball im Colosseum", „Nante auf der Berlin-Potsdamer Eisenbahn. Von L* (d. i. Ludwig Lenz)", „Nante auf der Frankfurter Messe", „Nante als Fremdenführer. Oder Ganz Berlin für 7½ Sgr.! Ein Wegweiser für Fremde, die hier bleiben wollen, und für Einheimische, die noch nicht gehörig orient- und occidentirt sind. Nach den besten Flüssen bearbeitet von Dr. Nante. Berlin 1840", und wie die Sachen sonst noch heißen.

Nachdem auch Theodor Hosemann seine Kunst in Nantes Dienste gestellt hatte, war Nante unsterblich geworden. Doch schlug auch seine Stunde: „Nantes Tod, oder: Die Verschwörung der Federfuchser. Historisch-romantisch-komische Tragödie in 5 Acten von H. v. A. 2. Auflage. Berlin 1840". Aber er lebte wieder auf in Hopfs politischen Witzen: „Nante als National-Versammelter", „Der Natschionalversammelte Nante uf de Volksversammlung", „Nante wieder gewählt", „Nante constituirt sich", „Nante erklärt die Jorksche Geschäft-Ordnung" usw. Und er lebt noch heute — der beste Beweis, wie tief er im Volke wurzelt, eins mit ihm in Fleisch und Blut — und fristet in Witzblättern durchaus kein kümmerliches Dasein. Nantes Geschichte schreiben heißt eine Geschichte des Berliner Volksempfindens mehrerer Dezennien schreiben; schon eine Nante-Bibliographie wäre höchst verdienstlich.

Literarische Verkappung war damals besonders Mode infolge der strengen Zensurvorschriften. So schrieb Hopf unter dem Decknamen Anastasius Schnüffler, Magnetisörius Somnambulus, Ullo Bohmhammel, Linden-Müller, Eulalia Nemesis, Otto Rippenschwach. Was aus diesen Decknamen spricht, ist mehr als Witz, ist, verbunden mit einer starken Dosis Selbstironie, Humor. Echter, rechter Humor! Er verstummte nicht — das ist wirklich der Humor davon — im Tosen und Brausen jener Tage zum besten Beweis dafür, daß man die für die äußere, politische Freiheit notwendige innere erlangt hatte, daß man reif für die neue Zeit war. Im nachbarlichen Slawenreiche hat Humor keinen Raum; und die Reife?!

Also auch unter dem Pseudonym Linden-Müller schrieb Hopf. Ein Stück unter diesem Namen liegt vor mir: „Die mißglückte Verschwörung am 15. Oktober, oder: Die rothe Rose im Gambrinus. Ein Schauergemälde, worin sich der dicke Stein das Herz heraus beißt und an der Abzehrung stirbt. In fünf Akten, nebst einem Vor- und einem Nachspiel. Sehr frei nach Blömer, von Linden-Müller. Bürger und Ex-Präsident der weiland politischen souveränen Ecke, und cidevant Vorstand des verschollenen Lindenklubbs. Erster dramatischer Versuch. Zur Warnung: Ohne besondere Erlaubniß darf keine Bühne dieses Original-Stück aufführen. Dekorationen und Kostüme sind ganz neu. Der Genius Preußens, der darin vorkommt, ist von Pappe und grau lackirt, vom seligen Gropius; nach einer Zeichnung von Bodelschwingh. Berlin 1849. In Commission: Zimmerstraße Nr. 4, bei Hopf. Preis 1½ Sgr."

In solchen Scherzen gefiel man sich, uns kommen sie plump vor. Ganz im Stile der Ritter- und Räuber-, Schauer- und Gespenster-Dramen, wo man als Inhalt einer ganzen Szene im Hintergrunde Knappen erfrieren sieht, heißt es hier, vielleicht in Parodie darauf: „Erster Act. Erste Scene. (Dekorationen wie im Vorspiel. Es ist 5 Uhr Morgens. Clubb-Müller schläft noch. Es geschieht eine Weile gar nichts.)" Und dann beginnt die zweite Szene . . . Die rote Rose ist das Abzeichen der

Digitized by Google

Verschwörer, der Gambrinus, bei Dätweiler, ihr Versammlungsort. Der dicke Stein, wie Müller, Mitglied des demokratischen Klubs, ist „der dicke Aktuarius im rotbraunen Paletot und weißen Filz, der parlamentarische Reden zur Beförderung der Verdauung zu halten schien", wie ihn Springer (Berlins Straßen, Kneipen und Clubs, Seite 75) schildert. Blömer wird in Verbindung mit der Kreuzzeitung genannt.

Allgemein wenigstens gilt Linden-Müller für ein Pseudonym Albert Hopfs, und mit Recht, trotz des Zusatzes „In Commission bei Hopf", der nicht recht zu Hopfs Verfasserschaft zu passen scheint, und wenngleich es immerhin ungewöhnlich ist, den Namen oder auch nur Spitznamen eines bekannten Zeitgenossen als Pseudonym zu wählen. Linden-Müller hieß Müller nach seiner hervorragenden Wirksamkeit im Linden-Klub, jener Müller, dessen Reden (ebenfalls nach Springer) populär wie Knoblauchswürste und berauschend wie feiner Kümmelschnaps waren. Während sich der Linden-Klub abends an der Kranzlerschen Ecke zusammenfand, hatte eine andere Versammlung, „die politische Ecke" von Müller getauft, ihren Stand an der Ecke der Charlottenstraße und der Linden; den Vorzug der Billigkeit hatten jedenfalls beide Versammlungsorte.

Wie jede leidenschaftlich erregte Zeit mit der Fülle von führenden Geistern niederer Ordnung, so ist auch die achtundvierziger Zeit außerordentlich schwer zu übersehen und zu beherrschen. Gerade bei dieser Periode, so nahe sie uns liegt, hat die Geschichtsforschung noch viel zu tun. Als ihr Ziel schwebt mir die Fortführung der Berliner Revolutions-Chronik von Ad. Wolff (3 Bände. Berlin 1851—54) vor, die nur bis zum 26. Juni 1848 reicht. Als ihr vorläufiges! Denn damit wäre erst die Grundlage geschaffen für eine umfassende Darstellung und objektive Würdigung der Epoche. Ob das Ziel je erreicht wird? Bald wird auch der letzte Zeuge jener Zeit für immer verstummt sein.

IX. Zeichen der Zeit.

Manche Themen liegen in der Luft und werden gleichwohl nur von wenigen heruntergeholt. Werden sie aber in gleicher Weise behandelt, so ist das immerhin merkwürdig und beachtenswert.

Die allgemeine Weltlage und im besonderen die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und England beleuchtete die Aufsehen erregende Schrift „Seestern, 1906. Der Zusammenbruch der alten Welt. 1. bis 5. Tausend. Leipzig (1905)". Sie beleuchtet sie im Gemälde eines Zukunftskrieges, wirksam und eigenartig, und doch nicht eigentümlich. Denn genau so behandeln drei andere Schriften die Sache, „Sink, burn, destroy. Der Schlag gegen Deutschland! Skizze von S. Darmstadt (1905)", „Der deutsch-englische Krieg. Vision eines Seefahrers. Von Beowulf. Berlin 1906" und „Hamburg und Bremen in Gefahr! Sind unsere Hansestädte Hamburg und Bremen in einem Seekriege mit England in Gefahr, und können sie auf genügenden Schutz durch unsere Flotte und die Küstenbefestigungen rechnen? Von Hansa. Altona 1906". Sie sind in einem Zeitraum ungefähr von zwei Monaten nach jener ersten erschienen, also so schnell, daß die eine nicht von der anderen beeinflußt sein kann. Alle vier sind nicht unter dem Verfassernamen veröffentlicht — hinter Seestern birgt sich Ferdinand Grautoff, hinter Hansa der Kapitän zur See a. D. Hoepner —, alle vier treten für Vermehrung der Flotte ein. Wenn nicht nach einer Verabredung gearbeitet worden ist, so liegt hier die auffallende Erscheinung vor, daß dieselbe Idee gleichzeitig in mehreren Köpfen aufgetaucht und ausgeführt ist. Die bekannte Duplizität der Ereignisse ist noch überboten.

X. Revolution und Humor.

„Und Friede auf Erden!" Allein im heiligen Rußland brach am 26. Dezember 1825, an Nikolaus des Ersten Huldigungstage, die Dekabristenverschwörung aus, jene Militärrevolution, die schnell ein blutiges Fiasko erleben sollte. Und genau achtzig Jahre später, unter Nikolaus II., tobte wieder heller Aufruhr im weiten Zarenreiche. Über die Straßenkämpfe in Moskau berichtet am 26. Dezember 1905 ein Telegramm aus Petersburg: „Es sollen dort gegen 10000 Tote und Verwundete gezählt worden sein. Der Kampf dauert noch fort. Während eines Meetings mit 10000 Teilnehmern hieß es, daß auch Soldaten anwesend seien. Es wurde vorgeschlagen, ihnen dafür eine Ovation zu bereiten; dabei verbreitete sich infolge eines Mißverständnisses das Gerücht, Militär sei im Anzuge, und nun entstand eine furchtbare Panik. Alles rannte davon, wobei viele erdrückt und verwundet wurden". Stimmen auch die Zahlen nicht — die genau zutreffenden

Digitized by Google

sind in solchen Fällen nicht zu ermitteln —, so besagen sie doch soviel, daß Rußland entsetzlich gelitten hat in diesen Tagen, da wir Weihnachten feierten. Und zu allen Leiden spielte also noch das Mißverständnis seine unselige Rolle, das schon so viel Unheil angerichtet hat im Leben des einzelnen wie der Völker!

In einem Mißverständnis — oder war es, wie Friedrich Wilhelm IV. erklärte, durch einen unglücklichen Zufall? — wurden aus der Tirailleurlinie, die am denkwürdigen 18. März des Jahres 1848 aus dem mittleren und aus dem kleineren Portal des Berliner Schlosses schwärmte, jene beiden Schüsse abgefeuert, die so recht eigentlich das Signal zur Revolution in Berlin gaben. Straßenkrawalle waren schon vom 13. an vorgekommen. In der Frühe des 18., eines Sonnabends, aber schien alles gut zu stehen. Es hieß, alles sei bewilligt. Der König erschien auf dem Balkon des Schlosses und wurde vom Volk mit Hochrufen begrüßt. Die Menge wuchs; das verursachte dem König Unbehagen. Deshalb beorderte er den General v. Prittwitz, den Schloßplatz räumen zu lassen. Dem General an der Spitze der Garde-Dragoner machten die Massen Schwierigkeiten. Es schien ein bedrohlicher Augenblick . . . Da fielen jene Schüsse. Und nun waren auch die Harmlosen in der Menge, die nur neugierig der Entwicklung der Dinge zugeschaut hatten, „die Front zu machen pflegten und zu grüßen, wenn eine Prinzessin vorbeifuhr, die prompt ihre Steuern zahlten", — auch sie waren nun in die Opposition hineingerissen, die rasch zum Barrikadenbau und zu offener Empörung schritt. Denn sie wurden wohl von dem Gefühl beherrscht, dem ein Zettelkleber mit halb zorniger, halb weinerlicher Stimme Luft machte: „Ich bin dem Magistrat sein Zettelankleber! Ich soll die Proklamation ankleben, und sie schießen auf mir!"

Einen niedlichen Schalkstreich leistete sich wieder das Schicksal: an der Illumination am 19. mußte sich die russische Gesandtschaft beteiligen, wollte sie nicht ihre Scheiben riskieren. So erstrahlte denn in Lichterglanz zur Siegesfeier der freiheitlichen Bewegung das Eigentum des Selbstherrschers Nikolaus, von dem Hopf genau wußte:

„. . . es ärgert den Niklaus ganz unsäglich,
Daß sich die Deutschen so sehr bemühn,
Um sich der Knute zu entziehn.

Verargen kann man's ihm nicht, dem Czaaren;
Er denkt: wenn das die Russen erfahren,
So schämen sie sich wohl gar ihrer Schmach
Und machen's den Deutschen am Ende nach."

Das Leben macht doch immer die besten Witze; doch mehr davon nachher!

Sonst bieten die beiden Bewegungen, die russische von 1905 und unsere anno 1848, nicht viel Ähnliches. Das Ziel zwar ist dasselbe: Das Volk fühlt sich mündig und verlangt nach Teilnahme an der Regierung. Ganz verschieden ist aber vor allem die Art, wie gekämpft wurde, die Kampfweise, sind die Kampfmittel. In Rußland wildester Fanatismus, asiatische Barbarei, gieriges Schwelgen im Blutvergießen — bei uns natürlich auch Leidenschaftlichkeit, handelte es sich doch um „die heiligsten Güter", doch eine Leidenschaftlichkeit nicht ohne höhere Färbung.

In Rußland war es so, daß zunächst nur brutale Gewalt herrschte. Erst später regt sich der Witz und tritt in den Kampf ein. Er führte ihn mit schärfster, bissigster Satire in eigenen Blättern mit den Vertrauen erweckenden Namen „Schwefel", „Signal", „Mitrailleuse"; sie kommen und gehen, der neue Tag treibt neue Blätter. Kampf in Wort und Bild! Manches geradezu in Blut getaucht, von Blut triefend! Im Witz ist auch dem russischen Volk ein Bundesgenosse erstanden.

Bei uns 1848 aber war der Witz zum Teil mehr als das. Aus voller Selbsterkenntnis geboren und mit einer starken Dosis Selbstironie gemischt, getragen von tiefem Gemüt und warmem Herzen, war er Humor. Humor im Brausen der Tage! „Das ist ja eben der Humor davon!" Humor im Leben und in der Literatur! Der Zufall selbst spielte eigen, oder war es Ironie des Schicksals, daß eine Sechspfünderkugel am Ende der Breiten Straße gerade da einschlug, wo kurz vor Beginn des Kampfes eine Proklamation des Königs angeklebt war? Nun standen unmittelbar unter der Kugel die Worte „An meine lieben Berliner". Eine andere Kugel traf die Jungsche Apotheke, Ecke der Neuen König- und Georgenkirchstraße. Da steckte sie noch den ganzen Sommer, und mancher, der vorbeiging, zeigte darauf hin und fragte: „Herr Aptheker, wat kost denn die Pille?" Eine Kugel war in die Holzbekleidung eines Brunnens der Leipziger — oder der Potsdamer? — Straße geflogen. Darum im Halbkreise hatte eine feste Hand mit Kreide geschrieben: „An meine lieben Berliner". Darunter klebte die Ansprache des Königs mit derselben Überschrift. Kreideinschriften standen an den Toren verschiedener öffentlicher Gebäude: am Kriegsministerium „National-

Digitized by Google

eigentum", anderwärts, z. B. am Palais des Prinzen von Preußen, „Bürgergut" und „Eigentum der ganzen Nation". Dies war am 19. März. Aber auch die Stunden des Kampfes selbst entbehrten nicht einer Komik. Davon erzählt der „Berliner Witzhagel, gefallen in der Barrikadennacht vom 18. zum 19. März und später. Von Louis Koch. Berlin 1848", der allerdings nicht über die erste Lieferung gedieh; dafür bringen die Memoirenwerke jener Zeit, z. B. die von Gutzkow, Ebers, Fontane und Sebastian Hensel, Belege genug.

Die Spitze des Leibregiments war bis in die Mitte der Landsberger Straße gerückt; da stellte sich ein Arbeiter, ein großer, bildschöner Kerl, gemütlich vor eine Barrikade, drehte dem Grafen Lüttichau den Rücken zu und machte ihm und seinem Bataillon eine unanständige Gebärde. Im Feuer brach er zusammen. Ein anderes Bild: Der alte General v. Möllendorf wird auf dem Alexanderplatz vom Tierarzt Urban gefangen genommen unter Assistenz eines — vierzehnjährigen Schusterjungen, der dem General von hinten her den Degen aus der Scheide zieht. Doch ist diese Hilfeleistung nicht verbürgt. Verbürgt ist aber das Wort: „Laßt den armen Jungen ihre Bücher!" Vor dem Palais des Prinzen von Preußen war es. Man wollte es in Brand stecken. Da beschwor ein junger Mensch die Menge, von dem Vorhaben abzulassen, weil dadurch die anstoßende Bibliothek gefährdet würde. Und nun fiel jenes gutmütige Wort. Wieder eine köstliche Ironie: das Volk souveräner Herr über Bestehen und Vergehen dieses vornehmen Hortes von Wissenschaft und Gelehrsamkeit! Gnädig entschied es zu seinen Gunsten. Und wir haben ihm dafür zu danken, nicht nur „die armen Jungen", mehr aber noch jenem Unbekannten, dessen feurige Beredsamkeit die Entscheidung durchsetzte.

In der Literatur nimmt der Humor einen breiten Raum ein. Deutlich spricht er schon aus den Büchertiteln. Es gab u. a. Zeitschriften: „Berliner Charivari", „Berliner Krakehler", „Tante Voß mit dem Besen", „Berliner Großmaul", „Der blaue Montag".

Der Humor verkörperte sich in Männern, wie Adalbert Cohnfeld und Albert Hopf, Cohnfeld mit der Bullrich-Figur, Hopf mit seinem Nante und Brenneke, Cohnfeld mit dem Pseudonym Aujust Buddelmeyer, Dagesschriftsteller mit'n jroßen Bart, Hopf mit den Pseudonymen Linden-Müller, Anastasius Schnüffler, Ullo Bohnhammel, Otto Rippenschwach. Steckt nicht schon in diesen Pseudonymen ein gut Teil Selbstironie? Von ihren Schriften hier nur zwei: „Lude! Lude! Du verhedderst dir! Vierte Gardinen-Predigt, ihrem Gatten Ludewig beim Zwirnabwickeln gehalten von Madame Bullrichen" und „Jutster Herr Wrangel! Dhun se uns nischt, wir dhun Ihn ooch nischt! Een janz offenet Sendschreiben von Ullo Bohmhammel, Vize-Gefreiter bei de Börgerwehr, an Seine Hochwohlgeborene Exzellenz den Marschall ‚Druf!'" Die Reihe solcher Schriften läuft ins Endlose. „Wer zählt die Völker, nennt die Namen?" Immer wieder blitzte der Humor auf, wärmte, befreite und verklärte er.

Dieser Humor, der unter Tränen zu lächeln vermag, dieser Humor, der, indem er völlige Beherrschung der Situation voraussetzt, einen guten Gradmesser abgibt für die geistige Reife und innere Freiheit des einzelnen wie des ganzen Volkes, ohne die es keine wahre äußere und politische Freiheit gibt, — den Russen fehlt er. Sehen wir uns in der Literatur um: wir finden kaum Ansätze dazu. In der russischen Literatur? Eigentlich war sie ja bis vor nicht langer Zeit eine Treibhausliteratur. Einen auf einen Misthaufen hingeworfenen Strauß von künstlichen Blumen hat sie ein kundiger Russe genannt. Nun, jedenfalls fehlt darin die blaue Blume Wunderhold mit ihrem herzerquickenden Duft.

Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck verboten.

Für die Redaktion verantwortlich i. V. Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G. Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.
Druck von *Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.

Digitized by Google

Aus einer alten Bibliothek der Herren von Berlichingen.

Von

Hofbibliothekdirektor Dr. Adolf Schmidt in Darmstadt.

Mit sechs Bildern.

Obgleich die Geschichte der Herren von Berlichingen in dem von dem Grafen Friedrich Wolfgang Götz von Berlichingen-Rossach nach Urkunden verfaßten Werke „Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand und seiner Familie", Leipzig 1861, ausführlich behandelt worden ist, und H. Bauer in einem im „Archiv des historischen Vereines von Unterfranken und Aschaffenburg", Würzburg 1863, 16. Bd., S. 129—178, erschienenen Aufsatz: „Die Herren von Berlichingen in Bayern" manche Berichtigungen und Nachträge zu diesem Buche gegeben hat, liegt die Genealogie gerade des bayerischen Zweiges dieser Familie immer noch sehr im argen. Die von beiden Verfassern aufgestellten Stammbäume stimmen untereinander nicht überein und stehen im Widerspruch zu handschriftlichen Einträgen eines Mitgliedes des bayerischen Astes der Berlichingen, die mir in verschiedenen Bänden einer ehemals Berlichingischen Bibliothek begegnet sind, die sich jetzt in der Großherzoglichen Hofbibliothek in Darmstadt befindet. Da es sich bei diesen Aufzeichnungen um die nächsten Verwandten des Schreibers handelt, dürften seine Angaben denen der beiden obengenannten Werke gegenüber wohl Glauben verdienen, und ihre Veröffentlichung, verbunden mit Mitteilungen über diese Bibliothek, hier um so mehr angezeigt erscheinen, als die früheren Besitzer dieser Bücher ihren Einträgen nach nicht uninteressante Persönlichkeiten und vor allem große Bücherfreunde gewesen zu sein scheinen.

Ich schicke einige Bemerkungen über die bayerische Linie der Berlichingen voraus, die nach kurzer Blüte in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts schon wieder erloschen ist. Jobst von Berlichingen, der Sohn Beringers von Berlichingen und der Elisabeth von Neuhausen, war in seiner Jugend aus Franken nach Bayern gekommen und 1516 von Herzog Ludwig zu seinem Diener ernannt worden. Er war anfangs Rat und Hauptmann, hernach Obrister und Statthalter zu Ingolstadt, sowie Pfleger von Teisbach. (Vgl. Georg Ferchl, „Bayerische Behörden und Beamte 1550 bis 1804" im „Oberbayerischen Archiv für vaterländische Geschichte". München 1905—1910. Bd. 53, 1, 2. S. 754). Mit der Hand der Margaretha von Sattelbogen, der letzten dieses Geschlechts, hatte er die Herrschaft Geltolfing bei Straubing erheiratet, nach der seine Nachkommen sich Berlichingen zu Geltolfing nannten, bis seine in auswärtigen Diensten stehenden Enkel 1583 die Besitzung an ihren Schwager Hans Eberhard von Closen und dessen Bruder Franz Georg verkauften. (Vgl. A. Kalcher „Die Hofmark Geltolfing und ihre Besitzer", in den „Verhandlungen des historischen Vereins für Niederbayern". Landshut 1868. Bd. 13. S. 301—342). Jobsts Sohn, Hans Christoph von Berlichingen zu Geltolfing heiratete Brigitta Nothafft zu Wernberg, die Tochter Haimeran Nothaffts und der Margaretha von Seyboltstorff zu Schenckenau; er war Rat und Oberrichter zu Straubing, wie auch Pfleger zu Deggendorff. (Ferchl, S. 754, 1061 und 1203.) Bei seinem Tode, 1560, hinterließ er fünf minderjährige Söhne, von denen zwei hier als Besitzer der Bücher zu nennen sind, nämlich Hans Burkhard und Hans Georg. Einmal ist mir der Name der zweiten Frau des ersteren, Dorothea, begegnet. In mehrere Bände hat sich Hans Burkhards Sohn, Hans Bernhard, eingezeichnet, in andere Hans Georgs Sohn, Hieronymus Christoph. Es erscheint zunächst auffallend, daß nicht Hans Bernhard die Bücher seines Vaters geerbt hat, sondern daß sie mit einigen Bänden Hans Bernhards in die Hände Hans Georgs und seines Sohnes Hieronymus Christoph ge-

Digitized by Google

kommen sind. Man darf sich um so mehr darüber wundern, weil die beiden ersteren letztere überlebt zu haben scheinen. Burkhard soll nach Graf Berlichingen und Bauer 1622, Hans Bernhard 1644 gestorben sein. Vielleicht hängt dieser Besitzwechsel mit der später zu erwähnenden „Verstrickung" Burkhards und seinem Verlassen des württembergischen Dienstes, sowie seinem Zerwürfnis mit seinem Sohne zusammen. Das Todesjahr Hans Georgs wird nirgends angegeben, seine beiden Frauen und seine Kinder kennen jene Quellen überhaupt nicht. In keinem seiner Bücher findet sich ein Eintrag nach dem 16. Oktober 1609 und keines ist später gedruckt. Am 6. November dieses Jahres wohnte er noch in Stuttgart der Hochzeit des Herzogs Johann Friedrich zu Württemberg mit der Markgräfin Barbara Sophie zu Brandenburg als Hofmeister der Fürstlichen Wittib zu Nürtingen, Frau Ursula, Herzogin zu Württemberg, bei, wie die darüber 1610 zu Stuttgart von Joh. Oettinger veröffentlichte „Warhaffte Historische Beschreibung" berichtet. Nach Pleickhards von Helmstatt Stammbäumen süddeutscher Adelsgeschlechter (Handschrift 1970 der Großh. Hofbibliothek zu Darmstadt, vgl. Adolf Schmidt in der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins" 1916, Neue Folge 31, 53ff.) wurde er Anno 1610 als Hofmeister „abgeschafft". Bald darauf dürfte er gestorben sein. Der letzte Eintrag Hieronymus Christophs ist am 16. Juli 1615 zu Ober-Ingelheim geschrieben, wo er sich damals bei der Schwester seiner Mutter, Amalia von Grohrott, einer geborenen von der Martten, aufhielt. Nicht viel später müssen die Bücher in den Besitz eines Frankfurters, der einmal seinen Namen Engelbert Frosch angibt, und dessen Frau Agnes Stalburgerin war, übergegangen sein, denn in dem „Calendarium Historicum" Abraham Saurs von Franckenberg, Frankfurt a. M.: Nicolaus Basseus 1594, das Hans Georg bis zum 16. Oktober 1609 zu Einträgen benutzt hat, finden sich aus dem Oktober und November 1615 einige Aufzeichnungen von anderer Hand, die sich auf die Frankfurter Familien Fichard, Glauburg, Humbracht, Zum Jungen, Lersner, Rücker, Stalburg und Steinheimer beziehen. Nicht lange danach hat Landgraf Philipp von Butzbach (1581—1643), ein Sohn Landgraf Georgs des Frommen von Hessen-Darmstadt, einer der gelehrtesten Fürsten seiner Zeit, diese Berlichingische Bibliothek erworben, denn die Bücher sind bereits in seinem Bibliothekskatalog von 1617 (Hs. 2838) verzeichnet, und zwar vor anderen 1617 darin nachgetragenen Titeln, also noch in diesem Jahre. Wer der Frankfurter Besitzer gewesen ist, und auf welchem Wege dessen Bücher in die Bibliothek des Landgrafen gekommen sind, läßt sich mit ziemlicher Sicherheit aus den im Großh. Haus- und Staatsarchiv befindlichen Akten über den Nachlaß Landgraf Philipps erschließen. In dem auf Befehl des Erben Landgraf Georgs II. von Darmstadt 1643 aufgenommenen Inventar über die Hinterlassenschaft Philipps in Conv. 48 stieß ich nämlich auf die Erwähnung einer Quittung vom 17. April 1617, darin weiland Nicolaus Froschen hinterbliebene Wittib zu Frankfurt bekenntlich ist, daß wegen Ihrer Fürstlichen Gnaden zu Butzbach ihr zahlt worden 200 fl. vor abgekaufte Bücher. Die Frosch waren eine Frankfurter Patrizierfamilie. Nicolaus Frosch, † 1614, war verheiratet mit Katharina Rumland aus Hildesheim, mit seinem Sohne Engelbert Frosch ist 1616 die Familie ausgestorben. Die Veranlassung zum Verkauf der Bücher mag nun die Wiederverheiratung der Witwe des Nicolaus und die dadurch nötig gewordene Erbauseinandersetzung mit der Witwe des Engelbert Frosch, Agnes Stalburgerin, gewesen sein, die ihrerseits 1618 sich in zweiter Ehe mit Johann Christoffel von Ottera in Butzbach, dem Sohne des Dr. Jakob von Ottera, vermählte. Durch die Beziehungen der Ottera zu der Familie Frosch könnte die Verbindung mit dem Landgrafen angeknüpft und der Kauf vermittelt worden sein. Ja man könnte sogar noch ältere Beziehungen der Herren von Ottera zu Amalia von Grohrott, geb. von der Martten, und ihrem Neffen Hieronymus Christoph von Berlichingen annehmen, denn sowohl die Ottera wie die von der Martten entstammten Erfurter Geschlechtern, und Dr. Jakob von Ottera war in früheren Jahren als Amtmann des Landgrafen Ludwig des Älteren zu Hessen-Marburg in der Herrschaft Epstein (vgl. Archiv für hessische Geschichte 11, 652) nicht gar weit von Ober-Ingelheim oder auch von Odernheim entfernt ansässig, wo Johann von Grohrott, Amalias Gemahl, zur Zeit seiner Vermählung und später, vermutlich bis zu seinem Tode, kurpfälzischer Amtmann war. (Vgl. Archiv für hessische Geschichte 8, 335, und H. Gredy, Ge-

Digitized by Google

schichte der ehemaligen freien Reichsstadt Odernheim. Mainz 1883. S. 144, 187.) Es wäre natürlich auch möglich, daß die Wittib des Nicolaus Frosch dem Landgrafen die Bücher unmittelbar zum Kauf angeboten hat, da er als Büchersammler bekannt war und bei seinen Besuchen der Frankfurter Messe wohl auch Verkehr mit dortigen Patrizierhäusern hatte.

Mit Landgraf Philipps großer Bibliothek ist später auch dieser besonders wertvolle und interessante Bestandteil der Darmstädter Hofbibliothek einverleibt worden. Unter deren Beständen sind die Bücher zwar zerstreut, aber sie sind, auch wenn sie nicht durch den Einband oder handschriftliche Einträge als ehemaliges Eigentum der Herren von Berlichingen sich ausweisen, leicht zu erkennen an einer unten links auf die Innenseite des hinteren Deckels geschriebenen, offenbar von Hans Georg herrührenden Ordnungszahl, soweit diese Zahlen nicht dem Zerschneiden der alten Sammelbände zum Opfer gefallen sind, das man dem Wahn der systematischen Aufstellung zuliebe im 19. Jahrhundert vorgenommen hat.

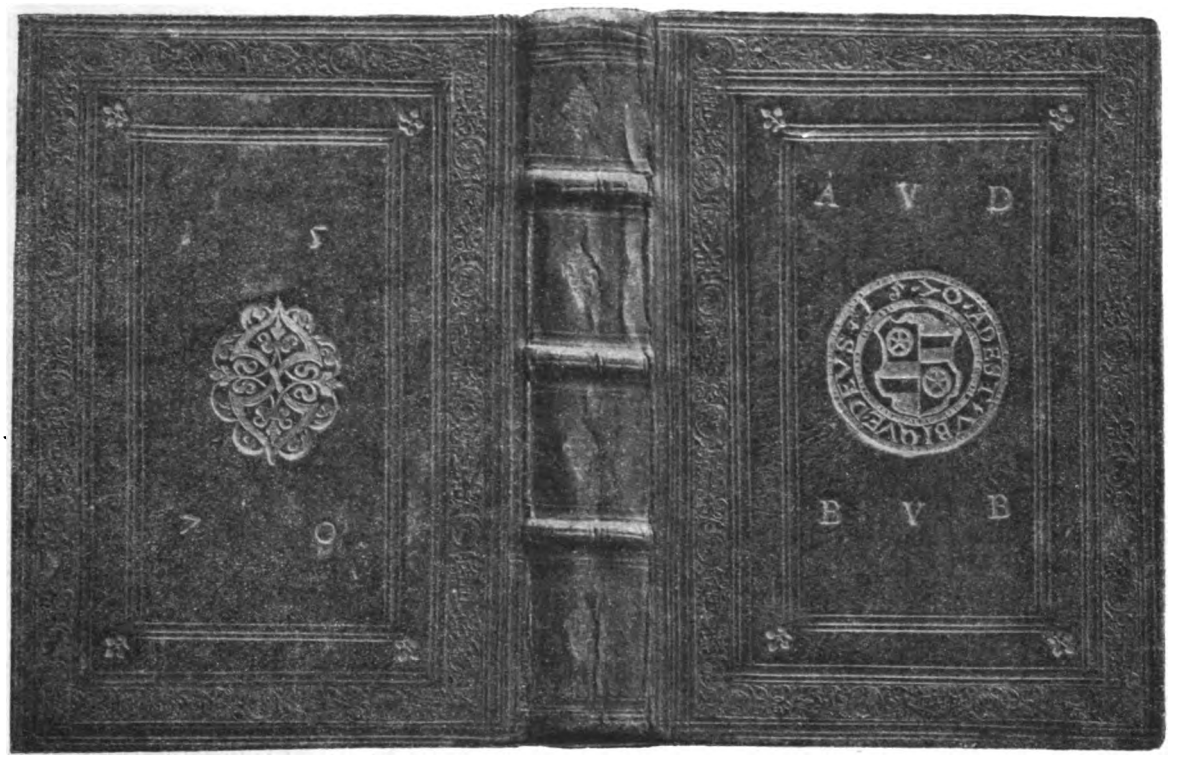


Bild 1. Einband Burkhards von Berlichingen mit dessen Super Libros. Vergl. S. 43.
(Damhouder, Praxis rerum civilium. Venetiis 1568. 4°.)

Bei beiden Brüdern hat sich die Bücherliebhaberei schon in früher Jugend gezeigt. Burkhard war erst vierzehn Jahre alt, als er am 20. Mai 1564 in ein Schulbuch (Melanchthons Elementorum Rhetorices Libri duo. Basileae: Joannes Oporinus. 1563 Mense Martio. 8°) und ähnlich in andere damals beuutzte Werke den Wahlspruch Adest Vbique Deus und das Distichon

Quicquid erit tandem mea spes est unica Christus,
Huic vivo, huic moriar, caetera curo nihil

eingeschrieben hat, darunter seinen Namen Burckhartus a Perling in Gelterfing optimo iure hunc possidet librum, und bereits 1570 hat er sich einen Stempel für ein Super Libros schneiden lassen, das in einem gevierten Schild die Wappen seiner Eltern Berlichingen und Nothafft zeigt mit der Umschrift 15. 70. ADEST. VBIQUE. DEVS. Über dem Wappen stehen die Anfangsbuchstaben

Digitized by Google

dieses Wahlspruchs, darunter die seines Namens BVB. Dieses Super Libros ließ er damals und später auf dem Vorderdeckel seiner meist in rotbraunes glattes Leder gebundenen Bände anbringen, den hinteren Deckel schmückte ein eiförmiger Zierstempel mit der Jahreszahl 1570.

Einträge von seiner Hand finden sich in späterer Zeit selten, aber manche Widmungen legen

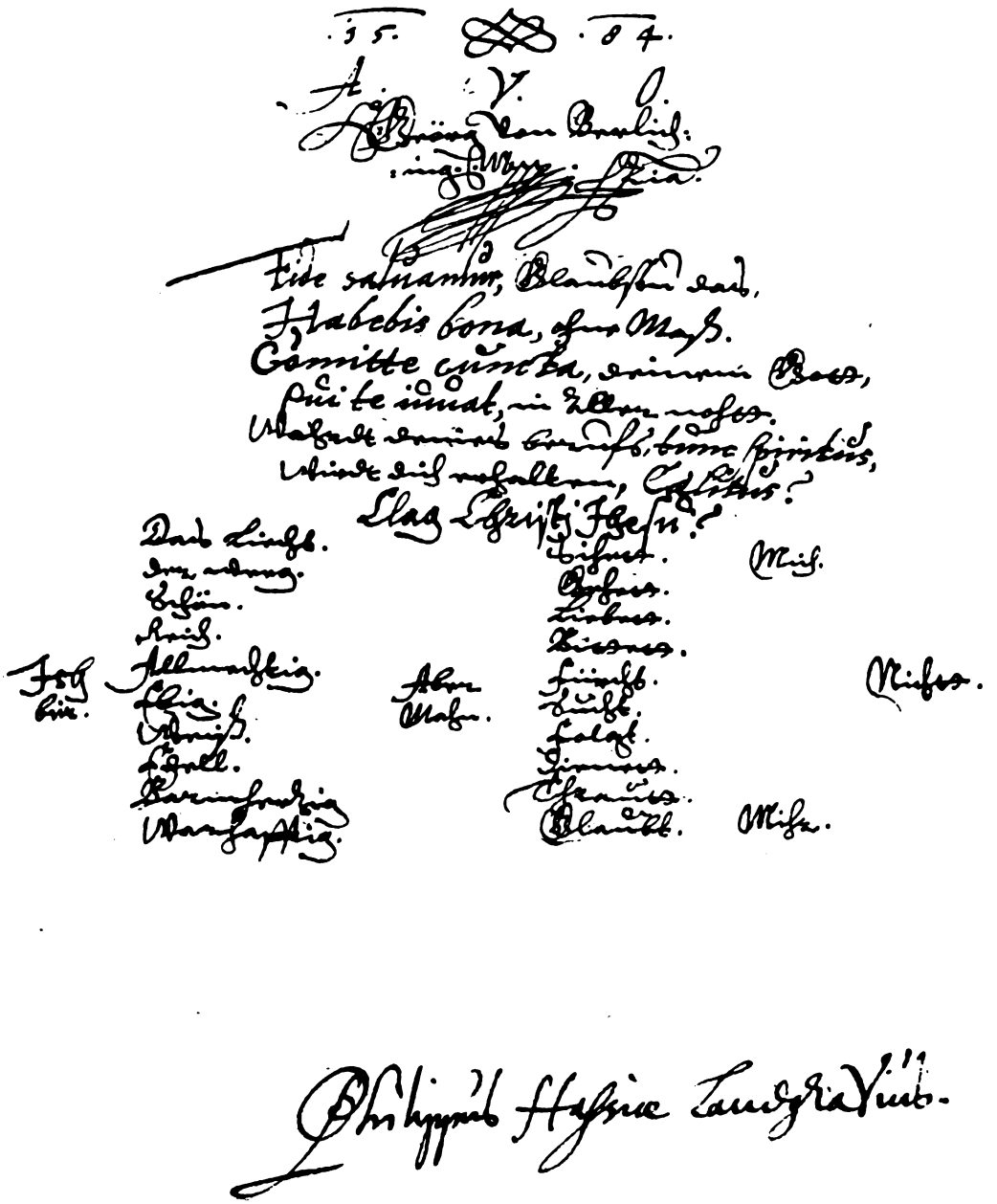


Bild 2. Eintrag Hans Georgs von Berlichingen in Schropp, Jacob, Handlungen des Allgemeinen Conciliumbs. Tübingen 1582. 4°. Vergl. S. 45.

Zeugnis ab von der Wertschätzung, der er sich unter seinen Zeitgenossen erfreut hat. In Joh. Christophori Fuchs Senioris in Wallenburg et Armschwang Eq. Fr. Paraphrasis in omnes Psalmos Davidis vario carminum genere expressa. Smalchaldiae: Michael Schmuck 1574 lesen wir: Cum maiorum imaginibus tum singularis uirtutis atque eruditionis praestantia praeclaro uiro. Domino Burckhardo à Berlaching in Geltorfing etc. affini suo clarissimo in symbolum confirmatae amicitiae autor dono dedit. Burckhard hat das Buch seiner zweiten Gattin geschenkt, die 1579 ihren Namen

Digitized by Google

Dorothea von Berlichingen und die Anfangsbuchstaben von zwei Wahlsprüchen eingeschrieben hat. N. Clemens Trelaeus Mosellanus widmete seine zu Paris bei Oliua P. l'Huillier erschienene Anagrammatographia mit den ehrenden Worten: Inter doctos nobili, inter nobiles docto, inter utrosque optimo viro, Domino Burchardo Berlingio dono dedit N. Clemens Trelaeus Mosellanus. Stutgardiae 1585; Güntherus Schneidewein des Johannes Schneideuuein Epitome in usus Feudorum. Jenae: Tobias Steinmann 1585 mit dem Eintrag: Nobilitate generis, sapientia, eruditione, authoritate ac omnium uirtutum genere, praestanti Joanni Burckhardo a Berlichingen, Illustrissimi principis Ludovici Ducis Wirtebergensis etc. Consiliario intimo Dono Dedit Güntherus Schneidewein. Hieronymus Gerland D. Pro Cancellarius Wirtembergicus schenkte am 20. November 1592 des Stuttgarter Pfarrers Wilhelm Bidembach Consensus Jesuitarum et Christianorum in Doctrina Religionis. Tübingae: Georg Gruppenbach. 1583. mit der Widmung: Nobilitate generis, prudentia, rerumque uso conspicuo viro Burckardo à Berlichingen etc. Caesareae Majestatis et Illustrissimi Ducis Wirtembergici consiliario ac praefecto superiori in Waiblingen et Canstat, Domino obseruando hunc libellum tanquam immodae veritatis testimonium dono dedit et diligenter commendauit. Ähnlich schrieb Burkhards Schwager, der württembergische Geheimerat Melchior Jaeger von Gärtringen in seine Precationes et Meditationes piae. Tubingae: Georgius Gruppenbach 1592 ein:

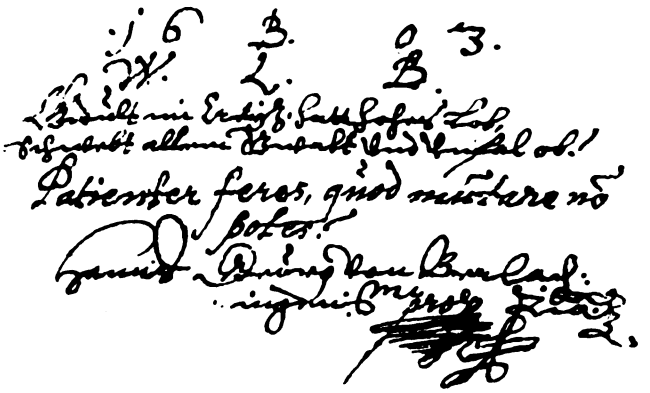


Bild 3. Unterschrift und Wahlsprüche Hans Georgs von Berlichingen. Vergl. S. 46. (Simler, Josias, Regiment Gemeiner löblicher Eydgnoschafft. Zyrych 1576. 8°.)

Nobilitate, doctrina, virtute, rerumque usu praestantissimo Viro Burghardo à Berlichingen, Caesareae Majestatis ac Ducis Würtembergici Consiliario atque praefecto Waiblingensi et Canstatensi, Affini ac Fratri suo dilectissimo dono dedit hunc libellum.

Dem Beispiel des älteren Bruders ist in demselben jugendlichen Alter von vierzehn Jahren Hans Georg gefolgt, der schon 1573 in seine Schulbücher wie Ovids Fastorum Libri sex. Coloniae: Gualtherus Fabricius 1564 und Metamorphoseon Libri XV. Coloniae: Petrus Horst 1565 zwischen die Jahreszahl die verschlungenen Anfangsbuchstaben seines Namens und darunter die verschiedener Wahlsprüche eingeschrieben hat, wie A. V. O., G. V. L., S. M. R. D. Ein Super Libros H. G. V. B. verwendet Hans Georg nur vereinzelt, wie auf einem hübschen braunen Kalblederband mit Zierstempeln, der des Andreas Musculus Precationes, Leipzig 1573 in 8° enthält, und in dem vorn die Wappen seiner 16 Ahnen väterlicherseits, hinten die mitterlicherseits eingemalt sind. Er liebte es vor allem, seine Bücher neben seinem Namen mit dem Jahr der Erwerbung, manchmal dem dafür bezahlten Preis auf der Innenseite des Vorderdeckels mit einem erbaulichen Spruch oder weisen Lehren zu versehen. So lesen wir schon 1584 in Grundtliche Warhafftige Historia: Von der Augspurgischen Confession 1530. Magdeburg: Joh. Franck 1584.

Vil guets der fromb mit Reden Richt,
Ein böse Zung Vihl Unglückh Stifft.

Aus demselben Jahre stammt die als Bild 2 nachgebildete Spielerei in Jacob Schropps Handlungen des Allgemienen Conciliumbs. Tübingen: Georg Gruppenbach 1582.

Digitized by Google

Am häufigsten bringt er den Wahlspruch W. L. B. an, der später das in jüngeren Jahren gebrauchte A. V. O. fast ganz verdrängt und Waß Liebt Betriebt aufzulösen ist, wie sich aus dem Eintrag in Noe Meurer, Von Forstlicher Oberherrligkeit vnnd Gerechtigkeit. Pfortzheim: Georg Rabe 1560 ergibt. Darunter stehen meistens die Verse:

Gedultt Im Creutz hatt hohes (oder höchstes) Lob,
Schwebt allem Gewaltt vnd Vnfahl ob,

sowie sein Name Hanns Geörg von Berlichingens (oder Berlachingens) manus propria.

Seit 1603 etwa tritt an Stelle dieser deutschen Verse fast ausschließlich der früher vereinzelt gebrauchte lateinische Spruch Patienter feres quod mutare non potes. Einer seiner letzten Einträge 1609

Glaub. Rede wenig: Vnd bestelle daß dein.
Waß hin jst, Laß hin sein!

(in Christophorus Irenaeus: Spiegel des ewigen Lebens, o. O. 1572) zeigt, daß die entsagende Stimmung, die sich schon in früheren Einträgen bemerkbar macht, immer mehr bei ihm überhand genommen hat. Er scheint eine grüblerische Natur gewesen zu sein, die im Leben vor allem die Schattenseiten sah und sich ängstlich hütete, irgendwie Anstoß zu erregen. Manche Schicksalsschläge, die ihn und seine Familie getroffen hatten, sowie das Leben an einem kleinen Hofe mögen viel dazu beigetragen haben, diese von Jugend auf bei ihm bemerkbare Eigenschaft immer mehr zu entwickeln. Sehr bezeichnend sind für ihn längere Einträge, die er in einen Sammelband Würtembergischer Ordnungen aus den Jahren 1567 bis 1592 gemacht hat, dessen Schluß von ihm geschrieben die „Articuli, darauff jm Fürstenthume Würtemberg die Vnholden oder Hexen Examinirt werden", bilden. Wir lesen da:

Ihr Rahtgeber fördert Gottes Ehr
Vnnd das sein Dienst Rein gehalten wer.

Dann folgt ein Memorial Zettel aller Christlichen Obrigkeytt, 22 Verse, deren Anfang lautet:

Gunst, Neydt vnnd geschenck meydt vnder euch,
Eim yeden thuet im Rechten gleich.

Ein zweiter Memorial Zettel Yedem insonderheit von 24 Versen beginnt:

Stolziere nicht, denn wer du bist
Dein Anfang schlimm vnd vnlust ist,
Das Leben sterblich, schwach vnnd gechwindt
Gleich wie ein Wasser Blase lindt,
Dein Außgang ist der Wurmer Speiß
Erckhenne diß selbs, bist anders weiß.

Dazwischen stehen Stellen in deutscher und lateinischer Sprache aus der Bibel und klassischen Schriftstellern, die alle von der Niedrigkeit und Vergänglichkeit irdischer Dinge handeln oder weise und kluge Lehren geben.

Die Bücher der Bibliothek Hans Georgs gehören den verschiedensten Gebieten des Wissens an und legen Zeugnis davon ab, daß er eine umfassende Bildung besessen haben muß. Die lateinische Sprache hat er in seiner Jugend gelernt, wie sich aus Schulbüchern und Klassikerausgaben ergibt. Französische Bücher sind mir aus seinem Besitz nur wenige begegnet, Französisch war um 1600 noch nicht so sehr die Modesprache der vornehmen Welt wie hundert Jahre später. Einige italienische Werke, die 1567 in Venedig gekauft sind, haben wohl eher Burkhard gehört, der vielleicht nach seinem Studium in Tübingen, wo er am 5. November 1562 mit seinem Bruder Johann Tobias immatrikuliert worden ist (vgl. Hermelinck, Die Matrikel der Universität Tübingen. Stuttgart 1906, I, 431), zu seiner weiteren Ausbildung Italien besucht hat. Dem frommen Sinne der Zeit entsprechend ist die religiöse Literatur, vor allem in zahlreichen Erbauungsschriften, reich vertreten, daneben sind die juristischen Bücher sehr zahlreich.

Digitized by Google

Medizinisches ist weniger vorhanden. Für geschichtliche Werke jeder Art scheint sich Hans Georg besonders interessiert zu haben, groß ist vor allem die Zahl der Chroniken. Auch einige Handschriften waren darunter, wie David Wollebers Württembergische Chronik 1579, (Hs. 104 in 2°), nach Eugen Schneider, David Wolleber, ein Bild aus den Anfängen der württemberg. Geschichtschreibung [Württ. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. Stuttgart 1911. Neue Folge 20, 298 bis 299] die Originalhandschrift Wollebers, die am 12. November 1579 zu Weiler bei Schorndorf dem Herzog Ludwig von Württemberg gewidmet worden ist. Hans Georg hat 1592 seinen Namen mit Wahlspruch eingeschrieben. Beiläufig bemerke ich, daß die Hofbibliothek in ihrer Handschrift 135 in 2° noch eine zweite, vermehrte Bearbeitung dieses Werkes in Originalhandschrift Wollebers besitzt mit dem Titel „Historia vnd Zeittbuch des Weitberiembten Christlichen vnd Hochlöblichen Fürstenthumbs Württemberg", am 8. August 1585 zu Schorndorf dem Landgrafen Ludwig dem Älteren zu Hessen-Marburg und dessen Gemahlin Hedwig, einer Tochter Herzog Christophs von Württemberg, gewidmet und aus deren Erbschaft nach Darmstadt gelangt. Eine weitere württembergische Handschrift, 114 in 2°, „Verzaichnis was für Stätt, Schlosser, Marcktfleckhen, Dorffer, Weyler, Hoff, Mülinen auch Burgstall jm Fürstenthumb Würtemberg . . . gelegen". 16. Jh. ist durch Hans Georg von Berlichingen hierher gekommen, von dessen Hand einige Zusätze herrühren. Die um 1575 geschriebene Handschrift enthält neben einem unvollständig gebliebenenen Ortsverzeichnis viele geschichtliche, namentlich genealogische Abschnitte, sie gehört also zu den bei Heyd, Bibliographie der Württ. Geschichte I, 24 aufgezählten „Landbüchern". Am Schlusse sind sechs von anderer Hand geschriebene Seiten angebunden mit einer „Beclagung der Herschrockenlichen Wasserflut zu Stutgartten Erganngen Jn anno etc. 1508". Ihm hat auch eine Handschrift der Lebensgeschichte des Ritters Götz von Berlichingen gehört, die der Forschung seither entgangen ist. Die Abschrift, Hs. 2852 in 2°, stammt wie die übrigen ältesten Handschriften des Werkes aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. und bietet einen sehr guten Text, zu dem Hans Georg manchmal Inhaltsangaben am Rande zugefügt hat. Auch die Unterstreichung einzelner Hauptstellen mit roter Tinte, die in seinen Büchern sehr häufig vorkommt, rührt von ihm her. Sie war bis jetzt ungebunden und besteht aus zehn Lagen von 12, 12, 12, 12, 10, 14, 12, 8, 6, 14 Blättern. Von den ursprünglich vorhandenen 224 Seiten sind die beiden letzten, vermutlich leeren, abgerissen worden, und mit ihnen sind auch die Gegenseiten 197—200 verschwunden, so daß eine Lücke im Text vorhanden ist, die den Seiten 76, Z. 26—77, Z. 6 v. u. des Abdrucks des Grafen Berlichingen-Rossach a. o. O. entspricht. Die Zeilenzahl ist verschieden, meistens sind es 23—26 Zeilen.

Werke über Architektur, Kriegskunst, Römische Altertümer, Feld- und Gartenbau beweisen ebenfalls den Umfang der Interessen Hans Georgs, manches wie Bücher über Abrichtung von Pferden und Roßarzneikunst hat er wohl auch als fürstlicher Hofbeamter gebraucht. Es ist nicht möglich, aus allen diesen Gebieten hier auch nur die wertvollsten Werke namhaft zu machen, erwähnen will ich nur noch, daß der vielseitige Mann auch ein Freund der deutschen Dichtkunst war. 1598 hatte er die fünfbändige bei Leonhard Heußler in Nürnberg erschienene Folioausgabe der Gedichte des Hans Sachs gekauft und für das gebundene Exemplar et alia Opera Hanns Sachsens 14 fl. bezahlt. Striche und Randbemerkungen von seiner Hand zeigen, daß er eifrig darin gelesen hat.

Auch seine Bücher sind wie die seines Bruders Burkhard meistens gut und schön gebunden, viele sind mit dem Bildnis Herzog Ludwigs von Württemberg und dem württembergischen Wappen geschmückt. Besonders häufig kommt ein weicher Pappband vor, der mit weißem Schweinsleder überzogen ist, dem schwarze Zierstempel und Linien aufgedruckt sind. Farbige Bänder und farbiger Schnitt dienten den Bänden zu weiterem Schmuck. Man sieht es den Büchern an, daß sie zu den Bibliotheken vornehmer Herren gehört haben, die schöne Bücher zu schätzen wußten.

Die Bücherliebhaberei der Väter und deren Gewohnheit, in ihre Bücher ihren Namen mit einem Wahlspruch einzuschreiben, hat sich auch auf die Söhne vererbt, soweit dies die wenigen aus deren

Digitized by Google

Besitz hierher gekommenen Bände erkennen lassen. Der sechzehnjährige Hans Bernhard hat z. B. in Theophilus Golius, Educatio puerilis Linguae graecae. Argentinae: Josias Rihelius 1583, das einen für ein Schulbuch merkwürdig reich verzierten Einband aus der Werkstätte des Buchbinders Hans Wagner in Lauingen mit dem Pfalz-Neuburgischen Wappen trägt, auf dem letzten weißen Blatt eingeschrieben: Johannes Bernharthus à Berlichingen est huius libelli verus possessor. Die 7. Januarij Anno 91. Johannes Bernhardtus von Berlichingen. Darunter der bekannte Bücherfluch:

Das Buechlin ist mir lieb,
Vnndt wer es stildt, der ist ein dieb,
Er sey freüher oder knecht,
So ist er an den galgen gerecht.

Von Hieronymus Christophs Hand findet sich in dem Werke „Zwey Nutzliche sehr gute Bücher von allerley gebresten vnd kranckheiten, damit die Roße, Maulesel . . . geplaget", übersetzt

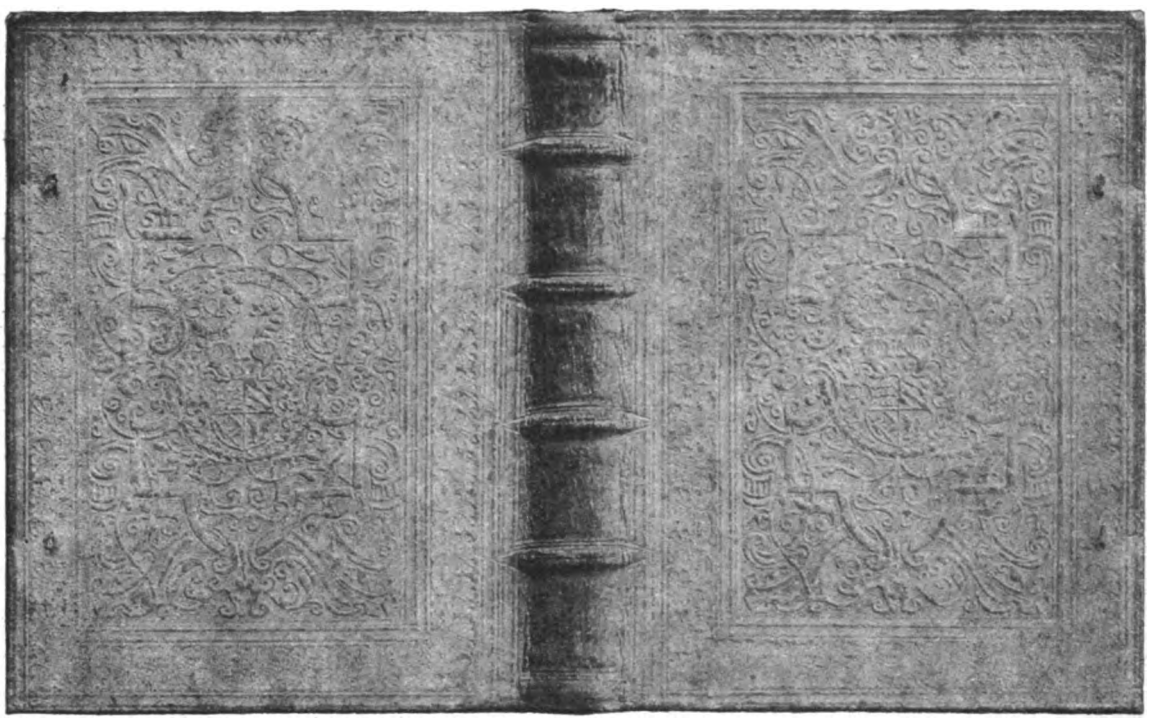


Bild 4. Württembergischer Einband. Vergl. S. 47.
(Schropp, Jacob, Handlungen des Allgemeinen Conciliumbs. Tübingen 1582. 4°.)

von Gregorius Zechendorfer. Eger: Hans Burger 1571, das dem Super Libros nach 1572. C. V. S(chleinitz) gehört hatte und Hieronymus Christoph am 16. Juli 1615 zu Ober-Ingelheim von der edeln und viel tugendsamen Frau Amalia von Grohrott geb. von der Martten, seiner freundlich lieben Frau Mutter zu freundlicher Gedechtnuß verehrt worden war, der Eintrag

Glückh vnd Vnglückh
Ist Alle Morges mein früehe stückh.

Die weltschmerzliche Stimmung, die den Vater durch sein ganzes Leben bewegt hat, klingt hier auch schon bei dem einundzwanzigjährigen Sohne an.

Hans Georg von Berlichingen hat mehrere Werke seiner Bibliothek benutzt, um darin genealogische Aufzeichnungen über seine Familie zu machen. Das eine ist das „Bayrisch Stammenbuch" des Wiguleus Hund, Ingolstadt: David Sartorius 1585 und 1598, zwei Bände in 2°, für die der Besitzer 1598 2 fl. 8 bz. bezahlt hat. Beide Bände sind gleichmäßig in Schweinsleder auf Pappe mit

Digitized by Google

einfachen schwarzen Zieraten und rot-weiß-blauem Schnitt gebunden. Dem ersten Teil gehen einige weiße Blätter voraus, die von Hans Georg 1598 oder Anfang 1599 mit Nachrichten über seine Familie beschrieben worden sind. Andere Einträge über diese und verwandte Familien hat er an verschiedenen Stellen beider Bände zu Hunds Text und auf einem lose im zweiten Band liegenden Oktavblättchen gemacht.

Ein zweites zu diesem Zwecke benutztes Werk ist Abraham Saurs von Frankenberg „Calendarium historicum, mit fleiß vbersehen, vnd gemehret" (durch M. Cunradus Gerhardus Saurius, Abrahami F.) Franckfurt a. M.: Nicolaus Basseus 1594 in 2°; der mit Papier durchschossene Band ist in Holzdeckel gebunden, die mit weißem Leder überzogen sind, dem in der Mitte beider Deckel das Bild der Judith mit der Jahreszahl 1567 und der Unterschrift SIC PEREANT OMNES INIM || ICI TVI DOMINE. IVDICVM. V. || blind aufgedruckt ist, umgeben von drei Zierleisten mit den Bildnissen von Huß, Erasmus, Melanchthon und Luther. Der Schnitt ist grün. Das Jahr der Er-

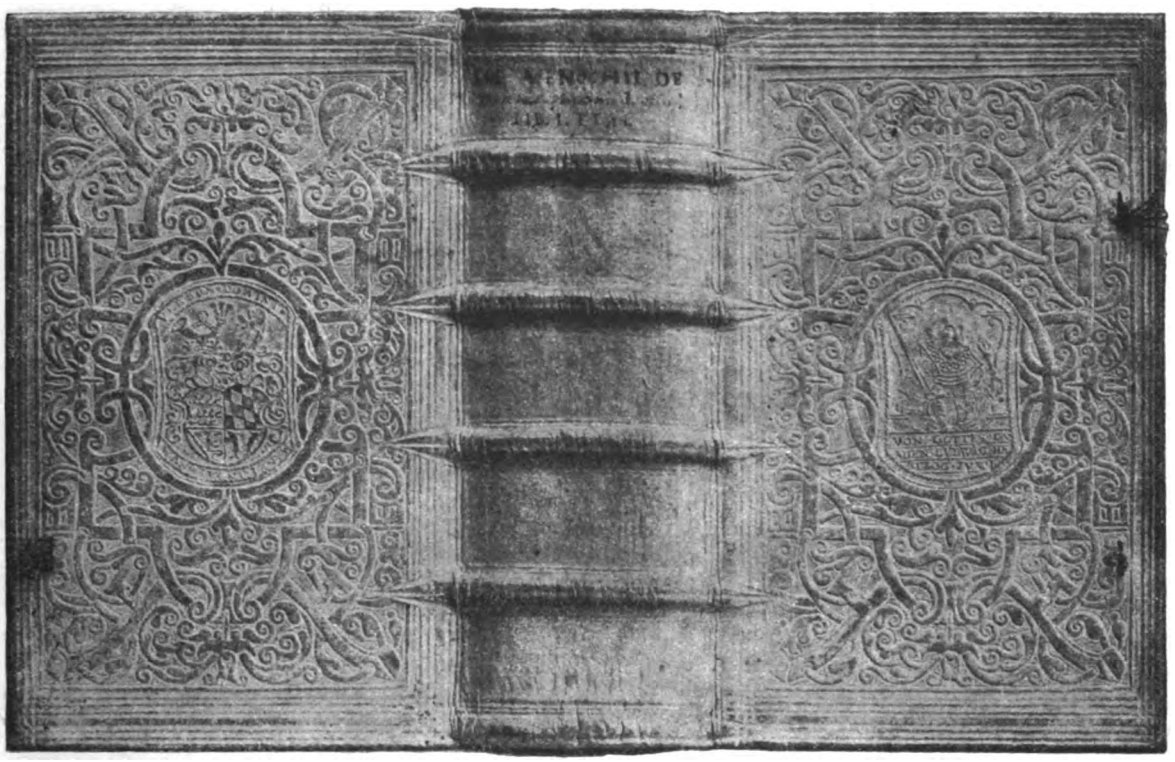


Bild 5. Einband mit dem Bildnis Herzog Ludwigs von Württemberg und dem württembergischen Wappen. Vergl. S. 47. (Menochius, Jacob, De praesumptionibus Libri III. Coloniae 1587. 8°.)

werbung ist nicht angegeben, auch der Name Berlichingens fehlt. Hans Georg hat diesen Band außer zu Einträgen über seine Familie zu Aufzeichnungen über Zeitereignisse, namentlich Vorfälle in dem württembergischen Fürstenhaus benutzt. Die Frankfurter Einträge sind oben bereits erwähnt.

Eine dritte in der Hofbibliothek zu Darmstadt befindliche, seither ebenfalls unbekannte Quelle zur Genealogie der Herren von Berlichingen ist der obengenannte Sammelband von Stammbäumen süddeutscher Adelsgeschlechter, den Pleickhard von Helmstatt zu Anfang des 17. Jahrh. angelegt hat. (Hs. 1970 in gr. 2°.)

Der größeren Übersichtlichkeit halber drucke ich diese genealogischen Aufzeichnungen nicht in der Reihenfolge ab, wie sie sich in den drei Werken finden, sondern vereinige die auf die einzelnen Persönlichkeiten bezüglichen, wobei ich den Wortlaut der Einträge, aber mit einigen Kürzungen

Digitized by Google

beibehalte. Alle Mitteilungen ohne nähere Angaben sind den dem ersten Teile des Hund vorgebundenen Blättern entnommen, die anderen Quellen führe ich mit den Seitenzahlen an.

Hans Christoph von Berlaching zu Geltolfing hatt sein ehelich beylager mit Junckfrau *Brigitta Nothafft* von Wernberg etc., Herr Haymeran Notthaffts Vitzdomens zu Straubingen vnd Frauen Margretha geborner von Seyboltssdorff zur Schenckhenau ehelicher Tochter, Anno 1549. — Er starb Anno 1560, ligt zu Geltolfing begraben. (Saur, S. 190.)

Anno Christi 1575, 23. März in der Nacht ist in Gott seligklich entschlaffen die edel vnd tugendsam Fraw *Brigitta von Berlichingen*, geborne Notthafftin von Wernberg, mein getrewe vnd

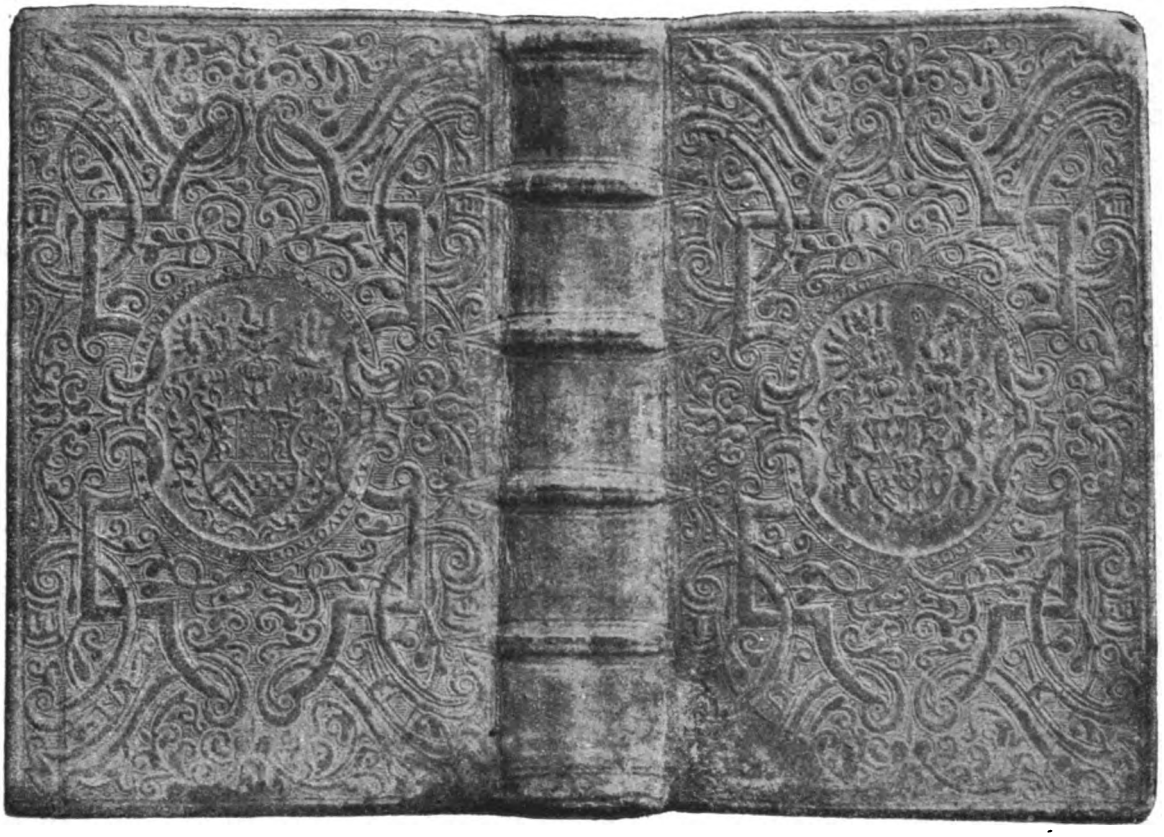


Bild 6. Einband des Buchbinders Hans Wagner in Lauingen. Vergl. S. 48
(Golius, Theophilus, Educatio puerilis Linguae Graecae. Argent. 1583. 8°.)

liebe frau Mutter. Vnd ligtt zu Stambsricht in der Obern Pfaltz, dahin man sie auß Bayrn füehren müessen, begraben. (Saur, S. 176.)

Beider Kinder:

1. *Burckhardt* wardt geborn Anno 1550 den 7. Februarij (zwischen 8. und 9 Vhren gegen der Nacht) [Diese eingeklammerten genauen Zeitangaben sind hier wie bei den folgenden Kindern am linken Rand später zugeschrieben.]

Burckhard hatt Anno 1573, den 14. Junij Sein hochzeitlichen Erentag mit Weyland Andre Egkhers seeligen vnd Frauen Katharina, geborner Leschin, Ehelichen Tochtern Jungkfrau *Geneuea Egkherin* (zu Obern Poringen, Saur, S. 338). Zu Geltolfing. Die Ime hernach geboren.

a) *Hanns Bernhardten*, den 24. Februarij Anno 1572. Ist die Muetter den 5. Martij hernach Todts verfahren. Am Rande: (Hans Bernhard) Hatt sich Anno 1599. 15. Augusti mit Hans Conr. *von Pientzenau* Tochter *Maria Euphrosina* verheurattet.

Anno 1579 den 10. Maij die ander Hochzeit zu Dörtzbach mit Jungkfrau *Dorotheen*, weyland

Digitized by Google

Hans Jacobs *von Berlachingen* zu Hornberg etc. vnd *Eua Geyerin*, seiner ehelichen Haußfrau beeder seeliger hinderlassener Tochtern, bey deren er erzeugt:

b) Anno 1581 den 12. Martij *Dorotheam.* Ist hernach Anno 1604 den 19. Februarij *Hanns Friderich Linkhen* zu Colmar verheurat worden.
c) *Christoff Conrad* ward geborn den 12. Augusti Anno 1582. Ist Anno 1586 den 5. Septembris seeliglich abgestorben.
d) *Margareth Annam* den 2. Aprilis 1584. Später zugefügt: hatt sich mit *Otto von Vahenstein* verheurattet Anno 1609.
e) *Vrsula* geboren den 8. Augusti 1585. Ist hernach Anno 1586 10. Februarij Christlich entschlaffen, ligt neben ihrem bruder zu Stuttgart in der Spital Kirchen begraben.
f) *Maria Magdalena* geboren den 12. Martij Anno 1587. Starb zu Waiblingen den 3. Octobris Anno 1591, alda sie auch begraben.
g) *Sabina* ist geboren den 30. Septembris Anno 1588.
h) *Elisabetha Vrsula* geborn den Septembris Anno 90.
i) *Katterina* ward geborn den 14. Nouembris Anno 1592.

Burkhard hatte also in zweiter Ehe Dorothea, die Enkelin Götzens von Berlichingen geheiratet, und die Angaben des Grafen Berlichingen-Rossach, S. 610 und S. 681 Nr. 62, Burkhards erste Frau sei Dorothea von Berlichingen aus der Heidingsfelder Linie gewesen, und (S. 646) Götzens Enkelin Dorothea habe sich 1586 mit dem württembergischen Geh. Rate Melchior Jäger von Gärtringen vermählt, sind trotz den Hinweisen auf archivalische Quellen falsch. Jägers Frau war Dorotheas Schwester Anna. Es geht dies auch klar hervor aus einer in dem siebenten Bande der Familiengedichte der Kgl. Landesbibliothek in Stuttgart enthaltenen Hochzeitglückwunschschrift des Tübinger Professors Erhard Cellius, die den Titel führt: Nuptiae secundae . . . Melioris Jaegeri a Gertringen . . . ducentis . . . Annam a Berlichingen: . . . Johannis Jacobi a Berlichingen in Hornberg, Neünstatt, Rossach et Illesheim filiam . . . Stuccardiae 1586 die 15. Augusti. Tübingae: Georgius Gruppenbachius 1587 in 4°. Unter den Hochzeitsgästen werden Jägers Schwager Burkhard von Berlichingen und seine Frau Dorothea, die Schwester der Braut, mehrmals erwähnt.

Burkhard stand in großer Gunst bei Herzog Friedrich von Württemberg, der ihm 1596 den Flecken Binswangen den er kurz vorher für 8000 fl. erkauft hatte, zum Eigentum geschenkt hatte, „etzlichen seiner nützlichen Verrichtungen halb bei Kaiser Rudolf II.", wie Hans Georg in einem Zusatz zu Bl. 103b der oben erwähnten Hs. 114 bemerkt. Bald darauf zog sich aber gerade durch seine Sendung an den Kaiserhof veranlaßt ein Gewitter über seinem Haupte zusammen, das sogar zu seiner Gefangennahme führte. Das Nähere findet man in Christian Friedrich Sattlers Geschichte des Herzogtums Würtenberg. Ulm 1772. V, 200 und bei H. Bauer a. a. O. S. 171ff., hier teile ich nur mit, was Hans Georg über diese Angelegenheit zu melden weiß. Er schreibt zu Saur, S. 404: Burckhardt von Berlachingen vff dem Schloß zu Tübingen verstrickht etc. Den 16. Julij Anno 1597 wardt Burckhardt von Berlachingen, alß er von Hertzog Friderich zu Würtemberg etc. mit seiner Relation, was er bei Kay: Maiestet wegen Abkhauffung der Österreichischen Affterlehenschafft halb verrichtet, nach Tübingen erfordert, vnd alda (durch antrieb seiner Mißgönstigen) vff das Schloß verstrickht, vnd auß embsigem treiben seiner Feinde ihme erstlich die bestallung abkhündt worden, das Dorff Pintzwangen, so im diser Verrichtung halb durch ihr Fürstliche Gnaden gnedig verehret wahr, weil sein widersacher für geben, die sache wehre nichts verricht etc., widerumb genommen, sampt 300 fl., so ime von weylandt Herzog Ludwigen zu Würtemberg etc. Christseeliger vnd hochloblicher gedechtnus, seiner gelaisten vnd von Kay: Maiestet gerümbten trewen Dienst halb gnedig angesetzt waren zu Lehen, vnd diß alles vß antrieb haimblicher vnd offentlicher seiner feindt, die sich doch gegen ime alß seine besten freundt stöltten, Ihren haimblichen übergroßen giftigen Neidt aber durch diese ihre practiken an ihme wol außgestossen haben.

S. 236: Burkhard von Berlachingen vff die Vestung Hohen Vrach geführt. Den 23. Aprilis,

Digitized by Google

welches war der Tag Georgij, ward in der Nacht vmb 2 Vhren Burckhardt von Berlachingen etc. vßer der Custodj zu Stutgartten nacher vnnd vff Hohen Vrach geführt, Anno 1598.

S. 526: Burckhardt von Berlachingen wirdt seiner Verstrickhung erlassen. An diesem Tage (29. September), welches war das Fest Michaelis Anno 1599 war gegen Abendt vmb 5 Vhren Burckhardt von Berlachingen etc. seiner langwürigen Verstrickhung, so vff ungevärlich zwey Jhar, aylff wochen vnd ettlich tage sich geweret, vff Hohen Vrach der Vöstung von Hertzog Friderich zu Würtemberg etc. erlassen.

Burckhard scheint seine Freilassung hauptsächlich der eifrigen Fürsprache Kaiser Rudolfs II. verdankt zu haben, in dessen Dienste er später ganz übertrat.

2. *Hanns Thobias:* geborn den 18. Martij Anno 1551. (Vmb 2 Vhr nach Mitternacht.) Hatt sein Ehelich bejlager zu Chamb (in der Obern Pfaltz. Saur, S. 464) mit Jungkfrau *Margretha, Georgen von Murachs* zu Stambsrieht vnd Frauen geborner *Füchsin* Ehelichen Tochter, Anno 1575, 21. Augusti, die Ime Nachuolgende Kinder geboren. (Es werden aber keine Kinder aufgezählt.) Danach ist des Grafen Berlichingen-Rossach Angabe S. 609, Hans Tobias sei als Hauptmann des Burggrafentums Nürnberg auf dem Gebürg zu Culmbach 1604 unvermählt in Culmbach gestorben, zu berichtigen. Im zweiten Teile des Hund, S. 179, teilt Hans Georg noch einiges über die Schwestern der Margaretha von Murach mit.

3. *Margretha:* ist den 28. Julij Anno 1552 geboren (zwischen 9. vnd 10. Vhr vor Mittag). Ist Anno 1573 den 5. Aprilis *Hanns Eberhardten von Closen* zu Armstorff Ehelichen vertraut, auch ihr beylager alda gehalten worden, dem sie Nachuolgende Kinder geboren.

a) Anno 1574 den 7. September *Barbaram.*

b) *Hanns Georg,* geborn 13. Decembris Anno 1576. Ist hernach Anno 1577 den 7. Julij gestorben.

c) *Christoff Geörg,* ward geborn den 11. Julij 1578. Starb hernach den 23. Nouembris obgemelten iahrs.

d) *Katherina,* ist geborn den 26. Septembris Anno 1579.

e) *Elisabetha,* geborn Anno 1580 den 14. Septembris.

f) *Hanns Christoff,* ist geborn den 14. Januarij Anno 1582.

4. *Hanns Christoff* ward geborn den 30. Septembris Anno 1553. (Zwischen 9. vnd 10. Vhr in der Nacht.) Ist vnderm halben Ihar verschieden.

5. *Hanns Jacob,* ist geborn den 30. Nouembris Anno 1555 (zwischen 11. vnd 12. Vhr in der Nacht.) — 6. Octobris Anno Christi 1588 hieltt Pfaltzgraue Ottheinrich zu Sultzbach etc. Hanns Jacoben von Berlichingen, der Zeit ihrer Fürstlichen Gnaden Landtrichtern, sein ehelich beylager mit Jungkfrawen *Elisabethen, Geörg Heinrichs Poosen von Waldegkh Tochtern,* im Schloß zu Sultzbach. (Saur, S. 541.) Graf Berlichingen-Rossach verwechselt S. 609 diesen Hans Jacob offenbar mit einem anderen Berlichingen gleichen Namens.

6. *Hanns Wolff:* geborn den Freytag vor Andrae Anno 1557. (Zwischen 2. vnd 3. Vhren nach Mittag.) Am achten Tag gestorben.

7. *Hanns Georg* war geborn den 1. Nouembris 1559. (Zwischen 8. vnd 9. Vhren vor Mittag.) Hatte sein Ehelich bejlager Anno 1592 den 1. Januarij zu Stuettgartt Im fürstlichen Schloß Mitt frau *Barbara, Bernhardt Thumbs hinderlassener Wittib, Melchior Ludwigs von Neuhausen* zu Neyffen, Fürstlich Würtembergischen frauen Zimmer Hofmeister vnt *Anna Kellerin von Schleitten,* seiner ehelichen Haußfrauen ehelicher *Tochter,* die jme vf die Weltt geborn:

a) *Annam Vrsulam,* den 2. Nouembris Anno 1592.

b) *Iheronymus Christoff,* geborn den 28. Julij Anno 1594.

Später wurde zugefügt: Anno 1608 den 17. Septembris zwischen 12. vnd 1. Vhr Mittags, ist obgemeltte mein liebe Haußfrau nach lang vßgestandener beschwerlicher Kranckheit in Christo vernünfftig vnd seeligklich von dieser weltt abgeschieden, deren Seele der allmechtig Gott mit gnaden pflegen vnd ihr an seinem großen tag ein fröliche Vfferstehung gnediglich verleyhen wölle. Amen.

Digitized by Google

Im Ihar Anno 1609 hab ich mein ander ehelich beylager zu Nürttingen vff dem Rhathauß (vff vorgehende gebürliche Ansuchung) gehalten mit Jungfraw *Beata von der Martten*, dermahlen meiner gnedigen Fürstin vnd Frawen, der fürstlichen Fraw Wittib alda etc. Cammer Jungfrawen. Der allmechtige Gott verleyhe vns seinen zeitlichen vnd Ewigen Seegen. Amen.

Dieselben Angaben macht Hans Georg Saur, S. 5, 510, 554, mit den Zusätzen, daß er beim Tode seiner ersten Frau Fürstlicher Frawenzimmer Hoffmeister zu Nürttingen, bei seiner zweiten Eheschließung Frawen Vrsula Herzogin zu Württemberg, geborner Pfalzgreuin bey Rhein Wittib etc. „vnschuldiger Hoffmeister" war und die Hochzeit zu Nürtingen auf seine Kosten gehalten habe. Beata von der Martten, nach Pleickhards von Helmstatt Angabe Georg Levins von Martin Schwester, stammte aus dem alten thüringischen Adelsgeschlecht der von Margareten, von der Margeritten, von der Martten, das nach Kneschke VI, 134 hauptsächlich in Mühlhausen und Erfurt ansässig war. Frau Ursula hatte sie jedenfalls vom pfälzischen Hofe als Kammerjungfrau mit nach Württemberg gebracht. Ihre Schwester Amelia, Amalia oder Ammel war im kurfürstlichen Frauenzimmer in Heidelberg. Im Thesaurus Picturarum des pfälzischen Kirchenrats Marcus zum Lamb, Palatina II. (Darmstädter Hs. 1971) wird ausführlich die prunkvolle Hochzeit geschildert, die am 7. Dezember 1600 und an den darauffolgenden Tagen Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz dem Johann von Groradt aus dem Stifte Mainz, Burgvogt zu Heidelberg und der edlen Jungfrau Amelia von der Marten, des edlen Mateßen Adolf von der Marten Tochter, veranstaltet hat. Amalia von Groeroth ist am 17. Januar 1618 56jährig zu Ober-Ingelheim gestorben. (Archiv für hessische Geschichte 8, 335.)

Auf die Familie der ersten Frau Hans Georgs beziehen sich noch folgende Einträge. Saur 608: Den 24. Nouembris Anno Christi 1600 starb zu Stetten jm Rambsthaal der edel etc. *Melchior Ludwig von Neuhausen* etc., so 4 Fürstinnen von Würtemberg Hoffmeister gewesen, Abents Katterinae zwischen 7. vnd 8. Vhren. Gott genade ime als einem Redlichen alten Teutschen vom Adell.

Saur S. 541. Auff diesen tag (6. Oktober) Anno Christi 1600 wardt meines Sohnes *Johann Friderich Thumben von Neuburg* etc. einritt vnd ehelich beylager mit Jungkfraw Maria von Brinigkhouen, Johann Geörgen von Brinigkhouen, Fürstlich Würtembergischen Rat vnnd Großhofmeisters zu Mümppelgartt etc. eheleiblicher dochter, gehalten zu Wayblingen vnd die haimbführung am 9. diß zu Stetten.

Saur S. 546. An disem Tag (9. Oktober) in der Nacht, Anno 1600 ist *Conrad von Degenfeld*, so von *Johann Friedrich Thumben* etc. Hochzeitt zu Wayblingen nacher Hauß ziehen wollen, in Gerenstetten im Rambsthaal von *Jacob von Gülttlingen*, der Zeit Ober-Vogtt zu Schorndorff, vnversehens vnd mit sein von Degenfeldts aigenem Rappier mit 13 Stichen vnd Wunden entleibt vnd vmbgebracht worden. Der Thäter Jacob von Gülttlingen ist den 15. eiusdem vmb 7. Vhren früe zu Wayblingen vff dem Platz mit dem Schwerdt gericht worden, der Allmechtig verleyhe inen beeden ein fröliche Vfferstehung. Amen.

8. *Hanns Christoff*, ist geboren den 9. Maij Anno 1561. (gegen dem Tag.) — Den $\frac{18}{28}$ Octobris Anno Christi 1607 starb zu Praag mein jüngster Brueder Hanns Christoff von Berlachingen, so in Schlesien zur Lignitz gewohntt, seines Alters . . . Ist zu Praag bey St. Nicolao begraben. (Saur, S. 558.) Pleickhard von Helmstatt weiß von ihm noch folgendes zu melden: 1588 militat Hispano in Belgio. Eius Uxor auß Lignitz ducta.

Digitized by Google

Zwei Briefe J. P. Jacobsens.

Von

Dr. Günther Schmid in Jena.

Mit zwei Beilagen.

Als Jens Peter Jacobsen das Dahlsche Privatgymnasium in Kopenhagen verlassen hatte und Student geworden war, war der „stud. art." zunächst und in erster Linie Student der Botanik.

Wenigen Freunden des Dichters ist das recht bekannt und nur einzelnen Darstellern seines Lebens bewußt. Denn man erinnert sich am liebsten der Wirksamkeit oder des Auftretens des Fünf- bis Siebenundzwanzigjährigen, der als verhältnismäßig hochsemestriger Student in einer literarischen Gesellschaft (Literatursamfundet) mit jungen Schriftstellern, Schauspielern und Journalisten zusammenhielt und sozusagen ihr Führer war. Aber damals geriet er zum ersten Mal in ihren Kreis. Er hatte ein Stück geschrieben, das gedruckt wurde, die Novelle Mogens, und war dann naturwissenschaftlichen Studien entlaufen.

Gewiß, er hatte Darwin übersetzt (1871) und schrieb über die neue Lehre — in welchem Aufsatze über Jacobsen liest man dies nicht? —, und einmal, gleichsam als ein Abschiedswort an vergangene Studienjahre, versuchte er einen Vortrag über die neue Wissenschaft des großen englischen Forschers in der literarischen Vereinigung. Jacobsen „fand es selbst amüsant, halbwegs war er gleichgültig dabei, daß es ging, wie es ging. Er stotterte da im Laufe einer halben Stunde über sein Thema allerlei hervor" (Skram), so daß die Zuhörer sich enttäuscht ansahen; unter scherzenden Bemerkungen endlich hatte Jacobsen sich dann aus dem Ganzen dünne gemacht. Was galt's. Das hatte seinem Rufe nicht im geringsten geschadet, dem Rufe bei den Literaten. Jacobsen war ihnen ja der Dichter. Der Naturforscher hatte ein Neues in seine Arme genommen. Er wollte eine Kunst vollbringen, die so eigenartig groß und wirkungsvoll mit Mogens eingesetzt hatte. „Ich werde der Welt zeigen, wie ein Naturforscher einen Roman schreibt," hatte er zu einem seiner botanischen Freunde gesagt. Darauf war dann etwa drei Jahre später Marie Grubbe erschienen.

Von 1866 bis 1872 war Jacobsen Botaniker. Er war es mit Leib und Seele. Dichterisches läuft eigentlich nur nebenher, und öffentlich war gar nichts bekannt geworden.

Er wohnte in der Studiesträde 18, 2 Treppen. Seine Stube war die eines jungen Naturforschers. Nicht weit von der alten Universität lag dieses Zimmer mit dem Blick auf die hügeligen alten Festungswälle. Sommerabends, wenn man das Fenster aufstieß, konnte man die Nachtigall singen hören aus den feuchten Gebüschen längs des Festungsgrabens. In diesen Gräben hatte Jacobsen schon als Schüler von früh bis spät die massenhaft sich ansammelnden Algen durchsucht, und jetzt als Student hatte sie also der junge Algenforscher besonders nah. Auf dem Fensterbrett standen Glashäfen mit dem lebhaften Grün der Algenkulturen. Später war auch ein Mikroskop da, welches ihm gehörte. Bücher im Gestell, darunter allerlei geliehene aus der Bibliothek des botanischen Gartens, und eine Besonderheit im Zimmer: ein großer Käfig, in dem Jacobsen weiße Mäuse zog und beobachtete. Er hatte ein Paar „Botanikerstiefel", die so schief getreten waren, daß Jacobsen selber behauptete, er vollbrächte das Kunststück, statt auf den Sohlen mit dem Oberleder zu gehen. Ganz im Gegenteil zu seiner späteren, literarischen Zeit war er wenig genau in seiner Kleidung und überhaupt nichts weniger als eitel. Als er aber Literat geworden, hielt er sehr auf sich und

Digitized by Google

14/1 1872. Kbhvn.

Kjære Nordstedt!

Glædeligt Nytaar med en Uendelighed af cohærerende Desmidiaceer og øvrige Akonenter! og som vi sige herovre en Kjæreste inden Aaret er omme, medmindre Du da er forlovet. Jeg er slemt i Knibe, jeg ved ikke mine levende Raad, jeg skal bruge Carro: Almanach de Carlsbad og Focke: physiologische Studien; men vi have dem ikke herovre. Kan du ikke sige mig hvor jeg skal faa fat paa dem; det forekommer mig at du har sagt at du havde den sidste selv, og at den anden fandtes i Upsala. Hvis du kan skaffe mig dem saa gjør det endelig, eller lad mig vide hvor de findes. Alt saa hurtigt som vel muligt. Kommer Du ikke snart herover, det vilde glæde mig —

Brief J. P. Jacobsens an O. Nordstedt.

UNIV. OF CALIFORNIA

Digitized by Google

meget at se dig og jeg vilde bedre end
i fjor være i Stand til at tale om de
for al Verden saa uendelig vigtige Desmidia-
ceer.

Din

J. P. Jacobsen

Skinderstræde 18. 2 Sal.

Digitized by Google

Kjære Nordstedt!

Du er sikkert bleven forbavset over Pakken der ikke bringer et levende Ord. Grunden dertil at jeg var i høj Grad bekikket i gaar, er det da endnu idag, men vil ikke vente længere. Jeg beder dig undskylde den lange Brug af Ralfs og takker mangfoldigt for Laanet. – Jeg sender dig Kladden til min Afhandling da det rene Renskrivten stod sendt til Bot. Tids. om nogle faa Dage. og da Kladden vil give bedre Oplysninger end [illegible]. Hermed „Autografiepladen". Den bedre Plade som O G Petersen lod tage til Afhandling om Gravsidder skal jeg se at faa fat paa og sende dig. Venlig hilsen fra din

J P Jacobsen
forkølet.

Brief J. P. Jacobsens an O. Nordstedt.

UNIV. OF CALIFORNIA

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

pflegte ein sorgfältiges Äußere. Im Zimmer hatte er mit Vorliebe ein hochrotes „Garibaldihemd" an und saß meist ohne Rock in Hemdsärmeln da.

Jacobsen wollte nichts anderes als ein Botaniker von Beruf werden. Das war in Dänemark für jene Zeit merkwürdig genug. Er gab vielleicht nur noch drei junge Leute seines Alters, die ein gleiches Ziel sich gesteckt hatten. Und das waren seine Freunde, ja eine Zeitlang sein ausschließlicher Verkehr. Sie hießen Samsöe Lund, O. G. Petersen und Bartholin. Lund wurde später Assistent am botanischen Garten Kopenhagens, ist gestorben an dem Leiden, das auch Jacobsens gewesen ist. Petersen wurde Professor der Botanik an der Landwirtschaftlichen Hochschule. Bartholin schwenkte zum Bibliothekswesen ab. Diese Leute kamen fast täglich auf Jacobsens Stube zusammen, die immer offen war, oder verbrachten bis morgens 4 Uhr die Nacht in Rydbergs Keller auf der Ostergade. Sie lasen mit Feuereifer Schleidens Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik, das Buch des deutschen Reformators, das seinerzeit hie Zorn, hie helle Begeisterung hervorgerufen hatte, dessen Einleitung noch heute begeistern kann. Es wurde mir mitgeteilt, daß Botanik der einzige Gesprächsstoff war. Und Jacobsen soll dabei der Lebhafteste gewesen sein. Er war einseitig Florenforscher (Florist) und am liebsten Algensucher (Algologe). Pflanzenanatomie studierte er wenig. Hier ergänzten ihn Petersen und Lund. Die Mittel der Universität gaben ja für Botanik so gut wie keine Anregungen und Hilfe. Botanische Arbeitsräume mit Mikroskopen wurden erst 1873 durch Eugen Warming, dem nachmals so bekannten Forscher, eingeführt. (Übrigens wohnte auch Warming im Hause mit Jacobsen; die beiden kannten sich aber nicht weiter.) Hatte doch in Deutschland, dem klassischen Land für Botanik im 19. Jahrhundert, erst Pringsheim etwa 1864 den Studenten die ersten praktischen Anleitungen in einem eigens dafür geschaffenen Laboratorium gegeben. A. S. Oerstedt, Neffe des berühmten Physikers H. Chr. Oerstedt, war Professor der Botanik bis 1872. Jacobsen hatte ihn wohl gehört. Daneben lehrte der sonderbare F. Didrichsen, der eigentlich Arzt war und seine Kenntnisse erst bei einer Erdumsegelung entwickelt hatte. Die Studenten um sich, am Tische sitzend, zog er aus einem Korbe hervor, was er zufällig an Pflanzen faßte und sprach darüber, indem er Anekdoten und kleine zotige Geschichtchen einflocht.

Aus dem botanischen Freundeskreise Jacobsens gibt es leider keinen Briefwechsel mehr. Die Briefe an den nächststehendsten Freund, Samsöe Lund, gingen nach dem Tode dieses Forschers verloren. Bartholin besaß später nichts mehr und ebensowenig O. G. Petersen.

Selbstverständlich war Jacobsen wie seine Freunde Mitglied der Botanischen Gesellschaft in Kopenhagen. Das war damals noch eine verhältnismäßig kleine Vereinigung von etwa 150 bis 160 Forschern und Liebhabern. Schon 1866, als Schüler im letzten Schuljahr, erwarb Jacobsen die Mitgliedschaft und war beglückt, hin und wieder mit dem Direktor des Kopenhagener Gartens, dem Florenforscher Professor Lange, in einem kleinen Kreise zusammensein zu dürfen oder Ausflüge zu machen. Später hielt er selber einige Vorträge, und im Sommer 1870 schickte ihn die Gesellschaft nach den Inseln Anholt und Läsö im Kattegatt aus, Blütenpflanzen, Moose und Flechten zu sammeln und eine Grundlage zu einer Flora dieser beiden kleinen Inseln zu schaffen. (Der Bericht darüber erschien erst 1879/80.)

Im Herbste 1870 schrieb dann die Universität eine botanische Preisausgabe aus. Oerstedt stellte das Thema: „Eine systematisch-kritische Darstellung von allen in einem größeren, natürlich begrenzten Teil Dänemarks vorkommenden Arten der Familie der Desmidiaceen." Desmidiaceen sind einzellige, mikroskopische Grünalgen von zierlichem Bau und hübschem Aussehen und einer ungeheuren Mannigfaltigkeit an Arten. Jacobsen fühlte sich zu dieser Aufgabe berufen. Und wirklich mag er unter den Studenten der einzige gewesen sein, der die Arbeit angreifen konnte. Er tat's, und wir wissen, daß er mit einer gründlichen Abhandlung die Auszeichnung der goldenen Medaille sich erwarb.

Um diese Zeit lernte Jacobsen den Schweden Otto Nordstedt kennen, der als auswärtiges Mitglied in der Botanischen Gesellschaft verkehrte und öfters nach Kopenhagen herüberkam. Die Bekanntschaft war mehr zufälliger Natur. Sie begegneten sich mehrfach bei den Zusammen-

Digitized by Google

künften ihrer Vereinigung, und einigemal, etwa den Tag nach einer solchen Sitzung, besuchte Nordstedt J. P. Jacobsen mittags in dessen Wohnung, wo denn Jacobsen noch nicht aufgestanden war und im Bett liegend mit dem um neun Jahre älteren Schweden sich unterhielt. Nordstedt war 1871 Herausgeber der botanischen (schwedischen) Zeitschrift Botaniska Notiser geworden und wie Jacobsen besonders für das eingehende Studium der Algen begeistert. Der Zufall hat unter Nordstedts Papieren zwei Briefe Jacobsens erhalten. Es sind die einzigen aus des Dichters botanischem Briefwechsel! Zwei kurze Briefe. Es ist uns ja überhaupt wenig an Briefen Jacobsens überliefert. Wie bekannt war er sehr verschlossen, und schwer freundete er sich an, ja erschien Fremden langweilig und unbedeutend. Bezeichnend ist das Verhalten zweier Landsleute, die als junge Maler einen Sommer in Gudhjem auf Bornholm in einem kleinen Dorfkrug mit ihm zusammenwohnten. Jacobsen botanisierte oder las Darwin. Zuerst aßen die Drei gemeinsam zusammen. Aber dann umgingen die beiden Maler ihn, wo sie nur konnten. Wenn die schlanke, harmlose Erscheinung des Studenten mit der niedrigen Stirn nur von weitem auftauchte, versteckten sich die Maler am liebsten hinter einem Zaun oder einer Hecke. Die Maler aber, die später begeisterte Leser seiner Kunst und seine Freunde bis ans Lebensende wurden, waren keine Geringeren als Kristian Zahrtmann und Otto Haslund.

Die zwei Botanikerbriefe des sparsam schreibenden Mannes stammen aus den Jahren 1872 und 1873. Der eine ist ohne Datum, aber der Inhalt macht die Zeit mit ziemlicher Sicherheit kenntlich. Sie sind diesen Zeilen in getreuer Nachbildung beigefügt, und der erste lautet in deutscher Übersetzung:

An Herrn Redakteur Cand. O. Nordstedt, Lund, Schweden.

14. 1. 1872. Kphgn.

Lieber Nordstedt!

Frohes neues Jahr mit einer Unendlichkeit copulierender Desmidiaceen und eifrige Abonnenten! und, wie wir hier drüben sagen, eine Liebste, bevor das Jahr um ist, zum mindesten, daß Du dann verlobt bist. Ich bin bös in der Klemme, ich weiß mir keinen Rat, ich muß Corda: Almanach de Carlsbad und Focke: physiologische Studien bringen; aber wir haben die hier drüben nicht. Kannst Du mir nicht sagen, wo ich sie bekommen kann; es ist mir so erinnerlich, als ob Du gesagt hättest, daß Du das Letztere selber hast und das Andere sich in Upsala befindet. Wenn Du mir sie verschaffen kannst, so tu es doch, oder laß mich wissen, wo sie zu finden sind. Alles so schnell als wohl möglich. Kommst Du nicht bald herüber, es würde mich sehr freuen, Dich zu sehen, und ich würde besser als im vorigen Jahre imstande sein, über die für die ganze Welt so unendlich wichtigen Desmidiaceen zu sprechen.

Dein J. P. Jacobsen.
Studiesträde 18, 2 Treppen.

„Für die ganze Welt so unendlich wichtigen Desmidiaceen", ist es ironisch gemeint? Nicht unbedingt.

Jacobsen hatte also den Stoff zur Abhandlung zusammengetragen. Nach eifrigen Sammelfahrten durch Dänemark bearbeitete er als „einen größeren, natürlich begrenzten Teil" das Festland, die jütische Halbinsel. Auch die Niederschrift begann. Nordstedt, selber Liebhaber und Erforscher der Desmidiaceen (daher der Neujahrswunsch im Briefe Jacobsens), nahm Anteil daran. Mit Schluß des Jahres 1872 lief die Frist für die Preisaufgabe zu Ende.

Als der andere Brief an Nordstedt geschrieben wurde, hat die Abhandlung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät bereits vorgelegen. Jacobsen beschäftigt sich mit der Veröffentlichung, die 1874 in der Botanisk Tidskrift erfolgte. Gekrönt aber wurde die Arbeit im März 1873. Die Kladde, von der im Briefe die Rede ist, ist dänisch verfaßt. Ich selber besitze ein

Digitized by Google

Blatt daraus. So lag die Abhandlung entschieden auch der Fakultät vor. Die veröffentlichte Reinschrift aber ist in französischer Sprache geschrieben. Hier ist dieser Brief:

Herrn Redakteur Cand. O. Nordstedt.

Lieber Nordstedt!

Du bist gewiß erstaunt gewesen über das Paket, das kein lebendiges Wort brachte. Der Grund ist der, daß ich gestern in hohem Grade erkältet war, bin es auch heute noch, aber wollte nicht länger warten. Ich bitte Dich, entschuldige den langen Gebrauch von Ralfs und danke vielmals für das Leihen. Ich sende Dir die Kladde zu meiner Abhandlung, da die eigentliche Reinschrift in einigen wenigen Tagen an die Bot. Tidskr. gesandt wird und die Kladde bessere Auskunft als eine Liste geben möchte. Hiermit die „Autographieplatte". Eine bessere Platte, die O. G. Petersen zu einem Vortrag über Grasweiden holen ließ, werde ich zu bekommen versuchen und Dir senden.

Sei gegrüßt auf das freundlichste von

Deinem

J. P. Jacobsen
erkältet.

Der Empfänger des Briefes, Otto Nordstedt, wurde 1880 Konservator am botanischen Institut in Lund, 1881 Ehrendoktor der Philosophie auf Grund seiner erfolgreichen botanischen Forschungen und 1903 ehrenhalber Professor der Botanik. Hinzugefügt werden mag noch und in bezug zu Jacobsen hervorgehoben, daß in dem Gebiete der Desmidiaceenkunde, der schwierigen Artenkenntnis dieser äußerst mannigfaltig auftretenden und in den einzelnen Arten sehr abändernden Pflanzenfamilie er einer der größten Kenner, vielleicht der hervorragendste Forscher wurde.

Digitized by Google

Marie oder die Folgen des ersten Fehltritts, ein unbekannter Roman.

Von

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Ludwig Geiger in Berlin.

Vor mir liegt ein völlig verschollenes, anonym erschienenes, von Regina Frohberg herrührendes Werk: „*Marie oder die Folgen des ersten Fehltritts.*" (Dresden, 3 Bändchen, 1812.)

Die Schriftstellerin selbst ist nicht unbekannt, Goedeke hat in seinem Grundriß, Band 9, S. 212—215, ihre zahllosen Werke verzeichnet, unser Roman ist aber nicht dabei. Der Goedekesche Artikel leidet an manchen Ungenauigkeiten: Frau Regina ist keine geborene Salomo, sondern Salomon; sie lebt nicht mehr 1858, sondern ist am 3. August 1850 gestorben. Auch hätte erwähnt werden müssen, daß zahlreiche Briefe von und an Varnhagen sowie ihre gesamte Korrespondenz mit Rahel, (die Briefe der letzteren allerdings in Abschrift) sich in der Varnhagenschen Handschriftensammlung der Königlichen Bibliothek in Berlin befinden. Von den Briefen der Rahel an Regina scheinen einzelne gedruckt zu sein, vielleicht war das Ganze zum Drucke bestimmt. Darauf deutet schon die bereits erwähnte Abschrift der Briefe sowie verschiedene Striche, die sich auf diesen Abschriften befinden. Auf einem Blatte der genannten Abschrift steht „gedruckt Wage".

Regina Frohberg ist die Tochter eines kinderreichen Ehepaars, eine Schwester von ihr, Frau Klara Hertz, lebte in Hamburg, später in Frankfurt a. M., eine ihrer Töchter verheiratete sich mit einem Mitgliede des Rothschildschen Hauses. Zwei andere Schwestern sind in der Literaturgeschichte bekannt, die eine ist die schöne Marianne Saaling, die andere Frau Julie Heyse, die Gattin des bekannten Sprachforschers, die Mutter unseres Dichters Paul Heyse. Regine verheiratete sich oder wurde nach der Sitte der Zeit früh verheiratet mit einem Kaufmann Friedländer, mit dem sie eine wenig glückliche Ehe führte, und von dem sie sich ziemlich jung scheiden ließ. Als geschiedene Frau lebte sie (sie war 1783 geboren) einige Jahre in Berlin, zog dann nach Wien und hat in der österreichischen Hauptstadt wohl bis zu ihrem Tode gelebt.

Über ihre schriftstellerische Tätigkeit gibt es eigentlich nur ungünstige Urteile. Der sehr boshafte Ludwig Robert hat über sie ein vernichtendes Epigramm gemacht, das von Varnhagen mitgeteilt wird und das folgendermaßen lautet:

Rasch durchschleicht Dein Blut Dein zähes, die welkenden Adern
Ebenso platt dein Gehirn, matt in dem winzigen Haupt.
Bist als Mädchen ein Weib, als Weib ein zierliches Mädchen,
Ehrlich wenn Du betrübt, trügend, wenn wahr Du Dich glaubst.
Krank bei voller Gesundheit, gesund bei kränklichem Brennen,
Albern, wenn Bücher Du liest, alberner, wenn Du sie schreibst.

Eines der ungünstigsten Urteile findet sich in Paul Heyses Jugenderinnerungen und Bekenntnissen, Berlin 1900, S. 9, wo es heißt: „Sie hat verschiedene Romane verfaßt, die das Leben der höheren österreichischen Gesellschaft zu schildern suchten, ohne das geringste Talent und mit so wenig Erfindungsgabe, daß es ein Rätsel war, wie diese armseligen Produkte einen Verlag finden konnten." Dieses Urteil soll hier weder begründet noch widerlegt werden. Ich will mich nur mit dem einem Romane beschäftigen, der als ein völlig verschollenes Werk zum mindesten den Anspruch erheben darf, ein literarisches Kuriosum zu sein. In einem längeren Aufsatz, den Varnhagen der genannten Dame gewidmet hat, erzählt er, daß sie ihm, der damals in Hamburg weilte, das Manuskript zuschickte mit der Bitte, es durchzusehen und einen Verleger dafür zu besorgen. Varnhagen berichtet:

Digitized by Google

„Über den Roman mußt' ich erstaunen, so talentlos, so brutal frech und naiv zugleich war mir noch nichts vorgekommen. Sie behandelte ihre eigene Geschichte, führte ihre nächsten Verwandten und Freunde auf und beides in so taktloser ungebührlicher Weise, sich selbst völlig preisgebend und die andern so widerwärtig entstellend, daß man ihre Zuversicht bewundern mußte, sie wollte der der Welt die Wahrheit enthüllen."

Er erzählt dann weiter, daß das Manuskript liegen bleiben mußte und daß es erst später durch Vermittelung des Fürsten Ligne einen Verleger erhielt. Während des Druckes seien dann auf Anregung des Korrektors etwa fünfzig Blätter vernichtet und andere dafür eingeschoben worden. Trotzdem hätte das Buch auch in dieser veränderten Gestalt so viel böses Aufsehen gemacht, daß die Verfasserin alle vorhandenen Exemplare aufgekauft und die geschenkten sich habe zurückgeben lassen. Varnhagen schließt seine Bemerkung mit folgenden Worten: „Wie durch ein Wunder bekam ich im Jahre 1834 einen Abdruck, der vergessen in der Dümmlerschen Buchhandlung liegen geblieben war. Mit unsäglichem Spaß lasen wir das Buch unserer alten Bekannten. Es war ein unfehlbares Mittel, die heiterste Stimmung hervorzubringen, wir kamen gar nicht aus dem Lachen. Ich habe in meinem Abdruck alle Hauptstellen bezeichnet, auch die Namen der gemeinten Personen hingeschrieben. Marie ist sie selbst, Heinrich von Bartenstein Moritz Robert, seine Schwester Karoline soll Rahel sein, Graf Kasimir ist Otto Graf von Egloffstein, der Prinz Gustav von Mecklenburg und Schwerin kommen vor, Dr. Böhm und Marianne Saaling." Varnhagen erwähnt ferner, daß der erwähnte Husarenoffizier Saint-Mars der Graf von Houdetot sei, und daß ein Baron von Kluge aus Livland, ein reicher Mann, der auch mit Rahel befreundet gewesen sei, in dem Werke eine sehr große Rolle spiele.

Der gute Varnhagen irrt doch sehr und bezeugt sich in seiner Entrüstung einigermaßen als alte Jungfer. Auch über den Kunstwert des Buches ist er im Irrtum. Das Werk, das uns hier beschäftigt, ist freilich in keiner Weise künstlerisch geschrieben, aber es ist trotz seiner Länge — drei Bändchen, die 716 Seiten kleinen Formates einnehmen — spannend und interessant. Was an dem Werke stört, das ist die Briefform, in deren Handhabung die Schriftstellerin keine große Gewandtheit zeigt: es sind fast nur Briefe von Marie an Friedrich mit Antworten des letzteren, außerdem Briefe Mariens an ihre Freundin Karoline, von der gleich zu sprechen ist; das Ganze wird umrahmt von zwei Episteln, einer sehr großen und einer ziemlich kleinen, an den Grafen Löwenberg, von dem auch ein paar Briefe abgedruckt sind; der an diesen gerichtete Einleitungsbrief gibt die Vorgeschichte bis zur Bekanntschaft mit Friedrich; der Schlußbrief, dem nur noch ein Billett an Karoline folgt, enthält die Begleitzeilen zur Übersendung der gesamten Korrespondenz.

Was den Inhalt betrifft, so ist er lange nicht so schlimm, wie Varnhagens entrüstete Bemerkungen vermuten lassen.

Marie, ein junges, hübsches, vermögendes Mädchen, lebt bei ihren Eltern, hat nach dem frühen Tode des Vaters durch einen Stiefvater, einem wüsten Spieler und Trinker, Herrn von Kerfeld, viel zu leiden und heiratet, hauptsächlich um den Nachstellungen des Stiefvaters zu entgehen, einen Herrn Forster. Diese Ehe ist unglücklich. Marie entflieht, wird durch einen Bekannten, Herrn Steinbach, unterstützt, geschieden, hält sich längere Zeit in einem mecklenburgischen Badeorte auf, wo sie die Aufmerksamkeit des Fürsten des Landes auf sich lenkt, und kehrt nach Berlin zurück. Dort entgeht sie den Nachstellungen eines Bekannten, der sich schon früher um sie bemüht hatte, eines Herrn von Bartenstein (des Bruders der Karoline Weißenfels), der zwar von ihr geliebt, aber wegen seiner unsittlichen Neigungen schließlich von ihr verachtet wird. Durch alle diese Aufregungen körperlich geschwächt und seelisch niedergedrückt, lebt sie erst wieder auf, da sie einen Herrn von Beaufort, einen Franzosen, der in einer diplomatischen Stellung in Berlin lebt, kennen lernt. Dieser verliebt sich in sie und sie sich in ihn. Während sie aber eine wahrhaft große Leidenschaft empfindet und größte Sehnsucht fühlt, Beauforts Gattin zu werden, ist dieser, obgleich ein reicher Mann, einerseits abhängig von seiner Familie, andererseits gefesselt durch ein vor mehreren Jahren gegebenes Eheversprechen und außerdem ein Frauenjäger, der jeder Schürze nachrennt, ein Mann, der der jungen, schönen, geschiedenen Frau zwar wirkliche Liebe vorheuchelt, aber eigentlich nur die Absicht hat, sie zu besitzen. Das letztere gelingt ihm, Marie ergibt sich ihm nach langem Sträuben, nicht etwa gezwungen, sondern aus freier Wahl. Der Grund dieser Hingabe ist außer wirklicher Leidenschaft teils eine starke Sinnlichkeit, die sie offen bekennt, teils die Furcht, bei fortdauernd geübter Enthaltsamkeit wahnsinnig zu werden. Diese Mischung kühler Verständigkeit und wahrhafter Leidenschaft macht, das läßt sich nicht leugen, einen etwas widrigen Eindruck.

Marie ist überzeugt, daß Beaufort auch seinerseits kein anderes Streben kennt, als das durch eine Heirat ihre Ehre zu rehabilitieren, irrt sich aber in dieser Voraussetzung. Denn Beaufort, nach Frankreich zurückberufen, löst zwar sein Verhältnis zu dem Mädchen, der er früher die Ehe versprochen hatte, erregt aber in seiner Berliner Geliebten entsetzlichen Schmerz durch die

Digitized by Google

Ankündigung einer amtlichen Reise nach Portugal, ernüchtert sie dann durch seine Mitteilung, daß er zum Unterpräfekten eines kleinen Departements ernannt worden sei und erwidert ihre leidenschaftliche Ankündigung, sie werde zu ihm eilen, mit kühler Nachlässigkeit, wenn auch nicht gerade mit entschiedener Ablehnung und hört schließlich ganz auf zu schreiben, so daß die Verlassene nicht durch ihn, sondern durch den Onkel des Ungetreuen die Meldung erhält, er sei Präfekt eines ansehnlichen Departements geworden. Die Liebende, in allen ihren Hoffnungen betrogen, an der Menschheit irre geworden, bleibt, nachdem sie mehrfache ernste Anträge und viele frivole Bemühungen anderer meist hochgestellter Franzosen abgewiesen hat, allein in ihrem Schmerz.

Die Folgen des Fehltritts, worauf der Titel hinweist, sind also nicht, wie man vermuten könnte, Krankheit oder ein Kind, sondern sie bestehen ausschließlich in der inneren Erniedrigung und dem tiefen Seelenschmerze der Verlassenen.

Wir sind durch französische Werke, nicht etwa bloß der neuesten Epoche, sondern durch frivole schlüpfrige Erzählungen der Novellisten des 18. Jahrhunderts und durch naturalistische Schilderungen neuerer deutscher Erzähler an ganz andere Dinge gewöhnt; und wenn heute jemand in dergleichen erzählenden Werken alle erotischen Andeutungen anstreichen wollte, so müßte er eine weit mühevollere Aufgabe unternehmen, als der gute Varnhagen, der wirklich jede Stelle, wo von sinnlichen Aufwallungen und Liebesgefühlen die Rede ist, in seinem Exemplare getreulich mit einem Kreuze versehen hat.

Dieser Roman einer Verlassenen, gewiß kein Zeugnis großer Meisterschaft, aber immerhin ein Beweis einer gewissen künstlerischen Begabung, ist literarisch von mannigfachem Interesse. Zunächst wegen seines Vorbildes. Denn es ist mir kein Zweifel, daß die Verfasserin, in romantischen Kreisen lebend und mit Lektüre wohlvertraut, sich an Boccaccios Fiammetta, die in deutscher Nachbildung von Sophie Mereau 1806 erschienen ist, anlehnt. In beiden Romanen herrscht dieselbe Form: Tagebücher und Briefe, hauptsächlich der Liebenden und Verlassenen; in beiden Werken dieselbe Stimmung: ungezügelte erotische Schwärmerei, gemischt mit Ehrbarkeit und begründet durch die sichere Erwartung der Frau, der Geliebte werde sich ihrer würdig erzeigen und ihr Vertrauen rechtfertigen; in beiden Werken die Charakteristik eines starken Weibes gegenüber einem schwächlichen Manne, die Treue der Frau, die ihren Leib zugleich mit ihrer Seele verschenkt, gegenüber dem frechen Lüstling, der, nachdem er zu seinem Ziele gelangt ist, kein anderes Begehren hat, als die Geschändete zu fliehen und, nachdem er sie verlassen, sie lange hinzuhalten, um endlich in ein ertötendes Schweigen zu verfallen.

Wie aber Boccaccio in seinem Roman eine Selbstbeichte ablegt, so auch Regina Frohberg in ihrem Buche. Denn sie selbst ist die unglückliche Heldin, ihr Selbstbekenntnis beruht auf Tatsachen, und die meisten der von ihr genannten Männer und Frauen sind, wie uns Varnhagens lehrreiche Hinweisungen erkennen lassen, wirkliche Personen. Die schöne Schwester Terese ist die durch Geist und Schönheit ausgezeichnete Marianne Saaling; die gelegentlich vorkommenden Frauen Pauline und Mathilde sind die in den damaligen Berliner Kreisen wohlbekannte Madame Ephraim und die vielberufene Pauline Wiesel; Prinz F. ist der Prinz Gustav von Mecklenburg, nicht zu verwechseln mit dem Prinzen desselben Hauses, der in der Berliner Gesellschaft später eine so hervorragende Rolle spielte; Heinrich von Wartenstein ist Markus Robert, der Bruder des bekannteren Dichters Ludwig Robert und der gleich zu nennenden Frau; seine Stiefschwester Karoline Weißenfels ist Rahel Robert-Levin, Varnhagens spätere Gattin; Forster, der erste Gatte der Marie, ist der Bankier Friedländer. Unter dem gelegentlich vorkommenden Grafen B. hat man den Grafen Zichy zu sehen, unter dem Baron Falkenberg den Bankier Delmar, eine damals nicht unbekannte Berliner Persönlichkeit; der häufig erscheinende ärztliche Ratgeber Dr. X. ist Dr. Böhme; der berühmte Arzt H., der nach dem Begehren des Liebenden von der Geliebten konsultiert werden soll, aber nicht gefragt wird, ist der berühmte Hufeland; der Graf Kasimir, ein Verwandter des Grafen Löwenberg, ist der Graf von Egloffstein, Obermundschenk. Friedrich von Beaufort ist ein Graf Houdetot und sein Onkel der Comthur gleichen Namens.

Varnhagen hat uns alle diese Namen überliefert, sie in seinem Exemplar häufig am Rande hinzugeschrieben und hat ferner zwei schriftliche Zusätze zu der Erzählung gemacht. Das Bekenntnis Reginens: „Sie kennen nicht alle meine Leidenschaftlichkeit", hat er durch die Worte ergänzt: „meines unglückseligen Temperamentes". Und bei der Charakteristik eines gelegentlich vorkommenden Herrn Breteuil „er ist so heftig, so leidenschaftlich", fügt er die Worte hinzu „und oft, wenn er ein wenig zu viel getrunken hat, so dreist". Es ist fraglich, ob Varnhagen diese Stellen aus wirklichen Briefen der Regina oder aus dem ursprünglichen Manuskript ergänzt oder ob er sie aus seiner eigenen Kenntnis der betreffenden Personen hinzugefügt hat.

Trotz dieser von dem Kommentator gegebenen Aufklärungen bleiben manche Personen unerörtert, z. B. der Herr Steinbach, der ohne etwas für sich zu begehren, Marie aus den Nöten ihrer

Digitized by Google

ersten Ehe befreit, ferner die beiden Breteuil, die, nachdem das Verhältnis Maries zu Friedrich in die Brüche gegangen ist, sich um ihre Hand bemühen, endlich eine Frau von Gentheim, eine glücklich verheiratete, mit mehreren Kindern gesegnete Frau, die eine Zeitlang der Unglücklichen Trost und Stütze ist.

Varnhagens Entrüstung über unser Werk erklärt sich wohl am ehesten nicht aus literarischer Überzeugung, sondern aus dem Umstande, daß Regina es gewagt hatte, seine Freundin und spätere Gattin Rahel in dem Romane vorzubringen. Und doch hatte er dazu nicht den geringsten Grund. Denn wenn die Romanschreiberin auch gelegentlich eine kleine Äußerung gegen die berühmte Frau braucht, so sind die zahlreichen an sie gerichteten Briefe, die vielleicht gar nicht erdichtet sondern wirklich geschrieben und abgeschickt sind, voll Achtung, ja voll Verehrung für die Angeredete und auch Mariens Äußerungen über Rahel anderen Korrespondenten gegenüber durchaus respektvoll. Denn Rahel, ohne gerade in Mariens Liebeshandel verstrickt zu sein, benimmt sich als echte Freundin, sie billigt im ganzen Reginens Verfahren, sucht allerdings, nachdem der Geliebte sich untreu erwiesen, die Verlassene einem andern zuzuführen, steht aber ganz auf seiten der Freundin, als diese dem Ungetreuen den Laufpaß gibt. Nach unserer Kenntnis Rahels dürfen wir geneigt sein, ein solches Verfahren als ihrem Wesen entsprechend zu bezeichnen; Varnhagen dagegen in seiner etwas philisterhaften Natur sah in solcher Schilderung eine Ehrenkränkung seiner Gattin. Wie wenig Grund Varnhagen hatte, über die Behandlung Rahels unzufrieden zu sein, geht aus folgender Charakteristik Rahels hervor, die die Verfasserin unseres Werkes einmal versucht, obgleich sie selbst bemerkt, daß ihre Kräfte nicht ausreichen, eine solche Darstellung zu geben. Die Stelle mag zugleich als Probe des Darstellungsvermögens der Romanschreiberin hier abgedruckt sein. Sie lautet:

„Eine neue Epoche in meinem Leben hob mit dieser Bekanntschaft an, das fühlte ich deutlich und wie vom Himmel zum Trost und zur Rettung mir gesandt, mußte ich sie betrachten . . . Mein Vertrauen flog ihr entgegen. Wohl merkend, wie unentbehrlich sie mir war, von der ersten Stunde ihres Kommens verließ sie mich fast nicht mehr. Tag und Nacht an meinem Bette sitzend, sagte sie mir nur Worte des Trostes und der Zuneigung . . . und überzeugt bin ich wie von dem ewigen Licht der Sonne, daß nur Karolinens Liebe und Sorgfalt, wie ihre Einsicht in meinen Zustand und die Art, wie sie mich behandelte, mein Leben mir erhielten. Alles, was ich in meiner Verehrung und Dankbarkeit von ihr sagen könnte, reicht nicht ungefähr an die Wahrheit und dürfte leicht wie Übertreibung aussehen . . . Es sei Ihnen genug, daß jeder Tag mich fester an sie band, und daß, was anfangs nur Erkenntlichkeit und eine undeutliche Sympathie war, bald zur entschiedensten, einsichtsvollsten Neigung überging; daß die großen Eigenschaften ihres Geistes und Herzens mich immer mehr für sie einnahmen und ihren Umgang mir durchaus zur Notwendigkeit machten."

Was an dem Buche zu tadeln ist, besteht in ganz anderem als in dem, was Varnhagen gerügt hat. Vor allen Dingen die maßlose Überhebung: ihr Stolz auf ihren Geist, ferner auf ihre Schönheit, wenn sie auch gelegentlich andere für viel reizvoller und schöner erklärt, selbst auf ihre kleinen Hände und Füße, die Selbstgefälligkeit, mit der sie berichtet, daß jeder Mann, der sich ihr nähert, vor Entzücken außer sich gerät, daß er jedenfalls sie begehrt oder sogar ernstlich ihr seine Hand anbietet. Zu den Mängeln gehört ferner die Weitschweifigkeit in der Schilderung von Einzelheiten, die ewige Wiederholung derselben Gefühle und Empfindungen, eine gequälte, wirklicher Schönheit und Zier entbehrende Sprache, in der besonders die gehäuften Partizipien unangenehm auffallen.

Diese Mängel jedoch werden wettgemacht durch die Vorzüge, die das Buch besitzt. Sie bestehen in der Zeitschilderung. Freilich, eine Beschreibung des Krieges und der politischen Verhältnisse im einzelnen erhält man nicht. Vielmehr wird auf den preußisch-französischen Krieg nur an einer Stelle, Band III, S. 100, mit den Worten hingewiesen: „Noch vor kurzem dachte ich: was hat dir wohl der Krieg geschadet? die paar Taler? Dein schönstes Glück kann er noch werden." Aber wenn auch der Krieg selbst und die politischen Verwicklungen im einzelnen nicht dargestellt werden, so führen uns die Briefe, die mit dem 1. Mai 1807 beginnen und mit dem 1. September 1808 schließen, in die Zeit der Berliner Okkupation durch die Franzosen ein und lehren uns, welche hervorragende Stellung die Franzosen in der damaligen Berliner Gesellschaft einnahmen. Die Verfasserin ist, ohne gerade eine begeisterte Patriotin zu sein, eine ganz gute Deutsche. Sie tadelt den Leichtsinn und die Überhebung der Franzosen, wenn sie auch nicht in jedem einzelnen Fremden einen verachtungswerten Feind sieht. Sehr bemerkenswert ist ferner, daß die Schreiberin, aus einer jüdischen Familie entstammend, deren Verwandte und Bekannte, soweit sie nicht Franzosen waren, meist dem Judentum angehörten, daß sie offensichtlich bemüht ist, diesen jüdischen Ursprung und das jüdische Milieu überhaupt vollkommen zu verdecken und es so darzustellen, als ob sie fast ausschließlich in adligen Kreisen verkehrte und fast nur Mitglieder der höheren, ja höchsten Aristokratie bei sich empfangen habe. Aus diesem Streben heraus ist es zu erklären, daß sie ihren Vater, einen jüdischen Bankier, zu einem „angesehenen, sehr wohlhabenden Beamten hiesigen Ortes"

Digitized by Google

macht, daß sie Markus Robert, den unbeschäftigten oder im Handelsfache tätigen Sohn eines jüdischen Bankiers, den „Sohn eines im Zivildienst gestandenen Vaters und seit einem Jahre im diplomatischen Fache angestellten Mann" nennt und auch von ihrem ersten Gatten Forster (Friedländer), der gleichfalls Kaufmann war, sagt, er sei ein Mann gewesen, der „eine ansehnliche Bedienung im Staate hatte". Bei dem bekannten Arzte Dr. Böhme wird von dem Glaubensbekenntnis ebensowenig gesprochen wie bei Rahel, Madame Ephraim u. a., die damals alle noch der jüdischen Gemeinschaft angehörten.

Zu den beachtenswerten Eigentümlichkeiten unseres Werkes gehört auch, was man ja auch bei den Romanen der Romantiker, selbst bei Goethes „Wahlverwandtschaften" wiederfindet, daß die Frauen nur ihrer Ausbildung, der Pflege ihrer Schönheit oder der Liebe leben und daß die Männer zumeist im Müßiggang oder in einer dem Nichtstum ähnlichen Zeitvergeudung ihr Leben zubringen.

Obgleich das Werk, das zu diesen Betrachtungen angeregt hat, gewiß nicht zu den hervorragendsten Erscheinungen der älteren Romanliteratur gehört, verdient es den Freunden unserer Literatur zur Beurteilung vorgelegt zu werden. Soweit ich sehen kann, wird es nirgends erwähnt, es befindet sich auch, obgleich in Dresden erschienen, nicht in der dortigen königlichen Bibliothek, und so ist das Exemplar in der Varnhagenschen Sammlung wirklich ein Rarissimum.

Digitized by Google

Bild 1.
„Die Stützen des Staates".

Titelbild
des Weihnachtsheftes 1916
von „Svikmoellen".

Der Kriegslieferant in der Karikatur.

Von

Fritz Hansen in Berlin.

Mit dreizehn Bildern.

Wie sich die Karikatur der Kriegstechnik bemächtigt hat, wurde von mir schon früher eingehend behandelt. Während aber da zumeist nur der Humor ein dankenswertes Feld der Betätigung findet, hat der Karikaturenzeichner, der die wirtschaftlichen Vorgänge zum Gegenstand seiner Kunst macht, mehr Gelegenheit zu ätzender Satire. Hier in der Karikatur der wirtschaftlichen Vorgänge zeigt sich das Zerrbild als Großmacht, und die scharf pointierten Karikaturen, die auch von dem wenig Gebildeten schnell erfaßt werden, sind wirkungsvoller als der schönste Leitartikel, ja sie können auch erzieherisch wirken.

Zu denjenigen Personen, die in der jetzigen Zeit zu karikaturenhafter typischer Darstellung am meisten Anlaß geben, gehört in erster Linie der Kriegslieferant. Über Kriegslieferungen und Kriegswucher sind schon Bände gelehrter Abhandlungen geschrieben worden, wenn es aber gilt, die Auswüchse des Kriegslieferantentums in das rechte Licht zu rücken, dann sind wesentlich wirkungsvoller als die Abhandlungen unserer Nationalökonomen und Juristen die Scherzbilder, die vom Volk schnell erfaßt werden, weil sie, entsprechend dem gesunden Volksempfinden, den Stab über diese wirtschaftlichen Schädlinge brechen.

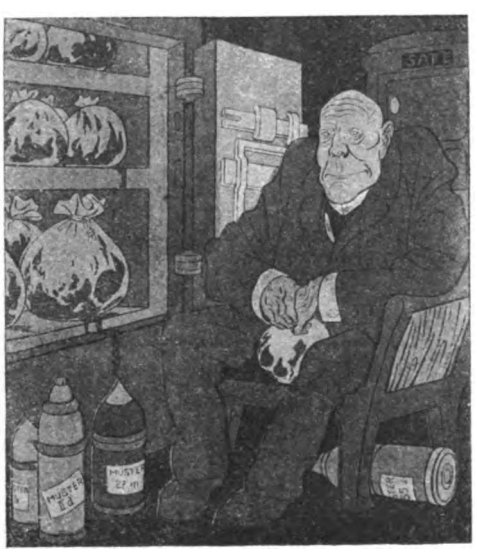


Bild 2. „Der König der Kriegslieferanten".
Zeichnung von *Rudolf Herrmann* in der „Muskete".

Unter den Kriegslieferanten - Karikaturen sind zwei Richtungen zu unterscheiden. Die eine, die die Ausbeutung des Volkes durch den Wucher geißeln will, die andere, die sich darauf beschränkt, humorvoll die Kriegslieferanten selbst zu verspotten. Natürlich findet die letztere Richtung dort die meisten Vertreter, wo die Kriegslieferanten am üppigsten gedeihen, nämlich in den neutralen Ländern, und zu diesen gehört in erster Linie Dänemark. Die — ohne Munitionslieferungen — ge-

Digitized by Google

Bild 3. „Eine moderne Bildungsanstalt". Karikatur von *Axel Thieß* in „Blaeksprutten" 1916.

wissermaßen über Nacht reich gewordenen dänischen Kriegslieferanten und ihr luxuriöses Leben bieten den dortigen Karikaturisten eine Fülle von Stoff. Man lacht, wenn die Zeichner in drastischen Bildern zeigen, wie die neuen Millionäre sich im Genuß ihres schnell erworbenen Reichtums Blößen geben.

Den Reigen möge das dänische Weihnachtsblatt „Svikmoellen" (Zwickmühle) eröffnen, das auf der Titelseite zwei dickwanstige Kriegslieferanten zeigt. Der brillantengeschmückte Börsianer und der nicht minder dicke und „funkelnde" Kriegslieferant stützen sich auf das dänische Wappen unter der Devise: „Dänemark ist ein etwas dürftiges Land". (Bild 1.) *Axel Thieß* zeigt, wie die Frauen dieser vom Volkswitz als „Gulaschbarone" geadelten Kriegslieferanten den dringend nötigen Anstandsunterricht erhalten. (Bild 3.) Das protzenhafte Gebaren der Gulaschbarone nimmt eine andere dänische Weihnachtszeitschrift „Blaeksprutten" (Tintenspritzer) ebenfalls zum Gegenstand einer Karikatur auf seiner Titelseite. Der reichgewordene Kriegslieferant zeigt sein Protzentum, indem er seinen Gästen einen ganzen Wald von Weihnachtsbäumen vorführt, die er alle mit Lichtern hat ausschmücken lassen (Bild 4). Aber in dem kleinen Lande, das während des Krieges nicht nur seine Auslandsschulden vollständig zurückgezahlt hat, sondern

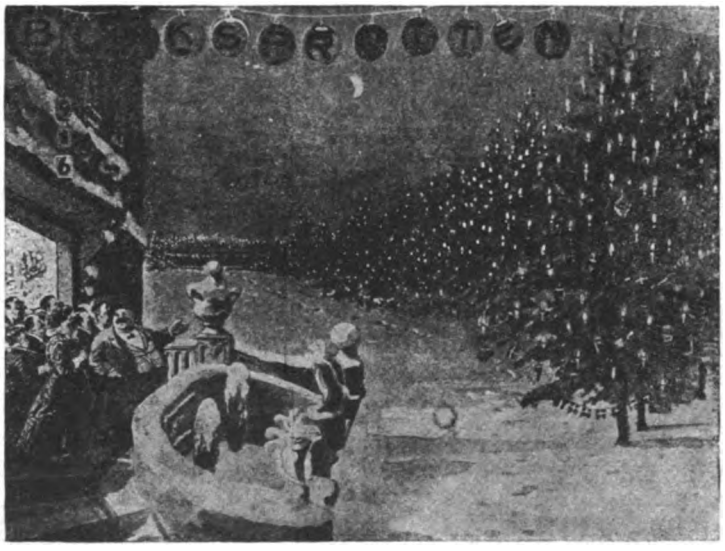


Bild 4. „Der Weihnachtswald des Kriegslieferanten". Titelbild von „Blaeksprutten" 1916.

Digitized by Google

Bild 5. „Dänischer Bauer auf dem Heimwege". Zeichnung von *Alfr. Schmidt* aus „Blaeksprutten" 1916.

seine Guthaben in ausländischen Banken auf ca. 200 Millionen Mark erhöhte und zurzeit für 250 Millionen Kronen ausländische Wertpapiere besitzt, sind es nicht nur die Börsianer, die Stoff zu humorvoller Schilderung sinnlosen Lebens und Treibens geben. Auch der kleine Mann bietet dazu Anlaß. So zeigt *Alfred Schmidt* einen dänischen Bauern bei der Heimkehr vom Markte (Bild 5), eine dicke Importe qualmend, mit seiner Frau auf dem Motorrad dahinfahren, während der Städter mit Paketen beladen zu Fuß seines Weges zieht. Wie sich alle Interessen auf die Börse konzentrieren und die Nachrichten vom Kriegsschauplatz dagegen in den Hintergrund treten, zeigt *Sven Brasch* in seinem vielsagenden Bild „Saadan er det" (So ist es) (Bild 6). Die Gulaschbarone und ihre Angehörigen müssen es sich gefallen lassen, daß der Volkswitz sie nicht gerade zart anfaßt. Charakteristisch dafür ist eine Zeichnung in Svikmoellen (Bild 7). Ein Kopenhagener Straßenjunge, der mit seinem Kameraden beobachtet, wie die Frau eines Gulaschbarons ihr Auto besteigen will, sagt zu diesem: „Du Harald, — Gulasch!" Darauf die „Dame": „Halt's Maul, dreckige Kröte!" Der Junge: „Na, siehst du, was habe ich gesagt!"

Auch die dänischen Fischer werden durch ihre ertragreichen Fischfänge protzig und fallen unangenehm auf. Bild 8 zeigt eine Szene „In der ersten Klasse der Skagenbahn im Sommer 1916". Der Direktor einer Hafenfischerei-Gesellschaft auf dem Wege zur Direktionssitzung mit den Fischern seiner Gesellschaft zusammen im Wagen erster Klasse.

Die glänzenden Lebensmittellieferungen, durch die so schnell und viel Geld gemacht wurde,

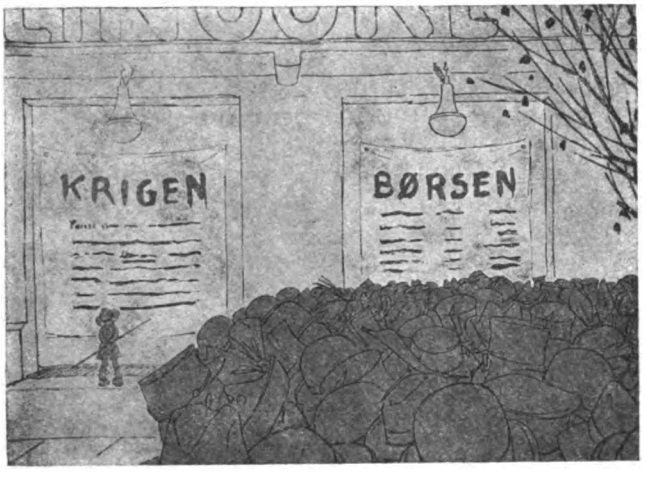


Bild 6. „So ist es". Zeichnung von *Sven Brasch* in „Svikmoellen" 1916.

Digitized by Google

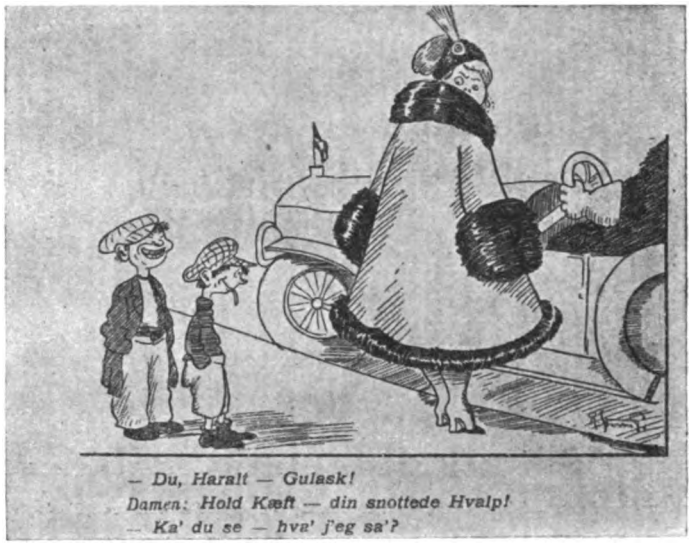


Bild 7. „Gulasch". Karikatur auf Kriegslieferanten von *Storm-Petersen* in „Svikmoellen".

sind natürlich auf das ganze Wirtschaftsleben in Kopenhagen nicht ohne Einfluß geblieben. Die nordische Metropole wurde von Lebensmittelkäufern und Verkäufern überschwemmt, ein wilder Tanz ums goldene Kalb begann. Die Preise schnellten in die Höhe, und die Hotels haben jeden bewohnbaren Raum vermietet, zu schwindelhaften Preisen. *Sven Brasch* hat vier der teuersten Kopenhagener Hotels im Bilde wiedergegeben (Bild 9) und die Preise darunter vermerkt. Man sieht, für die Kleinigkeit von 8000 Kronen pro Tag kann man in einem ganz annehmbaren Hause wohnen. Doch nicht jeder ist in der glücklichen Lage der Gulaschbarone, sich ein eigenes Haus bauen zu können und durch den starken Zustrom von Fremden, die sich auf dem gastlichen und neutralen Boden Dänemarks vor der Kriegsfurie gerettet haben, ist eine empfindliche Wohnungsnot in Kopenhagen eingetreten. In zahlreichen Karikaturen hat man den obdachlosen Kopenhagener dargestellt, wie er mit Sack und Pack hilflos auf freiem Felde sitzt. Die Hauswirte sind dadurch natürlich gewichtige und gefürchtete Persönlichkeiten geworden und wehe dem Mieter, der es wagt, den Gestrengen zu erzürnen. Die amüsante Zeichnung von *Chr. Hoff* (Bild 10) zeigt, wie man

Bild 8. „In der 1. Klasse der Skagenbahn im Sommer 1916". Zeichnung von *Storm-Petersen* in „Svikmoellen".

Digitized by Google

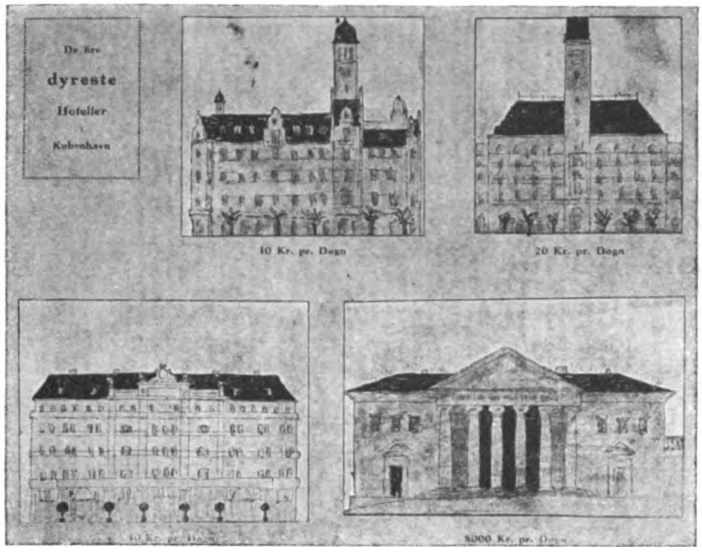


Bild 9. „Die vier teuersten Kopenhagener Hotels". Zeichnung von *Sven Brasch* in „Svikmoellen"

den Hauswirt würdig aufzunehmen hat, um die Sonne seiner Gunst zu genießen. Vom Hausherrn bis herab zum Dackel ist alles bemüht, ihn zu hegen und zu pflegen.

Die deutschen Witzblätter beschäftigen sich weniger mit der humorvollen Karikatur, sie geißeln vielmehr scharf die Wucherer, die Parasiten im Kriegswirtschaftsleben. So bringt die „Muskete", das in Wien erscheinende Witzblatt, eine Zeichnung von *Rudolf Hermann* „Der König der Kriegslieferanten" (Bild 2). Sie zeigt Rockefeller und trägt die Unterschrift: „Zeitungsmeldungen zufolge hat Rockefellers Vermögen eine Billion erreicht." Der amerikanische Milliardär wird dargestellt, wie er vor seinem geöffneten Geldschrank sitzt, in dem das Blut durch die Geldsäcke hindurchsickert. Recht scharfe Karikaturen auf den Kriegswucher bringt auch der „Kladderadatsch", der von jeher die politische Satire pflegte. Dieses Blatt, das über einen ausgezeichneten Stab von Mitarbeitern auch unter seinen Zeichnern verfügt, veröffentlicht z. B. eine Zeichnung. (Bild 11) „Das Alpdrücken des Kriegswucherers", dem im Schlafe der Friedensengel erscheint. Das „Schlaraffenland des Kriegswucherers" (frei nach Breughels Gemälde Schlaraffenland) zeigt uns

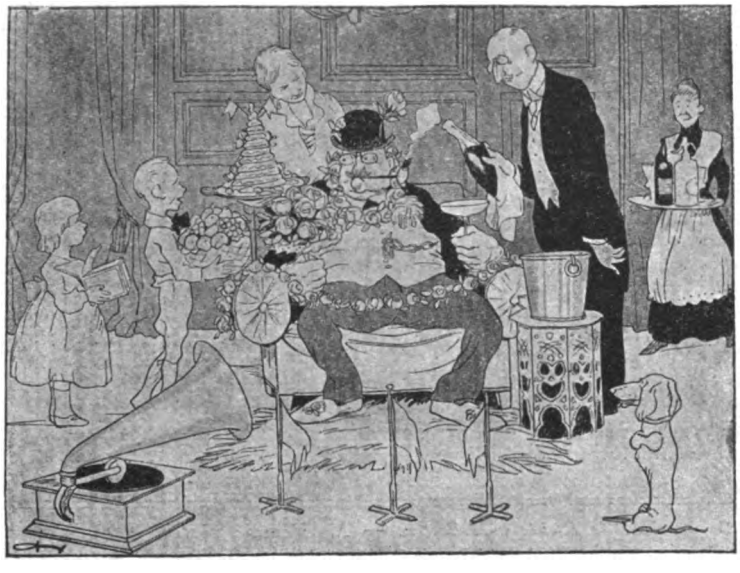


Bild 10. „Der Hauswirt auf Besuch". Zeichnung von *Chr. Hoff* in „Svikmoellen".

Digitized by Google

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

ZEITSCHRIFT
FÜR
BÜCHERFREUNDE

ORGAN DER GESELLSCHAFT DER BIBLIOPHILEN (E.V.)
DES VEREINS DEUTSCHER BUCHGEWERBEKÜNSTLER (E.V.)
UND DER WIENER BIBLIOPHILENGESELLSCHAFT

BEGRÜNDET VON FEDOR VON ZOBELTITZ

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN
VON
GEORG WITKOWSKI

NEUNTER JAHRGANG
ERSTE HÄLFTE

VERLAG VON E. A. SEEMANN IN LEIPZIG
1917

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Z1007
Z48
ser.2,
v9:1
LIBRARY
SCHOOL

Inhaltsverzeichnis.

I. Hauptblatt.

Seite

Behrend, Fritz: Rahel Varnhagen an Schleiermacher 87
Deneken, F.: Künstlerische Postkarten. Mit zwei Beilagen 93
Geiger, Ludwig: Marie oder die Folgen des ersten Fehltritts, ein unbekannter Roman . 58
Hansen, Fritz: Der Kriegslieferant in der Karikatur. Mit dreizehn Bildern 63
Hirschberg, Leopold: Ein vergeßner Goethe-Sänger. Mit einem Bild 11
— — und **Witkowski, Georg:** Ein Unikum der Göschenschen Ausgabe von Goethes Schriften? Mit vier Bildern 69
Klenz, Heinrich: Gelehrten-Kuriositäten. VI. Häßliche und gebrechliche Gelehrte . . 117
Kopp, Arthur: Nutrimentum spiritus 112
Körner, Josef: Briefe von Ludwig Tieck 156
Krauß, R.: Dichter und Dichtung auf deutschen Bücherzeichen. Mit vierzehn Bildern . 1
Lert, Ernst: Alte und neue Bühnenbildkunst. Mit vier Bildern 21
Löffler, Kl.: Leibniz als Bibliothekar 95
Marx, Paul: Württemberg und das „Junge Deutschland" 163
— — Zur Süß-Oppenheimer Bibliographie 33
Minde-Pouet, Georg: Ein Exlibris von Walter Leistikow. Mit zwei Bildern 74
Müller, Hans von: Beiträge zur Bibliographie der deutschen Dichtung III 76, 101
Rath, Hanns Wolfgang: David Friedrich Strauß und die Seherin von Prevorst . . . 91
Rowe, Ernst: Schnitzel II 35
Schlösser, Rudolf: Zobir — Penthesilea — Pentheus, die Wanderung einer Strophe . . 29
Schmid, Günther: Zwei Briefe J. P. Jacobsens. Mit zwei Beilagen 54
Schmidt, Adolf: Aus einer alten Bibliothek der Herren von Berlichingen. Mit sechs Bildern 41
Schottenloher, Karl: Ein Hans Sachs-Fund in der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München. Mit drei Bildern 141
Walzel, Oskar: Heinrich Heine als Friedensanwalt 146
Witkowski, Georg: Über Buchkritik 109
— — Carl Schüddekopf † . . . . . vor Seite 1
Zur Westen, Walter von: Festkarten des 18. Jahrhunderts. Mit einer Beilage und sechzehn Bildern 133

645715

Digitized by Google

II. Beiblatt.

Spalte

An unsere Leser 193

Gesellschaft der Bibliophilen 193

Briefe.

Spalte

Amsterdamer Brief von *M. D. Henkel* 18—24, 84—90, 133—139, 245—53

Budapester Brief von *Béla Köhalmi* . . . . 97—101

Kopenhagener Brief von *Victor Madsen* . . 253—257

Pariser Brief von *Otto Grautoff* . . . . . 1—5

Wiener Brief von *Eduard Castle* 5—18, 90—97, 139 bis 144, 195—199, 258—265

Von den Auktionen.

Spalte

Karl Ernst Henrici 144

Max Perl 145

Karl Ernst Henrici 146

Emil Hirsch 147

Sammlung Professor *Karl Voll* 147

Paul Graupe 148

Bibliothek *Paul Schlenther* 148

Neu erschienene und angekündigte Bücher.

Spalte

Ahrem, Maximilian: Das Weib in der antiken Kunst 165

Albert, Hermann: Gluck-Jahrbuch. II. Jahrgang . 38

Arnim, Achim von: Die Majoratsherren. Mit Lithographien von R. Thylmann 276

Auernheimer, Raoul: Das wahre Gesicht . . . 25

Bahr, Hermann: Schwarzgelb 276

Bänninger, Konrad: Stille Soldaten 265

Bauch, Bruno: Immanuel Kant 278

Bauer, Max: Deutscher Frauenspiegel 25

Bekker, Paul: Das deutsche Musikleben 26

Berg, Bengt: Ein German 28

Bernoulli, Carl Albrecht: Der sterbende Rausch . 266

Beth, Ignaz: Verzeichnis der Schriften von Wilhelm von Bode 149

Blennerhassett, Charlotte Lady: Literar-historische Aufsätze 151

Bluwstein, J.: Spinozas Briefwechsel und andere Dokumente 54

Böhme, Martin: Das lateinische Weihnachtsspiel . 279

Bojer, Johann: Der Gefangene der sang 31

Boßhart, Jakob: Ein Erbteil 267

Bölsche, Wilhelm: Neue Welten 207

Brehms Tierleben: 4. Auflage. 13. Band . . . 102

Broodcoorens, Pierre: Rotes Flamenblut 32

Büchner, Georg: Dantons Tod. Mit Federzeichnungen von Ernst Stern 279

Bulle, Oskar: Die Verkünder des deutschen Idealismus 152

Castell, Alexander: Fieber 267

Christ, Karl: Die altfranzösischen Handschriften der Palatina 103

Christ, Lena: Die Rumplhanni 105

Clauß, Hermann: Die Schwabacher Schrift . . . 105

Cotta'sche Handbibliothek 280

Dauthendey, Elisabeth: Von den Gärten der Erde 281

Die deutsche Zarin 305

Dörfler, Peter: Judith Finsterwalderin 34

Döring, Woldemar Oskar: Das Lebenswerk Immanuel Kants 282

Ebers, Georg: Ausgewählte Werke 282

Engel, Eduard: Sprich Deutsch 283

Engert, Rolf: Der Grundgedanke in Ibsens Weltanschauung 284

Flemming, Willi: Die Begründung der modernen Ästhetik und Kunstwissenschaft durch Leon Battista Alberti 157

Fleuron, Svend: Wie Kalb erzogen wurde . . . 35

Frank, Emil: Im Ringen um das Luftmeer . . . 284

Fritsche, Victor von: Bilder aus dem österreichischen Hof- und Gesellschaftsleben 36

Fürst, Arthur und *Alexander Moszkowski*: Das Buch der 1000 Wunder 165

Gerstäcker, Friedrich: Herrn Mahlhubers Reiseabenteuer. Mit Bildern von Preetorius . . . 285

Gesellschaft für deutsche Literatur. Sitzungsberichte 210

Goethe: Wilhelm Meisters Wanderjahre. Ein Novellenkranz 207

Gorion, M. J. bin: Der Born Judas. Band 1 . . 153

Grabbe, Christian Dietrich: Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung. Mit Holzschnitten von Karl Thylmann 161

Graf, Otto: Charakterbilder aus der Geschichte des 19. Jahrhunderts 268

Greyerz, Otto von: Schweizer Kinderbuch . . . 268

Grimm-Sachsenberg, Richard: Sechs deutsche Landschaften 288

Grotesken, Neue 295

Digitized by Google

	Spalte
Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft, Sechstes	303
Grube, Max: Jugenderinnerungen eines Glückskindes	288
Grünberg, G.: Feldpostbrief von Schweizer Deutschen	269
Hase, Oskar von: Breitkopf & Härtel. Gedenkschrift und Arbeitsbericht	149
Hauptmann, Carl: Neue Prosadichtungen	290
Hebbel, Friedrich: Sämtliche Werke. 15. Band	208
Herzog, Xaver: Ausgewählte Werke	269
Höcker, Paul Oskar: Ein Liller Roman	156
Huch, Ricarda: Der Fall Deruga	209
— Jeremias Gotthelfs Weltanschauung	270
Huggenberger, Alfred: Aus meinem Sommergarten	272
Ilg, Paul: Der starke Mann	272
— Sonntagsliebe	273
Illustrations-Sonderdrucke des „Allgemeinen Anzeigers für Buchbindereien"	290
Jacques, Norbert: Piraths Insel	161
Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. 52. Jahrgang	106
Johst, Hanns: Der junge Mensch	39
Kataloge der Berliner Stadtbibliothek. 15. Band	212
Keyßner, Gustav: Pantheon der bildenden Kunst	166
Koch, Alexander: Das vornehm-bürgerliche Heim	291
Kunstspende, Eine deutsche	155
Künzelmann, Ferdinand: Sankt Sebaldus und die Dirne. — Die Heimsuchung der Enkel	39
Kürschners Deutscher Literaturkalender auf das Jahr 1917	162
Lang, Oskar: Meister der deutschen Lyrik	40
Lebede, Hans: Klassische Dramen auf der Bühne	109
Leibniz, G. W.: Deutsche Schriften. Band I und II	163
Lessing, Gotthold: Carl Robert Lessings Bücher- und Handschriftensammlung	291
Liepmann, M.: Von Kieler Professoren	41
Lindberg-Dovlette, Elsa: Konstantinopel	110
Mann, Heinrich: Gesammelte Romane und Novellen	199
Marquardsen-Kamphövener, Elsa: Der Smaragd des Scheich	44
— Miniaturen aus alter und neuer Zeit	37
Möller, Johann Anton Arnold: Familien-Nachrichten und Lebensbeschreibung unserer Eltern	210
Molo, Walter von: Die schönsten Geschichten der Lagerlöf	45
Morgenstern, Christian: Melancholie	293
Müller-Guttenbrunn, Adam: Barmherziger Kaiser	294
Orzesko, Eliza: Licht in der Finsternis	296
Pantenius, Theodor Hermann: Aus den Jugendjahren eines alten Kurländers	167
Paul, Adolf: Exzellenz Unterrock	46
Popper-Lynkeus, Adolf: Selbstbiographie	47
Prager, Robert: Bücher — Menschen — Dinge	111
Przybyszewski, Stanislaus: Von Polens Seele	112
Pulver, Max: Selbstbegegnung	112
Reuter, Christian: Werke, herausgegeben von Georg Witkowski	297
Sammlungen des besten Humors	220
Schäfer, Wilhelm: Lebenstag eines Menschenfreundes	301
Scheffels sämtliche Werke. Hrsg. von Johann Franke	113
Schelling, Friedrich: Gedichte. Herausgegeben von Otto Baensch	114
Schleich, Karl Ludwig: Aus Asklepios Werkstatt	302
Schlichten, Jean François de: Vues de Mannheim	36
Schmidt, Fritz-Philipp: Deutsche Märchen	303
Schmitz, Oscar A. H.: Der Vertriebene	50
Scholz, Wilhelm: Reise und Einkehr	52
Schreckenbach, Paul und *Franz Neubert*: Martin Luther	52
Seidel, Ina: Das Haus zum Monde	168
Seume, Johann Gottfried: Ausgewählte Werke	114
Solovjeff, Wladimir: Rußland und Europa	213
Spengler, Eugen F.: Heimat zu: Erlebnisse eines Schweizers in den Augusttagen 1914	274
Starke, Ottomar: Schippeliana	115
Stegemann, Hermann: Heimkehr	214
Stein, Heinrich von: Gesammelte Dichtungen	115
Strauß, Ludwig: Der Mittler	215
Thoma, Ludwig: Heilige Nacht	169
Ulbrich, Fritz: Als deutscher Maurer durch das Morgenland	216
Veröffentlichungen der Gesellschaft für Typenkunde des 15. Jahrhunderts	108
Vögtlin, Adolf: Heinrich Manesses Abenteuer und Schicksale	43
Voigt-Diederichs, Helene: Luise	119
Voigtländers Quellenbücher	304
Volkmann, Artur: Aus der Kriegszeit gegen Kriegsleid	304
Voragine, Jacobus de: Legenda aurea. Deutsch von Richard Benz	107
Weber, Hans von, Dreiangeldrucke: Büchner, Dantons Tod. — Kleist, Michael Kohlhaas. — Gerstäcker, Herrn Mahlhubers Reiseabenteuer. — E. Th. Hoffmann, Der Sandmann	280
Weibel, Walther: Herren, Bauern und Beamte	119
Weltreich und sein Kanzler, Das	33
Werner, Alfred: Impressionismus und Expressionismus	305
Wien, Alfred: Liebeszauber der Romantik	56
Wilhelm, Richard: Mong Dsi (Mong Ko)	170
Wohlbrück, Olga: Vor der Tat	217
Zahn, Ernst: Die Liebe des Severin Imboden	274
Zum 5. März 1917: Übersicht der literarischen Tätigkeit von Woldemar Freiherrn von Biedermann	219
Züricher Stadttheater: Die ersten 25 Jahre im neuen Hause	218
Zweybrück, Franz: Österreichische Essays	57

Kleine Mitteilungen.

	Spalte
Anfrage	229
Bemerkungen zur Sage vom Ewigen Juden, Einige	310
Besuche bei Goethe	322
Bibliophiliana XLVII	171
Boccacios Decamerone als deutsches Schulbuch	316
Bonaventuras Nachtwachen, Zu	326
Briefe im Rausche geschrieben	59
Buch mit fehlerhaftem Titel, Ein	179

Digitized by Google

	Spalte
Bücherbeförderung von Deutschland nach Kurland vor hundert Jahren	61
Buchumschläge, Über das Einbinden der	228
Dedikationsexemplar von Tiedges Urania, Ein	221
Druck des Volksbuchs vom Ewigen Juden, Ein unbekannter	60
Erwiderung und eine Duplik, Eine	229
„Fächeralbum" der Elisa von der Recke, Das	120
Fischleder und Fischpergament	313
Heinrich Heines Aufsatz „Über Polen", Zu	64
Kurländisches Stammbuch, Ein	306
Lavater-Autographen in Riga und Mitau	317
Mikroskopische Drucke und Zwergbücher	319
Mundt, Theodor, und Franz Dingelstedt	226
Nachlaß des Verlags von Hoffmann und Campe, Der	178
Norbert von Hellingrath †	58
Originaleinbände	224
Parallelstelle zu Scheffels Alt-Heidelberg, du feine, Eine	224
Privatsammlungen Nordfrankreichs, Eine der schönsten und reichsten	222
Subskription auf Die Blechschmiede von Arno Holz	221
Unikum der Göschenschen Ausgabe von Goethes Schriften, Das sogenannte	324
Werbemittel des Buchhandels, Ein neues	223
Zwei Bücher aus Napoleons Feldbibliothek im Baltenlande	315

Kataloge.

Spalte 68, 122, 180, 231

Anzeigen.

Spalte 68, 122, 181, 232, 326

Digitized by Google

Carl Schüddekopf †.

Am Morgen des 30. März ist Carl Schüddekopf von dem Herzleiden, das ihn im Dienste des Vaterlandes überfallen hatte, erlöst worden. Ein Jahr lang hatte der starke Körper des Fünfundfünfzigjährigen dem fortschreitenden Versagen der Kräfte alles abgerungen, was die strengen Forderungen des Kriegsdienstes verlangten; dann brach er zusammen und die Hoffnung neuen Auflebens wurde vernichtet. Vielleicht war auch in diesem Falle der Tod, nach dem schönen Worte Gerhart Hauptmanns, die mildeste Form des Lebens: der ewigen Liebe Meisterstück.

An dieser Stelle ist nicht von dem äußeren Dasein Schüddekopfs, der Fülle wertvoller wissenschaftlicher Arbeit, die es umschloß, zu reden. Nur was er der Zeitschrift für Bücherfreunde und ihrem Hauptgebiet, der deutschen Bibliophilie, gewesen ist, darf mit kurzen Worten berührt werden. Seine Wissenschaft, die Geschichte unseres Schrifttums, und sein Beruf als Bibliothekar und langjähriger Assistent des Weimarer Goethe- und Schiller-Archivs wiesen Schüddekopf in das Feld der Bibliographie und der Herausgabe älterer Denkmäler, zumal solcher, die der vorklassischen und klassischen Zeit angehören. Und zu der sorgsamen, durch hohe philologische Begabung und sichere Methode fundierten Behandlung der Texte gesellte sich die feine genießerische Freude an den ästhetischen Werten, jenes Hineinfühlen in die Werke und ihre Schöpfer, das aller auf Kunst bezüglichen Wissenschaft erst die Lebenswärme verleiht.

Aus alledem erwuchs früh die edle Liebhaberei des Sammlers, wurzelnd in dem Empfinden für die Werte und Reize der alten, damals noch wenig geschätzten Drucke des 18. Jahrhunderts. Seltenheiten, die heute nur mit hohem Aufwand zu erlangen sind, konnten in dem Deutschland von 1890 noch leicht errungen werden, und so hatte Schüddekopf bereits eine stattliche Zahl solcher Denkmäler zusammengetragen, als weitere Kreise von gleichen Neigungen ergriffen wurden. Der Kreis der preußischen Dichter um Gleim und Ramler, denen seine ersten Studien galten; die Welt Goethes und in ihr vor allem der Bezirk der Werther-Literatur mit dem seltsamen Original August Siegfried von Goué, dessen „Masuren“ mit erschöpfenden Beigaben er uns gegeben hätte, wäre der Krieg nicht dazwischen gekommen; die Schriften Wilhelm Heinses, des feinen, sinnenfrohen Kunstfühlers, und Brentanos, — alle diese Gestalten, ihr Schaffen und ihre Umgebungen wurden für Schüddekopf durch die Handschriften und Bücher, die von ihnen zeugten, zu Lebensgenossen.

So ward er zum Bibliophilen im besten Sinne des Wortes. Es verstand sich fast von selbst, daß er im Jahre 1899 die Gesellschaft der Bibliophilen aufrichten half und mit an ihre Spitze trat, bald in der wichtigsten Stellung, die sie zu vergeben hatte, der des Sekretärs. Die Verfassung der Gesell-

Digitized by Google

schaft vereinigt, dem Deutschen Reiche darin vergleichbar, in dem einen Amte die gesamte Geschäftsführung, und um so schwerer und verantwortungsvoller ist die Wahl der dafür geeigneten Persönlichkeit. Der Vorstand hatte in Carl Schüddekopf den rechten Mann erkoren. Was er in zwanzig Jahren geleistet hat, das bezeugt die gesunde Blüte der Gesellschaft, die auch durch den Krieg nicht im geringsten verkümmert werden konnte, das bezeugen die nun schon so zahlreichen Publikationen, die, alle in ihrem Werden von ihm überwacht, zum großen Teil seiner Anregung ihr Dasein danken. Diese Publikationen durchmessen die weite Fläche der Gesamtgeschichte des Buchdrucks, von den Vorläufern im Holztafeldruck der Biblia pauperum und der Mirabilia Romae bis zu der neuen Buchkunst unserer Tage. Als ein allenthalben heimischer Redactor hat sich Schüddekopf an ihnen erwiesen, und so war er als Herausgeber des Hauptblattes unserer Zeitschrift legitimiert, legitimiert, als ihr Begründer Fedor von Zobeltitz sie im Jahre 1909 in andere Hände zu legen wünschte.

Es steht uns nicht zu und es tut auch nicht not, hier zu rühmen, was er der Zeitschrift bis zum Beginn des Krieges gewesen ist. Über fünf Jahrgänge zeugen davon und lassen den Verlust dieses Leiters als einen besonders schweren erscheinen, sowohl für die Mitarbeiter, die seiner Liebenswürdigkeit, seiner Fachkenntnis und seines Verständnisses für jede Schriftsteller- und Gelehrtenart sich dankbar erfreuen durften, wie für die Leser, die allmonatlich die Frucht seines sorgsamen Waltens ernteten. Freilich ist ja die Wirksamkeit eines Herausgebers, der hinter den Gestalten der von ihm versammelten Genossen sein eigenes Schaffen verbirgt, den Lesern einer Zeitschrift nur wie etwas Unpersönliches vertraut; aber den vornehmen, kundigen und im guten alten Sinne liberalen Geist, der die von Schüddekopf herausgegebenen Jahrgänge des Hauptblattes durchweht, wird wohl jeder verspürt haben, der sich mit ihnen befaßt hat.

Und damit ist das Letzte, das Entscheidende berührt, was unserem dahingeschiedenen Freunde eigen war, was den Schlüssel seines Wesens und seines Leistens gibt: das schlicht edle, gütige und heitere Menschentum. Als Gelehrter, als Bücherfreund, als gewissenhafter Verwalter der Gesellschaft der Bibliophilen und Herausgeber unserer Zeitschrift steht sein Bild vor so vielen, die ihm danken und um ihn trauern; die ganze Schwere dessen, was wir an ihm verlieren, ermessen doch nur diejenigen, die nun nie mehr in dieses gute, treue Freundesauge schauen dürfen.

Leipzig, am 1. April 1917.

Georg Witkowski.

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Dichter und Dichtung auf deutschen Bücherzeichen.

Von

Geh. Archivrat Dr. R. Krauß in Stuttgart.

Mit vierzehn Bildern.

Bild 1. Nach der Radierung von *Alfred Soder*-Basel.

Das Exlibris ist der Vermittler zwischen Buch und Bucheigner und im weiteren Sinn auch zwischen Literatur und Publikum. Kein Wunder also, wenn viele dieser kleinen Schildereien unmittelbar aus der Literatur schöpfen, auf Dichter und deren Werke Bezug nehmen. Es gibt freilich auch Künstler, die, wie z. B. Klinger, eine solche Anlehnung verschmähen und es vorziehen, ihre eigenen Poeten zu sein. Und wo andere die von fremder Hand geschaffenen Werte sich aneignen, geschieht es nicht immer nach ihrem freien Willen, sondern häufig nach Wunsch der Besteller. Natürlich läßt sich nicht jedesmal mit Sicherheit feststellen, wer von beiden den Ausschlag gegeben hat, und manches Exlibris kommt durch Zusammenwirken oder Kompromiß von Künstler und Auftraggeber zustande. Jedenfalls ist es nicht ohne Reiz, diese Beziehungen zwischen Literatur und Bücherzeichen im einzelnen zu verfolgen.

Das Buch selbst ist eines der wichtigsten Embleme des Exlibris. Bald sieht man ein einzelnes, bald mehrere geschlossen oder aufgeschlagen herumliegen, am häufigsten in den Händen sitzender, stehender, wandelnder Personen. Manchmal dienen sie aber auch als Unterlagen für Figuren, Sitzgelegenheiten u. dgl., sind zu Säulen, Türmen, Bergen aufgeschichtet, ja zu kunstvollen kleinen Gebäuden verarbeitet. Nicht selten sind diese Bücher als ganz bestimmte gekennzeichnet, man liest auf ihren Rücken die erlauchten Namen Goethe, Schiller, Kant, Ibsen oder „Also sprach Zarathustra" und ähnliche Titel, wodurch die Lieblingsschriftsteller oder Lieblingswerke der Bucheigner festgehalten werden. Je enger das Verhältnis der letzteren zu den betreffenden Autoren ist, um so gerechtfertigter erscheint natürlich eine solche Andeutung, und nichts ist selbstverständlicher, als daß ein Gelehrter, der sich zeitlebens mit Goethe befaßt hat, davon auch auf seinem Exlibris Zeugnis ablegt.

Dieses Zeugnis kann nun aber außer der Form des einfachen Büchertitels noch mancherlei sonstigen Ausdruck erhalten. In erster Linie durch Bildnisse von Dichtern, Schriftstellern, Leuchten der Wissenschaft. Wo sie nicht den alleinigen oder hauptsächlichen Gegenstand des Exlibris bilden, sieht man sie als Büsten auf Schreibtischen oder Sockeln stehen, als Porträts an der Wand hängen. *Mathilde Ade* führt in dem Eignerzeichen Otto Brauns gleich eine Siegesallee solcher Koryphäen vor. Von Homer, dem Vater der Gesänge, bis zu den kaum erst den Kinderschuhen

Digitized by Google

entwachsenen modernen Dichtern reicht unsere Bildergalerie. So begegnen wir der Gestalt des Sängers von Ilias und Odyssee zugleich mit der Schillers auf dem Exlibris, das *Franz Stassen* für das Realgymnasium des Johanneums Hamburg geschaffen hat.

Der Kopf Dantes, umhüllt von Rauchwolken, erscheint auf dem Bücherzeichen des altitalienischen und altspanischen Literaturforschers Prof. Jos. Priebsch, einer Schöpfung des glänzenden Wiener Radierers *Alfred Coßmann;* von Schlangen umwundene Guelfen-Fäuste und Finger recken sich drohend wider den in majestätischer Ruhe über den Angriffen thronenden Parteigänger der Ghibellinen. Walther von der Vogelweide ist auf Bücherzeichen von *Alois Kolb, Botho Schmidt* und *Hans Wildermann*, Gottfried von Straßburg auf einem solchen von *Josef Sattler* abgebildet.

Der Lutherkopf eignet sich natürlich besonders gut für Pastoren; wir sehen ihn z. B. auf dem Exlibris, das *Karl Bauer* in München, der unermüdliche Porträtist großer Männer, für den Stuttgarter Pfarrer Dr. David Koch entworfen hat.

Bild 2. Nach der Radierung von *Georg Otto*.

Den wackeren Hans Sachs zeigt vor einem Folianten das von *Bernhard Halbreiter* in München für Dr. Raymund Schmidt gefertigte Blatt.

Kein anderer Dichter oder Denker wird aber auch nur annähernd so häufig auf deutschen Exlibris abgebildet wie *Goethe* — ein Beweis seiner unerschütterten Oberstellung bei unserer Intelligenz. Unsere besten Zeichner und Radierer wetteifern miteinander, Züge und Gestalt des Olympiers auch in dieser Miniaturkunstform festzuhalten, die übrigens nicht selten gerade diesen Anlaß benutzt, um ihren natürlichen Rahmen zu sprengen. Der Leipziger *Bruno Héroux*, der Berliner *E. F. Hübner*, der Freiburger *Theodor Schück*, die Wiener *Alfred Coßmann* und *Arthur Kurtz* — sie alle und viele andere haben uns Bücherzeichen mit Goethe-Porträts beschert. *Karl Bauer*, der sich ja mit besonderem Eifer in diesen dankbaren ikonographischen Vorwurf vertieft hat, stellt Goethe in allen möglichen Lebensaltern dar. Der Preis gebührt aber wohl dem überaus beliebten Basler Exlibris-Künstler *Alfred Soder*. Seine herrliche Radierung für Walther Stohmann-Tietz (Bild 1) gibt Ludwig Sebbers Kreidezeichnung vom Jahre 1826 wieder und läßt das edle Greisenhaupt von einem Kranz reizender Putten umrahmt sein. Auf der Exlibris-Radierung für Hanns Wolfgang Rath hat derselbe Soder das Wiener Goethedenkmal nachgebildet, auf der für Sofia Schulz-Euler läßt er Frau Aja in Erscheinung treten.

Auf dem erwähnten Stohmann-Tietzschen Blatt ist unten noch Goethes Gartenhaus angebracht, das auch sonst häufige Verwertung findet. Keiner hat auf diese Marke ein besseres Anrecht gehabt als Erich Schmidt wegen seiner bekannten Beziehungen zu Weimar, dem dortigen Goethe-Schiller-Archiv und der Goethe-Gesellschaft; *Georg Otto* ist der Schöpfer seines Bucheignerzeichens (Bild 2).

Digitized by Google

Schiller tritt nicht so sehr in den Vordergrund; unter anderem sehen wir die Danneckersche Büste auf einer Radierung *Leo Kaysers* (Darmstadt) für Fr. Schläger.

Ein Porträt des Naturschwärmers Rousseau hat sich der Berner Kantonsbuchhalter Emil Jung für eines seiner Exlibris auserkoren; es ist in einen schönen ornamentalen Kranz mit Aufzählung seiner Hauptwerke eingelassen (Bild 3). Diese Radierung rührt von *Konrad Straßer* in St. Gallen her, der sich rasch in die vorderste Reihe der Meister unserer Kleinkunst gestellt hat, wie überhaupt die deutsche Schweiz, und in echt deutschem Geist, hervorragenden Anteil an der modernen Exlibrisbewegung hat.

Bild 3. Nach der Radierung von *Konrad Straßer*-St. Gallen.

Rousseaus Bildnis kommt auch für Pädagogen in Betracht, mehr aber noch das seines Mitschweizers Pestalozzi, den uns ja neuerdings Wilhelm Schäfer durch ein äußerst anziehendes Lebensbild in Romanform näher gebracht hat. So begegnen wir dem häßlichen Charakterkopf des „roten Pestaluzz" auf dem von *Dr. Daniel Greiner* für den Frankfurter Lehrer Adolf Conrad gezeichneten Exlibris, wobei der Wahlspruch „Alles um Liebe" beigesetzt ist.

Den wackeren Hebel hat der schon erwähnte *Leo Kayser* für Ludwig Säng radiert, und auf zwei von *Helma Fischer-Öls* herrührenden großen Blättern derselben Technik für Oskar Leuschner erscheint die Büste des Schlesiers Holtei, hier auf dem Schreibtisch, dort als Grabmal, in beiden Fällen mit dem Spruche „Suste nischt ack heem".

Bayros, einer unserer bekanntesten Illustratoren und beliebtesten Exlibriszeichner, gibt auf dem Blatt für E. L[udwig] eine Allegorie des Heineschen „Auf Flügeln des Gesanges" mit dem Dichterkopf in Medaillonform.

Heinrich Reifferscheidts eigenes Bücherzeichen trägt die Widmung „An Shelley" und sucht durch ein stimmungsvolles Landschaftsbild, in das eine nackte Frauengestalt mit mächtigen Schwingen gestellt ist, dem Wesen des gewichtigen englischen Poeten nachzukommen.

Digitized by Google

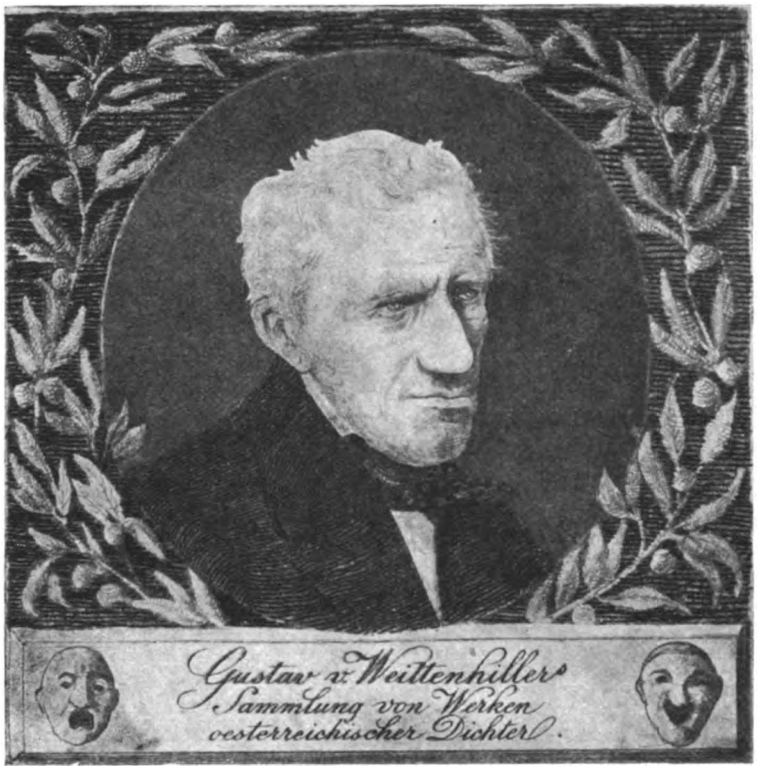


Bild 4. Nach der Radierung von *Moriz von Weittenhiller*-Wien 1.

Einen ausgezeichneten Grillparzerkopf erblicken wir auf der von dem verstorbenen Wiener *Moriz von Weittenhiller* geschaffenen Radierung „Gustav von Weitenhillers Sammlung von Werken österreichischer Dichter" (Bild 4). Eine Federzeichnung Peter Roseggers, sein Geburtshaus darstellend, hat *Gerhard Romberg* zu einem Exlibris verwendet, zu dem Arthur Kurtz den entsprechenden Rahmen geliefert hat.

Die Begeisterung für Nietzsche, der ja im gewissen Sinne an der Spitze der modernen Literatur marschiert, äußert sich auch in der Exlibriskunst. Besonders häufig stoßen wir auf geflügelte Worte des Dichterphilosophen. *Karl Bauers* Nietzsche-Kopf mit dem Zarathustra-Zitat „Ich hasse die lesenden Müßiggänger" bildet das Bucheignerzeichen V[alentin] R[osenfeld]. Was soll man aber dazu sagen, daß *Alfred Soder*, der damals die Höhe seines heutigen Geschmacks noch nicht erreicht hatte, auf seiner Radierung für Friedrich Berthold Sutter Nietzsches völlig unbekleidete Gestalt auf einem Felsen vorführt?

Eine Ibsen-Zeichnung *Max Liebermanns*, die den großen Norweger als Wappentier auf einem Band seiner Werke liegend zeigt, ist erst nachträglich zum Exlibris für Karl Michaelis gestempelt worden. Strindbergs Porträt hat *Karl Bauer* für ein Bücherzeichen Dr. Valentin Rosenfelds lithographiert. Derselbe läßt einen vor dem Kampfe betenden Ritter auf dem Exlibris Dr. August Heisler Stefan Georges Züge tragen. Doch schreiten unsere Künstler nur ausnahmsweise so tief in die Gegenwart herein. Wenn mitunter ein lebender Dichter auf seinem Bücherzeichen die eigene Büste angebracht sehen will, so muß man das als eine Verirrung betrachten, die nicht weiter ans Tageslicht gezogen werden soll.

Ebenso häufig wie Dichterbildnisse finden sich Gestalten, Motive, Gruppen und Szenen aus Kunstwerken auf Exlibris. Hier liegt von vornherein die Gefahr vor, daß durch zu umfangreiche Kompositionen, durch rein bildhafte Darstellungen der Zweck des Bücherzeichens weit überschritten und sein Markencharakter völlig verwischt wird. Ganz zu verwerfen ist es, wenn schon vorhandene Illustrationen zu Dichtwerken einfach durch Einsetzung eines Besitzernamens in Exlibris verwandelt werden; solche Blätter können nimmermehr die Forderungen erfüllen, die wir an ein Bucheignerzeichen zu stellen berechtigt sind, wenn auch gewisse Beziehungen zum Bucheigner dadurch sich ergeben, daß ihm der Dichter oder die Dichtung, um die es sich handelt, besonders wert sein mag. Ohne einen solchen Grund wird ja auch kaum irgend jemand sich einen derartigen Vorwurf wählen. Die Motive aus poetischen Schöpfungen umspannen die ganze Weltliteratur.

Schon die altklassische Sage und Dichtkunst wird ausgebeutet. Orpheus als Herold der Musik und ihres Zaubers, der Apfel des Paris, der Feuerräuber Prometheus, der erste Flieger Ikarus

Digitized by Google

sind beliebte Objekte. Eine Kassandra treffen wir auf einem Exlibris von *Fidus* für Walther von Zur Westen. Stellen aus Ovid finden wir mehrfach illustriert. *Bruno Héroux* stellt z. B. auf der bekannten Radierung für E. W. J. Gärtner nach Ovid XIV, 770 f. den Gott Vertumnus um die reizende Nymphe Pomona werbend dar.

Auch an der Poesie der Bibel gehen die Exlibriskünstler nicht vorüber. So zeigt der von *Bertha Bagge* in Frankfurt a. M. ausgeführte feine Stich „Aus der Büchersammlung R. Livingston" den von der Himmelsleiter träumenden Jakob. Die mit dem Haupt des Täufers Johannes tanzende Salome kommt mehr als einmal vor. Die 109. Suve des Koran hat *Dr. E. F. Hübner* auf seinem Eigenblatt, einer üppigen Dreiplattenradierung, malerisch ausgedeutet.

Nun geht es in den deutschen Dichterwald. Hänsel und Gretel mit der Knusperhexe dürfen da vor allem nicht fehlen. *Franz Hein* liebt kronengeschmückte Königinnen und Prinzessinnen in wallendem Goldhaar. Zu einem Spezialisten für humorvolle Märchenstimmung innerhalb unserer Kleinkunst hat sich der Berner *Hans Eggimann* entwickelt. Die Helden- und Rittersage knüpft sich in der Vorstellung des gegenwärtigen Publikums so sehr an ihre überragende Ausgestaltung durch Richard Wagner, daß sie sich auch in der bildenden Kunst kaum mehr von ihm loslösen läßt. Wer will noch unterscheiden, ob man bei Siegfried-Darstellungen mehr an unser herrliches Nibelungenlied oder an die Gebilde des großen deutschen Dichterkomponisten zu denken hat, ob Parsifalmotive auf Exlibris ihm oder unmittelbar dem Epos des Eschenbachers entlehnt sind? Siegfried eignet sich natürlich auch zum redenden Exlibris. So wird er uns als Drachentöter auf dem Blättchen vorgeführt, das die erfindungsfreudige *Mathilde Ade* für einen Kurt Siegfried gezeichnet hat. Siegfried, dem Vogelgesang lauschend, ist der Held eines *Gebhardt*schen Bücherzeichens für Clara Poensgen und eines weiteren von *Hans Wildermann* für Ludwig und Elly Mannstaedt. Daß der Düsseldorfer Meister, dem auch die Exlibriskunst zahlreiche von reinstem deutschen Geist erfüllte Prachtgaben dankt, dabei ausdrücklich an Wagner gedacht hat, beweisen die beigesetzten Noten. Der sein Schwert Notung schmiedende Siegfried steht im Mittelpunkt der Radierung, die *Robert Langbein* in Dresden sich selbst gewidmet hat. Man kann diesem Motiv zugleich den Sinn unterlegen, daß jeder seines Glückes Schmied ist. Siegmund und Sieglinde beschwört *Bruno Héroux* auf einer für Konrad Kehrl gefertigten Radierung, und auf einer solchen, die der Sängerin Tilli Kallmeyer zugehört, vereinigt derselbe Wagners Porträt mit dem Waldvögelein. Daß Wagnersche Gestalten als Exlibrisgegenstände für Bühnenkünstler etwas besonders Anziehendes haben, versteht sich eigentlich von selbst. *Franz Stassen* hat Wotan mit seinen Raben auf dem Bücherzeichen für Otto Weiß, Wotan und Brunhilde auf dem für Dora Herzog abgebildet. Die beiden letzteren hat auch der Frankfurter Radierer *Bernhard Liebig* auf

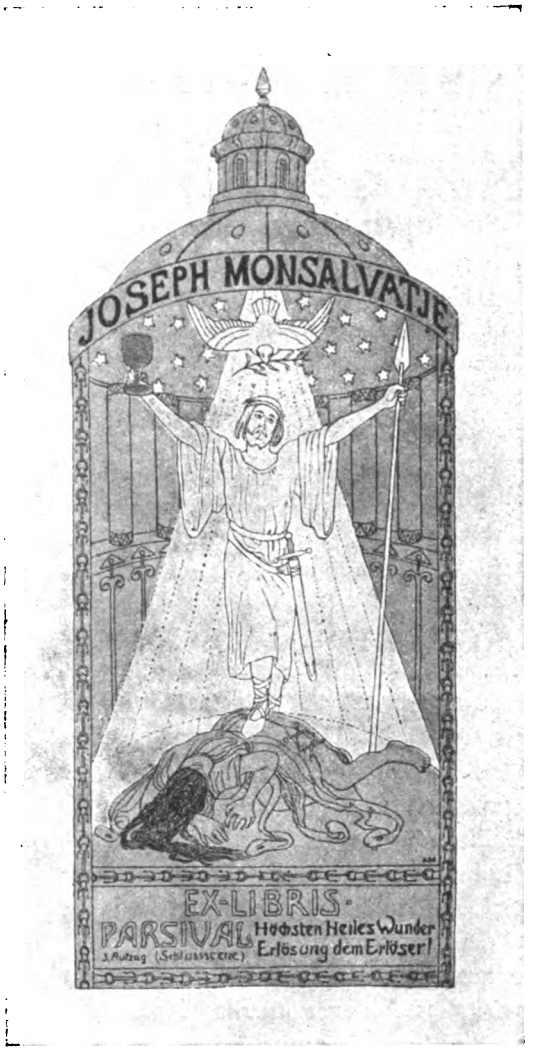


Bild 5. Von *Mathilde Ade*-München.

Digitized by Google

Bild 6. Nach dem Steindruck von *Mathilde Ade*-München.

Blättern für Willy Lampe und *Bruno Lehmann* in verschiedenen Auffassungen wiedergegeben. Im Zusammenhang mit seinen sonstigen Wagner-Illustrationen bannt *Hans Thoma* im Exlibris der Gräfin Erdödy die Köpfe der Walküre und ihres Rosses Grann auf das Papier.

Mit derselben Vorliebe wie auf die Nibelungen wird auf den Sagenkreis des Gral Bezug genommen. So ist die Gestalt Parsifals auf dem Exlibris festgehalten, das *Erich Heermann* für Fritz Jentsch radiert hat. Amfortas erscheint in eigenartig bizarrer Auffassung auf dem Bücherzeichen für Viktor Singer des von futuristischen Anwandlungen befallenen böhmischen Holzschneiders *Josef Vachal*. Wenn jemand den herrlichen Namen Monsalvatje trägt, so fordert das selbstverständlich zur Darstellung der Gralsburg heraus. Sie pflegt denn auch auf den zahlreichen Kunstblättern der Familie Monsalvatje in Figueras, die im Mittelpunkt der spanischen Exlibrisbewegung steht, im Vorder- oder Hintergrund zu stehen. Ersteres auf der Radierung für Joseph Monsalvatje von *Bruno Héroux*, der überdies einen Fries mit Blumenmädchen beigegeben hat. Für denselben hat *Mathilde Ade* die Schlußworte des Parsifals im Bild wiedergegeben: „Höchsten Heiles Wunder: Erlösung dem Erlöser!" (Bild 5). Die muntere Münchener Künstlerin hat ferner für Jorge Monsalvatje eine köstliche Parodie Lohengrins im Schwanennachen gezeichnet, wobei man gleichfalls die Stammburg dieses Gralsritters als Hintergrunddekoration erblickt (Bild 6). Damen, die Elsa heißen, lieben es, ihr Bücherzeichen mit ihrer unglücklichen brabantischen Namensschwester in Verbindung zu bringen. Mehr als einmal stößt man auf „Elsas Buch". Auf einem solchen Blatt (der Künstler soll verschwiegen sein!) gewahren wir einen modern frisierten und ondulierten Kopf mit süßlichen Puppenzügen. Aber dahinter fließt die Schelde, und die Umschrift lautet „Des Ritters will ich wahren, Er soll mein Streiter sein"; also muß doch wohl die Wagnersche Elsa darunter verstanden sein.

Im Bereiche unserer klassischen Dichtung übt wiederum Goethe auf Bucheigner und Künstler die größte Anziehungskraft aus. Faust vor allem, der selbst (und wir dürfen ja schließlich jeden bärtigen Gelehrten in gotischer Aufmachung dafür gelten lassen) auf vielen Exlibris von Männern der Wissenschaft abgebildet ist. So auf der schönen Radierung des Leipziger Literarhistorikers Albert Köster von *Bruno Héroux*' Hand. Ein Musterbeispiel, wie man Gruppen aus Dichtwerken verwenden kann, ohne ins Bildhafte überzugreifen, ist die Schlußszene des ersten Faustteils auf *Alfred Coßmanns* Exlibris für Henriette Feilchenfeld (Bild 7). Die Gestalten des büßenden Gretchen, des drängenden Faust und Mephistos („frei nach Cornelius") bilden gewissermaßen nur den oberen Zierleisten, mit zarter Diskretion und doch mit der an diesem Meister der Radiernadel gewohnten technischen Sorgfalt ausgeführt, während der Kopf der Juno Ludovisi auf dem unteren Teil des

Bild 7. Nach der Radierung von *Alfred Coßmann*-Wien.

Digitized by Google

Blättchens die antike Welt von Faust II symbolisiert. Mephisto mit Frau Monachia als Marthe Schwerdtlein am Arm ist der Gegenstand eines von übermütigem Humor gesättigten Bücherzeichens, das *Mathilde Ade* Ernst Possart gewidmet hat. Dieselbe Künstlerin hat für denselben großen Menschendarsteller zwei weitere Exlibris entworfen, von denen ihn das eine als Märchenerzähler schildert, das andere als Bühnenfeldherrn, der über die berühmtesten Gestalten der dramatischen Literatur Musterung abhält. Mignon und der Harfner zeigen sich auf *Bayros'* Exlibris für Gabriele Klein nebst einer Goethebüste, die dieser beliebte Illustrator auch sonst gerne anbringt; man kann aber nicht behaupten, daß diese Gestalten seiner prickelnden Rokokoart, die im Grunde genommen doch mehr französisch als deutsch ist, sonderlich liegen.

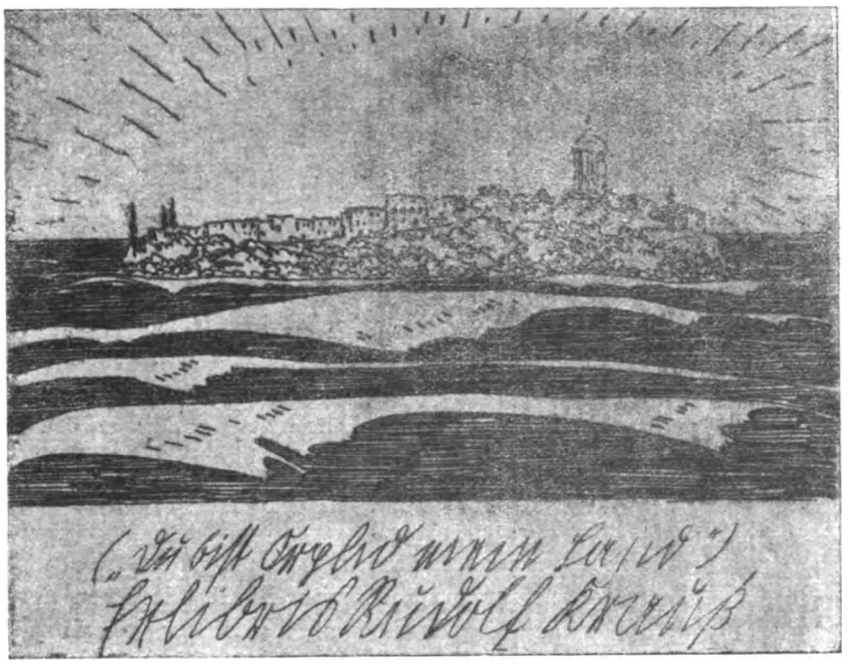


Bild 8. Nach einer Radierung von *Willi Geiger*.

Die ihre Geschwister mit Vesperbrot versorgende Lotte symbolisiert in passender Weise hauswirtschaftlichen Sinn und mütterlichen Instinkt.

„Du bist Orplid mein Land" — diese von Mörikes souveräner Dichterlaune ersonnene Zauberinsel ist mehr als poetisches Motiv: sie steigert sich zum Sinnbild für das Erdenferne und Weltentrückte, Erhabene und Großartige, und so versteht man, daß sie schon wiederholt für solche Abbildungen dienen mußte, die dazu bestimmt sind, auf die innere Bücherdecke geklebt zu werden. Wenig von dem romantischen Hauch, ohne den man sich Orplid nicht denken kann, verspürt man auf dem Blättchen „Elnas Buch", das *Theodor Herrmann* in Charlotten-

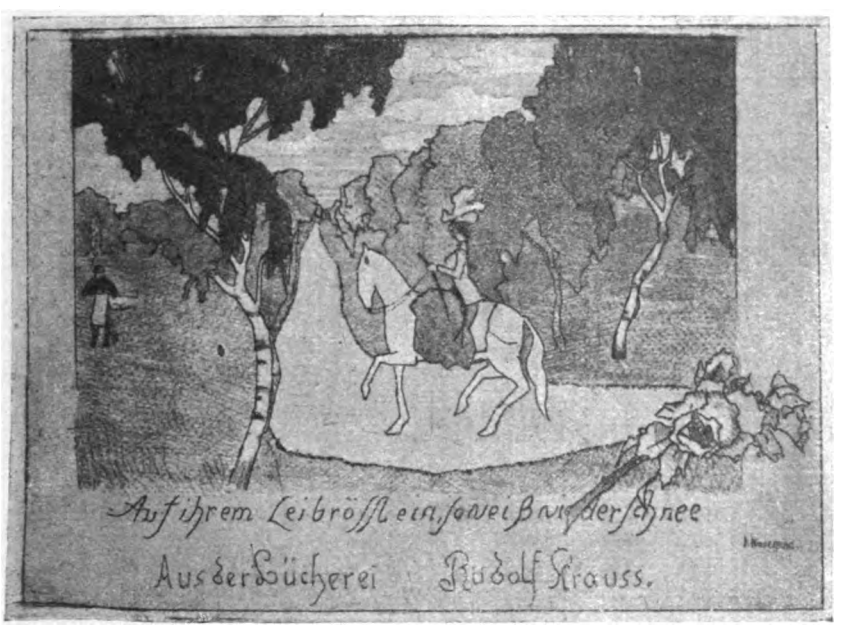


Bild 9. Nach einer Radierung von *Roland Niederbühl*.

Digitized by Google

burg gezeichnet hat; es ist freilich nur ein einfacher Klischeedruck, und schon dieser Umstand läßt keinen Wettbewerb mit den beiden Radierungen zu, auf denen zwei unserer hervorragendsten Exlibriskünstler, *Willi Geiger* und *Georg Broel*, das Thema behandelt haben. Die erstere (Bild 8) eignet mir, die letztere Dr. H. Horch. Bei Geiger überragt der Glockenturm die aus den Meeresfluten emporsteigende Inselstadt, Broel stellt das Eiland in eine Einfassung hochstrebender Zypressen. Auf einem anderen mir zugehörigen radierten Bücherzeichen hat der junge Stuttgarter *Roland Niederbühl* die knappe Handlung des Mörikeschen „Gärtners" („Auf ihrem Leibrößlein, so weiß wie der Schnee") in zarte Märchenstimmung getaucht (Bild 9); an dasselbe allbekannte Gedicht haben wohl auch *Edith Geiger*, die Tochter des Berliner Literarhistorikers, und *Bayros* auf Exlibris-Zeichnungen für Hetty Goldschmidt, bzw. Florence Taylor Rupprecht gedacht, obgleich nicht ausdrücklich auf die Verse Bezug genommen ist.

Sogar den Scheffelschen Kater Hidigeigei wollte Richard Steudel auf der Radierung haben, die er bei Professor *Alexander Eckener*, Lehrer der Graphik an der Stuttgarter Kunstakademie, bestellt hat; in einer Mondsichel schwebt er über einer größeren, die Philosophie als Licht der Welt veranschaulichenden Komposition.

Eine mit einem Buch spazieren gehende Biedermeierdame, die des Pragers *Georg Jilowsky* Nadel für Grete Brandl geschaffen hat, darf wohl auf Jettchen Gebert gedeutet werden. Im allgemeinen stößt man jedoch nur ausnahmsweise auf Gestalten neuester Dichter. Verhältnismäßig häufig finden wir auf ihren eigenen Bücherzeichen Anspielungen auf ihre Werke. So hat *Bruno Héroux* auf seiner Radierung für den Dramaturgen der Leipziger Stadttheater Dr. Ludwig Weber einen Kain mit Bezug auf dessen gleichnamiges Drama dargestellt; *Heinz Baluscheks* Exlibris für Heinz Tovote (Bild 11) entnimmt das Motiv des Dichters „Fallobst"; *Willi Geiger* läßt auf dem radierten für Werner von der Schulenburg eine Reihe poetischer Erzeugnisse des Besitzers auftreten.

In beschränkterem Maß dient die literarische Anregung zur Befruchtung einer mehr selbsttätigen Künstlerphantasie da, wo mehr oder weniger bekannte Dichterworte durch symbolische oder sonstige Darstellungen paraphrasiert werden. Natürlich sind solche Zitate in der Regel Lieblingssprüche des Buchzeicheneigners, die er sich zur Richtschnur fürs Leben erwählt hat. Wenn der Autor nicht namhaft gemacht ist, so gibt es dabei für den Beschauer manchmal recht harte Nüsse zu knacken. Wie wenige wissen z. B. den Vers „Meiner Heimat Berge dunkeln" unterzubringen,

Bild 10. Nach der Radierung von *Otto Ubbelohde*-Goßfelden.

Digitized by Google

der als Motto über einer für mich von *Alfred Teuffel* in Stuttgart radierten schwäbischen Alblandschaft steht; es sind die Anfangsworte eines einst beliebten patriotischen Gedichts des Politikers, Publizisten und Märzministers Paul Pfizer. Weit größer wird die Anzahl derer sein, die das mehrfach auf Exlibris stehende Motto „Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns" als Schlußzeile des Schillerschen „Spaziergang" erkennen. Ebenso schön als einfach hat es *Otto Ubbelohde* auf seinem Eigenblatt in die Sprache seiner trefflichen Radiernadel umgesetzt: eine seiner liebevoll geschauten Hessenlandschaften, über der ein gewaltiger Vogel seine Schwingen regt (Bild 10).

Helma Fischer-Öls, die gerne Ausschnitte aus der schlesischen Landschaft gibt, hat einem solchen, zum Bibliothekzeichen für sie selbst bestimmten die Losung „Natur, laß mich gesunden! sie lassen mich nicht ruhn" mitgegeben. Die Exlibriskünstler, welche die Landschaft bevorzugen, setzen häufig Verse aus Frühlings- oder sonstigen Naturliedern ihren Bildchen vor, die dann als Illustrationen zu jenen gedacht sind. Wiederholt stoßen wir z. B. auf die zwei letzten Zeilen von Gottfried Kellers Abendlied „Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, Von dem goldnen Überfluß der Welt!" Während *Emil Anner* zu Brugg im Aargau auf der schönen Radierung für Abegg-Stockar (Bild 14) das Problem rein landschaftlich faßt, bedient sich *Alfred Soder* auf der seinigen für Philipp Manes als Vermittlerin einer uns den Rücken zukehrenden weiblichen Figur, vor der er die Herrlichkeiten der Welt ausbreitet.

Bild 11. Von *Hans Baluschek*-Berlin.

Abermals ist es Goethe, dessen Schatzkammer goldener Sprüche mehr als alle andern ausgeplündert werden. Sein „Helfet alle mich belehren" zitiert *Max Liebermann*, der auf seinem einzigen wirklichen Bücherzeichen (für Ernst Magnus) einen lesenden Mann in seiner Bibliothek darstellt. Das Faustwort „Erwirb es, um es zu besitzen!" versinnbildlicht *Ed. von Gebhardt* auf dem Exlibris für Friedrich Schöne durch einen sich auf das sich bäumende Roß schwingenden Jüngling nebst einem von der sinkenden Sonne vergoldeten dorischen Tempel. Andere Verse von Goethe „Soll es reichlich zu dir fließen, Reichlich andre laß genießen!" haben *Alfred Coßmann* zu seinem herrlichen Exlibris Marianne Parma begeistert, auf dem eine edle Frauengestalt einem Knaben eine Schale zum Munde führt. Die Mahnung „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!" steht Ärzten besonders wohl an; *Héroux* hat die Aufgabe auf der Radierung für Frl. Dr. Anna Moesta dadurch gelöst, daß er ein junges Weib einem Leidenden den Heiltrank reichen läßt. Dr. F. Dumstrey hat gar vier unserer besten Exlibris-Radierer, *Hans Bastanier*, *Emil Ewe*, *Alfred Soder* und *Hubert Wilm*, in Bewegung gesetzt, um wetteifernd Allegorien zu Tells Ausspruch „Der Starke ist am mächtigsten allein" zu schaffen. Dem Deutschamerikaner Harald S. Loeb hat kein Geringerer als Mark Twain eine besondere Devise für sein Bücherzeichen (Bild 12) persönlich gewidmet, die in deutscher Übersetzung lautet: „Alles ist relativ: ein junger Heuschreck zu sein ist besser als ein alter Paradiesvogel", wozu der eben erwähnte *Wilm* einen Paradiesvogel radiert hat und unter der Schrift in Remarkenart ein bescheidenes Heuschrecklein. Damit ist eigentlich *Mathilde Ade*, der patentierten Humoristin unter den Exlibriskünstlern, ins Handwerk gepfuscht; sie deutet ebenso im Handumdrehen lustige Verse von Wilhelm Busch aus, wie sie ernste Nietzsche-Worte keck parodiert.

Digitized by Google

Nicht immer sind die Verse, die dem Künstler bei seinen Gebilden im Sinne liegen, namhaft gemacht: mitunter muß sie der Beschauer erraten, was selten ohne Beihilfe eben des Künstlers oder des eingeweihten Exlibrisbesitzers gelingt. So erblicken wir auf dem von *Reinhold Max Eichler*, Mitglied der Münchener „Scholle", entworfenen Exlibris Blume einen Mann, der nackt vor einem Kahn steht, in den beiden ausgereckten Armen Ruder haltend, um einer neuen Sonne und einem neuen Glück entgegenzufahren. Es ist als eine Paraphrase zu den Faustversen gedacht: „Ins hohe Meer werd' ich hinausgewiesen, Die Spiegelglut erglänzt zu meinen Füßen, Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag."

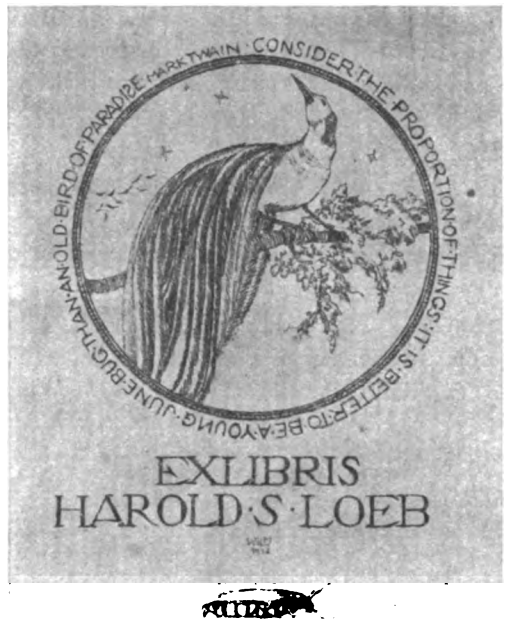


Bild 12. Nach der Radierung von *Hubert Wilm*-München.

Natürlich ließen sich diese Beispiele um ein Vielfaches ohne Mühe vermehren. Jeder neue Tag bringt ja neue Bücherzeichen. Während diese Zeilen ihrer Vollendung entgegengingen, kam mir ein Exlibris von *Robert Budzinski*, der, der Not der Zeit gehorchend, mit schönem Erfolg auf Linoleum radiert, ins Haus geflogen: ein totes Mädchenhaupt auf Wasserblumen schwimmend — ohne Zweifel Hamlets Ophelia (Bild 13). Ich muß also von vornherein etwaige Vorwürfe, daß ich dies

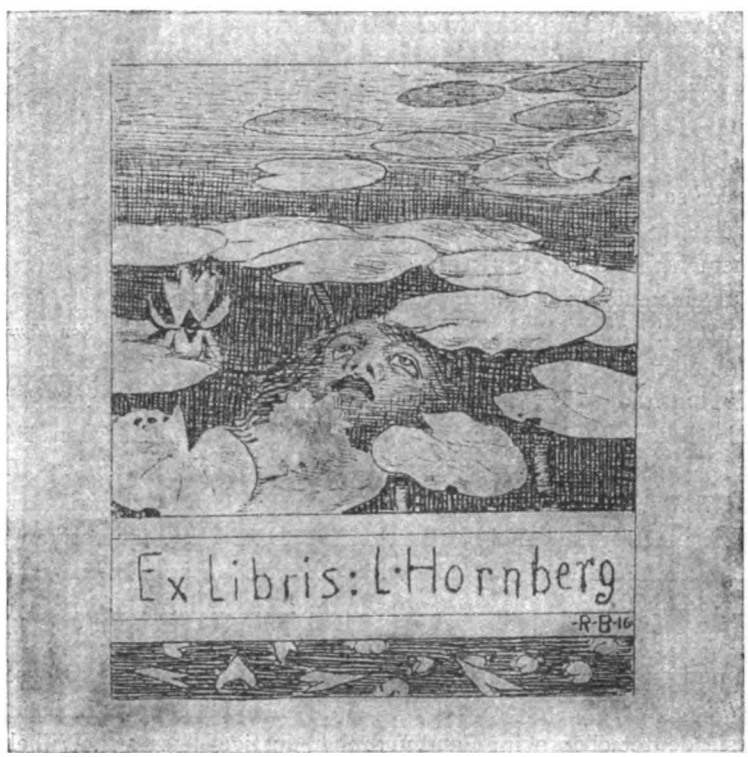


Bild 13. Nach der Radierung von *Robert Budzinski*-Konitz.

Digitized by Google

und jenes „vergessen" habe, zurückweisen; bei der Überfülle des Stoffs konnte es sich lediglich um Stichproben handeln.

Insbesondere habe ich die Remarken ganz aus dem Spiel gelassen. Diese, die ja ursprünglich nichts als Ätzproben gewesen sind, haben mit dem *Gebrauchs*-Exlibris nichts zu tun; wenn sie trotzdem neuerdings gerade bei angeblichen Bücherzeichen mehr und mehr überhand nehmen, so handelt es sich eben um *Sammel*-Exlibris und reine Kunstblätter, die unter falscher Flagge segeln. Auf solchen Randverzierungen kann sich die Künstlerlaune ungleich freier ausleben als auf dem eigentlichen Bild des Bücherzeichens, das eine einheitliche Wirkung verlangt, und unter den bunten Remarke-Einfällen finden sich auch nicht selten Porträts von Dichtern oder Gestalten der Poesie.

Bild 14. Nach der Radierung von *Emil Anner*-Brugg (Schweiz).

Die Frage, welche Exlibris die Dichter selbst führen, berührt sich ja, wie wir gesehen haben, in manchen Punkten mit unserem Thema, bedarf aber doch einer besonderen Beantwortung. Vielleicht läßt es sich ermöglichen, später einmal ausführlich darauf zurückzukommen.

Ein vergeßner Goethe-Sänger.

Von

Dr. Leopold Hirschberg in Berlin.

Mit einem Bilde.

I.

Meine erste Bekanntschaft mit dem Vergeßnen, dessen Namen ich gleich nennen will — *Leopold Lenz* —, wurde mir auf dem Wege der Bibliophilie zu teil. Beim systematischen Durchstöbern alter Musikalienhandlungen nach schön ausgestatteten Notentiteln fiel mir eines Tages eine vollständige Reihe der Wilhelm Meister-Gesänge in die Hand, deren Titelzeichnung in künstlerischer Hinsicht etwas durchaus von der Schablone Abweichendes darbot. Da war nichts von der widerlich marktschreierischen Art der meisten Musikalienbilder zu sehen; in sinnvoller Anordnung umrahmte eine Anzahl von Bildern den Titel des Werkes (siehe S. 13).

Auch die technische Ausführung des figurenreichen Titelblattes — auf Stein übertragene Federzeichnungen — verriet auf den ersten Blick eine höhere Künstlerschaft als die der „Wald- und Wiesen"-Illustratoren; die Vermutung wurde zur Gewißheit, als ich am unteren Rande das Signum „18 E. N. 32" erblickte. Der Zeichner war also kein anderer als *Eugen Neureuther* und diese Wilhelm Meister-Darstellung eine notwendige Ergänzung seiner berühmten fünf Hefte „Randzeichnungen um Goethes Gedichte", deren vier erste der Altmeister bekanntlich noch persönlich in Empfang nehmen konnte (sie erschienen 1829—1832), während das fünfte erst nach Goethes Tode (1839) herauskam.

Digitized by Google

Die Anordnung der Gruppen ist von Neureuther derart getroffen, daß den oberen und unteren Rand des Blattes nur ein verschnörkeltes Arabesken- und Girlandenwerk bildet, das seinen Ausgangspunkt in phantastischen Blumengebilden der Seitenteile hat. Letztere weisen außerdem drei bildliche Darstellungen auf. Links sitzt Mignon auf einem Kanapee, den rechten Arm auf das Kopfkissen, das Haupt betrübt auf die rechte Hand gestützt, während der ausgestreckte linke Arm eine auf ihrem Schoß ruhende Laute hält. Die rechte Seitenhälfte zeigt unten Wilhelm und den Harfner an einen Baumstamm gelehnt, zwischen ihnen ein aufgerolltes Blatt mit der fragmentarischen Aufschrift „Wer nie sein Brod" usw. Am interessantesten ist der obere Teil der rechten Hälfte, der eine Miniaturbühne mit einem wild taktierenden Kapellmeister, der tragischen und komischen Maske und dem aus seinem Kasten herausgekrochenen Souffleur enthält; auf der Szene selbst erblickt man den Geist von Hamlets Vater, sowie den Dänenprinzen selbst mit seinen Begleitern auf Helsingör. Man merkt, daß Neureuther Goethes Werk gut gelesen hat. Die Physiognomien der einzelnen Personen darf man allerdings nicht zu genau betrachten, da namentlich Mignon nur über ein Minimum äußerer Reize verfügt; der Gesamteindruck des Blattes ist das Wesentliche.

Nach dem Wortlaut der Widmung ist mit Sicherheit anzunehmen, daß Goethe zur Zeit des Erscheinens noch lebte und von dem Tonsetzer ein Exemplar seiner Komposition erhielt. Das in seinen letzten Lebensjahren nicht genau geführte Verzeichnis der Zugänge seiner Bibliothek enthält keine Angabe darüber; ebenso ist der Name „Leopold Lenz" in keinem Index der Weimarer Ausgabe zu finden.

Nach diesen bibliophilen Erheiterungen kam eines Tages das Durchspielen der acht Gesänge an die Reihe. Der dabei empfangene Eindruck bestimmte mich zu näherem Erforschen von Lenzens Leben und Werken. Welchen Schwierigkeiten in bio- und bibliographischer Hinsicht ich dabei begegnen würde, konnte ich allerdings nicht im entferntesten ahnen. Sie sind zum Teil bis heute noch nicht behoben, und es war mir darum auch nicht möglich, die letzte Hand an eine von mir fast fertiggestellte, erschöpfende Monographie zu legen. So soll diese Arbeit (nebst einer vor kurzem erschienenen zeitgemäßen Mitteilung über Lenzens Kriegslieder [1]) einen vorläufigen Ausschnitt aus dem Wirken des interessanten Mannes bilden.

II.

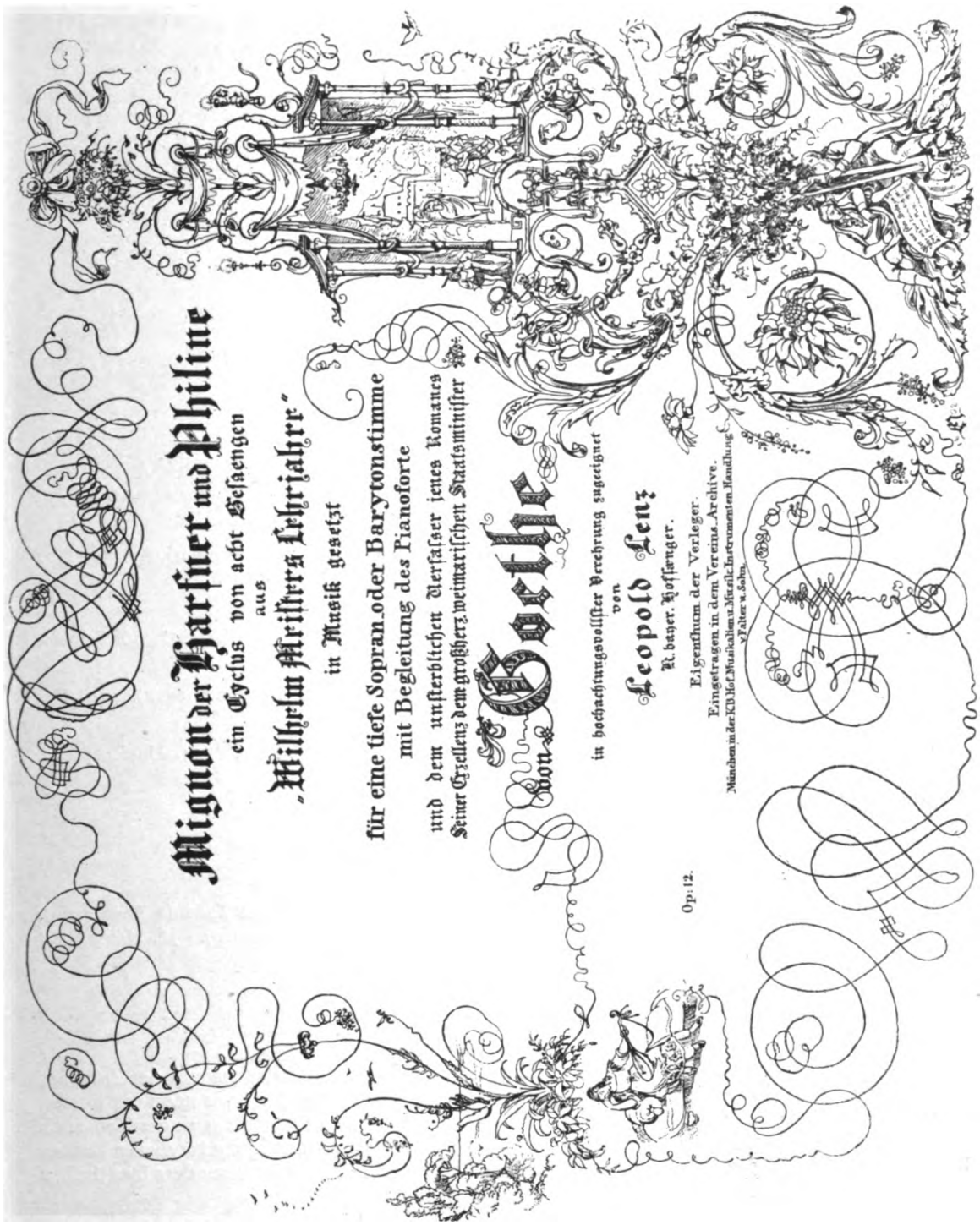
Wenn man für Lenzens Leben aus irgendeinem der alten Musik-Lexika, jenen ersten Zufluchtsorten der Suchenden, etwas ermitteln wollte, so wäre man übel dran. Was bei Schladebach, Ledebur, Mendel usw. zu finden ist, webt um die Geburt des schlichten Mannes einen so mystischen Schimmer, wie er vielleicht für die „Geschichte des Tom Jones, eines Fündlings", aber nicht für unsern Tondichter paßt. Lenz sollte danach in Berlin geboren, später aber als Hofsänger nach München gekommen sein. Schon die damals äußerst geringen Berührungspunkte der preußischen und bayrischen Hauptstadt machten diese Angabe sehr unwahrscheinlich; da auch über das Geburtsjahr und Elternhaus Lenzens nichts erwähnt wird, legte ich diese Notizen als unbrauchbar beiseite und benutzte einen Aufenthalt in München zu authentischen Ermittelungen im dortigen Hoftheaterarchiv. Und da befindet sich in der Tat ein dickes, ehrwürdiges Aktenstück über Leben und Absterben, Glück und Ende Lenzens, woraus zu ersehen ist, daß er 1804 in Passau als Sohn eines dortigen „quiescirten Policey-Direktors" das Licht der Welt erblickte und am 18. Juni 1862 in München starb. Im Alter von 20 Jahren ward er Chorsänger, als Zweiundzwanzigjähriger „wirklicher" Opersänger; dann stieg er zum „Hofsänger", „Hoftheatersänger" und Regisseur, endlich zum Gesanglehrer am Konservatorium in München auf; und gerade die letzte Auszeichnung rechtfertigt die vielfachen zeitgenössischen Berichte von seiner vornehmen und edlen Singekunst. Auch von der oftmals gerühmten männlichen Schönheit Lenzens konnte ich mich an dem in der Wandelhalle des Theaters hängenden Bilde (als Jäger im „Nachtlager von Granada") wirklich überzeugen.

So viel von dem einfachen äußeren Leben unseres Tondichters, hauptsächlich zwecks Berichtigung der fehlerhaften Angaben in den Handbüchern. Weit weniger sind wir über seine Entwicklung als Komponist unterrichtet, da die Gewohnheit, beim Erscheinen von Musikwerken die Jahreszahl fortzulassen (worüber schon Beethoven ebenso ungehalten war wie über die französischen und italienischen Titel), nur in den allerseltensten Fällen die Entstehungszeit der Werke ermitteln läßt. Der 1832 erschienene Wilhelm Meister-Zyklus trägt bereits die Opuszahl 12, woraus zu schließen

1 „Kriegslieder eines Vergeßnen." Allgemeine Musik-Zeitung 1917, Nr. 2.

Digitized by Google

ist, daß Lenz bereits als ziemlich junger Mensch zu komponieren begann. Seine *sämtlichen* Schöpfungen gehören dem Reiche des ein- und mehrstimmigen *Liedes* an, da man auch seine „Transkriptionen" für Klavier von dreien seiner beliebtesten Lieder hierher rechnen muß.



Titelblatt (Steinzeichnung) von *Eugen Neureuther* zum Op. 12 von *Leopold Lenz* (1832). Verkleinert.

Wie ich schon hervorhob, ist eine Sammlung aller Lenzschen Werke mit den größten Schwierigkeiten verknüpft. Nur zwei haben eine Neu-Auflage erlebt, die übrigen sind lediglich als Originalausgaben zugänglich. Wie sehr bei der Erhaltung letzterer der Zufall mitspielt, ist bekannt genug.

Digitized by Google

Und so kann sich auch *niemand* eines *vollständigen* Lenz-Besitzes rühmen. Ganz auffällig versagt bedauerlicherweise gerade die sonst so wunderbare Münchener Hof- und Staatsbibliothek; was um so auffälliger ist, als Lenz eigentlich sein ganzes Leben in München, und sogar in königlichen Diensten, verbrachte. Am *vollständigsten* sind die Sammlungen der *Berliner Königlichen Bibliothek* und des *Verfassers dieser Arbeit,* die sich im Augenblick, wo dieses geschrieben wird, unter Zuhilfenahme der Lipperheide-Sammlung des Berliner Kunstgewerbe-Museums, so weit ergänzen, daß nur *vier Werke* vollständig fehlen (leider auch darunter mehrere Goethe-Lieder). Die Aussicht einer Beschaffung derselben — Op. 3 (Augsburg, bei Gombart); Op. 11 (München, bei Falter); „7 Gedichte von Goethe" (Augsburg, bei Gombart); „6 Gedichte von Goethe" (München, bei Falter) — ist fast so gering wie die einer Zerschmetterung Deutschlands durch seine Feinde.

Was uns bei den von mir ermittelten über 300 Gesängen ganz besonders sympathisch berührt, ist die *Wahl der Dichter.* Die edelsten deutschen Namen prangen da in stattlicher Zahl: Schiller 5-, Uhland 43-, Rückert 16-, Heine 9-, Hoffmann von Fallersleben 34-, Wilhelm Müller 7mal; mehrfach sind Gellert, Matthisson, Hölty, Jean Paul(!), Tieck, Arndt, Eichendorff, Platen, Kopisch, Freiligrath vertreten. Ganz überraschend aber ist die Menge der *Goethe-Dichtungen,* die auf eine so intensive Beschäftigung mit dem Größten schließen läßt, wie wir sie nur bei den besten und liebsten unserer Romantiker (unter denen ich auch Lenz ein bescheidenes Plätzchen einräumen möchte) finden.

III.

Ich gebe nunmehr ein Verzeichnis der Lenzschen Goethe-Gesänge in der Reihenfolge und Bezeichnung, wie sie sich in der Ausgabe letzter Hand finden. Die beiden Mariannen gehörenden Suleika-Lieder, die mit dem Divan so verwachsen sind wie die lateinischen Worte des Requiems mit der Szene im Dom, rechne ich selbstverständlich dazu:

I. Lieder. 1. Heidenröslein. 2. Rettung. 3. An die Erwählte. 4. Erster Verlust. 5. Nähe des Geliebten (3 Fassungen). 6. Beherzigung. 7. Meeres Stille. 8. Glückliche Fahrt. 9. Frühzeitiger Frühling. 10. Wandrers Nachtlied. 11. Ein gleiches. 12. Jägers Abendlied.

II. Gesellige Lieder. 13. Frühlingsorakel. 14. Generalbeichte. 15. Ergo bibamus! 16. Schweizerlied.

III. Balladen. 17. Mignon (2 Fassungen). 18. Der König in Thule (2 Fassungen). 19. Der Rattenfänger. 20. Der Todtentanz.

IV. Aus Wilhelm Meister. 21. Mignon. 22. Dieselbe. 23. Dieselbe. 24. Harfenspieler. 25. Derselbe (2 Fassungen). 26. Derselbe. 27. Philine.

V. Buch der Liebe. 28. Geheimes.

VI. Buch Suleika. 29. Suleika. 30. Suleika. 31. Vollmondnacht.

VII. Egmont. 32. Die Trommel gerühret. 33. Freudvoll und leidvoll.

VIII. Faust. 34. Burgen mit hohen. 35. Der Schäfer putzte sich zum Tanz (2 Fassungen). 36. Es war eine Ratt' im Kellernest. 37. Es war einmal ein König (2 Fassungen). 38. Meine Ruh' ist hin. 39. Ach neige. 40. Was machst du hier.

IV.

Wenn durch nichts anderes, verdient Lenzens Goethe-Schaffen also schon um der Zahl der betonten Gedichte willen liebevolle Berücksichtigung. Kommt nun noch, wie wir nach der kurzen Sonderbesprechung der einzelnen Stücke ersehen werden, hinzu, daß ein nicht geringer Teil auch höhere musikalische Ansprüche befriedigt, so glaube ich eine gewisse Berechtigung für diesen kleinen Beitrag zur Goethe-Bibliographie in Anspruch nehmen zu dürfen, ohne einer besonders fanatischen Verehrung für meinen „Helden" beschuldigt werden zu können.

1. Durch Schuberts unsterbliche Komposition entbehrlich, zumal es in der ganzen Anlage (G-dur, $^2/_4$) seinem großen Gegenstück ungemein ähnelt.
2. In dem verschollenen Op. 11 enthalten. Es ist zu bedauern, daß die Betonung des reizenden Gedichtes verlorengegangen ist.

Digitized by Google

3. Heiter und kräftig, aber ohne Besonderheiten.

4. Lenzens erstes Goethe-Lied. Sein bei André in Offenbach verlegtes Op. 1 (zwölf Lieder von Uhland) muß infolge seiner Sangbarkeit schnell beliebt geworden sein, so daß der Offenbach benachbarte Mainzer Musikverleger Zimmermann unsern Tondichter um eine weitere Gabe ansprechen konnte, ohne einen Mißerfolg befürchten zu müssen. Auf Lenz selbst wird der Erfolg seines Erstlingswerkes gleichfalls belebend und stärkend gewirkt haben; seine Schwingen regen sich deutlich freier und kühner, indem er sich zum erstenmal dem Dichter zuwendet, der ihn für die ganze Zeit seines Wirkens unaufhörlich begleiten sollte. Reiche Melodik zeichnet das bescheidene Liedchen aus.

5. In den beiden ersten Fassungen des Liedes zeigt sich noch deutlich ein unsicheres Tasten, eine den wunderbaren Worten angemessene Weise zu finden. Daß ihn beide nicht befriedigten, geht daraus hervor, daß Lenz in seiner reifsten Schaffensperiode (Op. 37) dem Gedichte noch einmal nahte und es für Männerchor setzte. Wenn wir es auch verurteilen müssen, das durchaus subjektive, von Goethe offenbar für eine *Frauen*-Stimme gedachte Lied von einem Männerchor singen zu hören, so setzt uns die schöne Melodik und Harmonik des Gesanges, sowie die überaus treffliche Stimmenführung über diese geistige Entgleisung etwas hinweg. Übrigens stimmt Ton- und Taktart (Ges-dur, 12/8) fast vollständig mit Schuberts Komposition überein.

6. Infolge seines vorwiegend didaktischen Inhalts („Eines schickt sich nicht für alle") für die Musik wenig geeignet.

7/8. Muß uns besonders interessieren, schon ob des naheliegenden Vergleichs mit Beethoven und Schubert. Ob Lenz die Werke der beiden Meister gekannt hat, will ich nicht entscheiden; doch spricht die Wahrscheinlichkeit nicht dafür. Jedenfalls verfügte er über so viel eigenes Können und Empfinden, daß seine Tondichtung als nicht unwürdig neben den beiden anderen hohen Werken bestehen kann. Und das will schon etwas sagen. Mit Schubert teilt Lenzens Werk die Tonart (C-dur) und allgemeine Anlage, unterscheidet sich aber von ihm, insofern als jener die brütende Stille und Schwüle durch langgezogene Arpeggien, dieser durch dumpfe Tremolos malt, die nur durch vier Takte bei den Worten:

Keine Luft von keiner Seite,
Todesstille fürchterlich!

unterbrochen werden, wobei es zu interessanten, sogenannten enharmonischen Verwechselungen und bedeutsamen Schritten der Bässe kommt. Gegen den Schluß hin werden die Tremolos um das Doppelte lebhafter und gipfeln endlich (wie bei Beethoven) bei: „In der ungeheuren *Weite*" in einem mächtigen, schnellverschwindenden Forte, der einzigen *Äußerung* der atembeklemmenden Angst, die den bekümmerten Schiffer fesselt. Die darauf folgende „Barcarole" der „Glücklichen Fahrt" ist unbedeutend; auch bei Beethoven tritt der zweite Teil gegenüber der Großartigkeit des ersten zurück.

9. Ohne Bedeutung.

10. Nach eintaktigem Moll-Vorspiel Einsatz des reinen Dur-Liedes, in ruhiger, fast erhabener Weise. Der $^3/_4$-Takt ist eigenartig und veranlaßt den Tonsetzer am Anfang zu der (übrigens gänzlich überflüssigen) Veränderung der Dichterworte in: „Der du vom Himmel bist."

11. Stimmungsvoller Gesang für Männerchor, der in verschiedene Sammlungen dieser Art übergegangen ist.

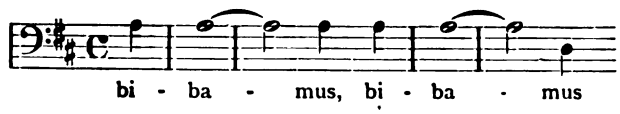
12. Sinngemäß in Ton und Weise eines einfachen Volksliedes, wie es der Dichter meint, gehalten.

13. Der liebliche Zwiegesang von Frauenstimmen bietet eine das Gedicht völlig erschöpfende Fülle heiterster Laune dar und verdient einen Neudruck. Er ist in leicht kanonischem Stil gesetzt und wirkt durch den bald in der Singstimme, bald in der Begleitung auftretenden „Cou-Cou"-Ruf wie fröhliches Vogelgezwitscher im Wald.

14. Dieses frühe Jugendwerk zeichnet sich durch sein joviales Pathos, die überraschende Folge mannigfachster Übergänge und ihre ebenso plötzliche Lösung aus.

Digitized by Google

15. Für 4 Männerstimmen. Das lang ausgehaltene:



des ersten Basses, während die andern Stimmen im Text fortfahren, ist von echtem Humor eingegeben.

16. Für zwei Singstimmen mit Klavier- oder Gitarren-Begleitung. Nach einem kurzen Instrumental-Vorspiel beginnt der Sopran mit den beiden ersten Verszeilen des Gedichts und begleitet die Fortsetzung der Strophe durch den Tenor mit einem Jodler. Lenz macht aus den 4 Strophen Goethes 2 und läßt vor der Wiederholung der letzten Verszeile, nachdem sich die Stimmen in den drei vorhergehenden zum Zwiegesang vereinigt hatten, sehr hübsch den Jodler abgekürzt von beiden bringen. Die Titel-Vignette des Druckes dürfte Sammler von Goethe-Illustrationen baß erfreuen.

17. Wird im Zusammenhang mit der Wilhelm Meister-Reihe (21—27) seine Erwähnung finden, da es als selbständiges Vortragsstück außerhalb des Romans nicht zu betrachten ist.

18. Von ihm gilt das gleiche wie von 17., und so wird der „König in Thule" erst in der Faust-Reihe (34—40) auftauchen.

19. Sehr charakteristisch in der Anlage, indem der Gesang vollkommen sinnentsprechend auf den Marktschreierton gestimmt ist. Durch eine der Pikkolo-Flöte nachgeahmte Begleitung und ein mehrtaktiges Unisono wird das dämonische Bild des vielgereisten Sängers trefflich gezeichnet.

20. Die rein strophische Behandlung der ungeheuren Ballade — selbst wenn das H-moll-Motiv als für die erste Strophe ganz passend bezeichnet werden kann — ist ein Unding und stellt diese Arbeit Lenzens ähnlichen Gebilden Zumsteegs und Reichardts gleich. Gerade im „Totentanz" kann man Loewes gewaltige Kraft der „Umbiegung der strophischen Melodie" (Spitta) bewundern; Lenz war für ein so schwieriges Werk ebensowenig reif, wie Schubert für den „Gott und die Bajadere", als er es rein strophisch komponierte. Daß es sich bei Lenz um das Op. 5 handelt, kann dieser Verwegenheit weder zum Vorwand noch zur Entschuldigung dienen.

21—27. (Dazu 17.) Wenn wir von den kindlichen und nichtssagenden Tonstücken J. F. Reichardts absehen, die als Musikbeilagen der ersten Meister-Ausgabe beigeheftet wurden, so kommen als Gesamtbetonungen der im Roman enthaltenen Gesänge außer Lenz nur Schumann und Rubinstein in Frage, wobei zu erwähnen ist, daß die beiden letzteren auch noch das „Requiem für Mignon" in Musik setzten. Man weiß ferner, daß von den Solostücken bei Schumann eigentlich nur die „Ballade des Harfners" („Der Sänger") als musikalisch wertvoll in Betracht kommt, daß aber auch sie dem *schlichten* Charakter der Erzählung ebensowenig entspricht, wie etwa Brahms' Magelone-Romanzen der bescheidenen Sprache des Tieckschen Märchens sich anpassen. Überhaupt finden wir bei allen Kompositionen der berühmten Lieder, sei es nun Beethovens, Schuberts oder Liszts, daß eben auf diese Schlichtheit meist keine Rücksicht genommen wird. Dadurch büßen namentlich Mignons Gesänge fast gänzlich den Charakter ein, den Goethe dem wundersamen Mädchen verlieh. Dieser Forderung aber entsprechen Lenzens Tondichtungen, in deren Reihe, außer dem „Requiem", nur „Was hör' ich draußen vor dem Tor" fehlt. Er hat beide aus gutem Grunde fortgelassen. Wiewohl Goethe sie sich gesungen denkt, fallen beim ersten die uns im Verlauf der Erzählung vertraut gewordenen *Einzelgestalten* fort und machen einem eigens zu diesem Zweck eingeführten Chor von Mädchen und Knaben Platz. Und das andere Gedicht ist als „Sänger" so vollständig zur vom Roman *unabhängigen* Ballade geworden und bezieht sich so gar nicht auf *innere* Erlebnisse des Harfners, daß sein Vorhandensein schon die *Benennung* des „Zyklus", wie sie Lenz gibt — „Mignon, der Harfner und Philine" — gestört haben würde. Nur die acht von Lenz gewählten Lieder lassen sich zu einem wirklich *einheitlichen* Ganzen fügen.

„Kennst du das Land", erweitert und vertieft in der zweiten seiner beiden Fassungen, will und darf mit Beethovens[1] oder Liszts Werk nicht verglichen werden. Wenn aber (wie es doch

1 „Die Beethovensche Komposition ausgenommen, kenne ich keine einzige dieses Liedes, die nur im mindesten der Wirkung, die es ohne Musik macht, gleichkäme. Laßt es euch von Beethoven sagen, wo er seine Musik herbekommen." (Robert Schumann.)

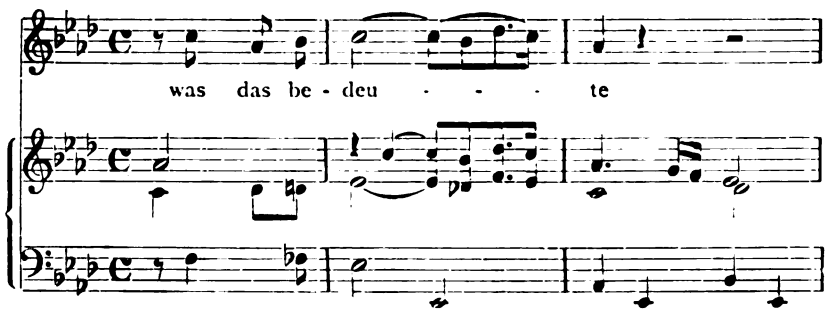
Digitized by Google

wohl in Goethes Sinn lag) nur eine gesangliche *Unterbrechung* des Vorlesers dadurch bewirkt werden soll, so wüßte ich in der Tat keine Komposition zu nennen, die dieser Forderung mehr entspräche, als die Lenzens. Sie hält sich von der Einfalt Reichardts ebenso fern, wie von der schwülen Sinnlichkeit Liszts; eine durchaus einfache, aber ungemein zarte und süße Melodie; eine nicht monotone, aber schlichte Harmonisierung; eine dem Gitarrenklang nachgeahmte Begleitung — das sind die dieses und die übrigen Lieder zusammensetzenden Faktoren. „Nur wer die Sehnsucht kennt" ist genau nach der Vorschrift des Dichters ein „unregelmäßiges Duett", das „mit dem herzlichsten Ausdruck" gesungen wird. Den schwermütigen Harfnerliedern steht Philinens überaus leichtfertiges Rondo gegenüber, in dem bei der Stelle:

Aber wenn in nächt'ger Stunde
Süßer Lampe Dämmrung fließt

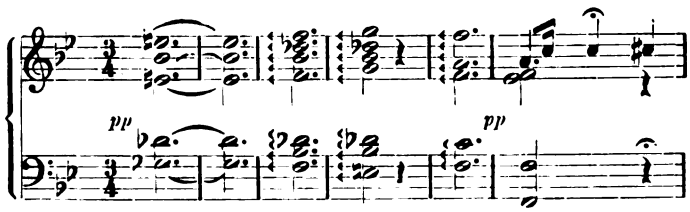
eine überraschend schöne Wendung aus C nach dem fremden, weit abliegenden Des-Dur erfolgt, und die „zwölf bedächt'gen Schläge" der Glocke genau abgezählt im Baß zu hören sind.

28. Auch hier muß Lenz mit Schubert in Wettbewerb treten. Er hat sich ganz leidlich aus seiner schwierigen Lage gezogen, ohne natürlich seinen großen Gegner zu erreichen. Der Gesang ist bei ihm weiter ausgeführt und entbehrt dadurch der bezwingenden, entzückenden Abrundung, die uns Schuberts Werk so wert macht. Auffallen muß es, daß Lenz — sicherlich unbewußt! — die gleiche Tonart (As-dur) und für:



eine der Schuberts ganz ähnliche, neckische Weise wählte.

29, 30. Sehr reizend und eigenartig ist der Anfang des „Ach um deine feuchten Schwingen"; wie ein laues, regenbringendes Lüftchen weht es aus den Arpeggien der ersten 6 Takte der Begleitung:



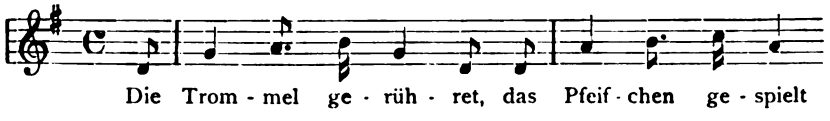
gleichsam aus weiter Ferne daher, während die Singstimme schüchtern und leise die beiden ersten Verszeilen darüber hinflüstert; dann erst setzt das phantastisch beflügelte Hauptmotiv ein und beherrscht — geschmackvollerweise nicht wieder auf die malenden Einleitungstakte zurückgreifend — bis zum Schluß das hübsche Lied. Das andere Willemer-Gedicht ist leider zur vollkommenen Konzert-Arie ausgestaltet und vermag darum nicht zu erwärmen.

31. Ein sehr anmutiges kleines Nocturno. Zu dem nächtlich-leisen Flüstern tritt der dreimalige Kehrreim: „Ich will küssen, küssen will ich!" in starken und wirkungsreichen Gegensatz.

32, 33. Ob Beethoven mit seiner Egmont-Musik den Wünschen und Absichten Goethes entsprochen hat, dürfte mehr als zweifelhaft sein. Wenigstens beantwortete der Dichter den feurigen Dithyrambus Mariannens-Suleikas über das Werk nur dahin, daß man den Egmont mit dieser Musik sehr gut „außerhalb des Theaters" zum Vortrag bringen könne. Goethe verlangte die Mitwirkung der Musik bei der *szenischen* Darstellung des Egmont nur für die beiden Lieder und den

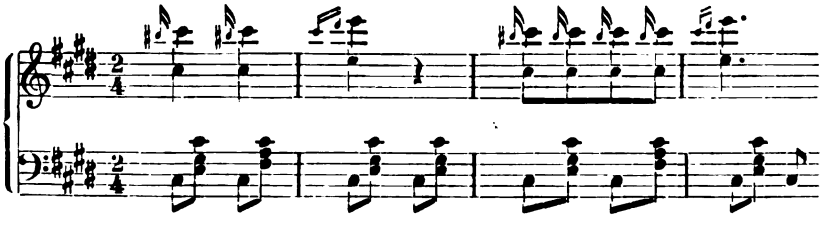
Digitized by Google

Tod Clärchens, sowie für die Kerkerszene. Was weiteres sich in Beethovens Seele so herrlich gestaltete, ist eigene symphonische Zutat des Tondichters. Wenn wir diese Musik bei der Aufführung des Dramas um keinen Preis missen möchten, da man sie sonst nie im Zusammenhang zu hören bekommt, so dürfen wir doch andrerseits keineswegs verkennen, daß sie, streng genommen, nicht dazu gehört, indem sie aus der Tragödie ein Mittelding zwischen Oper und Drama schafft. Vollends sind Beethovens Clärchen-Lieder für ein naives, ungebildetes Bürgerkind ebensowenig geeignet, wie seine Mignon-Gesänge für die des Wilhelm Meister. Was also Lenz bestimmte, sich trotz Beethoven und Schubert nochmals an diese beiden Lieder heranzuwagen, konnte nur die Empfindung sein, daß die vorhandenen Meisterschöpfungen wohl für den Konzertsaal, nun und nimmermehr aber auf das Theater passen. (Die gleiche Empfindung leitete ihn, wie wir bald hören werden, auch bei den Faust-Gesängen.) Damit nur gar kein Zweifel über seine Absicht, mit der er wohl auch kleineren, eines Beethoven-Orchesters entbehrenden Bühnen helfen wollte, obwalten könne, fügt er ausdrücklich hinzu: „Die beiden Lieder aus Egmont können *ohne Begleitung auf der Szene* gesungen werden." Da man nun dies aus des Tonsetzers eigenem Munde weiß, wird man vielleicht einmal auch Lenzens Lieder zu Ehren bringen; und manche „jugendliche (auch ältere!) Dramatische" wird ihm im stillen dafür dankbar sein, daß er die, ihr oft sehr schwere und beängstigende, Aufgabe des Singens so leicht machte. Die Singstimme des „Freudvoll und leidvoll' umfaßt nur 10 (bei Beethoven 34), die des „Die Trommel gerühret" 22 (bei Beethoven mit der Wiederholung 73) Takte; trotz der größten Einfachheit, die ja hier durchaus am Platz ist, sind beide Lieder durchaus charakteristisch; und ich bin fest überzeugt, daß besonders die kriegerische Weise:



sich im Volk mehr einbürgern wird, als Beethovens großes Kunstwerk.

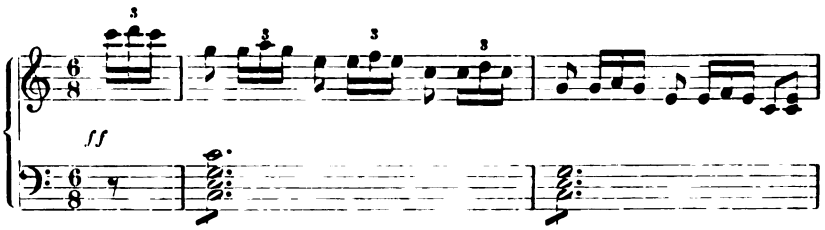
34—40 (dazu 18). Alle Faust-Gesänge erfüllen ihren eigentlichen Zweck, zu dem der Dichter sie bestimmte, nur dann, wenn sie als gelegentliche musikalische Unterbrechungen des gesprochenen Wortes, durchaus im Zusammenhang mit der theatralischen Darstellung, hervortreten. Daß bei der Aufführung eines Dramas nicht dieselben orchestralen Mittel zur Verfügung stehen und stehen dürfen, wie bei der Oper, ist selbstverständlich; und so sollten von Rechts wegen alle die von Goethe für Gesang bestimmten Stücke eigentlich nur von solchen Instrumenten begleitet werden, die entweder gerade auf der Szene vorhanden, oder ohne Beeinflussung einer natürlichen Darstellung herbeizuschaffen sind. So muß Gretchens Lied vom König in Thule unbedingt ohne jede Begleitung gesungen werden; nicht einmal eine Mandoline oder Laute (wie ich's verschiedentlich sah!) ist zulässig, da die an Arbeit gewöhnten, rauhen Hände des Mädchens schwerlich zur Übung des Instrumentes gelangen konnten. Erlaubt sind die genannten Instrumente dagegen bei den Gesängen in Auerbachs Keller; beim Ständchen des Mephistopheles ist die Laute sogar ausdrücklich vorgeschrieben. Das Bauernlied unter der Linde wird von ein paar ländlichen Fiedlern, der Gesang der Soldaten von Trompetenklang unterstützt. Ebenso muß die Singstimme durchaus einfach gestaltet sein; die Sprecher der Rollen dürfen gar keine Gesangs*künstler* sein, wenn sie im Drama natürlich wirken wollen. All diesen Forderungen tragen Lenzens Faust-Gesänge (34—37 und 40) voll und ganz Rechnung und erscheinen deshalb als äußerst dankenswerte Bereicherung der noch immer nicht zur Zufriedenheit gelösten Frage der Faust-Musik.[1] Ratten- und Flohlied sind so studenten- bzw. teufelsmäßig, wie nur möglich; und die kleine, *vielleicht* Beethoven nachempfundene Schilderung des Knickens und Erstickens:



1 Vergl. meine Arbeit „Karl Loewes Faust-Kompositionen. Nebst Vorschlägen zur Musik für eine Aufführung des Faust in Bayreuth". (Neue Musik-Zeitung 1913, Heft 22.)

Digitized by Google

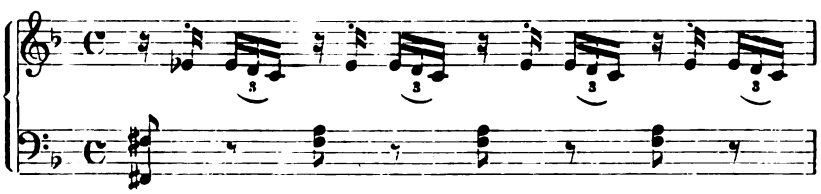
dürfte gerade auf dem Zupfinstrument einen weit drastischeren und diabolischeren Eindruck machen, als auf dem Klavier. Auch im Bauernlied ist das stümperhafte Gefiedel eines dörflichen Orchesters durch:



völlig zweckentsprechend wiedergegeben und durch primitive Instrumentation der Bühne leicht dienstbar zu machen; das feurige zweistimmige Soldatenlied endlich, in das die Trompete gar lustig hineinschmettert, verdiente in unserer kriegerischen Zeit volkstümlich zu werden.

Die Gretchen-Lieder weisen zunächst den „König in Thule" in doppelter Fassung auf. Aber keine von beiden, weder die einfachere, noch die weiter ausgedehnte, kommt aus den angeführten Gründen für die Bühne in Betracht. Die Doppelung aber ist ein Beweis für das rastlose Streben des ringenden Künstlers, Goethe immer mehr gerecht zu werden. Der Unterschied beider Gesänge, deren erster in G-Dur, deren zweiter in dem verwandten E-Moll steht, ist, kurz gesagt, der zwischen Volkslied und Ballade. Jeder hat seine Berechtigung; die balladische Fassung weist vornehmlich in der Schilderung des Meeresbrausens auf Liszts interessantes Tonwerk[1] hin, indem bei der Strophe: „Er saß beim Königsmahle" ein „Wellen-Motiv", zunächst als ein sog. Basso ostinato:

anhebt und, unter mannigfachen „Umbiegungen", bis zum Schluß anhält. „Meine Ruh ist hin" und „Ach neige" haben Schubert, Loewe und Schumann gegenüber natürlich einen schweren Stand, behaupten sich aber mit allen Ehren. In letzterem ist der Mittelsatz mit seinem leidenschaftlich bewegten Begleitungs-Motiv:



das in einem Raum von 21 Takten die hohen und tiefen Lagen des Instruments in den mannigfachsten Tonarten berührt, sowie eine bald darauf folgende Cello-Melodie von kräftiger dramatischer Gewalt.

V.

Die hier besprochenen Gesänge sind in folgenden Drucken enthalten (wobei der Buchstabe B „Königliche Bibliothek", H „Besitz des Verfassers" bedeutet) enthalten:

Op. 2. Sechs Lieder von Goethe. Mainz (Zimmermann). **B.** Enthält 4, 9, 14, 17 (erste Fassung), 19, 37 (erste Fassung).

Op. 4. Sechs Lieder von Goethe und Schiller. Mainz (Zimmermann). **B.** Enthält 5 (erste Fassung), 6, 25, 26.

Op. 5. VII Gesaenge für eine Baßstimme. München (Falter & Sohn). **H.** Enthält 3, 10, 12, 20, 25 (erste Fassung).

2 Vergl. meine Arbeit „Das Balladenbuch dreier Freunde". (Die Musik 1914, Heft 24.)

Digitized by Google

Op. 6. Drey Gedichte von Goethe, Uhland und Rückert. München (Falter & Sohn). **B.** Enthält 28.

Op. 7. Sieben Deutsche Gesänge. Augsburg (Gombart & Comp.) **B.** Enthält 1, 13.

Op. 10. Fünf Gesänge. München (Falter & Sohn). **B, H.** Enthält 35 (erste Fassung).

Op. 11. Sechs Gesänge. München (Falter & Sohn). **Verschollen.** Enthält 2.

Op. 12. Mignon, der Harfner und Philine. München (Falter & Sohn). **B, H.** Enthält 17 (zweite Fassung), 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27.

Op. 13. Gesaenge und Lieder aus der Tragödie Faust von Goethe. Mainz (Schott). **B, H.** Enthält 18 (erste und zweite Fassung), 34, 35, 36, 37 (zweite Fassung), 38, 39, 40.

Op. 16. Neun Gesänge. München (Falter & Sohn). **B, H.** Enthält 32, 33.

Op. 19. Suleika drey Gesänge aus dem westöstlichen Divan von Goethe. Augsburg (Gombart & Comp.). **B, H.** Enthält 29, 30, 31.

Op. 37. Vierstimmige Liederchöre. Leipzig (Breitkopf & Härtel). **B, H.** Enthält 5 (dritte Fassung).

O. Op. Nähe des Geliebten. Abschied von Athen. Gedichte von Göthe und Lord Byron. Augsburg (Gombart & Comp.). **B.** Enthält 5 (zweite Fassung.)

O. Op. Schweizerlied für zwei Singstimmen. Mainz (Schott). **B, H.** Enthält 16.

Landshuter Liedertafel. Landshut (Thomann). **B.** Enthält 11.

In Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit scheute Lenz sich nicht, wenn ihm der Sinn eines Goethe-Gedichtes (denn nur bei diesen finden wir mehrere Fassungen) tiefer aufgegangen war, sich mit ihm noch einmal musikalisch abzufinden. Er ähnelt darin Beethoven und Schubert, die Goethes „Nur wer die Sehnsucht kennt" vier- bzw. sechsmal in Töne gaben. Deshalb mögen die Verleger das „Satanische" ihres Charakters aufgeben und sich ausnahmsweise einmal in die Rolle der „Engel" hineinfinden, um mit deren Spruch:

Wer immer strebend sich bemüht
Den können wir erlösen

die Lieder des Leopold Lenz aus ihrer unwürdigen Vergessenheit hervorzuziehen.

Digitized by Google

Alte und neue Bühnenbildkunst.

Von

Oberregisseur Dr. Ernst Lert in Leipzig.

Mit vier Bildern.

Langsam und vorsichtig erst beginnt die noch ganz junge Bühnenwissenschaft aus allen möglichen und unmöglichen Quellen den Palimpsest des vergangenen Theaters künstlich hervorzulocken und zu rekonstruieren. Am eifrigsten sucht sie dabei nach den Bildern, auf welchen ein Künstler die Szenen der längst verschwundenen Bühne so geschildert hat, wie er sie sah.

Hier stock' ich schon. Wie der Künstler sie sah? — Der Sammler von Bühnengraphik hat seine Kunstfreude daran, die Art zu verfolgen, wie die bildenden Künstler das Theater ihrer Zeiten wiedergaben. Ihm ist es um das Werk des Zeichners und Stechers zu tun. Dem Historiker aber sind die Blätter des Sammlers nur Mittel zu dem tieferen Zwecke, aus ihnen die Bühne und die Bühnendarstellung der Vergangenheit zu erkennen. Wie weit nun darf sein kritisches Auge dem Maler glauben? Wollte dieser denn eine wissenschaftlich genaue Abbildung der Szene geben, oder war es ihm vielmehr darum zu tun, seine Impression in einem rein persönlichen Kunstwerk darzustellen? Wir fühlen die wundervollen Szenen des russischen Ballets noch heute ganz frisch in der Erinnerung; aber wenn wir unsere Erinnerung mit den Zeichnungen Kainers vergleichen, so empfinden wir bei aller Treue und Schärfe der Wiedergabe doch immer weit, weit mehr den Zeichner Ludwig Kainer als den Inszenator Fokin und den Tänzer Nijinski aus den Blättern sprechen. Wenn wir ferner die Entwürfe von Roller zu Mahlers „Don Giovanni"-Inszenierung betrachten, so sehen wir wieder Bilder von einem eigentümlichen Reiz, wir wissen uns sofort in der Athmosphäre der Bühne. Und doch wirkte damals, als der Inszenator Gustav Mahler die Ausführung dieser Entwürfe im lebendigen Raum gestaltete, ganz Anderes auf uns ein als diese Entwürfe selbst.

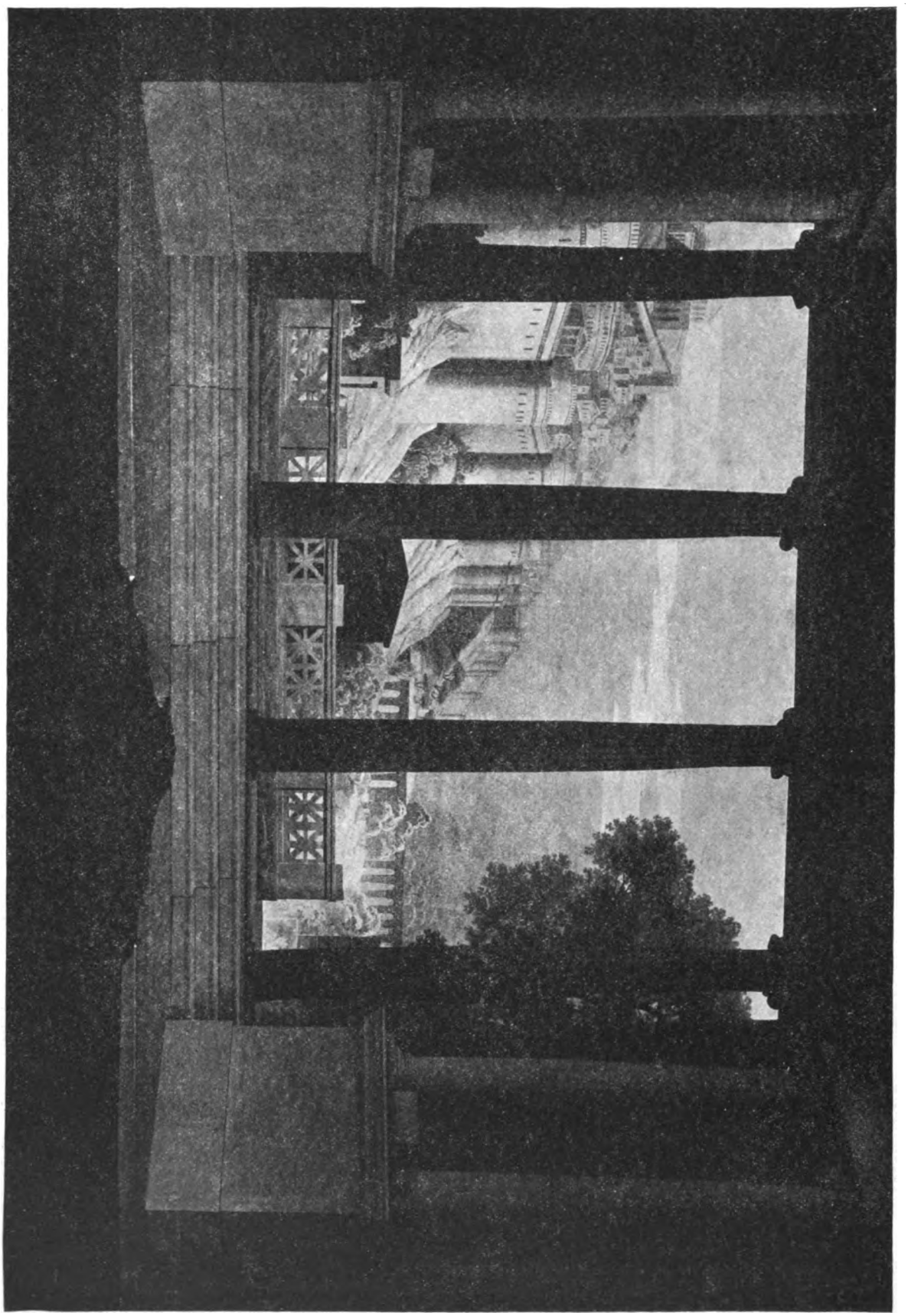
Der Sammler wird nachdenklich und genießt vor seiner Mappe still das quellende Spiel des Problems. Der Historiker aber beginnt zu analysieren.

Zwei typische Beispiele liegen vor uns. Ludwig Kainer hatte die Aufführungen des russischen Ballets gesehen und nach dem Bühneneindruck seine Bilderreihe gestaltet. Alfred Roller aber hat seine Bilder als Vorlagen für den Bühnenmeister geschaffen, welcher nach ihnen den Bühnenraum ausstatten sollte. Wir wollen diese zwei Fälle ins Grundsätzliche erheben und sagen: Wer wie Kainer das Bild einer Aufführung wiedergibt, schafft eine *Szenenabbildung;* wer, wie Roller, der Bühne eine bildkünstlerische Grundlage für ihre bühnenkünstlerische Ausführung gibt, schafft einen *szenischen Entwurf.* Eine dritte Art des Schaffens, nach dem Textbuch von der Bühne freie, wenn auch theatralische Bilder zu entwerfen, wie es Meid in seinem lodernden „Don Juan"-Zyklus tat, das Schaffen von Dramenillustrationen, kommt uns heute nicht zur Betrachtung.

Wie steht nun die Szenenabbildung zur Bühne? Wie wird sie in der Phantasie des Künstlers?

Der Maler sitzt vor dem Bühnenspiel. Seine Empfindungen gären und schwingen in jenem halb farbigen, halb musikalischen Grundgefühl, welches dem Künstler den Beginn des Schöpfungsaktes anzeigt. Er sieht Formen, Lichter, Bewegungen und unter ihnen glüht ihm die in der Handlung sich entfaltende Idee des Dramas, die Totalität der Form. An einer Stelle des Spieles (sie ist für die Handlung selbst vielleicht ohne Belang und fällt niemandem sonst auf), flammt es plötzlich in den Augen des Malers auf. In diesem Augenblicke sieht er das Bild der Szene als seine Schöpfung vor sich. Aus diesem Erlebnis heraus, mit seiner Stimmung und Einfühlung, mit seiner Auffassung und Technik sieht er das Bühnenbild auf die Fläche gesetzt. Daheim wirft er die

Digitized by Google



Bühnenbilder zu Mozarts „Titus", mit Benutzung Schinkelscher Dekorationen für das Leipziger Stadttheater entworfen von Oberregisseur *Dr. Ernst Lert.*

Bild 1: Säulenhalle mit Blick auf die Festungsmauern Roms und das Kapitol.

Digitized by Google

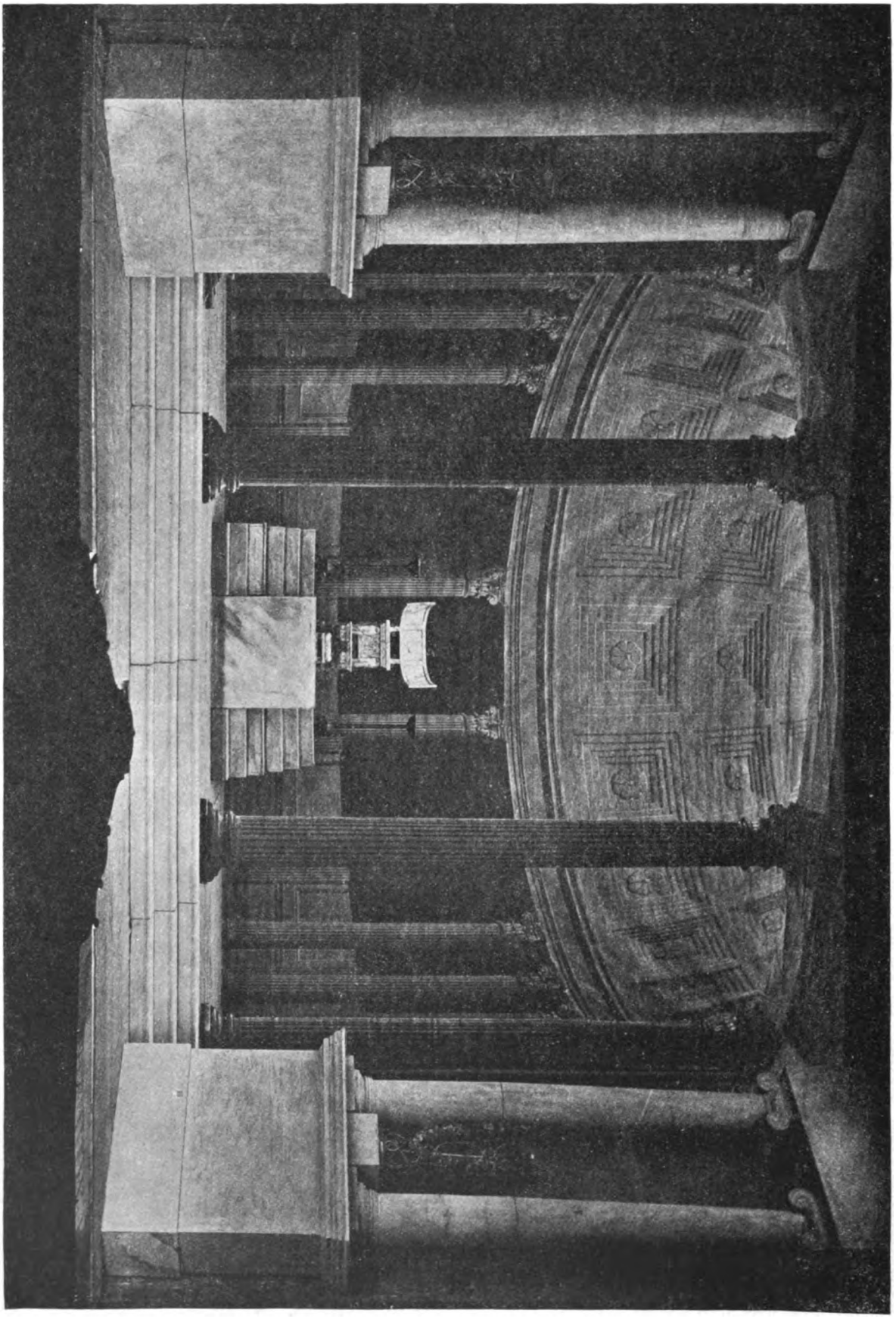
erste Skizze auf ein Blatt. Den Verlauf des ganzen Spieles im Unterbewußtsein, im Blickfeld des Bewußtseins die gewisse Szene, in seinem Blickpunkt ihre besondere Bewegung. Er formt sich den *fruchtbaren Moment* in der einen Phase des Ganzen. Er legt in diesen einen festgehaltenen Augenblick so viel als möglich von der Totalität seines Gesamteindruckes hinein, er drängt einen ganzen Komplex von szenischen Erinnerungsbildern an diese einzelne Stelle. Er holt in diesem Handlungsmoment Vergangenes nach, sobald dies ihm ein fruchtbares Motiv hergibt, er nimmt ebenso erst zu Geschehendes vorweg. Er stellt immer wesentlich mehr dar als den entsprechenden bühnlichen Augenblick. Er unterwirft die szenische Treue seiner malerischen Vision. Im Darstellen des dreidimensionalen Raumes und seiner Körper auf der Fläche formt sich ihm die sachliche Bühnenwirklichkeit nach dem Blickpunkt um. Es geschieht ein Auswählen, Hervorheben, Ausscheiden, Verwischen und Zusammenfassen der Züge des Modells.

Hier kommt so viel wie alles auf die Persönlichkeit und die Auffassung des Künstlers an. Die Bilder derselben Szene fallen gerundverschieden aus, wenn jetzt der Hauptwert auf der Wiedergabe des Dekorativen liegt und die Menschen im Raum nur Staffage sind, oder wenn die Darsteller hervortreten und das Milieu ihnen bloß als Hintergrund dient. Es ist sehr maßgebend, welche innere und äußere Distanz der Bildner zur Bühne hat, ob er den Rahmen der Bühne in sein Bild einbezieht und damit das Theater, das Gespielte, das Unwirkliche des Dargestellten betont, oder ob er den Bühnenrahmen wegläßt und so der Szene einen Anschein von außerbühnlicher Wirklichkeit gibt. Die Betonung der eigenen Persönlichkeit des Künstlers, die Kraft seiner Einfühlung, die gewählte Technik, alle diese Faktoren wirken bestimmend auf Stil und Inhalt des Bildes ein. Alle diese Probleme fassen sich für uns in die lösende Formel zusammen: die Bühne gibt den Verlauf der dramatischen Handlung in räumlicher und zeitlicher Totalität; der Maler aber gestaltet hieraus nur einen ihm persönlich fruchtbaren Moment. Die Szenenabbildung des Bildkünstlers ist also ein Kunstwerk für sich und für den Theaterhistoriker keine zuverlässige Quelle.

Nun stützt sich dieser auf die szenischen Entwürfe. Findet er hier festeren Halt? Er fragt wieder: wie schafft der Entwerfer des Bühnenbildes?

Dem Entwerfer gibt der Inszenator seinen Grundriß und Aufriß der Bühne, nennt ihm genau seine Wünsche für Form und Farbe der Dekoration und drückt ihm das Buch mit der Dichtung in die Hand. Der Maler liest Grundriß und Aufriß, die Wünsche des Inszenators, die szenischen Anweisungen des Buches. Manchmal liest er sogar die Dichtung selbst. Meist aber fällt ihm schon bei der Besprechung des Stils und Milieus mit dem Inszenator etwas ein, eine Stellung, eine Beleuchtung, eine Farbe oder eine Form, und um dieses fruchtbare Moment kristallisiert sich die ganze Szenerie herum. Also wieder wächst die Totalität aus der Einzelheit statt die Einzelheit aus der Totalität. Der Maler kann eben nicht von seiner Natur los und komponiert immer nach den Gesetzen des Tafelbildes. Diese Bühnenskizze, die Impression eines vorgefühlten szenischen Augenblicks, bildet nun den Entwurf für die Totalität des Bühnenraums. Wohl wird der gegebene Grundriß und Aufriß, der Stil und (manchmal auch) die Farbe als Schema beachtet, allein nur nebensächlich und ungenau behandelt. Wohl fühlt der Maler, daß sein zweidimensionaler Entwurf das Vorbild für den dreidimensionalen Szenenraum sein soll, daß er für einen gegebenen Bühnenraum und ein besonderes Ausführungsmaterial eine Arbeitsvorlage herstellt. Weil er aber fühlt, daß ihm als Maler das Konstruktive der Totalität nicht liegt, so sucht er das Geometrische, Symbolhafte des Bühnenentwurfes dadurch auszudrücken, daß er seinen fruchtbaren Moment bewußt als transitorisch darstellt, ihn in andeutender, schematischer Typisierung skizziert. Er gibt Farben und Formsymbole, ohne die Körperlichkeit ins Detail auszuführen. Alle Arbeiten der Bakst, Roller, Leffler, Biritin, Ernst Stern, Lefler, Sven Gade, Max Liebermann, Diez, Erler usw. sind solche schematische Skizzen eines fruchtbaren Moments. Ihre Schöpfer sind die echten Vertreter der modernen, neuen Bühnenbildkunst, deren Vater der symbolistische Gordon Craig ist. Sie sind Maler, malerisch sehend und schaffend. Auch ihre Werke sind mithin für den Historiker unzuverlässig.

Digitized by Google



Bühnenbilder zu Mozarts „Titus", mit Benutzung Schinkelscher Dekorationen für das Leipziger Stadttheater entworfen von Oberregisseur *Dr. Ernst Lert.*

Bild 2: Inneres des Pantheons.

Digitized by Google

Die Zeit des sogenannten alten Bühnenbildes, die Zeit des siebzehnten bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts aber kannte keinen Bühnenmaler, sondern nur den *Bühnenarchitekten.* Und architektonisch, nicht malerisch, ist in Wahrheit der Aufbau der Szenerie.

Die Kunst des Architekten ist angewandte Kunst, Gebrauchskunst. Sein Werk ist nicht, wie das des Malers, Selbstzweck, sondern Mittel zum höheren Zweck des Bühnenkunstwerkes. Der Bühnenarchitekt entwirft den Raum, wie ihn der Inszenator für seine dramatische Handlung braucht. Es ist seine ihm eigenste Kunst, in den Bedürfnissen und Materialien des Bauherrn zu denken und zu schaffen. Aus dem Mosaik der Standorte für die einzelnen Szenen schafft er das Totalbild des gegliederten Raumes, er abstrahiert vom fruchtbaren Augenblick des Malers, der Peripetie der einzelnen Szene, auf die Entwicklung, auf die Motive der ganzen Handlung und baut aus den Wünschen und Andeutungen des Inszenators, aus dem verfügbaren Bühnenraum und seinen gegebenen Mitteln sein eigenes, geschlossenes Werk. Und wenn Hagemann die Bühnenkunst als die Kunst der ästhetisch zwingenden Gruppenbewegtheit definiert, so schafft der Bühnenarchitekt für diese Gruppen das symbolische Standortschema in der Totalität des dramatischen Raumes. Er arbeitet nicht wie der Maler impressionistisch, sondern konstruktiv.

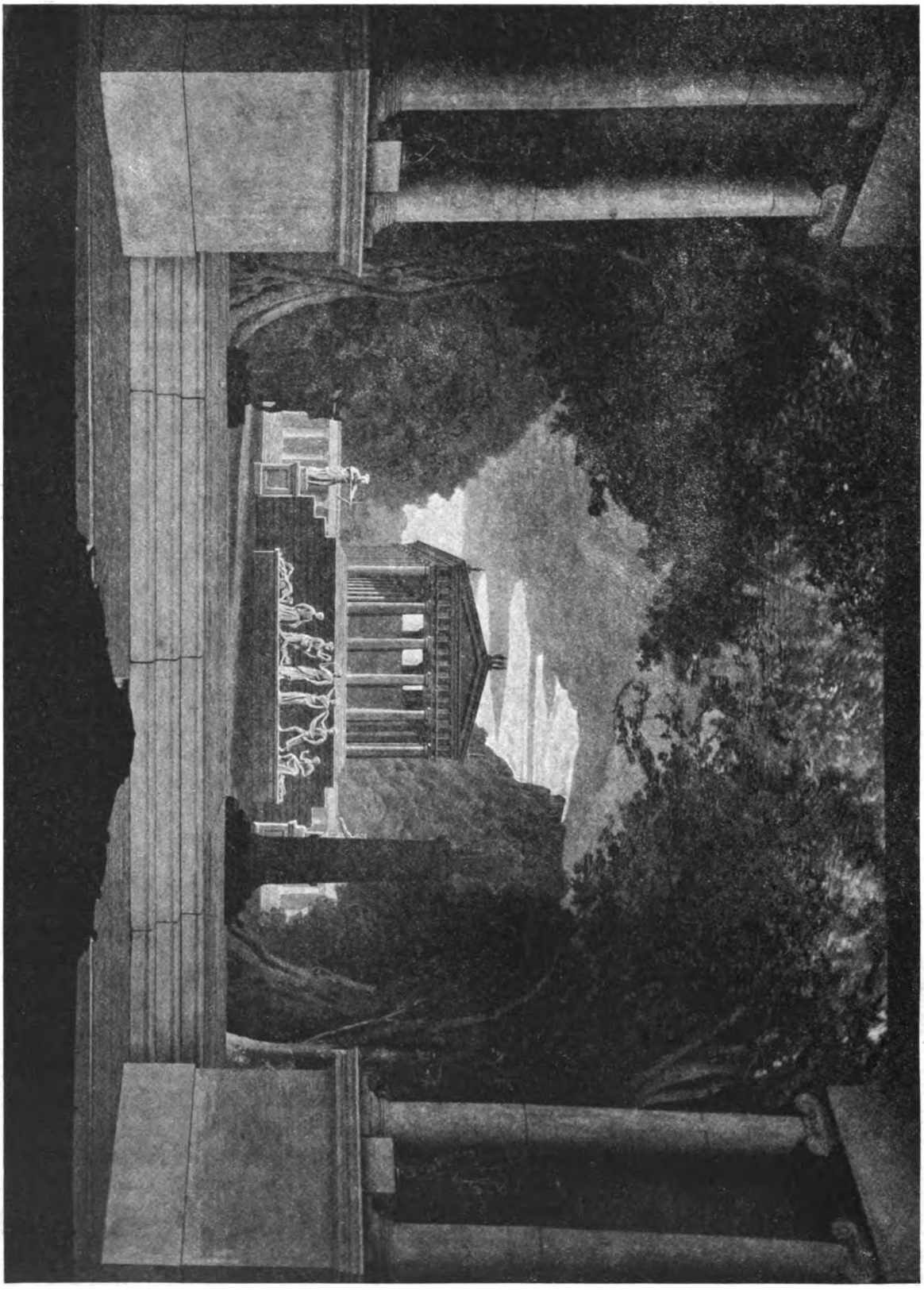
Die künstlerisch so feinfühlige Renaissance ließ ihre zuerst ganz symbolischen, rein architektonischen Bühnen ohne dramatischen Milieucharakter nur von Architekten bauen, an deren Anfang der Meister der Peterskirche, Bramante, steht. Das Barock wie das Rokoko kannte nur die Theaterarchitekten, welche ihre kühnsten, künstlerischen Träume, unrealisierbar in der harten Wirklichkeit, zum Raumspiel der Bühne mit ihrem phantastischen Material sich ausleben ließen. Sie konstruierten als echte Baumeister den Bühnenaufbau lange Zeit symmetrisch um die Mittelachse der Bühne herum, bis endlich *Ferdinando Galli-Bibiena*, der malerischste Architekt des pittoresken Barock die konstruktive Achse auf einmal zur Sehlinie umdeutete und damit den baulichen Entwurf zum Tafelbild umwertete. Er fand nun in dieser Konsequenz, daß man den Augenpunkt des Gemäldes nicht architektonisch in der Mittelachse sehen müßte, sondern arbeitete malerisch mit den Verschwindungspunkten, drehte die Bildebene, bis er seinem Blickpunkte den fruchtbaren Augenblick fand, kurz, er entwarf nicht mehr einen architektonischen Raum, sondern ein flächiges, perspektivisches Bild. Das Bild als solches täuschte dem Beschauer ungeheure Raumtiefen vor, durch Straßen, Gänge und Treppen gab es mannigfaltige Bewegungsrichtungen. Sowie aber der Darsteller auf die Bühne trat und in seiner dreidimensionalen Körperlichkeit vor der gemalten Perspektiventiefe des Prospektes stand, fühlte man deutlich den ästhetischen Widerstand in sich, diese gemalten Tiefen zu glauben. Doch das Gefühl von Architektonik und Räumlichkeit blieb immer noch, denn noch schuf der Raumkünstler das Darstellungsmilieu. Der Mensch hatte durch ihn ein festes, ästhetisches Verhältnis zu seiner Umgebung, er war ihm mit Wahrscheinlichkeit eingegliedert. Erst die Romantik mit ihren alle Grenzen auflösenden ästhetischen Lehren, mit ihren Dramen voll malerisch gefühlten Szenerien, mit ihrer phantastischen Bühnenkunst führte zum impressionistischen Bühnenbild hinüber; erst die Romantik entwand dem konstruierenden Raumkünstler die Bühne und lieferte sie dem visionären Flächenkünstler aus.

An der Grenzscheide der Stilperioden aber steht der Maler-Architekt *Karl Friedrich Schinkel.*

Eine kostbare, seltene Mappe bewahrt die wichtigsten seiner Szenenbilder in wunderbaren farbigen Stichen auf. Der Sammler breitet uns den Schatz mit stillem Stolz und immer neu genießender Freude aus. Der Historiker aber analysiert.

Im Gegensatz zu den barocken, phantastischen Architekturszenerien der Bibiena und ihrer Schule sind Schinkels Bühnenbilder in einem vornehmen, sogar etwas herben Klassizismus gehalten, wie ihn schon Fuentes und der für Goethes Weimarer Theater schaffende Beuther angebahnt hatten. Winckelmanns edle Einfalt und stille Größe haben sichtlich diesem Stil die ästhetische Norm gestellt. Die vielen auf der Bühne unmöglichen Bewegungsrichtungen des Barock sind auf wenige, und nur wahrscheinliche Auftritte beschränkt. Der Figur im Raume ist alle dramatische Betontheit gewahrt, alle Zugehörigkeit zum Raume gegeben. Trotz der perspektivischen Tiefe in den

Digitized by Google



Bühnenbilder zu Mozarts „Titus", mit Benutzung Schinkelscher Dekorationen für das Leipziger Stadttheater entworfen von Oberregisseur *Dr. Ernst Lert.*

Bild 3: Palatinische Gärten mit Niobidengruppe und Tempel.

Digitized by Google

Prospekten. Und diese künstlerische Wahrheit erreichte Schinkel durch eine feine Verbindung der architektonisch-konstruktiven Schaffensweise mit der impressionistisch-malerischen. Die Bühne, für welche Schinkel arbeitete, hatte, da sie schnell nach hinten zu anstieg, einen sehr wenig tiefen Raum für das Spiel zur Verfügung, so daß die Gruppen des Spieles sich ins Relief gliedern mußten. Ihr Platz war das tiefe, rein architektonische Proszenium, der Prospekt der Hintergrund für ihre Stellungen und Bewegungen. So brauchte der Bühnenarchitekt nur die Vorderbühne, den Mittelgrund zwischen dem neutralen Proszenium und dem Hintergrund des Prospektes, konstruktiv zu behandeln.

Schinkel setzte auf die Vorderbühne gern architektonisch kräftig profilierte, silhouettenhaft wirkende Formen und teilte mit ihnen den Spielplatz in szenische Standorte ein. Diese architektonischen Formen standen im natürlichen Größenverhältnis zu den darstellenden Menschen und gaben ihnen Halt, Umrahmung, Steigerung und vor allem Milieuwirkung. Man sah und fühlte die Figuren im Raume, zum Raum gehörig, trotzdem der Raum selbst hier nur mit Symbolen angedeutet war. Sehen wir nur daraufhin den Vordergrund der Terrasse zur Oper „Olympia" (Bild 4) an, wie fein die Graziengruppe die Bühnenmitte bestimmt, wie bedeutend die Treppen und das Peristyl rechts den Palast symbolisieren, wie zart Europa auf dem Stier als Parkfigur links den Park selbst ahnen läßt und in ihrer Wendung mit dem Stier nach dem Hintergrund den Zusammenhang mit dem Park, dem Palastkomplex in der Tiefe und der Stadt am Berge herstellt.

Der Hintergrund aber ist ein gemalter Prospekt, auch rein malerisch komponiert, und hier breitet die Phantasie des Künstlers einen so entzückenden Traum von Landschaftsgestaltung aus, wie er ihn niemals auf dem Landesboden verwirklichen konnte. Hier darf seine kombinatorische Phantasie unbeschränkt schwelgen, sie wählt ihren Blickpunkt und fruchtbaren Moment und stellt uns ein durchaus den malerischen Gesetzen entspringendes Gemälde vor die Augen. Und doch gehorcht dieses Gemälde auch allen räumlichen Normen der Bühnenwahrheit, denn es präsentiert sich als Durchblick, als Vedute. Aus der Architektur des Vorgrundes organisch entwachsen, umgibt diese die Landschaft als Rahmen und läßt durch die eigene Silhouettenhaftigkeit jene erst in ihrer ganzen Tiefe als Fernbild wirken. Und stellen die Vordergrundarchitekturen den symbolischen Ort der Handlung selbst dar, so bringt der malerische Prospekt das Milieu des Dramas in voller, malerischer Wahrheit hinzu.

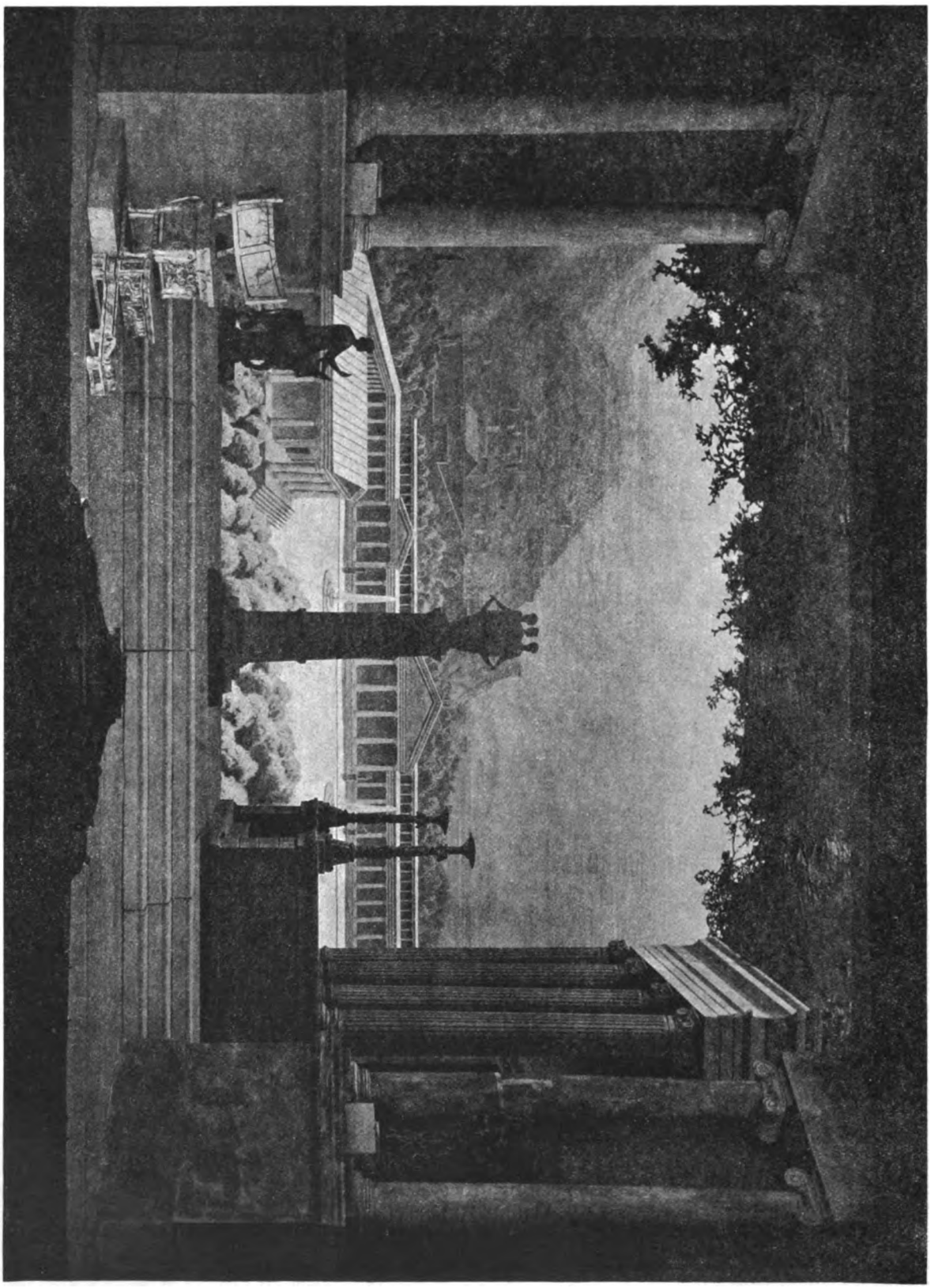
Die Bühne Schinkels ist also die vollkommenste Form der neueren Bühne. Wenn Goethe sagt: Nichts ist theatralisch, was nicht zugleich für die Augen symbolisch wäre, so erfüllt Schinkels Intuition dieses Gesetz auf das Schönste. Denn symbolisch ist die Architektur des Vorgrundes gestaltet, symbolisch wirkt durch sie die malerische Szenerie des Prospektes. Sie gewinnt nun ebenfalls in organischer Einheit mit den Menschen auf der Bühne ihren lebendigen Wert als mithandelnder Faktor, als die in die Unwelt projizierte Stimmung der dramatischen Personen. Die von Hildebrand geforderte Symbolwirkung des Fernbildes ist in diesen Veduten erreicht.

An einem lebendigen Fall konnte ich diese Wirkung ergründen. Zu meiner szenischen Bearbeitung von Mozarts „Titus" durfte ich Schinkelsche Bühnenentwürfe wählen. Es traf sich so glücklich, als hätte sie Schinkel zum „Titus" selbst entworfen. Ein tiefes, klassizistisches Proszenium konnte das Verhältnis der Berliner Opernbühne Schinkels fast im Original herstellen. Die Steigung der Bühne wurde durch eine Erhöhung des Mittelgrundes ersetzt.

Alle Verschwörungsszenen der Cäsarentochter Vitellia, welche sich von Titus verschmäht meint und an ihm sich rächen will, spielten in einer düsteren Säulenhalle, in welche drohend die schweren Mauern der Festung und des Kapitols hereinstarrten (Bild 1). Der Preis des Mordes, die ewige Stadt, lag lockend und doch unnahbar vor der Verschwörerin und ernst warnend hob sich ein dunkles Grabmal über die Brüstung der Halle.

Im Rundgewölbe des Pantheon stand hierauf hoch und hell der Thron des Kaisers, er war, als Titus im Cäsarenpurpur von ihm aus zu einer festlichen Versammlung sprach, das Ziel einer freudigen Huldigung; und gleich darauf, als die Halle sich geleert hatte, stand in dem weiten, kalten Raum fröstelnd der Kaiser, der keine Weibesliebe finden konnte (Bild 2).

Digitized by Google



Bühnenbilder zu Mozarts „Titus", mit Benutzung Schinkelscher Dekorationen für das Leipziger Stadttheater entworfen von Oberregisseur *Dr. Ernst Lert*.

Bild 4: Terrasse mit Peristyl.

Digitized by Google

Dann legte sich ein wolkenschwerer Nachthimmel auf die palatinischen Gärten (Bild 3), wo der Mörder Sextus sich zu seinem grausigen Entschluß trieb. Von der Höhe des Kapitols, hinter den Säulen des Tempels brachen hierauf die Flammen des Brandes aus, glühte der Himmel, und unter den starren Marmorgruppen standen starr die Palastbewohner, da sie den vermeintlichen Tod des Kaisers erfuhren.

Als zum Ende aber die Güte des Titus den Mördern verzieh, als sich Rom jubelnd vor dem gütigen Herrscher neigte, da erglänzte die Stadt auf dem Berge, da leuchtete die blühende Weite, da glühten die Dächer des Parkpalastes im Strahl der segnenden Sonne (Bild 4).

In inniger Verwandtschaft standen die Bilder Schinkels mit ihrem feinen Rhythmus und ihren einfachen, fast herben Farben zu Mozarts Musik voll edler Einfalt und stiller Größe. Hier, glaube ich, liegt der Weg zur Einheit von Handlung, Musik, Darstellung und Szene, der Weg zur Durchgeistigung und symbolischen Betonung der Bühne; und ich hielte das Ziel für erreicht, wenn ich Mozarts „Zauberflöte" nach den Entwürfen Schinkels auf die Szene setzen könnte. In der Vereinigung der architektonischen Konstruktion der alten mit der malerischen Anschauung der neuen Bühnenbildkunst, so wie sie Schinkel uns gab, sehe ich die Lösung des von unserer heutigen Bühnenform gestellten Szenerieproblems. Freilich müßte auch der Bühnenarchitekt die szenische Gestaltung des Inszenators ebenso intuitiv erfassen wie das darzustellende Werk. Und hierzu freilich wird ein Schinkel nicht leicht wieder geboren. —

Die sorgsamen bibliophilen Hände streichen still über die nun geschlossenen Mappen, der Sammler schweigt eine köstliche Pause von Phantasien voller Stimmung mit dem Historiker. Der Inszenator aber grübelt wehmütig über die Schaffensgrenzen seines Berufes nach.

Zobir — Penthesilea — Pentheus: die Wanderung einer Strophe.

Von

Professor Dr. Rudolf Schlösser in Jena.

Die Strophe, von welcher hier die Rede sein soll, ist sehr selten, ihre Wanderung kurz. Soviel ich weiß, ist sie niemals über die dritte Hand hinausgekommen. Aber derjenige, der sie zuerst gestaltet hat, wie auch die beiden, die ihm in ihrer Verwendung gefolgt sind, sind Dichter von starkem Können und hochentwickelter Formkunst, und die Umstände, unter welchen die Nachfolger das eigentümliche Gebilde als Erbe übernommen haben, so merkwürdig, daß es wohl lohnt, einige Worte darüber zu verlieren.

Am 22. November 1830 schrieb August von Platen in Neapel seine Ballade „Zobir" nieder. (Koch-Petzets Ausgabe der Werke, Leipzig, Hesse, Bd. II, Seite 37ff.):

Raublustig und schreckenverbreitend und arm
Geleitet Abdalla den Araberschwarm
Gen Afrika zu,
Vor Tripoli stehn die Beherzten im Nu.

Die Strophe ist nicht gerade verwickelt. Sie besteht in den beiden ersten und im letzten Verse aus je drei Daktylen, im dritten aus nur einem, denen allemal ein einsilbiger Auftakt vorangeht und eine gleichfalls einzelne festbetonte Silbe zum Abschluß dient. Aber die Durchführung des Schemas ist außerordentlich streng: in den siebzehn Strophen des Gedichts kommt es kein einzigesmal vor, daß der einsilbige Auftakt sich verdoppelte, und nur einmal, im Kurzvers von Strophe 12, ziehen sich die zwei leichten Silben des Daktylus zu nur einer zusammen. Zudem wird peinlich darüber gewacht, daß in die Doppelsenkung keine zu schweren Silben geraten.

Man könnte daraufhin versucht sein, in dem ganzen Gebilde lediglich einen Ausfluß von Platens sattsam bekannter ängstlicher Formstrenge zu erblicken; einmal irgendwie auf seine Daktylen

Digitized by Google

mit Auftakt und Schlußpunkt verfallen, hätte er sich, ganz wie ein Poet des 17. Jahrhunderts aus August Buchners Schule, auf strenge Regelmäßigkeit in ihrer Verwendung versteift. Daran ist, soweit es sich eben um die bloße Durchführung des einmal Angenommenen handelt, sicher etwas Richtiges, daß aber diese Erklärung nicht reicht, geht schon daraus hervor, daß der Dichter, der sonst, als lebte er in den Tagen der Renaissance, zu dem, was ihn innerlich bewegt, in oft genug recht seltsamer Weise eine bereits gegebene Form sucht, diesmal als sein eigener Gesetzgeber erscheint. Das legt die Annahme nahe, daß Platen denn doch wohl nicht bloß „irgendwie" auf seine Strophe verfallen, sondern bei ihrer Erfindung von bestimmten Absichten geleitet worden ist. Von welchen, darauf kann nur das Gedicht selbst Antwort erteilen.

Platen hat den Stoff seiner Ballade, die 647 nach Christus spielt, aus Gibbons „Decline and Fall of the Roman Empire" entnommen, nicht ohne bemerkenswerte innere Abweichungen, die uns hier aber nicht zu beschäftigen haben. In der Hauptsache stellt sich seine Fabel folgendermaßen dar: Abdalla, den die Geschichte als kühnen Reiterführer des Kalifen Othman kennt, fällt mit seinen Scharen in Afrika ein und gelangt bis vor Tripolis. Der bedrängten Stadt wird von Byzanz aus der kaiserliche Präfekt Gregor mit einem Heer zu Hilfe geschickt, wobei ihn seine kampfgewohnte jugendliche Tochter Maria geleitet. Um den Mut der Christen anzufeuern, verspricht der Vater dem Krieger, der ihm Abdallas Haupt bringen werde, als Siegespreis Marias Hand. Das oströmische Heer dringt daraufhin vor, Abdalla aber zieht sich untätig in sein Zelt zurück. Unwillig wendet da sein Unterführer Zobir sein Roß und sprengt aus der Schlacht zu dem Feldherrn, ihn aufzumuntern und mit seinem Rat zu unterstützen. Der Erfolg ist, daß nunmehr Abdalla seinerseits den Besitz der schönen Maria dem verspricht, der ihren Vater niederstreckt. Mit neuem Mut stürmen daraufhin die Araber an, aber derjenige, dem es vergönnt ist, den tödlichen Schlag auf Gregors Haupt zu führen, ist niemand anders als Zobir selbst, von dem der Gedanke der Preisaussetzung ausgegangen ist. Nach erfochtenem Siege wird ihm die im Kampf überwältigte Maria vorgeführt, indessen begegnet er den Glückwünschen seiner Waffengefährten mit verächtlicher Abweisung: nicht um Lohn, sondern zum Streit für Gott und sein Gesetz hat er sich in die Schlacht gestürzt, und er entläßt das weinende Mädchen mit den Worten: „Beweine den Vater und hasse Zobir." — Es handelt sich also in der breiten Mittelpartie des Gedichts um das stürmische Hin- und Herwogen einer erbitterten Schlacht, und zwar, wie wir unbedenklich hinzufügen dürfen, einer Reiterschlacht. Denn wenn Platen auch nicht ausdrücklich darauf hinweist, daß wir uns die arabischen Scharen als beritten vorzustellen haben, so findet doch die — obenein von der geschichtlichen Überlieferung gestützte — Neigung unserer Phantasie, in dieser Richtung zu arbeiten, eine Bekräftigung darin, daß zum mindesten Zobir unzweideutig hoch zu Roß erscheint; das gleiche gilt aber auf der Gegenseite sowohl von dem byzantinischen Statthalter wie von seiner heldischen Tochter, und auch hier werden wir nicht leicht darauf verfallen, uns nur die Führer als beritten zu denken. Daher das atemlose Prestissimo der Strophe, das durch das jähe Abreißen des verkürzten dritten Verses nur noch verstärkt wird.

Für beinahe vier Jahrzehnte verschwindet alsdann die Form von der Bildfläche, um danach plötzlich in des reichbegabten Schweizers Heinrich Leuthold epischer Dichtung „Penthesilea", 1868 auf 1869, wieder aufzutauchen, die uns neuerdings durch Gottfried Bohnenblusts treffliche dreibändige Gesamtausgabe von Leutholds Schriften (Frauenfeld 1914, s. Band I, Seite 313ff.) besonders nahegebracht worden ist. Es ist dies erneute Erscheinen der Strophe schon insofern nicht zu verwundern, als Leutholds Verhältnis zu Platen außerordentlich eng und herzlich war: so stark der Schweizer Poet Einwirkungen von fremder Seite unterstand, keinem seiner Vorgänger hat er doch so leidenschaftlich und immer wieder von neuem gehuldigt wie gerade ihm. Wenn er indessen die Zobir-Strophe nur einmal, und zwar eben in der „Penthesilea", nachgebildet hat, so hat das seine besondere Ursache, die derart auf der Hand liegt, daß ich mich wundere, niemand nennen zu können, der sie bisher bezeichnet hätte. Es heißt in Platens „Zobir" von der schönen Maria und ihrem Vater:

Und während er drängt die fanatische Schar,
Ritt ihm an der Seite mit goldenem Haar,
Den Speer in der Hand,
Die liebliche Tochter im Panzergewand.

Sie hatte gewählt sich ein männliches Teil,
Sie schwenkte die Lanze, sie schoß mit dem Pfeil,
Im Schlachtengetön
Wie Pallas und doch wie Cythere so schön.

Digitized by Google

Wir pflegen eine solche kriegerische Jungfrau als Amazone zu bezeichnen, und doppelt drängt sich uns dieser Vergleich auf, wenn die Heldin, wie hier, in spätantikem Waffenschmuck, mit Bogen und Speer auftritt und mit den Göttinnen des Olymp verglichen wird. Was Wunder also, wenn in Leutholds Innerm, als sich Penthesilea mit ihrem kampffrohen Gefolge vor seine Phantasie stellte, alsbald auch die ihm von früh auf vertraute Platensche Strophe anklang, deren stürmischer Charakter ja auch in seiner Dichtung der Darstellung leidenschaftlicher Kämpfe dienen konnte, die wenigstens von der einen Partei hoch vom Roß herab geführt wurden. Und in diesem Sinn fiel alsdann seine Entscheidung, wie eine Probe aus dem Anfang der „Penthesilea" zeigen möge:

Die Leiber umschloß thermodontische Tracht,
Und wiehernde Renner bestieg die zur Schlacht
Verlangende Schar,
Begierig nach Ruhm und gewöhnt an Gefahr.

Die goldene Mähne des Helmes umwallt
Den Nacken der Fürstin, die schlanke Gestalt
Im Panzer von Erz,
Und Kampflust erfüllt ihr das freudige Herz.

Namentlich bei der zweiten dieser Strophen könnte man geradezu in Zweifel sein, ob man es mit Leuthold oder mit seinem Vorbild zu tun hat. Nur eine Kleinigkeit entscheidet für den, der Platens Verskunst genau kennt, zugunsten des Schweizers: der Verfasser des „Zobir" hätte in seiner Peinlichkeit niemals die beiden ersten Silben eines Daktylus mit dem Worte „Kampflust" gefüllt; für Verwendung in der Doppelsenkung war nach seiner Doktrin die Silbe „-lust" zu schwer. Bei diesem Unterschied in der Praxis der beiden Dichter bleibt es auch weiterhin, er ist aber auch der einzige, der zwischen ihren Strophen besteht.

Zum drittenmal begegnet uns alsdann die eigenartige Form nach kürzerer Pause: Conrad Ferdinand Meyer verwendet sie in seiner Ballade „Pentheus", die zum erstenmal in der frühesten Gesamtausgabe seiner Gedichte, Leipzig 1882 (Seite 186ff.), auftritt:

Sie schreitet in bacchisch bevölkertem Raum
Mit wehenden Haaren ein glühender Traum,
Von Faunen umhüpft,
Um die Hüfte den Gürtel der Natter geknüpft,

so führt der Dichter die Gestalt seiner Agave vor, die wir uns übrigens jugendlich zu denken haben, da sie nicht, wie in der Sage, die Mutter, sondern die Tochter ihres Opfers Pentheus ist.

Hat nun Meyer die Strophe von Platen oder von seinem Landsmann Leuthold übernommen? Zunächst scheint beides möglich. Daß der Dichter des „Pentheus" mit Platen eingehend vertraut war, leidet keinen Zweifel, und für den „Zobir" im besonderen liegt mir durch gütige Vermittelung Gottfried Bohnenblusts in Winterthur das wertvolle Zeugnis Adolf Freys vor, nach welchem ihm Conrad Ferdinand Meyer einmal die Schlußzeile der Ballade zitiert hat. Aber auch Leuthold kommt in Betracht: der achte Gesang seiner „Penthesilea" war bereits 1877 in Weber-Honeggers „Poetischer Nationalliteratur der deutschen Schweiz", das ganze Werk Ende 1878 (mit der Jahreszahl 1879) in der ersten, von Jakob Bächtold unter Beihilfe Gottfried Kellers besorgten Frauenfelder Gesamtausgabe von Leutholds Gedichten hervorgetreten, kurz vor dem Tode des Verfassers, der damals bereits geistiger Umnachtung verfallen war. Die Frage nach der Herkunft der Strophe kann also auch bei Meyer wieder nur aus seiner Ballade selbst entschieden werden.

Formale Kriterien versagen. Zwar wird bei Meyer (Strophe 7) einmal das Wort „Weidruf" metrisch genau so verwertet wie oben bei Leuthold „Kampflust", und auch mit der Verwendung des „alle" in dem Versanfang: „Herbei, alle Schwestern" (ebenda) wäre Platen schwerlich einverstanden gewesen. Anderwärts aber behandelt Meyer die Senkungen vorsichtiger als sein Landsmann und rückt damit wieder dem Verfasser des „Zobir" näher. Von beiden Vorgängern unterscheidet er sich dadurch, daß er den Auftakt dreimal verdoppelt (Strophe 1, Vers 4, und zweimal hintereinander mit prächtiger Wirkung in Strophe 6) und ebenfalls dreimal den Daktylus auf zwei Silben verkürzt, wo Platen dasselbe nur einmal wagt. Zunächst im Anfang von Strophe 3: „‚Agave!' ruft's", wo Platen unzweifelhaft geschrieben hätte: „‚Agave!' so ruft's", ferner Strophe 4: „Sie schlug! Aufstöhnt, der das Leben ihr gab", wo der Daktylus durch einen echt Platenschen „Spondeus" ersetzt ist, und schließlich in dem wundervoll düstern letzten Kurzvers des Gedichts:

Digitized by Google

„Nacht schwebt heran" (mit vollem Bewußtsein statt „schwebet"), der zwar mit seiner einzigen schwachen Senkung vor der Lehrmeinung Platens nicht besteht, dessen eigenem korrekten Gegenstück „Zobir dringt vor" aber weit überlegen ist. Sämtliche Abweichungen vom Schema sind auch in der endgültigen Fassung des Meyerschen Gedichts erhalten geblieben. (Gedichte, 17. Auflage 1900, Seite 223ff.)

Wenn nun von der Form her keine Auskunft zu gewinnen ist, wie steht es mit dem Inhalt? Welche Brücke führt hier vom „Zobir" zum „Pentheus"? Soviel ich sehe, keine, denn darauf, daß etwa Maria als männliche Kämpferin wie Agave als Bacchantin die Grenzen ihres Geschlechts überschritte, legt Platen keinerlei Gewicht, und eine weibliche Gefolgschaft fehlt seiner Heldin durchaus. Wohl aber besteht eine Beziehung zwischen Penthesilea und ihren wilden Gefährtinnen auf der einen, und Agave mit ihrem wütenden Schwarm auf der andern Seite, eine Beziehung, die schon einmal in der Geschichte unserer Dichtung einen merkwürdigen Übergang von dem einen Motiv zum andern zur Folge gehabt hat: Johannes Niejahr hat 1895 in SeuffertsVierteljahrschrift für Literaturgeschichte (Band VI, Seite 506ff.) mit sachkundiger Hand aufgedeckt, daß die eigenartige, aller Überlieferung fremde Katastrophe von Heinrich von Kleists Penthesilea-Tragödie in innigster Berührung mit den „Bacchen" des Euripides steht, und in der Tat ist die Ähnlichkeit zwischen Penthesilea, die sich in der Verblendung ihrer Sinne rasend auf den wehrlosen Achill stürzt und ihn zerfleischt, ohne auf sein flehendes Liebeswort zu hören, und Agave, die ihrem Sohn Pentheus das gleiche Schicksal bereitet, derart in die Augen springend, daß sich seither kein Kleistforscher dieser Erkenntnis hat entziehen können; nur die Hundemeute bei Kleist stammt aus der Aktäon-Sage. Möglich, daß die eigenartige Verschmelzung beider Fabeln bei dem norddeutschen Dichter sich lediglich aus der beiden gemeinsamen Vorstellung des in wilder Kampflust und Blutgier entbrannten Weibes mit seiner Gefolgschaft erklärt, aber auch eine zufällige Namensähnlichkeit gibt zu denken, und so hat denn Niejahr — für mein Gefühl beinahe noch zu vorsichtig — die Vermutung gewagt, Kleist sei bei der Benutzung von Benjamin Hederichs „Gründlichem Lexicon Mythologicum" (1724, zweite Auflage von Schwabe 1770), das ihn mit höchster Wahrscheinlichkeit bei seinen Quellenstudien beraten hat, rein zufällig von dem Artikel „Penthesilea" auf den unmittelbar folgenden Abschnitt „Pentheus" abgeirrt und habe erst von dort aus, wenn auch ein unmittelbarer Hinweis auf Euripides bei Hederich fehlt, den Weg zu den „Bacchen" gefunden. Wie der Übergang von dem einen Motiv zum andern sich bei Meyer vollzogen hat, hält schwer zu sagen. Unvermittelt kann er nicht erfolgt sein, ob der Dichter aber etwa, durch Leuthold auf Kleist abgelenkt, dessen eigentümliches Verfahren bereits richtig erkannt, ob er im Anschluß an das Epos seines Landsmanns gleich dem preußischen Tragiker ebenfalls zu einem Nachschlagebuch gegriffen und dabei den Pentheus-Stoff gefunden, ob lediglich der verwandte Klang der beiden Namen oder gar nur die leichte Berührung der beiden Stoffe miteinander ihn geleitet hat, muß dahingestellt bleiben. Unter allen Umständen handelt es sich aber bei Kleist und Meyer um einen höchst seltsamen Fall von Duplizität. Was die Übernahme der hastenden Strophe Platens und Leutholds angeht, so hat sie nichts Auffälliges; sie ist auch dem wilden, jagdartigen Pentheus-Motiv durchaus angemessen. Unmittelbar entlehnt ist sie aus Leuthold, ohne daß deshalb aber Platen als Vorbild ganz ausschiede.

Digitized by Google

Zur Süß-Oppenheimer Bibliographie.[1]

Von

Paul Marx in Tübingen.

Im Jahre 1904/5 veröffentlichte Hayn in dieser Zeitschrift die Zusammenstellung der Literatur über den württembergischen Finanzrat Süß. Ich muß jedoch annehmen, daß der größte Teil der Bücher überhaupt nicht im Original vorgelegen haben, sonst wäre es unmöglich, daß solche Ungenauigkeiten und sinnstörende Fehler Hayn untergeschlichen wären. Ich beschränke mich jedoch trotzdem hier nur auf ein paar Ergänzungen, die ich auf Grund des Materials der Tübinger Universitätsbibliothek machen konnte. Hinweisen möchte ich vor allem auf das große handschriftliche Material, das sich ebenfalls hier befindet, unter dem vor allem hervorragen:

Jud-Süßischen facta species, verfaßt von Philipp Friedrich Jäger, Regierungsrat (97 Seiten) und die etwa 400 Seiten starke: Defensio manuscripta defensonis Molglingii cum extractu adorum inquisionatalium den Jud Süß Oppenheimer betreffend. Doch darüber werde ich voraussichtlich später einmal ausführlicher sprechen, wenn ich noch das in Stuttgart befindliche Material hinzugezogen habe. Auf jeden Fall finde ich es unverzeihlich, daß ein Mann über einen Württemberger zu schreiben versucht, ohne sich überhaupt in Württemberg nach Material umzusehen.

Zu Nr. 17.] Hayn behauptet, es handle sich selbstverständlich um Jud Süß. Das ist nur insofern richtig, daß in den 80 Seiten Süß dreimal ganz beiläufig erwähnt wird. Einmal in einem Spottgedicht auf Carl Alexander von Württemberg (S. 38), dann in einer „Promemoria" der verwitweten Herzogin Maria Augusta (S. 5) und in einem kurzen Bericht Eberhard Ludwigs über die bevorstehende Hinrichtung. Im übrigen handelt die Unterredung der beiden Herzöge von innerpolitischen Regierungsgeschäften.

Zu 20.] Hierzu gibt es noch einen Foliokupferstich, auf dem der Galgen mit dem Käfig dargestellt ist, während sieben Frauen darum sitzen, über die darunter stehende Verse handeln.

Zu 21.] Es gibt hierzu eine inhaltlich übereinstimmende Schrift, jedoch mit besseren Typen gedruckt, doch lautet das Titelblatt:

> Lustiger Galgen-Gang nach Süßenhang zweyer Würtembergischer Bauern nemlich Hans Michel Hauren von Pliennigen ob der Staig und Veit Dudiums von Wurmberg unter der Staig. Darinnen in einem Gespräch des an eissenen Galgen in einem Kefig gehenckten Juden Erzt-Spitzbübischer Lebens-Lauff erzehlt und diesen diebischen Bauren-Heckler nach Meuten parentiert wird, nebst einem wahrhafften Abriß des Galgens und Kefigs, an und in welchem derselbe verwahrt ist; wie auch einer kurtzen Beschreibung, wie und warum dieser Galg gestifftet, auch wieviel, und welche daran aufgeknüpfft worden. Anno 1738. 4°.

Zu 25.] Gespräch zweyer unter dem Stuttgardter Galgen zusammengekommener Würtembergischen Bauren nemlich Hanß Michel Hauren von Pliennigen ob der Staig und Veit Dudiums von Wurmberg unter der Staig von des famosen Jud Süßen Leben und Ende mit untermengten curieusen Raisonement wobey zugleich in dem hier angefügten Kupffer der wahre Abriß des Galgens, und wie dieser Jud in ein Keffich daran aufgehenckt worden, zu ersehen ist. Nicht weniger eine kurtze Beschreibung bey gethan worden, wie und warum dieser Galg gestifftet, auch wieviel, und welche daran aufgeknüpfft worden. Anno 1738. 4°.

Hierzu gibt es noch einen zweiten Druck mit fast gleichem Titelblatt (Änderungen: „Verzeichnuß" an Stelle von „Kupffer" und „Keffig" statt „Keffich"). Diese Druckschrift ist aber deshalb äußerst interessant, weil neben dem schwäbischen Text die deutsche Übersetzung beigefügt ist. Außerdem hat die Abbildung noch folgendes Chronistikon, dessen Zahlen 1738 ergeben:

BehaLtet Das besonDre Iahr
Es VVar Der VIerte FebrVar
ALs Ioseph SVß gehenCket VVar.

---

1 Vgl. Jahrgang 1904/05, S. 448 ff.

Digitized by Google

Zu 42.] Es gibt auch hierzu eine ausführlichere und besser gedruckte Ausgabe.

1. Theil gedruckt zu Cana in Galiläa 1738 (82 S.) 4°
1. Theil Franckfurt und Leipzig 1738 (72 S.) 4°.
2. Theil Franckfurt und Leipzig 1738 (96 S.) 4°.
2. Theil Franckfurt und Leipzig 1738 (69 S. 1 S.) 4°.
3. Theil Franckfurt und Leipzig 1738 (70 S.) 4°.
3. Unterredung gedruckt zu Cana in Galiläa 1738 (69 S.) 4°.
4. Unterredung gedruckt zu Cana in Galiläa 1738 (76 S.) 4°.

(nicht — wie Hayn angibt falsch paginiert, sondern auf Seite 21 folgt sofort 26).

52] Sicherer Bericht von dem Juden Joseph Süß Oppenheimer welcher an 1738 den 4. Febr. bey Stuttgardt executirt wurde. Augspurg zu finden bey Elias Beck à. H. wohnhafft am untern Graben. o. J. 4°.

In dieser Schrift, die zum Teil in 46 enthalten ist, werden die Berichte der Geistlichen wiedergegeben, die Süß besuchten. Süß wollte natürlicherweise aber von den christlichen Geistlichen nichts wissen und betonte, daß er als Martyrer für seine Religion sterben wolle.

53] Der jüdische schelmische Heilige und Schand-Märterer Joseph Süß oder Abdruck und Übersetzung eines unter denen Juden herumgehenden öffentlichen hebräischen Ausschreibens betitult: Relation von Auflösung Joseph Süß geseegnet und seeligen Gedächniß als ein neu und entdeckter Juden-Greuel, mit Anmerckungen herausgegeben von einem Liebhaber Christi. Franckfurth und Leipzig 1738. 4°.

54] Eigentliche Abbildung des Joseph Süs Oppenheimers Ehmaligeu Hoch-Fürstl. Würtembergischen Geheimen Rath, Cabinets-Minister und Financien-Directorie. In seinem Glück-Standt A° 1736

Eigentliche Abbildung des Joseph Süs Oppenheimer in seinem un-Glück-Standt wie solcher nach Urtheil und Recht von einer Hoch-fürstlich Würtembergischen Comißion zum Strang verurtheilt und dem Scharffrichter übergeben worden. A° 1738

Kupferstich (fol.), auf dem Süß nebeneinander in seiner tressenreichen Ministeruniform und gefesselt in dem schmucklosen Verbrechergewand abgebildet ist. Die beigefügten Verse sollen vor allem die Juden warnen, ihre Mitmenschen zu betrügen.

55] Wahre Abbildung desjenigen eisernen Galgen mit Kefichs, worinn der Cörper des gehenckten Joseph Süß Oppenheimers verwahrlich aufbehalten wurde.

Vierseitiges Flugblatt in 4°. Mit Gedicht und Beschreibung, wer schon an dem Galgen gehangen.

56] Eigentliche Abbildung und Beschreibung, wie der bekante Jud Joseph Süß Oppenheimer, den 30 Januarii 1738 von Asperg unter starcker Wache nach Stuttgard in das sogenannte Herrschafft-Hauß gebracht. Grfol.

Sehr großer Stich mit fünf Abbildungen und ausführlichem Text, u. a. ein Epithaphium.

57] E. Beck à. H. ad vivum delin. sculps. et. exc. d. V. Fol.

Abbildung des Galgen mit genauer technischer Beschreibung des Galgens und seinen Einzelheiten, wie z. B. der Maße, des Gewichts, der Arbeiter usw.

58] Jud Süß gehenckt worden A. 1738, 4. Febr. Fol.

Farbiges Druckblatt mit Abbildung des Galgen und des Käfigs; aufgeklebt ist ein kleines Bild Oppenheimers in seiner Hoftracht.

59] Ioseph SVs OppenheIMer Verbottene LVst
LIst, LVgen. VnD BetrVg an GaLgen trVg. Fol.

Kupferstich mit Versen. Brustbild von Süß, hinter ihm eine weinende Frau. Der Käfig ist stark verkleinert in eine leere Ecke hineingezwungen.

Digitized by Google

Schnitzel.

Von

Reichstags-Oberbibliothekar Dr. Ernst Rowe in Berlin.

II.

VII. Noch ein Held.

Kolbergs Ruhm ist nicht allein sein Seebad. Der Zufall spielte mir dieser Tage in die Hand „Die neue Weltordnung. Größtes philosophisches Werk der Gegenwart von A. Maaß. Preis 1,50 Mark. Verlag A. Maaß in Kolberg, 16. Oktober 1905". (144 Seiten.) Der Titel verspricht viel, der Inhalt birgt jedenfalls das köstliche Bekenntnis „ein so hervorragender Mann, wie Ich". Herr Maaß ist seinem Beruf nach Fleischermeister, wie er seinen Stand angibt auf dem Titel seiner Schrift „Fachwissenschaftliches aus der Fleischerei. Kolberg 1905", daneben noch Erfinder und Inhaber von Patenten in Deutschland und vielen Staaten nach dem Titel eines anderen Werkes von ihm „Die Wunder des Himmels und der Erde, erforscht und ergründet als Naturereignisse allergewaltigster Art. 2. Auflage 1904". Dies Werk mit dem Motto „Mein Leben und meine Werke gehören der Welt" ist „von so hervorragender wissenschaftlicher Bedeutung, wie die Welt auch nicht annähernd etwas auf diesem Gebiete aufzuweisen imstande ist". Herr Maaß sagt es, und Herr Maaß muß es wissen. Ein Kapitel in diesem welterschütternden Werk ist überschrieben „Meine Zeichenhefte stelle zum Verkauf". Darin macht er allen Ernstes den Vorschlag, daß sich die Staatsregierungen wegen des Ankaufs seiner Zeichenhefte aus seiner Schulzeit direkt an ihn wenden sollten im Laufe der Jahre 1904 und 1905, damit sie später nicht das Vieltausendfache auszugeben hätten, wenn sie diese Meisterwerke eines Großen dieser Welt aus dritter Hand erstehen müßten. Herr Maaß war im Jahre 1905 achtunddreißig Jahre alt. Was hatte die Welt noch zu erwarten, wenn er erst auf die Höhe des Lebens gelangt war! Kolbergs Ruhm ist nicht allein sein Seebad: es zählt den größten Philosophen der Gegenwart zu den Seinen. Nur der Gegenwart?

Pommerns spröder Boden erzeugt harte Köpfe, starre Naturen, die ernst und verschlossen ihre eigenen Wege gehen. Zu ihnen gehört der Verfasser der Broschüren „Wie ist die Welt entstanden? Stettin 1904", „Die natürlichen Ursachen der Eiszeit. Stettin 1905" — diese beiden anonym —, „Warum der Mensch kein Haarkleid hat? Stettin 1904", „Die Welt ist das Leben. Jena 1906" und „Die natürlichen Ursachen des Vulkanismus und die Zukunft der Erde. Jena 1906". Es ist Louis Elbe, geboren am 2. August 1850 in Gr. Mostrow bei Greifenberg, der sich als Schriftsteller L. Elbe-Carnitz nennt nach einem Gut seiner Familie im Kreise Greifenberg. Eine völlig neue Erklärung der Entstehung der Erde und des Menschen trägt er vor, durchaus abweichend von Laplace und Darwin. Seine Ansicht über die Entstehung der Erde faßt er (Warum der Mensch kein Haarkleid hat? Seite 14) in die Worte zusammen: „Die sämtlichen inneren Planeten sind weiter nichts wie Trümmer eines erstarrten und zerklüfteten Planeten, welcher von der Sonne stückweise aus dem Anziehungsbereich des Jupiter gerissen und zum Fall nach ihrer (!) Masse gezwungen wurden (!)", und an einer anderen Stelle (Die natürlichen Ursachen des Vulkanismus, Seite 11) sagt er darüber: „Die sämtlichen inneren Planeten nebst ihren Monden und den Asteroiden sind die Bruchstücke eines größeren Planeten, welcher durch die widerstreitenden Anziehungskräfte der Sonne und des großen Jupiter in Stücke gerissen und sukzessive zum Fall nach ihrer (!) großen Masse gezwungen wurden (!)." Und der Mensch ist nach ihm aus dem Meere geboren, hat sich aus einem Wassertiere entwickelt. Gegen Elbes Stil läßt sich manches einwenden; ob auch gegen seine Theorien, mögen die Fachmänner entscheiden. Ist aber seine Theorie von der Entstehung des Menschen richtig, so hätten wir damit auch die tiefste Erklärung für die erstaunlichen Erfolge der Wasserheilkunde: durch diese würde der Mensch im Wasser eben seinem Urelement zurückgegeben.

Digitized by Google

VIII. Alte und neue Zeit.

„Die Dissertationen eine crux nicht nur für ihre Verfasser!" Das empfand ich jüngst wieder, als ich Dissertationen durchsah auf einige wenige, die für einen ziemlich engen Interessenkreis in Frage kommen. Ein Blick aufs sachliche Stichwort — und die Arbeit manchen Schweißtropfens war abgetan. So waren schon Hunderte von Dissertationen in die Versenkung gefallen. Und rastlos ging es weiter im Dreivierteltakt. Einmal aber schlug ich doch ein opus auf, und ich sollte es nicht bereuen. Denn mein Blick fiel auf den tiefsinnigen Satz: „Das erste Kind wurde mit sieben Jahren tot geboren." So zu lesen in Wilhelm Stockerts Dissertation „Ein Fall von Lymphosarkom der Thymus bei einem 36jährigen Manne. Heidelberg 1905", auf Seite 5. Der vorangehende Satz spendet ja nun Licht; er lautet nämlich: „Er selbst ist seit neun Jahren verheiratet mit einer gesunden Frau." An sich aber bleibt jener Satz dunkel und verblüffend.

Noch eine Beute machte ich auf der Hatz durch den grünen Dissertationen-Wald, indem ich meinen Wortschatz, wenn auch nur vorübergehend, aus Albrecht Thieles Arbeit (Berlin 1905) um das schöne Wort *γ-Amidobutylaldehyddiäthylacetal* bereicherte.

Ein eigenes Kapitel bilden die Widmungen der Dissertationen, ein eigenes und interessantes wegen des Schlusses auf den Charakter der Verfasser, den manche Widmungen erlauben. Doch weniger hierfür als Beispiel, als vielmehr der Kuriosität wegen seien zwei sich in der Tonart entgegenstehende angeführt, aus Ludwig Schraudners Erlanger Dissertation 1898 und aus Hans Ivo Krauses Heidelberger 1913: *„Der liebsten Braut widmet diese Erstlingsfrucht in dankbarer Verehrung der Verfasser"* und *„Meinem tapferen Mächen"*. — Das sind moderne Dissertationen. Die Zeiten ändern sich. Daß aber noch 1849 die Berliner medizinische Fakultät Carl Theodor Groddecks Arbeit *„De morbo democratico, nova insaniae forma"* als Dissertation angenommen hat, wird unser rotes Zeitalter im allgemeinen, wie jeden im besonderen befremden, der im Thema der Dissertationen einen Ausdruck des Standes der Wissenschaften sieht. Die Arbeit erschien auch deutsch als *„Die demokratische Krankheit, eine neue Wahnsinnsform. Naumburg 1850, Dem Herrn Professor Carl August Koberstein zum Morgengruß am 10. Januar 1850"* — das war der 54. Geburtstag des verdienstvollen Literarhistorikers, des Schwiegervaters Groddecks, ein Morgengruß, wie *„Die Nothwendigkeit und Heiligkeit des Absolutismus, ein Morgengruß von Graf Breßler. Berlin* 1850". Die Promotion fand übrigens nicht, wie auf dem Titelblatt der Dissertation steht, am 21. Dezember 1849 statt, sondern erst am 12. März 1850; wie mag sie vom Auditorium aufgenommen worden sein?

Die Arbeit selbst ist mehr philosophisch freilich, als medizinisch, im übrigen aber in der Tat nicht so einseitig und schief, wie der Titel vermuten läßt; sie enthält sogar manche Gedanken, die ziemlich allgemeine Zustimmung beanspruchen konnten. Trotzdem muß das Ganze aufs Volk gewirkt haben wie ein Schlag ins Gesicht, der nicht unerwidert bleiben konnte. Der Kladderadatsch vom 17. März 1850 machte sich denn auch darüber lustig in einem größeren Artikel „Ein Stück aus der neuen Jobsiade. Frei nach Groddeck junior" und in drei kleinen. Die anderen Witzblätter werden nicht geschwiegen haben. Auch selbständige Gegenschriften erschienen, die Persiflagen „Brenneke als Doctorandus, oder: Dissertatio, desdere Action verrictis. (Den Bühnen gegenüber als Manuskript gedruckt.) Berlin 1850" und „Brenneke als Doctor der guten Gesinnung oder die Ertheilung der Doctor-Würde in Schilda. Ein Puppenspiel der rettenden That für das Casperle-Theater bearbeitet von G. Roddeck. Berlin 1850". Die letztere setzt Clauswitz im Register seines Verzeichnisses der Friedlaenderschen Sammlung unter C. Th. Groddeck. Verfaßt hat sie natürlich nicht Groddeck, sondern wohl Albert Hopf, der die Brenneke-Figur oft verwandt hat, z. B. in „Brennekes Reise nach der Republik Krankreich, und sein Besuch beim Präsidenten Louis Schappoleon, oder: Die beiden Staatsstreicher. Historisches Drama mit Gesang. Cöslin 1852". Daß „Brenneke als Doctorandus" von Hopf herrührt, bestätigt die „Deutsche Reichs-Bremse" in Nr. 12, indem sie einen Teil daraus abdruckt ausdrücklich als von A. Hopf.

Eine andere Gegenschrift zu Groddecks Dissertation ist die recht deutliche Satire „De morbo reactionario, antiqua insaniae forma. Disputatio jovialis aesthetico-satyrica quam cum gustibus et auctoritate omnium coquorum et coquarum in quibuslibet bavariae cerevisiae cneipis ut sit desertum et compottum die noctuque in latino culinario publice ad optimum dat fabricator Demetrius Cebedaeus Kameleon Odregg. Opponentibus: Criticaster, Dr. nullius juris. Obscurantismus, stud. Tantae Vossiae. Hypochondria, Dr. spleeni et grillorum. Berolinum apud Fridericum Gerhardum 1850", 31 Seiten stark. Sie ist wenig bekannt und selten und wird mit 6 Mark bezahlt. Wer mag sich den Scherz geleistet haben? Die Pseudonymen-Lexika von Weller und Holzmann und Bohatta versagen. Vielleicht ist der Verleger Friedrich Gerhard zugleich der Verfasser. Die Richtung seiner sonstigen bekannten und notorischen Schriftstellerei, die sich ganz in demokratischem Sinne bewegte, würde dieser Annahme nicht widersprechen. Was ihm aber noch heute über

Digitized by Google

seine politischen Bestrebungen hinaus eine Bedeutung sichert, ist sein Eintreten für Gründung von Volksbibliotheken, in dem „Aufruf zur Begründung von Volksbibliotheken in kleineren Städten und auf dem Lande. Danzig 1848" und in einem Artikel in der ersten Nummer seines „Berliner Volksboten" vom April 1850. Nur wissen wenige von dieser Richtung seiner Tätigkeit, und daß er damit eine Sache vertrat, die auf dem Programm seiner Partei, der Berliner Volkspartei, stand.

Neben der Brenneke-Gestalt verwandte Hopf in seinen Satiren mehrfach auch die allbekannte Nante-Gestalt. Nante, eigentlich Ferdinand Strumpf, Dienstmann Nr. 22, der Typus des Berliner Eckenstehers von ehemals — jetzt ist der Menschenschlag ausgestorben; was sich vergleichen ließe, der Gelegenheitsarbeiter, hat zwar seine Vorliebe für geistige Getränke, aber nicht seine Gutmütigkeit und seinen Humor geerbt — Nante war von Glaßbrenner in die Literatur, von Holtei in seinem Drama „Ein Trauerspiel in Berlin" auf die Bühne gebracht worden.

Die erste Aufführung fand im Königsstädtischen Theater am 24. März 1832 statt. Das Stück, das in der kurzen Frist von höchstens zehn Tagen verfaßt worden war, hatte glänzenden Erfolg.

Holteis Gattin Julie gab die Dörthe, Fritz Beckmann den Nante. Die Triumphe, die er in dieser Rolle feierte, veranlaßten ihn dazu, selbst eine Nante-Szene zu schreiben, den „Eckensteher Nante im Verhör". Darüber geriet er zwar mit Glaßbrenner in eine Fehde, das tat aber der Wirkung des Stückes nicht Abbruch. Dem Nante verdankte Beckmann hauptsächlich seine Beliebtheit; er spielte ihn auch so vorzüglich, daß es selbst Zar Nikolaus nicht verschmähte, ihn sich anzusehen, und der Schwiegervater des Zaren erst recht nicht.

Nun machte auch Nante Karriere und wurde eine beliebte Figur in der Literatur. Nante beleuchtete alle möglichen Dinge, gewissermaßen als Wortführer der öffentlichen Meinung: „Ein Maskenball im Colosseum", „Nante auf der Berlin-Potsdamer Eisenbahn. Von L* (d. i. Ludwig Lenz)", „Nante auf der Frankfurter Messe", „Nante als Fremdenführer. Oder Ganz Berlin für 7½ Sgr.! Ein Wegweiser für Fremde, die hier bleiben wollen, und für Einheimische, die noch nicht gehörig orient- und occidentirt sind. Nach den besten Flüssen bearbeitet von Dr. Nante. Berlin 1840", und wie die Sachen sonst noch heißen.

Nachdem auch Theodor Hosemann seine Kunst in Nantes Dienste gestellt hatte, war Nante unsterblich geworden. Doch schlug auch seine Stunde: „Nantes Tod, oder: Die Verschwörung der Federfuchser. Historisch-romantisch-komische Tragödie in 5 Acten von H. v. A. 2. Auflage. Berlin 1840". Aber er lebte wieder auf in Hopfs politischen Witzen: „Nante als National-Versammelter", „Der Natschionalversammelte Nante uf de Volksversammlung", „Nante wieder gewählt", „Nante constituirt sich", „Nante erklärt die Jorksche Geschäft-Ordnung" usw. Und er lebt noch heute — der beste Beweis, wie tief er im Volke wurzelt, eins mit ihm in Fleisch und Blut — und fristet in Witzblättern durchaus kein kümmerliches Dasein. Nantes Geschichte schreiben heißt eine Geschichte des Berliner Volksempfindens mehrerer Dezennien schreiben; schon eine Nante-Bibliographie wäre höchst verdienstlich.

Literarische Verkappung war damals besonders Mode infolge der strengen Zensurvorschriften. So schrieb Hopf unter dem Decknamen Anastasius Schnüffler, Magnetisörius Somnambulus, Ullo Bohmhammel, Linden-Müller, Eulalia Nemesis, Otto Rippenschwach. Was aus diesen Decknamen spricht, ist mehr als Witz, ist, verbunden mit einer starken Dosis Selbstironie, Humor. Echter, rechter Humor! Er verstummte nicht — das ist wirklich der Humor davon — im Tosen und Brausen jener Tage zum besten Beweis dafür, daß man die für die äußere, politische Freiheit notwendige innere erlangt hatte, daß man reif für die neue Zeit war. Im nachbarlichen Slawenreiche hat Humor keinen Raum; und die Reife?!

Also auch unter dem Pseudonym Linden-Müller schrieb Hopf. Ein Stück unter diesem Namen liegt vor mir: „Die mißglückte Verschwörung am 15. Oktober, oder: Die rothe Rose im Gambrinus. Ein Schauergemälde, worin sich der dicke Stein das Herz heraus beißt und an der Abzehrung stirbt. In fünf Akten, nebst einem Vor- und einem Nachspiel. Sehr frei nach Blömer, von Linden-Müller. Bürger und Ex-Präsident der weiland politischen souveränen Ecke, und cidevant Vorstand des verschollenen Lindenklubbs. Erster dramatischer Versuch. Zur Warnung: Ohne besondere Erlaubniß darf keine Bühne dieses Original-Stück aufführen. Dekorationen und Kostüme sind ganz neu. Der Genius Preußens, der darin vorkommt, ist von Pappe und grau lackirt, vom seligen Gropius; nach einer Zeichnung von Bodelschwingh. Berlin 1849. In Commission: Zimmerstraße Nr. 4, bei Hopf. Preis 1½ Sgr."

In solchen Scherzen gefiel man sich, uns kommen sie plump vor. Ganz im Stile der Ritter- und Räuber-, Schauer- und Gespenster-Dramen, wo man als Inhalt einer ganzen Szene im Hintergrunde Knappen erfrieren sieht, heißt es hier, vielleicht in Parodie darauf: „Erster Act. Erste Scene. (Dekorationen wie im Vorspiel. Es ist 5 Uhr Morgens. Clubb-Müller schläft noch. Es geschieht eine Weile gar nichts.)" Und dann beginnt die zweite Szene ... Die rote Rose ist das Abzeichen der

Digitized by Google

Verschwörer, der Gambrinus, bei Dätweiler, ihr Versammlungsort. Der dicke Stein, wie Müller, Mitglied des demokratischen Klubs, ist „der dicke Aktuarius im rotbraunen Paletot und weißen Filz, der parlamentarische Reden zur Beförderung der Verdauung zu halten schien", wie ihn Springer (Berlins Straßen, Kneipen und Clubs, Seite 75) schildert. Blömer wird in Verbindung mit der Kreuzzeitung genannt.

Allgemein wenigstens gilt Linden-Müller für ein Pseudonym Albert Hopfs, und mit Recht, trotz des Zusatzes „In Commission bei Hopf", der nicht recht zu Hopfs Verfasserschaft zu passen scheint, und wenngleich es immerhin ungewöhnlich ist, den Namen oder auch nur Spitznamen eines bekannten Zeitgenossen als Pseudonym zu wählen. Linden-Müller hieß Müller nach seiner hervorragenden Wirksamkeit im Linden-Klub, jener Müller, dessen Reden (ebenfalls nach Springer) populär wie Knoblauchswürste und berauschend wie feiner Kümmelschnaps waren. Während sich der Linden-Klub abends an der Kranzlerschen Ecke zusammenfand, hatte eine andere Versammlung, „die politische Ecke" von Müller getauft, ihren Stand an der Ecke der Charlottenstraße und der Linden; den Vorzug der Billigkeit hatten jedenfalls beide Versammlungsorte.

Wie jede leidenschaftlich erregte Zeit mit der Fülle von führenden Geistern niederer Ordnung, so ist auch die achtundvierziger Zeit außerordentlich schwer zu übersehen und zu beherrschen. Gerade bei dieser Periode, so nahe sie uns liegt, hat die Geschichtsforschung noch viel zu tun. Als ihr Ziel schwebt mir die Fortführung der Berliner Revolutions-Chronik von Ad. Wolff (3 Bände. Berlin 1851—54) vor, die nur bis zum 26. Juni 1848 reicht. Als ihr vorläufiges! Denn damit wäre erst die Grundlage geschaffen für eine umfassende Darstellung und objektive Würdigung der Epoche. Ob das Ziel je erreicht wird? Bald wird auch der letzte Zeuge jener Zeit für immer verstummt sein.

IX. Zeichen der Zeit.

Manche Themen liegen in der Luft und werden gleichwohl nur von wenigen heruntergeholt. Werden sie aber in gleicher Weise behandelt, so ist das immerhin merkwürdig und beachtenswert.

Die allgemeine Weltlage und im besonderen die politischen Beziehungen zwischen Deutschland und England beleuchtete die Aufsehen erregende Schrift „Seestern, 1906. Der Zusammenbruch der alten Welt. 1. bis 5. Tausend. Leipzig (1905)". Sie beleuchtet sie im Gemälde eines Zukunftskrieges, wirksam und eigenartig, und doch nicht eigentümlich. Denn genau so behandeln drei andere Schriften die Sache, „Sink, burn, destroy. Der Schlag gegen Deutschland! Skizze von S. Darmstadt (1905)", „Der deutsch-englische Krieg. Vision eines Seefahrers. Von Beowulf. Berlin 1906" und „Hamburg und Bremen in Gefahr! Sind unsere Hansestädte Hamburg und Bremen in einem Seekriege mit England in Gefahr, und können sie auf genügenden Schutz durch unsere Flotte und die Küstenbefestigungen rechnen? Von Hansa. Altona 1906". Sie sind in einem Zeitraum ungefähr von zwei Monaten nach jener ersten erschienen, also so schnell, daß die eine nicht von der anderen beeinflußt sein kann. Alle vier sind nicht unter dem Verfassernamen veröffentlicht — hinter Seestern birgt sich Ferdinand Grautoff, hinter Hansa der Kapitän zur See a. D. Hoepner —, alle vier treten für Vermehrung der Flotte ein. Wenn nicht nach einer Verabredung gearbeitet worden ist, so liegt hier die auffallende Erscheinung vor, daß dieselbe Idee gleichzeitig in mehreren Köpfen aufgetaucht und ausgeführt ist. Die bekannte Duplizität der Ereignisse ist noch überboten.

X. Revolution und Humor.

„Und Friede auf Erden!" Allein im heiligen Rußland brach am 26. Dezember 1825, an Nikolaus des Ersten Huldigungstage, die Dekabristenverschwörung aus, jene Militärrevolution, die schnell ein blutiges Fiasko erleben sollte. Und genau achtzig Jahre später, unter Nikolaus II., tobte wieder heller Aufruhr im weiten Zarenreiche. Über die Straßenkämpfe in Moskau berichtet am 26. Dezember 1905 ein Telegramm aus Petersburg: „Es sollen dort gegen 10000 Tote und Verwundete gezählt worden sein. Der Kampf dauert noch fort. Während eines Meetings mit 10000 Teilnehmern hieß es, daß auch Soldaten anwesend seien. Es wurde vorgeschlagen, ihnen dafür eine Ovation zu bereiten; dabei verbreitete sich infolge eines Mißverständnisses das Gerücht, Militär sei im Anzuge, und nun entstand eine furchtbare Panik. Alles rannte davon, wobei viele erdrückt und verwundet wurden". Stimmen auch die Zahlen nicht — die genau zutreffenden

Digitized by Google

sind in solchen Fällen nicht zu ermitteln —, so besagen sie doch soviel, daß Rußland entsetzlich gelitten hat in diesen Tagen, da wir Weihnachten feierten. Und zu allen Leiden spielte also noch das Mißverständnis seine unselige Rolle, das schon so viel Unheil angerichtet hat im Leben des einzelnen wie der Völker!

In einem Mißverständnis — oder war es, wie Friedrich Wilhelm IV. erklärte, durch einen unglücklichen Zufall? — wurden aus der Tirailleurlinie, die am denkwürdigen 18. März des Jahres 1848 aus dem mittleren und aus dem kleineren Portal des Berliner Schlosses schwärmte, jene beiden Schüsse abgefeuert, die so recht eigentlich das Signal zur Revolution in Berlin gaben. Straßenkrawalle waren schon vom 13. an vorgekommen. In der Frühe des 18., eines Sonnabends, aber schien alles gut zu stehen. Es hieß, alles sei bewilligt. Der König erschien auf dem Balkon des Schlosses und wurde vom Volk mit Hochrufen begrüßt. Die Menge wuchs; das verursachte dem König Unbehagen. Deshalb beorderte er den General v. Prittwitz, den Schloßplatz räumen zu lassen. Dem General an der Spitze der Garde-Dragoner machten die Massen Schwierigkeiten. Es schien ein bedrohlicher Augenblick . . . Da fielen jene Schüsse. Und nun waren auch die Harmlosen in der Menge, die nur neugierig der Entwicklung der Dinge zugeschaut hatten, „die Front zu machen pflegten und zu grüßen, wenn eine Prinzessin vorbeifuhr, die prompt ihre Steuern zahlten", — auch sie waren nun in die Opposition hineingerissen, die rasch zum Barrikadenbau und zu offener Empörung schritt. Denn sie wurden wohl von dem Gefühl beherrscht, dem ein Zettelkleber mit halb zorniger, halb weinerlicher Stimme Luft machte: „Ich bin dem Magistrat sein Zettelankleber! Ich soll die Proklamation ankleben, und sie schießen auf mir!"

Einen niedlichen Schalkstreich leistete sich wieder das Schicksal: an der Illumination am 19. mußte sich die russische Gesandtschaft beteiligen, wollte sie nicht ihre Scheiben riskieren. So erstrahlte denn in Lichterglanz zur Siegesfeier der freiheitlichen Bewegung das Eigentum des Selbstherrschers Nikolaus, von dem Hopf genau wußte:

„. . . es ärgert den Niklaus ganz unsäglich,
Daß sich die Deutschen so sehr bemühn,
Um sich der Knute zu entziehn.

Verargen kann man's ihm nicht, dem Czaaren;
Er denkt: wenn das die Russen erfahren,
So schämen sie sich wohl gar ihrer Schmach
Und machen's den Deutschen am Ende nach."

Das Leben macht doch immer die besten Witze; doch mehr davon nachher!

Sonst bieten die beiden Bewegungen, die russische von 1905 und unsere anno 1848, nicht viel Ähnliches. Das Ziel zwar ist dasselbe: Das Volk fühlt sich mündig und verlangt nach Teilnahme an der Regierung. Ganz verschieden ist aber vor allem die Art, wie gekämpft wurde, die Kampfweise, sind die Kampfmittel. In Rußland wildester Fanatismus, asiatische Barbarei, gieriges Schwelgen im Blutvergießen — bei uns natürlich auch Leidenschaftlichkeit, handelte es sich doch um „die heiligsten Güter", doch eine Leidenschaftlichkeit nicht ohne höhere Färbung.

In Rußland war es so, daß zunächst nur brutale Gewalt herrschte. Erst später regt sich der Witz und tritt in den Kampf ein. Er führte ihn mit schärfster, bissigster Satire in eigenen Blättern mit den Vertrauen erweckenden Namen „Schwefel", „Signal", „Mitrailleuse"; sie kommen und gehen, der neue Tag treibt neue Blätter. Kampf in Wort und Bild! Manches geradezu in Blut getaucht, von Blut triefend! Im Witz ist auch dem russischen Volk ein Bundesgenosse erstanden.

Bei uns 1848 aber war der Witz zum Teil mehr als das. Aus voller Selbsterkenntnis geboren und mit einer starken Dosis Selbstironie gemischt, getragen von tiefem Gemüt und warmem Herzen, war er Humor. Humor im Brausen der Tage! „Das ist ja eben der Humor davon!" Humor im Leben und in der Literatur! Der Zufall selbst spielte eigen, oder war es Ironie des Schicksals, daß eine Sechspfünderkugel am Ende der Breiten Straße gerade da einschlug, wo kurz vor Beginn des Kampfes eine Proklamation des Königs angeklebt war? Nun standen unmittelbar unter der Kugel die Worte „An meine lieben Berliner". Eine andere Kugel traf die Jungsche Apotheke, Ecke der Neuen König- und Georgenkirchstraße. Da steckte sie noch den ganzen Sommer, und mancher, der vorbeiging, zeigte darauf hin und fragte: „Herr Aptheker, wat kost denn die Pille?" Eine Kugel war in die Holzbekleidung eines Brunnens der Leipziger — oder der Potsdamer? — Straße geflogen. Darum im Halbkreise hatte eine feste Hand mit Kreide geschrieben: „An meine lieben Berliner". Darunter klebte die Ansprache des Königs mit derselben Überschrift. Kreideinschriften standen an den Toren verschiedener öffentlicher Gebäude: am Kriegsministerium „National-

Digitized by Google

eigentum", anderwärts, z. B. am Palais des Prinzen von Preußen, „Bürgergut" und „Eigentum der ganzen Nation". Dies war am 19. März. Aber auch die Stunden des Kampfes selbst entbehrten nicht einer Komik. Davon erzählt der „Berliner Witzhagel, gefallen in der Barrikadennacht vom 18. zum 19. März und später. Von Louis Koch. Berlin 1848", der allerdings nicht über die erste Lieferung gedieh; dafür bringen die Memoirenwerke jener Zeit, z. B. die von Gutzkow, Ebers, Fontane und Sebastian Hensel, Belege genug.

Die Spitze des Leibregiments war bis in die Mitte der Landsberger Straße gerückt; da stellte sich ein Arbeiter, ein großer, bildschöner Kerl, gemütlich vor eine Barrikade, drehte dem Grafen Lüttichau den Rücken zu und machte ihm und seinem Bataillon eine unanständige Gebärde. Im Feuer brach er zusammen. Ein anderes Bild: Der alte General v. Möllendorf wird auf dem Alexanderplatz vom Tierarzt Urban gefangen genommen unter Assistenz eines — vierzehnjährigen Schusterjungen, der dem General von hinten her den Degen aus der Scheide zieht. Doch ist diese Hilfeleistung nicht verbürgt. Verbürgt ist aber das Wort: „Laßt den armen Jungen ihre Bücher!" Vor dem Palais des Prinzen von Preußen war es. Man wollte es in Brand stecken. Da beschwor ein junger Mensch die Menge, von dem Vorhaben abzulassen, weil dadurch die anstoßende Bibliothek gefährdet würde. Und nun fiel jenes gutmütige Wort. Wieder eine köstliche Ironie: das Volk souveräner Herr über Bestehen und Vergehen dieses vornehmen Hortes von Wissenschaft und Gelehrsamkeit! Gnädig entschied es zu seinen Gunsten. Und wir haben ihm dafür zu danken, nicht nur „die armen Jungen", mehr aber noch jenem Unbekannten, dessen feurige Beredsamkeit die Entscheidung durchsetzte.

In der Literatur nimmt der Humor einen breiten Raum ein. Deutlich spricht er schon aus den Büchertiteln. Es gab u. a. Zeitschriften: „Berliner Charivari", „Berliner Krakehler", „Tante Voß mit dem Besen", „Berliner Großmaul", „Der blaue Montag".

Der Humor verkörperte sich in Männern, wie Adalbert Cohnfeld und Albert Hopf, Cohnfeld mit der Bullrich-Figur, Hopf mit seinem Nante und Brenneke, Cohnfeld mit dem Pseudonym Aujust Buddelmeyer, Dagesschriftsteller mit'n jroßen Bart, Hopf mit den Pseudonymen Linden-Müller, Anastasius Schnüffler, Ullo Bohmhammel, Otto Rippenschwach. Steckt nicht schon in diesen Pseudonymen ein gut Teil Selbstironie? Von ihren Schriften hier nur zwei: „Lude! Lude! Du verhedderst dir! Vierte Gardinen-Predigt, ihrem Gatten Ludewig beim Zwirnabwickeln gehalten von Madame Bullrichen" und „Jutster Herr Wrangel! Dhun se uns nischt, wir dhun Ihn ooch nischt! Een janz offenet Sendschreiben von Ullo Bohmhammel, Vize-Gefreiter bei de Börgerwehr, an Seine Hochwohlgeborene Exzellenz den Marschall ‚Druf!' " Die Reihe solcher Schriften läuft ins Endlose. „Wer zählt die Völker, nennt die Namen?" Immer wieder blitzte der Humor auf, wärmte, befreite und verklärte er.

Dieser Humor, der unter Tränen zu lächeln vermag, dieser Humor, der, indem er völlige Beherrschung der Situation voraussetzt, einen guten Gradmesser abgibt für die geistige Reife und innere Freiheit des einzelnen wie des ganzen Volkes, ohne die es keine wahre äußere und politische Freiheit gibt, — den Russen fehlt er. Sehen wir uns in der Literatur um: wir finden kaum Ansätze dazu. In der russischen Literatur? Eigentlich war sie ja bis vor nicht langer Zeit eine Treibhausliteratur. Einen auf einen Misthaufen hingeworfenen Strauß von künstlichen Blumen hat sie ein kundiger Russe genannt. Nun, jedenfalls fehlt darin die blaue Blume Wunderhold mit ihrem herzerquickenden Duft.

Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck verboten.

Für die Redaktion verantwortlich i. V. Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G. Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.
Druck von *Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.

Digitized by Google

Aus einer alten Bibliothek der Herren von Berlichingen.

Von

Hofbibliothekdirektor Dr. Adolf Schmidt in Darmstadt.

Mit sechs Bildern.

Obgleich die Geschichte der Herren von Berlichingen in dem von dem Grafen Friedrich Wolfgang Götz von Berlichingen-Rossach nach Urkunden verfaßten Werke „Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand und seiner Familie", Leipzig 1861, ausführlich behandelt worden ist, und H. Bauer in einem im „Archiv des historischen Vereines von Unterfranken und Aschaffenburg", Würzburg 1863, 16. Bd., S. 129—178, erschienenen Aufsatz: „Die Herren von Berlichingen in Bayern" manche Berichtigungen und Nachträge zu diesem Buche gegeben hat, liegt die Genealogie gerade des bayerischen Zweiges dieser Familie immer noch sehr im argen. Die von beiden Verfassern aufgestellten Stammbäume stimmen untereinander nicht überein und stehen im Widerspruch zu handschriftlichen Einträgen eines Mitgliedes des bayerischen Astes der Berlichingen, die mir in verschiedenen Bänden einer ehemals Berlichingischen Bibliothek begegnet sind, die sich jetzt in der Großherzoglichen Hofbibliothek in Darmstadt befindet. Da es sich bei diesen Aufzeichnungen um die nächsten Verwandten des Schreibers handelt, dürften seine Angaben denen der beiden obengenannten Werke gegenüber wohl Glauben verdienen, und ihre Veröffentlichung, verbunden mit Mitteilungen über diese Bibliothek, hier um so mehr angezeigt erscheinen, als die früheren Besitzer dieser Bücher ihren Einträgen nach nicht uninteressante Persönlichkeiten und vor allem große Bücherfreunde gewesen zu sein scheinen.

Ich schicke einige Bemerkungen über die bayerische Linie der Berlichingen voraus, die nach kurzer Blüte in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts schon wieder erloschen ist. Jobst von Berlichingen, der Sohn Beringers von Berlichingen und der Elisabeth von Neuhausen, war in seiner Jugend aus Franken nach Bayern gekommen und 1516 von Herzog Ludwig zu seinem Diener ernannt worden. Er war anfangs Rat und Hauptmann, hernach Obrister und Statthalter zu Ingolstadt, sowie Pfleger von Teisbach. (Vgl. Georg Ferchl, „Bayerische Behörden und Beamte 1550 bis 1804" im „Oberbayerischen Archiv für vaterländische Geschichte". München 1905—1910. Bd. 53, 1, 2. S. 754). Mit der Hand der Margaretha von Sattelbogen, der letzten dieses Geschlechts, hatte er die Herrschaft Geltolfing bei Straubing erheiratet, nach der seine Nachkommen sich Berlichingen zu Geltolfing nannten, bis seine in auswärtigen Diensten stehenden Enkel 1583 die Besitzung an ihren Schwager Hans Eberhard von Closen und dessen Bruder Franz Georg verkauften. (Vgl. A. Kalcher „Die Hofmark Geltolfing und ihre Besitzer", in den „Verhandlungen des historischen Vereins für Niederbayern". Landshut 1868. Bd. 13. S. 301—342). Jobsts Sohn, Hans Christoph von Berlichingen zu Geltolfing heiratete Brigitta Nothafft zu Wernberg, die Tochter Haimeran Nothaffts und der Margaretha von Seyboltstorff zu Schenckenau; er war Rat und Oberrichter zu Straubing, wie auch Pfleger zu Deggendorff. (Ferchl, S. 754, 1061 und 1203.) Bei seinem Tode, 1560, hinterließ er fünf minderjährige Söhne, von denen zwei hier als Besitzer der Bücher zu nennen sind, nämlich Hans Burkhard und Hans Georg. Einmal ist mir der Name der zweiten Frau des ersteren, Dorothea, begegnet. In mehrere Bände hat sich Hans Burkhards Sohn, Hans Bernhard, eingezeichnet, in andere Hans Georgs Sohn, Hieronymus Christoph. Es erscheint zunächst auffallend, daß nicht Hans Bernhard die Bücher seines Vaters geerbt hat, sondern daß sie mit einigen Bänden Hans Bernhards in die Hände Hans Georgs und seines Sohnes Hieronymus Christoph ge-

Digitized by Google

kommen sind. Man darf sich um so mehr darüber wundern, weil die beiden ersteren letztere überlebt zu haben scheinen. Burkhard soll nach Graf Berlichingen und Bauer 1622, Hans Bernhard 1644 gestorben sein. Vielleicht hängt dieser Besitzwechsel mit der später zu erwähnenden „Verstrickung" Burkhards und seinem Verlassen des württembergischen Dienstes, sowie seinem Zerwürfnis mit seinem Sohne zusammen. Das Todesjahr Hans Georgs wird nirgends angegeben, seine beiden Frauen und seine Kinder kennen jene Quellen überhaupt nicht. In keinem seiner Bücher findet sich ein Eintrag nach dem 16. Oktober 1609 und keines ist später gedruckt. Am 6. November dieses Jahres wohnte er noch in Stuttgart der Hochzeit des Herzogs Johann Friedrich zu Württemberg mit der Markgräfin Barbara Sophie zu Brandenburg als Hofmeister der Fürstlichen Wittib zu Nürtingen, Frau Ursula, Herzogin zu Württemberg, bei, wie die darüber 1610 zu Stuttgart von Joh. Oettinger veröffentlichte „Warhaffte Historische Beschreibung" berichtet. Nach Pleickhards von Helmstatt Stammbäumen süddeutscher Adelsgeschlechter (Handschrift 1970 der Großh. Hofbibliothek zu Darmstadt, vgl. Adolf Schmidt in der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins" 1916, Neue Folge 31, 53ff.) wurde er Anno 1610 als Hofmeister „abgeschafft". Bald darauf dürfte er gestorben sein. Der letzte Eintrag Hieronymus Christophs ist am 16. Juli 1615 zu Ober-Ingelheim geschrieben, wo er sich damals bei der Schwester seiner Mutter, Amalia von Grohrott, einer geborenen von der Martten, aufhielt. Nicht viel später müssen die Bücher in den Besitz eines Frankfurters, der einmal seinen Namen Engelbert Frosch angibt, und dessen Frau Agnes Stalburgerin war, übergegangen sein, denn in dem „Calendarium Historicum" Abraham Saurs von Franckenberg, Frankfurt a. M.: Nicolaus Basseus 1594, das Hans Georg bis zum 16. Oktober 1609 zu Einträgen benutzt hat, finden sich aus dem Oktober und November 1615 einige Aufzeichnungen von anderer Hand, die sich auf die Frankfurter Familien Fichard, Glauburg, Humbracht, Zum Jungen, Lersner, Rücker, Stalburg und Steinheimer beziehen. Nicht lange danach hat Landgraf Philipp von Butzbach (1581—1643), ein Sohn Landgraf Georgs des Frommen von Hessen-Darmstadt, einer der gelehrtesten Fürsten seiner Zeit, diese Berlichingische Bibliothek erworben, denn die Bücher sind bereits in seinem Bibliothekskatalog von 1617 (Hs. 2838) verzeichnet, und zwar vor anderen 1617 darin nachgetragenen Titeln, also noch in diesem Jahre. Wer der Frankfurter Besitzer gewesen ist, und auf welchem Wege dessen Bücher in die Bibliothek des Landgrafen gekommen sind, läßt sich mit ziemlicher Sicherheit aus den im Großh. Haus- und Staatsarchiv befindlichen Akten über den Nachlaß Landgraf Philipps erschließen. In dem auf Befehl des Erben Landgraf Georgs II. von Darmstadt 1643 aufgenommenen Inventar über die Hinterlassenschaft Philipps in Conv. 48 stieß ich nämlich auf die Erwähnung einer Quittung vom 17. April 1617, darin weiland Nicolaus Froschen hinterbliebene Wittib zu Frankfurt bekenntlich ist, daß wegen Ihrer Fürstlichen Gnaden zu Butzbach ihr zahlt worden 200 fl. vor abgekaufte Bücher. Die Frosch waren eine Frankfurter Patrizierfamilie. Nicolaus Frosch, † 1614, war verheiratet mit Katharina Rumland aus Hildesheim, mit seinem Sohne Engelbert Frosch ist 1616 die Familie ausgestorben. Die Veranlassung zum Verkauf der Bücher mag nun die Wiederverheiratung der Witwe des Nicolaus und die dadurch nötig gewordene Erbauseinandersetzung mit der Witwe des Engelbert Frosch, Agnes Stalburgerin, gewesen sein, die ihrerseits 1618 sich in zweiter Ehe mit Johann Christoffel von Ottera in Butzbach, dem Sohne des Dr. Jakob von Ottera, vermählte. Durch die Beziehungen der Ottera zu der Familie Frosch könnte die Verbindung mit dem Landgrafen angeknüpft und der Kauf vermittelt worden sein. Ja man könnte sogar noch ältere Beziehungen der Herren von Ottera zu Amalia von Grohrott, geb. von der Martten, und ihrem Neffen Hieronymus Christoph von Berlichingen annehmen, denn sowohl die Ottera wie die von der Martten entstammten Erfurter Geschlechtern, und Dr. Jakob von Ottera war in früheren Jahren als Amtmann des Landgrafen Ludwig des Älteren zu Hessen-Marburg in der Herrschaft Epstein (vgl. Archiv für hessische Geschichte 11, 652) nicht gar weit von Ober-Ingelheim oder auch von Odernheim entfernt ansässig, wo Johann von Grohrott, Amalias Gemahl, zur Zeit seiner Vermählung und später, vermutlich bis zu seinem Tode, kurpfälzischer Amtmann war. (Vgl. Archiv für hessische Geschichte 8, 335, und H. Gredy, Ge-

Digitized by Google

schichte der ehemaligen freien Reichsstadt Odernheim. Mainz 1883. S. 144, 187.) Es wäre natürlich auch möglich, daß die Wittib des Nicolaus Frosch dem Landgrafen die Bücher unmittelbar zum Kauf angeboten hat, da er als Büchersammler bekannt war und bei seinen Besuchen der Frankfurter Messe wohl auch Verkehr mit dortigen Patrizierhäusern hatte.

Mit Landgraf Philipps großer Bibliothek ist später auch dieser besonders wertvolle und interessante Bestandteil der Darmstädter Hofbibliothek einverleibt worden. Unter deren Beständen sind die Bücher zwar zerstreut, aber sie sind, auch wenn sie nicht durch den Einband oder handschriftliche Einträge als ehemaliges Eigentum der Herren von Berlichingen sich ausweisen, leicht zu erkennen an einer unten links auf die Innenseite des hinteren Deckels geschriebenen, offenbar von Hans Georg herrührenden Ordnungszahl, soweit diese Zahlen nicht dem Zerschneiden der alten Sammelbände zum Opfer gefallen sind, das man dem Wahn der systematischen Aufstellung zuliebe im 19. Jahrhundert vorgenommen hat.

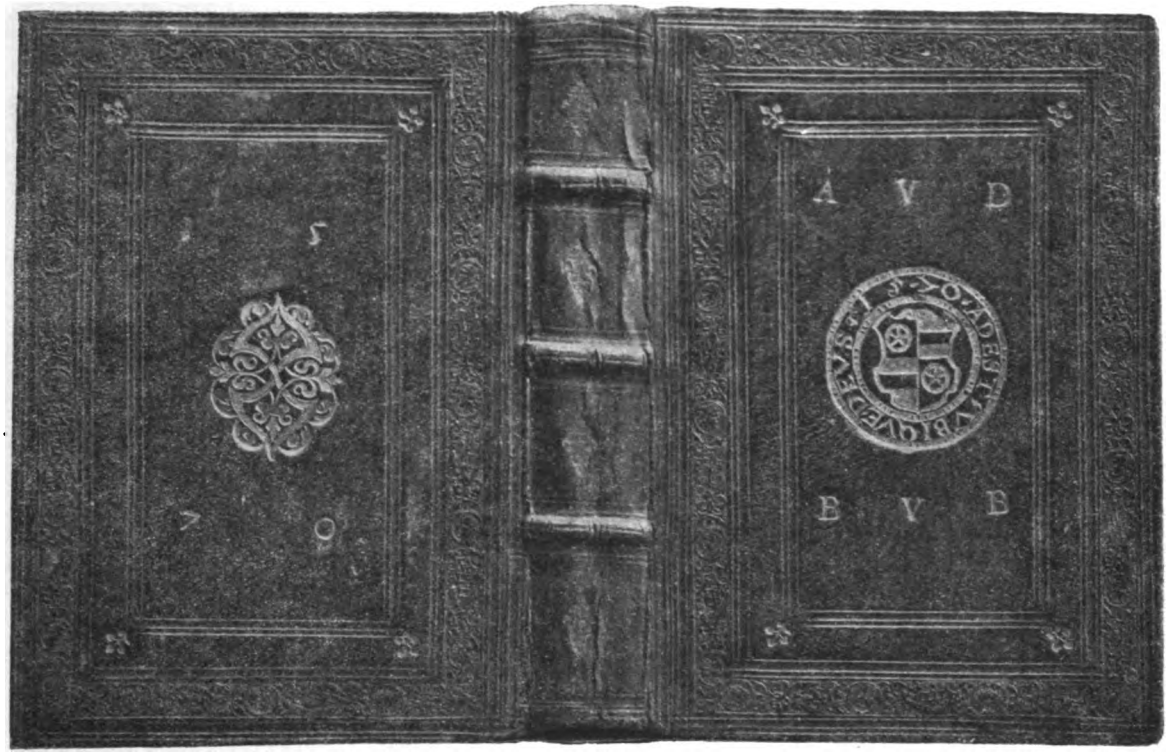


Bild 1. Einband Burkhards von Berlichingen mit dessen Super Libros. Vergl. S. 43.
(Damhouder, Praxis rerum civilium. Venetiis 1568. 4°.)

Bei beiden Brüdern hat sich die Bücherliebhaberei schon in früher Jugend gezeigt. Burkhard war erst vierzehn Jahre alt, als er am 20. Mai 1564 in ein Schulbuch (Melanchthons Elementorum Rhetorices Libri duo. Basileae: Joannes Oporinus. 1563 Mense Martio. 8°) und ähnlich in andere damals beuutzte Werke den Wahlspruch Adest Vbique Deus und das Distichon

Quicquid erit tandem mea spes est unica Christus,
Huic vivo, huic moriar, caetera curo nihil

eingeschrieben hat, darunter seinen Namen Burckhartus a Perling in Gelterfing optimo iure hunc possidet librum, und bereits 1570 hat er sich einen Stempel für ein Super Libros schneiden lassen, das in einem gevierten Schild die Wappen seiner Eltern Berlichingen und Nothafft zeigt mit der Umschrift 15. 70. ADEST. VBIQUE. DEVS. Über dem Wappen stehen die Anfangsbuchstaben

Digitized by Google

dieses Wahlspruchs, darunter die seines Namens BVB. Dieses Super Libros ließ er damals und später auf dem Vorderdeckel seiner meist in rotbraunes glattes Leder gebundenen Bände anbringen, den hinteren Deckel schmückte ein eiförmiger Zierstempel mit der Jahreszahl 1570.

Einträge von seiner Hand finden sich in späterer Zeit selten, aber manche Widmungen legen

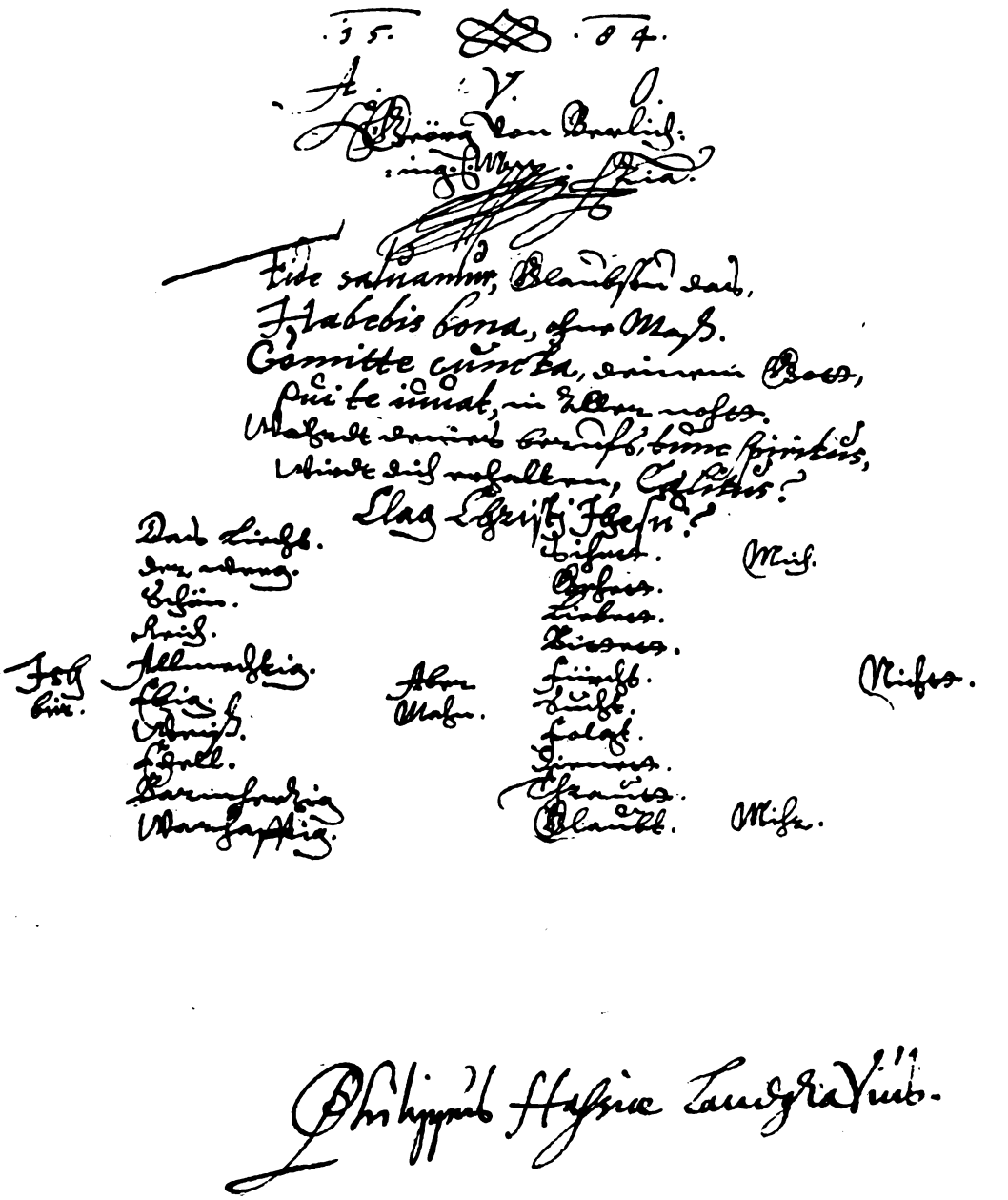


Bild 2. Eintrag Hans Georgs von Berlichingen in Schropp, Jacob, Handlungen des Allgemeinen Conciliumbs. Tübingen 1582. 4°. Vergl. S. 45.

Zeugnis ab von der Wertschätzung, der er sich unter seinen Zeitgenossen erfreut hat. In Joh. Christophori Fuchs Senioris in Wallenburg et Armschwang Eq. Fr. Paraphrasis in omnes Psalmos Davidis vario carminum genere expressa. Smalchaldiae: Michael Schmuck 1574 lesen wir: Cum maiorum imaginibus tum singularis uirtutis atque eruditionis praestantia praeclaro uiro. Domino Burckhardo à Berlaching in Geltorfing etc. affini suo clarissimo in symbolum confirmatae amicitiae autor dono dedit. Burckhard hat das Buch seiner zweiten Gattin geschenkt, die 1579 ihren Namen

Digitized by Google

Dorothea von Berlichingen und die Anfangsbuchstaben von zwei Wahlsprüchen eingeschrieben hat. N. Clemens Trelaeus Mosellanus widmete seine zu Paris bei Oliua P. l'Huillier erschienene Anagrammatographia mit den ehrenden Worten: Inter doctos nobili, inter nobiles docto, inter utrosque optimo viro, Domino Burchardo Berlingio dono dedit N. Clemens Trelaeus Mosellanus. Stutgardiae 1585; Güntherus Schneidewein des Johannes Schneideuuein Epitome in usus Feudorum. Jenae: Tobias Steinmann 1585 mit dem Eintrag: Nobilitate generis, sapientia, eruditione, authoritate ac omnium uirtutum genere, praestanti Joanni Burckhardo a Berlichingen, Illustrissimi principis Ludovici Ducis Wirtebergensis etc. Consiliario intimo Dono Dedit Güntherus Schneidewein. Hieronymus Gerland D. Pro Cancellarius Wirtembergicus schenkte am 20. November 1592 des Stuttgarter Pfarrers Wilhelm Bidembach Consensus Jesuitarum et Christianorum in Doctrina Religionis. Tübingae: Georg Gruppenbach. 1583. mit der Widmung: Nobilitate generis, prudentia, rerumque uso conspicuo viro Burckardo à Berlichingen etc. Caesareae Majestatis et Illustrissimi Ducis Wirtembergici consiliario ac praefecto superiori in Waiblingen et Canstat, Domino obseruando hunc libellum tanquam immodae veritatis testimonium dono dedit et diligenter commendauit. Ähnlich schrieb Burkhards Schwager, der württembergische Geheimerat Melchior Jaeger von Gärtringen in seine Precationes et Meditationes piae. Tubingae: Georgius Gruppenbach 1592 ein:

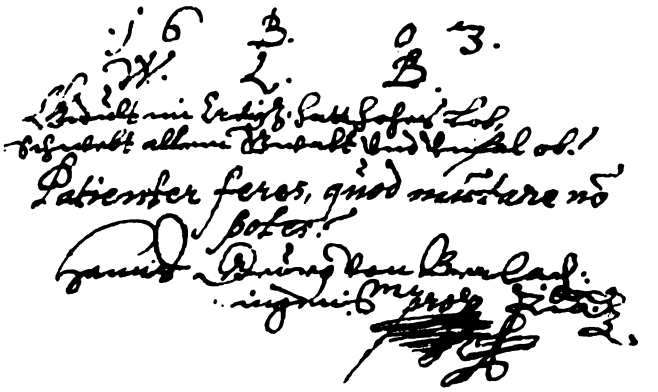


Bild 3. Unterschrift und Wahlsprüche Hans Georgs von Berlichingen. Vergl. S. 46.
(Simler, Josias, Regiment Gemeiner löblicher Eydgnoschafft. Zyrych 1576. 8°.)

Nobilitate, doctrina, virtute, rerumque usu praestantissimo Viro Burghardo à Berlichingen, Caesareae Majestatis ac Ducis Würtembergici Consiliario atque praefecto Waiblingensi et Canstatensi, Affini ac Fratri suo dilectissimo dono dedit hunc libellum.

Dem Beispiel des älteren Bruders ist in demselben jugendlichen Alter von vierzehn Jahren Hans Georg gefolgt, der schon 1573 in seine Schulbücher wie Ovids Fastorum Libri sex. Coloniae: Gualtherus Fabricius 1564 und Metamorphoseon Libri XV. Coloniae: Petrus Horst 1565 zwischen die Jahreszahl die verschlungenen Anfangsbuchstaben seines Namens und darunter die verschiedener Wahlsprüche eingeschrieben hat, wie A. V. O., G. V. L., S. M. R. D. Ein Super Libros H. G. V. B. verwendet Hans Georg nur vereinzelt, wie auf einem hübschen braunen Kalblederband mit Zierstempeln, der des Andreas Musculus Precationes, Leipzig 1573 in 8° enthält, und in dem vorn die Wappen seiner 16 Ahnen väterlicherseits, hinten die mitterlicherseits eingemalt sind. Er liebte es vor allem, seine Bücher neben seinem Namen mit dem Jahr der Erwerbung, manchmal dem dafür bezahlten Preis auf der Innenseite des Vorderdeckels mit einem erbaulichen Spruch oder weisen Lehren zu versehen. So lesen wir schon 1584 in Grundtliche Warhafftige Historia: Von der Augspurgischen Confession 1530. Magdeburg: Joh. Franck 1584.

Vil guets der fromb mit Reden Richt,
Ein böse Zung Vihl Unglückh Stifft.

Aus demselben Jahre stammt die als Bild 2 nachgebildete Spielerei in Jacob Schropps Handlungen des Allgemienen Conciliumbs. Tübingen: Georg Gruppenbach 1582.

Digitized by Google

Am häufigsten bringt er den Wahlspruch W. L. B. an, der später das in jüngeren Jahren gebrauchte A. V. O. fast ganz verdrängt und Waß Liebt Betriebt aufzulösen ist, wie sich aus dem Eintrag in Noe Meurer, Von Forstlicher Oberherrligkeit vnnd Gerechtigkeit. Pfortzheim: Georg Rabe 1560 ergibt. Darunter stehen meistens die Verse:

Gedultt Im Creutz hatt hohes (oder höchstes) Lob,
Schwebt allem Gewaltt vnd Vnfahl ob,

sowie sein Name Hanns Geörg von Berlichingens (oder Berlachingens) manus propria.

Seit 1603 etwa tritt an Stelle dieser deutschen Verse fast ausschließlich der früher vereinzelt gebrauchte lateinische Spruch Patienter feres quod mutare non potes. Einer seiner letzten Einträge 1609

Glaub. Rede wenig: Vnd bestelle daß dein.
Waß hin jst, Laß hin sein!

(in Christophorus Irenaeus: Spiegel des ewigen Lebens, o. O. 1572) zeigt, daß die entsagende Stimmung, die sich schon in früheren Einträgen bemerkbar macht, immer mehr bei ihm überhand genommen hat. Er scheint eine grüblerische Natur gewesen zu sein, die im Leben vor allem die Schattenseiten sah und sich ängstlich hütete, irgendwie Anstoß zu erregen. Manche Schicksalsschläge, die ihn und seine Familie getroffen hatten, sowie das Leben an einem kleinen Hofe mögen viel dazu beigetragen haben, diese von Jugend auf bei ihm bemerkbare Eigenschaft immer mehr zu entwickeln. Sehr bezeichnend sind für ihn längere Einträge, die er in einen Sammelband Würtembergischer Ordnungen aus den Jahren 1567 bis 1592 gemacht hat, dessen Schluß von ihm geschrieben die „Articuli, darauff jm Fürstenthume Würtemberg die Vnholden oder Hexen Examinirt werden", bilden. Wir lesen da:

Ihr Rahtgeber fördert Gottes Ehr
Vnnd das sein Dienst Rein gehalten wer.

Dann folgt ein Memorial Zettel aller Christlichen Obrigkeytt, 22 Verse, deren Anfang lautet:

Gunst, Neydt vnnd geschenck meydt vnder euch,
Eim yeden thuet im Rechten gleich.

Ein zweiter Memorial Zettel Yedem insonderheit von 24 Versen beginnt:

Stolziere nicht, denn wer du bist
Dein Anfang schlimm vnd vnlust ist,
Das Leben sterblich, schwach vnnd gechwindt
Gleich wie ein Wasser Blase lindt,
Dein Außgang ist der Wurmer Speiß
Erckhenne diß selbs, bist anders weiß.

Dazwischen stehen Stellen in deutscher und lateinischer Sprache aus der Bibel und klassischen Schriftstellern, die alle von der Niedrigkeit und Vergänglichkeit irdischer Dinge handeln oder weise und kluge Lehren geben.

Die Bücher der Bibliothek Hans Georgs gehören den verschiedensten Gebieten des Wissens an und legen Zeugnis davon ab, daß er eine umfassende Bildung besessen haben muß. Die lateinische Sprache hat er in seiner Jugend gelernt, wie sich aus Schulbüchern und Klassikerausgaben ergibt. Französische Bücher sind mir aus seinem Besitz nur wenige begegnet, Französisch war um 1600 noch nicht so sehr die Modesprache der vornehmen Welt wie hundert Jahre später. Einige italienische Werke, die 1567 in Venedig gekauft sind, haben wohl eher Burkhard gehört, der vielleicht nach seinem Studium in Tübingen, wo er am 5. November 1562 mit seinem Bruder Johann Tobias immatrikuliert worden ist (vgl. Hermelinck, Die Matrikel der Universität Tübingen. Stuttgart 1906, I, 431), zu seiner weiteren Ausbildung Italien besucht hat. Dem frommen Sinne der Zeit entsprechend ist die religiöse Literatur, vor allem in zahlreichen Erbauungsschriften, reich vertreten, daneben sind die juristischen Bücher sehr zahlreich.

Digitized by Google

Medizinisches ist weniger vorhanden. Für geschichtliche Werke jeder Art scheint sich Hans Georg besonders interessiert zu haben, groß ist vor allem die Zahl der Chroniken. Auch einige Handschriften waren darunter, wie David Wollebers Württembergische Chronik 1579, (Hs. 104 in 2°), nach Eugen Schneider, David Wolleber, ein Bild aus den Anfängen der württemberg. Geschichtschreibung [Württ. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. Stuttgart 1911. Neue Folge 20, 298 bis 299] die Originalhandschrift Wollebers, die am 12. November 1579 zu Weiler bei Schorndorf dem Herzog Ludwig von Württemberg gewidmet worden ist. Hans Georg hat 1592 seinen Namen mit Wahlspruch eingeschrieben. Beiläufig bemerke ich, daß die Hofbibliothek in ihrer Handschrift 135 in 2° noch eine zweite, vermehrte Bearbeitung dieses Werkes in Originalhandschrift Wollebers besitzt mit dem Titel „Historia vnd Zeittbuch des Weitberiembten Christlichen vnd Hochlöblichen Fürstenthumbs Württemberg", am 8. August 1585 zu Schorndorf dem Landgrafen Ludwig dem Älteren zu Hessen-Marburg und dessen Gemahlin Hedwig, einer Tochter Herzog Christophs von Württemberg, gewidmet und aus deren Erbschaft nach Darmstadt gelangt. Eine weitere württembergische Handschrift, 114 in 2°, „Verzaichnis was für Stätt, Schlosser, Marcktfleckhen, Dorffer, Weyler, Hoff, Mülinen auch Burgstall jm Fürstenthumb Würtemberg . . . gelegen". 16. Jh. ist durch Hans Georg von Berlichingen hierher gekommen, von dessen Hand einige Zusätze herrühren. Die um 1575 geschriebene Handschrift enthält neben einem unvollständig gebliebenenen Ortsverzeichnis viele geschichtliche, namentlich genealogische Abschnitte, sie gehört also zu den bei Heyd, Bibliographie der Württ. Geschichte I, 24 aufgezählten „Landbüchern". Am Schlusse sind sechs von anderer Hand geschriebene Seiten angebunden mit einer „Beclagung der Herschrockenlichen Wasserflut zu Stutgartten Erganngen Jn anno etc. 1508". Ihm hat auch eine Handschrift der Lebensgeschichte des Ritters Götz von Berlichingen gehört, die der Forschung seither entgangen ist. Die Abschrift, Hs. 2852 in 2°, stammt wie die übrigen ältesten Handschriften des Werkes aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. und bietet einen sehr guten Text, zu dem Hans Georg manchmal Inhaltsangaben am Rande zugefügt hat. Auch die Unterstreichung einzelner Hauptstellen mit roter Tinte, die in seinen Büchern sehr häufig vorkommt, rührt von ihm her. Sie war bis jetzt ungebunden und besteht aus zehn Lagen von 12, 12, 12, 12, 10, 14, 12, 8, 6, 14 Blättern. Von den ursprünglich vorhandenen 224 Seiten sind die beiden letzten, vermutlich leeren, abgerissen worden, und mit ihnen sind auch die Gegenseiten 197—200 verschwunden, so daß eine Lücke im Text vorhanden ist, die den Seiten 76, Z. 26—77, Z. 6 v. u. des Abdrucks des Grafen Berlichingen-Rossach a. o. O. entspricht. Die Zeilenzahl ist verschieden, meistens sind es 23—26 Zeilen.

Werke über Architektur, Kriegskunst, Römische Altertümer, Feld- und Gartenbau beweisen ebenfalls den Umfang der Interessen Hans Georgs, manches wie Bücher über Abrichtung von Pferden und Roßarzneikunst hat er wohl auch als fürstlicher Hofbeamter gebraucht. Es ist nicht möglich, aus allen diesen Gebieten hier auch nur die wertvollsten Werke namhaft zu machen, erwähnen will ich nur noch, daß der vielseitige Mann auch ein Freund der deutschen Dichtkunst war. 1598 hatte er die fünfbändige bei Leonhard Heußler in Nürnberg erschienene Folioausgabe der Gedichte des Hans Sachs gekauft und für das gebundene Exemplar et alia Opera Hanns Sachsens 14 fl. bezahlt. Striche und Randbemerkungen von seiner Hand zeigen, daß er eifrig darin gelesen hat.

Auch seine Bücher sind wie die seines Bruders Burkhard meistens gut und schön gebunden, viele sind mit dem Bildnis Herzog Ludwigs von Württemberg und dem württembergischen Wappen geschmückt. Besonders häufig kommt ein weicher Pappband vor, der mit weißem Schweinsleder überzogen ist, dem schwarze Zierstempel und Linien aufgedruckt sind. Farbige Bänder und farbiger Schnitt dienten den Bänden zu weiterem Schmuck. Man sieht es den Büchern an, daß sie zu den Bibliotheken vornehmer Herren gehört haben, die schöne Bücher zu schätzen wußten.

Die Bücherliebhaberei der Väter und deren Gewohnheit, in ihre Bücher ihren Namen mit einem Wahlspruch einzuschreiben, hat sich auch auf die Söhne vererbt, soweit dies die wenigen aus deren

Digitized by Google

Besitz hierher gekommenen Bände erkennen lassen. Der sechzehnjährige Hans Bernhard hat z. B. in Theophilus Golius, Educatio puerilis Linguae graecae. Argentinae: Josias Rihelius 1583, das einen für ein Schulbuch merkwürdig reich verzierten Einband aus der Werkstätte des Buchbinders Hans Wagner in Lauingen mit dem Pfalz-Neuburgischen Wappen trägt, auf dem letzten weißen Blatt eingeschrieben: Johannes Bernharthus à Berlichingen est huius libelli verus possessor. Die 7. Januarij Anno 91. Johannes Bernhardtus von Berlichingen. Darunter der bekannte Bücherfluch:

Das Buechlin ist mir lieb,
Vnndt wer es stildt, der ist ein dieb,
Er sey freüher oder knecht,
So ist er an den galgen gerecht.

Von Hieronymus Christophs Hand findet sich in dem Werke „Zwey Nutzliche sehr gute Bücher von allerley gebresten vnd kranckheiten, damit die Roße, Maulesel . . . geplaget", übersetzt

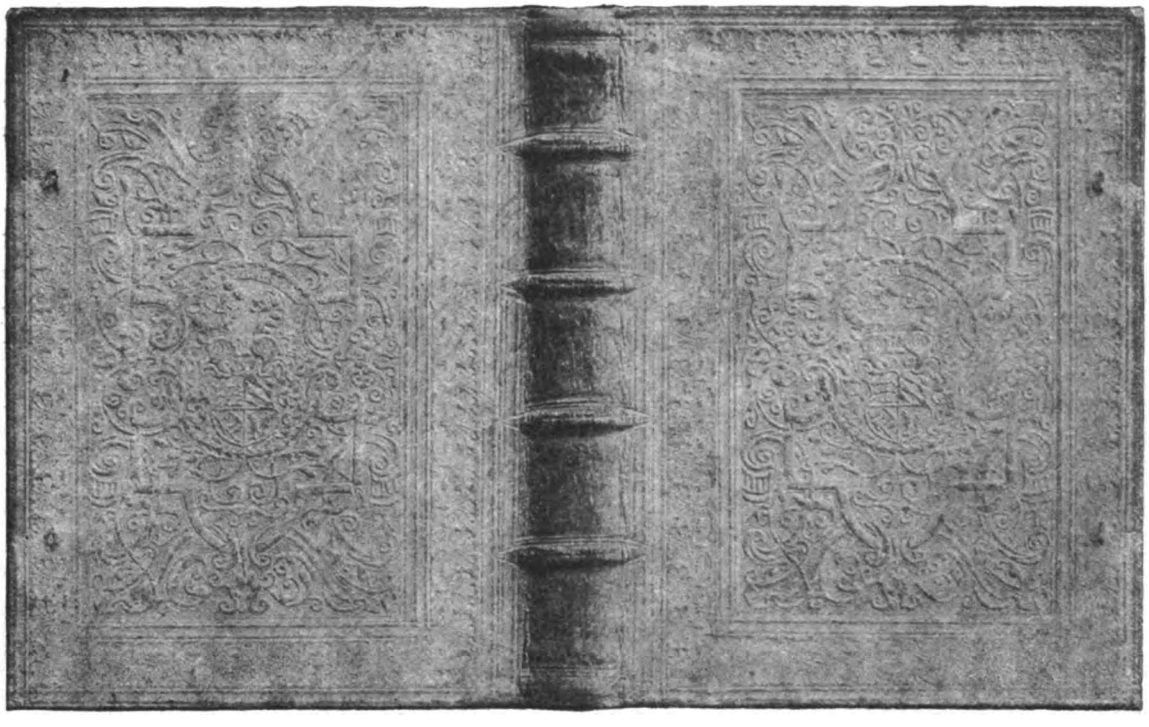


Bild 4. Württembergischer Einband. Vergl. S. 47.
(Schropp, Jacob, Handlungen des Allgemeinen Conciliumbs. Tübingen 1582. 4°.)

von Gregorius Zechendorfer. Eger: Hans Burger 1571, das dem Super Libros nach 1572. C. V. S(chleinitz) gehört hatte und Hieronymus Christoph am 16. Juli 1615 zu Ober-Ingelheim von der edeln und viel tugendsamen Frau Amalia von Grohrott geb. von der Martten, seiner freundlich lieben Frau Mutter zu freundlicher Gedechtnuß verehrt worden war, der Eintrag

Glückh vnd Vnglückh
Ist Alle Morges mein früehe stückh.

Die weltschmerzliche Stimmung, die den Vater durch sein ganzes Leben bewegt hat, klingt hier auch schon bei dem einundzwanzigjährigen Sohne an.

Hans Georg von Berlichingen hat mehrere Werke seiner Bibliothek benutzt, um darin genealogische Aufzeichnungen über seine Familie zu machen. Das eine ist das „Bayrisch Stammenbuch" des Wiguleus Hund, Ingolstadt: David Sartorius 1585 und 1598, zwei Bände in 2°, für die der Besitzer 1598 2 fl. 8 bz. bezahlt hat. Beide Bände sind gleichmäßig in Schweinsleder auf Pappe mit

Digitized by Google

einfachen schwarzen Zieraten und rot-weiß-blauem Schnitt gebunden. Dem ersten Teil gehen einige weiße Blätter voraus, die von Hans Georg 1598 oder Anfang 1599 mit Nachrichten über seine Familie beschrieben worden sind. Andere Einträge über diese und verwandte Familien hat er an verschiedenen Stellen beider Bände zu Hunds Text und auf einem lose im zweiten Band liegenden Oktavblättchen gemacht.

Ein zweites zu diesem Zwecke benutztes Werk ist Abraham Saurs von Frankenberg „Calendarium historicum, mit fleiß vbersehen, vnd gemehret" (durch M. Cunradus Gerhardus Saurius, Abrahami F.) Franckfurt a. M.: Nicolaus Basseus 1594 in 2°; der mit Papier durchschossene Band ist in Holzdeckel gebunden, die mit weißem Leder überzogen sind, dem in der Mitte beider Deckel das Bild der Judith mit der Jahreszahl 1567 und der Unterschrift SIC PEREANT OMNES INIM || ICI TVI DOMINE. IVDICVM. V. || blind aufgedruckt ist, umgeben von drei Zierleisten mit den Bildnissen von Huß, Erasmus, Melanchthon und Luther. Der Schnitt ist grün. Das Jahr der Er-

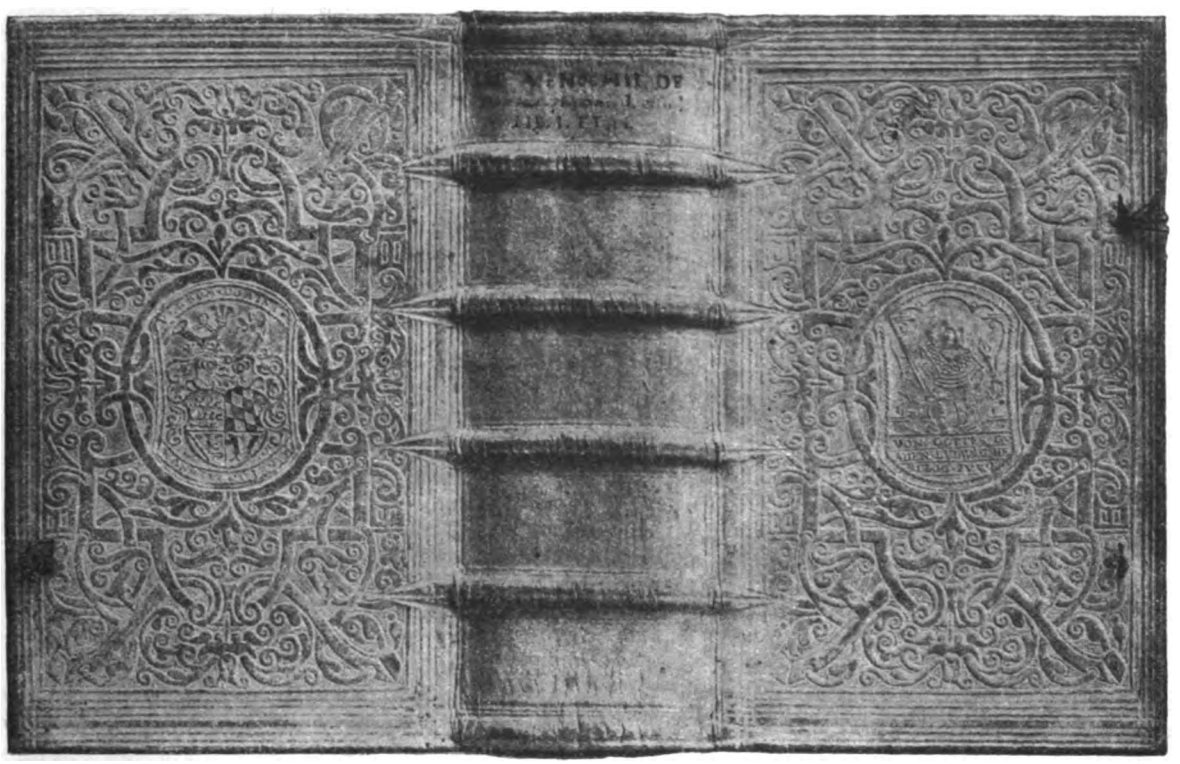


Bild 5. Einband mit dem Bildnis Herzog Ludwigs von Württemberg und dem württembergischen Wappen. Vergl. S. 47. (Menochius, Jacob, De praesumptionibus Libri III. Coloniae 1587. 8°.)

werbung ist nicht angegeben, auch der Name Berlichingens fehlt. Hans Georg hat diesen Band außer zu Einträgen über seine Familie zu Aufzeichnungen über Zeitereignisse, namentlich Vorfälle in dem württembergischen Fürstenhaus benutzt. Die Frankfurter Einträge sind oben bereits erwähnt.

Eine dritte in der Hofbibliothek zu Darmstadt befindliche, seither ebenfalls unbekannte Quelle zur Genealogie der Herren von Berlichingen ist der obengenannte Sammelband von Stammbäumen süddeutscher Adelsgeschlechter, den Pleickhard von Helmstatt zu Anfang des 17. Jahrh. angelegt hat. (Hs. 1970 in gr. 2°.)

Der größeren Übersichtlichkeit halber drucke ich diese genealogischen Aufzeichnungen nicht in der Reihenfolge ab, wie sie sich in den drei Werken finden, sondern vereinige die auf die einzelnen Persönlichkeiten bezüglichen, wobei ich den Wortlaut der Einträge, aber mit einigen Kürzungen

Digitized by Google

beibehalte. Alle Mitteilungen ohne nähere Angaben sind den dem ersten Teile des Hund vorgebundenen Blättern entnommen, die anderen Quellen führe ich mit den Seitenzahlen an.

Hans Christoph von Berlaching zu Geltolfing hatt sein ehelich beylager mit Junckfrau *Brigitta Nothafft* von Wernberg etc., Herr Haymeran Notthaffts Vitzdomens zu Straubingen vnd Frauen Margretha geborner von Seyboltssdorff zur Schenckhenau ehelicher Tochter, Anno 1549. — Er starb Anno 1560, ligt zu Geltolfing begraben. (Saur, S. 190.)

Anno Christi 1575, 23. März in der Nacht ist in Gott seligklich entschlaffen die edel vnd tugendsam Fraw *Brigitta von Berlichingen*, geborne Notthafftin von Wernberg, mein getrewe vnd

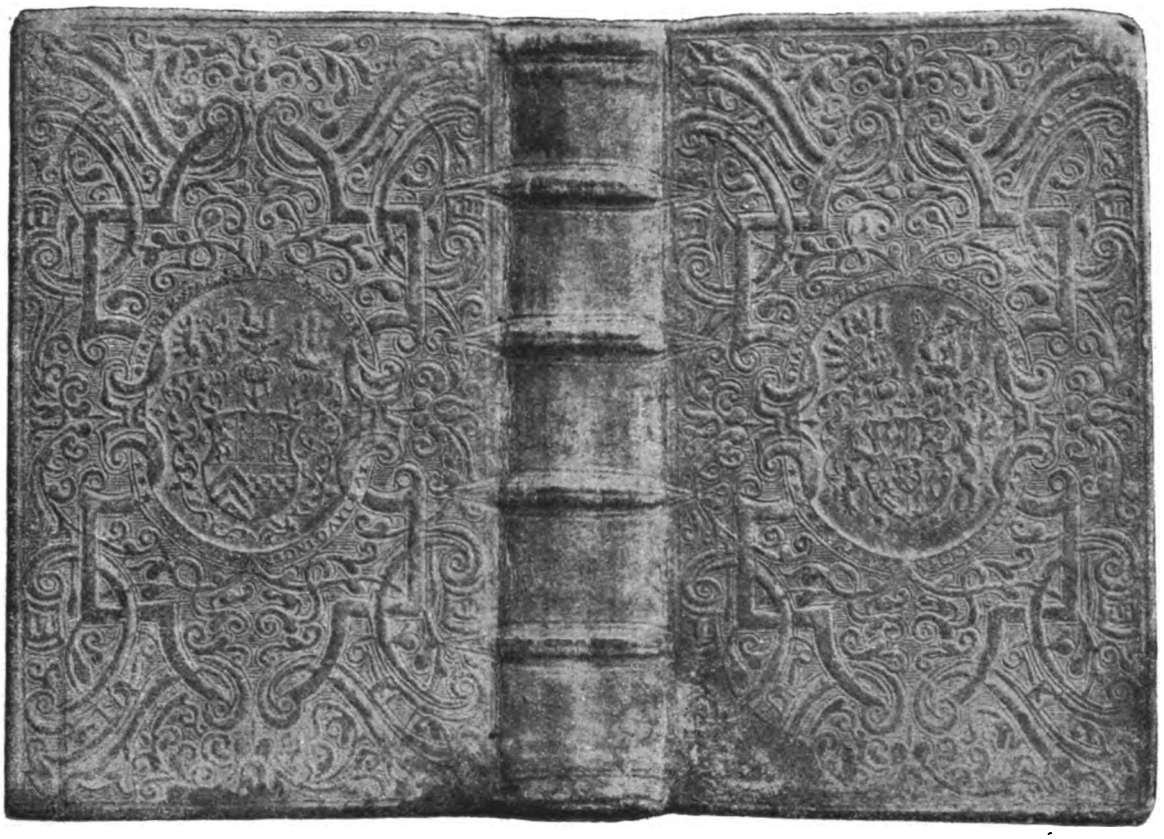


Bild 6. Einband des Buchbinders Hans Wagner in Lauingen. Vergl. S. 48
(Golius, Theophilus, Educatio puerilis Linguae Graecae. Argent. 1583. 8°.)

liebe frau Mutter. Vnd ligtt zu Stambsricht in der Obern Pfaltz, dahin man sie auß Bayrn füehren müessen, begraben. (Saur, S. 176.)

Beider Kinder:

1. *Burckhardt* wardt geborn Anno 1550 den 7. Februarij (zwischen 8. und 9 Vhren gegen der Nacht) [Diese eingeklammerten genauen Zeitangaben sind hier wie bei den folgenden Kindern am linken Rand später zugeschrieben.]

Burckhard hatt Anno 1573, den 14. Junij Sein hochzeitlichen Erentag mit Weyland Andre Egkhers seeligen vnd Frauen Katharina, geborner Leschin, Ehelichen Tochtern Jungkfrau *Geneuea Egkherin* (zu Obern Poringen, Saur, S. 338). Zu Geltolfing. Die Ime hernach geboren.

a) *Hanns Bernhardten*, den 24. Februarij Anno 1572. Ist die Muetter den 5. Martij hernach Todts verfahren. Am Rande: (Hans Bernhard) Hatt sich Anno 1599. 15. Augusti mit Hans Conr. *von Pientzenau* Tochter *Maria Euphrosina* verheurattet.

Anno 1579 den 10. Maij die ander Hochzeit zu Dörtzbach mit Jungkfrau *Dorotheen*, weyland

Digitized by Google

Hans Jacobs *von Berlachingen* zu Hornberg etc. vnd *Eua Geyerin*, seiner ehelichen Haußfrau beeder seeliger hinderlassener Tochtern, bey deren er erzeugt:

b) Anno 1581 den 12. Martij *Dorotheam*. Ist hernach Anno 1604 den 19. Februarij *Hanns Friderich Linkhen* zu Colmar verheurat worden.
c) *Christoff Conrad* ward geborn den 12. Augusti Anno 1582. Ist Anno 1586 den 5. Septembris seeliglich abgestorben.
d) *Margareth Annam* den 2. Aprilis 1584. Später zugefügt: hatt sich mit *Otto von Vahenstein* verheurattet Anno 1609.
e) *Vrsula* geboren den 8. Augusti 1585. Ist hernach Anno 1586 10. Februarij Christlich entschlaffen, ligt neben ihrem bruder zu Stuttgart in der Spital Kirchen begraben.
f) *Maria Magdalena* geboren den 12. Martij Anno 1587. Starb zu Waiblingen den 3. Octobris Anno 1591, alda sie auch begraben.
g) *Sabina* ist geboren den 30. Septembris Anno 1588.
h) *Elisabetha Vrsula* geborn den Septembris Anno 90.
i) *Katterina* ward geborn den 14. Nouembris Anno 1592.

Burkhard hatte also in zweiter Ehe Dorothea, die Enkelin Götzens von Berlichingen geheiratet, und die Angaben des Grafen Berlichingen-Rossach, S. 610 und S. 681 Nr. 62, Burkhards erste Frau sei Dorothea von Berlichingen aus der Heidingsfelder Linie gewesen, und (S. 646) Götzens Enkelin Dorothea habe sich 1586 mit dem württembergischen Geh. Rate Melchior Jäger von Gärtringen vermählt, sind trotz den Hinweisen auf archivalische Quellen falsch. Jägers Frau war Dorotheas Schwester Anna. Es geht dies auch klar hervor aus einer in dem siebenten Bande der Familiengedichte der Kgl. Landesbibliothek in Stuttgart enthaltenen Hochzeitglückwunschschrift des Tübinger Professors Erhard Cellius, die den Titel führt: Nuptiae secundae . . . Melioris Jaegeri a Gertringen . . . ducentis . . . Annam a Berlichingen: . . . Johannis Jacobi a Berlichingen in Hornberg, Neünstatt, Rossach et Illesheim filiam . . . Stuccardiae 1586 die 15. Augusti. Tübingae: Georgius Gruppenbachius 1587 in 4°. Unter den Hochzeitsgästen werden Jägers Schwager Burkhard von Berlichingen und seine Frau Dorothea, die Schwester der Braut, mehrmals erwähnt.

Burkhard stand in großer Gunst bei Herzog Friedrich von Württemberg, der ihm 1596 den Flecken Binswangen den er kurz vorher für 8000 fl. erkauft hatte, zum Eigentum geschenkt hatte, „etzlichen seiner nützlichen Verrichtungen halb bei Kaiser Rudolf II.", wie Hans Georg in einem Zusatz zu Bl. 103b der oben erwähnten Hs. 114 bemerkt. Bald darauf zog sich aber gerade durch seine Sendung an den Kaiserhof veranlaßt ein Gewitter über seinem Haupte zusammen, das sogar zu seiner Gefangennahme führte. Das Nähere findet man in Christian Friedrich Sattlers Geschichte des Herzogtums Würtenberg. Ulm 1772. V, 200 und bei H. Bauer a. a. O. S. 171ff., hier teile ich nur mit, was Hans Georg über diese Angelegenheit zu melden weiß. Er schreibt zu Saur, S. 404: Burckhardt von Berlachingen vff dem Schloß zu Tübingen verstrickht etc. Den 16. Julij Anno 1597 wardt Burckhardt von Berlachingen, alß er von Hertzog Friderich zu Würtemberg etc. mit seiner Relation, was er bei Kay: Maiestet wegen Abkhauffung der Österreichischen Affterlehenschafft halb verrichtet, nach Tübingen erfordert, vnd alda (durch antrieb seiner Mißgönstigen) vff das Schloß verstrickht, vnd auß embsigem treiben seiner Feinde ihme erstlich die bestallung abkhündt worden, das Dorff Pintzwangen, so im diser Verrichtung halb durch ihr Fürstliche Gnaden gnedig verehret wahr, weil sein widersacher für geben, die sache wehre nichts verricht etc., widerumb genommen, sampt 300 fl., so ime von weylandt Herzog Ludwigen zu Würtemberg etc. Christseeliger vnd hochloblicher gedechtnus, seiner gelaisten vnd von Kay: Maiestet gerümbten trewen Dienst halb gnedig angesetzt waren zu Lehen, vnd diß alles vß antrieb haimblicher vnd offentlicher seiner feindt, die sich doch gegen ime alß seine besten freundt stöltten, Ihren haimblichen übergroßen giftigen Neidt aber durch diese ihre practiken an ihme wol außgestossen haben.

S. 236: Burkhard von Berlachingen vff die Vestung Hohen Vrach geführt. Den 23. Aprilis,

Digitized by Google

welches war der Tag Georgij, ward in der Nacht vmb 2 Vhren Burckhardt von Berlachingen etc. vßer der Custodj zu Stutgartten nacher vnnd vff Hohen Vrach geführt, Anno 1598.

S. 526: Burckhardt von Berlachingen wirdt seiner Verstrickhung erlassen. An diesem Tage (29. September), welches war das Fest Michaelis Anno 1599 war gegen Abendt vmb 5 Vhren Burckhardt von Berlachingen etc. seiner langwürigen Verstrickhung, so vff ungevärlich zwey Jhar, aylff wochen vnd ettlich tage sich geweret, vff Hohen Vrach der Vöstung von Hertzog Friderich zu Würtemberg etc. erlassen.

Burckhard scheint seine Freilassung hauptsächlich der eifrigen Fürsprache Kaiser Rudolfs II. verdankt zu haben, in dessen Dienste er später ganz übertrat.

2. *Hanns Thobias:* geborn den 18. Martij Anno 1551. (Vmb 2 Vhr nach Mitternacht.) Hatt sein Ehelich bejlager zu Chamb (in der Obern Pfaltz. Saur, S. 464) mit Jungkfrau *Margretha, Georgen von Murachs* zu Stambsrieht vnd Frauen geborner *Füchsin* Ehelichen Tochter, Anno 1575, 21. Augusti, die Ime Nachuolgende Kinder geboren. (Es werden aber keine Kinder aufgezählt.) Danach ist des Grafen Berlichingen-Rossach Angabe S. 609, Hans Tobias sei als Hauptmann des Burggrafentums Nürnberg auf dem Gebürg zu Culmbach 1604 unvermählt in Culmbach gestorben, zu berichtigen. Im zweiten Teile des Hund, S. 179, teilt Hans Georg noch einiges über die Schwestern der Margaretha von Murach mit.

3. *Margretha:* ist den 28. Julij Anno 1552 geboren (zwischen 9. vnd 10. Vhr vor Mittag). Ist Anno 1573 den 5. Aprilis *Hanns Eberhardten von Closen* zu Armstorff Ehelichen vertraut, auch ihr beylager alda gehalten worden, dem sie Nachuolgende Kinder geboren.

a) Anno 1574 den 7. September *Barbaram.*

b) *Hanns Georg*, geborn 13. Decembris Anno 1576. Ist hernach Anno 1577 den 7. Julij gestorben.

c) *Christoff Geörg*, ward geborn den 11. Julij 1578. Starb hernach den 23. Nouembris obgemelten iahrs.

d) *Katherina*, ist geborn den 26. Septembris Anno 1579.

e) *Elisabetha*, geborn Anno 1580 den 14. Septembris.

f) *Hanns Christoff*, ist geborn den 14. Januarij Anno 1582.

4. *Hanns Christoff* ward geborn den 30. Septembris Anno 1553. (Zwischen 9. vnd 10. Vhr in der Nacht.) Ist vnderm halben Ihar verschieden.

5. *Hanns Jacob*, ist geborn den 30. Nouembris Anno 1555 (zwischen 11. vnd 12. Vhr in der Nacht.) — 6. Octobris Anno Christi 1588 hieltt Pfaltzgraue Ottheinrich zu Sultzbach etc. Hanns Jacoben von Berlichingen, der Zeit ihrer Fürstlichen Gnaden Landtrichtern, sein ehelich beylager mit Jungkfrawen *Elisabethen, Geörg Heinrichs Poosen von Waldegkh Tochtern*, im Schloß zu Sultzbach. (Saur, S. 541.) Graf Berlichingen-Rossach verwechselt S. 609 diesen Hans Jacob offenbar mit einem anderen Berlichingen gleichen Namens.

6. *Hanns Wolff:* geborn den Freytag vor Andrae Anno 1557. (Zwischen 2. vnd 3. Vhren nach Mittag.) Am achten Tag gestorben.

7. *Hanns Georg* war geborn den 1. Nouembris 1559. (Zwischen 8. vnd 9. Vhren vor Mittag.) Hatte sein Ehelich bejlager Anno 1592 den 1. Januarij zu Stuettgartt Im fürstlichen Schloß Mitt frau *Barbara, Bernhardt Thumbs hinderlassener Wittib, Melchior Ludwigs von Neuhausen* zu Neyffen, Fürstlich Würtembergischen frauen Zimmer Hofmeister vnt *Anna Kellerin von Schleitten*, seiner ehelichen Haußfrauen ehelicher *Tochter*, die jme vf die Weltt geborn:

a) *Annam Vrsulam*, den 2. Nouembris Anno 1592.

b) *Iheronymus Christoff*, geborn den 28. Julij Anno 1594.

Später wurde zugefügt: Anno 1608 den 17. Septembris zwischen 12. vnd 1. Vhr Mittags, ist obgemeltte mein liebe Haußfrau nach lang vßgestandener beschwerlicher Kranckheit in Christo vernünfftig vnd seeligklich von dieser weltt abgeschieden, deren Seele der allmechtig Gott mit gnaden pflegen vnd ihr an seinem großen tag ein fröliche Vfferstehung gnediglich verleyhen wölle. Amen.

Digitized by Google

Im Ihar Anno 1609 hab ich mein ander ehelich beylager zu Nürttingen vff dem Rhathauß (vff vorgehende gebürliche Ansuchung) gehalten mit Jungfraw *Beata von der Martten*, dermahlen meiner gnedigen Fürstin vnd Frawen, der fürstlichen Fraw Wittib alda etc. Cammer Jungfrawen. Der allmechtige Gott verleyhe vns seinen zeitlichen vnd Ewigen Seegen. Amen.

Dieselben Angaben macht Hans Georg Saur, S. 5, 510, 554, mit den Zusätzen, daß er beim Tode seiner ersten Frau Fürstlicher Frawenzimmer Hoffmeister zu Nürttingen, bei seiner zweiten Eheschließung Frawen Vrsula Herzogin zu Württemberg, geborner Pfalzgreuin bey Rhein Wittib etc. „vnschuldiger Hoffmeister" war und die Hochzeit zu Nürtingen auf seine Kosten gehalten habe. Beata von der Martten, nach Pleickhards von Helmstatt Angabe Georg Levins von Martin Schwester, stammte aus dem alten thüringischen Adelsgeschlecht der von Margareten, von der Margeritten, von der Martten, das nach Kneschke VI, 134 hauptsächlich in Mühlhausen und Erfurt ansässig war. Frau Ursula hatte sie jedenfalls vom pfälzischen Hofe als Kammerjungfrau mit nach Württemberg gebracht. Ihre Schwester Amelia, Amalia oder Ammel war im kurfürstlichen Frauenzimmer in Heidelberg. Im Thesaurus Picturarum des pfälzischen Kirchenrats Marcus zum Lamb, Palatina II. (Darmstädter Hs. 1971) wird ausführlich die prunkvolle Hochzeit geschildert, die am 7. Dezember 1600 und an den darauffolgenden Tagen Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz dem Johann von Groradt aus dem Stifte Mainz, Burgvogt zu Heidelberg und der edlen Jungfrau Amelia von der Marten, des edlen Mateßen Adolf von der Marten Tochter, veranstaltet hat. Amalia von Groeroth ist am 17. Januar 1618 56jährig zu Ober-Ingelheim gestorben. (Archiv für hessische Geschichte 8, 335.)

Auf die Familie der ersten Frau Hans Georgs beziehen sich noch folgende Einträge. Saur 608: Den 24. Nouembris Anno Christi 1600 starb zu Stetten jm Rambsthaal der edel etc. *Melchior Ludwig von Neuhausen* etc., so 4 Fürstinnen von Würtemberg Hoffmeister gewesen, Abents Katterinae zwischen 7. vnd 8. Vhren. Gott genade ime als einem Redlichen alten Teutschen vom Adell.

Saur S. 541. Auff diesen tag (6. Oktober) Anno Christi 1600 wardt meines Sohnes *Johann Friderich Thumben von Neuburg* etc. einritt vnd ehelich beylager mit Jungkfraw Maria von Brinigkhouen, Johann Geörgen von Brinigkhouen, Fürstlich Würtembergischen Rat vnnd Großhofmeisters zu Mümppelgartt etc. eheleiblicher dochter, gehalten zu Wayblingen vnd die haimbführung am 9. diß zu Stetten.

Saur S. 546. An disem Tag (9. Oktober) in der Nacht, Anno 1600 ist *Conrad von Degenfeld*, so von *Johann Friedrich Thumben* etc. Hochzeitt zu Wayblingen nacher Hauß ziehen wollen, in Gerenstetten im Rambsthaal von *Jacob von Gülttlingen*, der Zeit Ober-Vogtt zu Schorndorff, vnversehens vnd mit sein von Degenfeldts aigenem Rappier mit 13 Stichen vnd Wunden entleibt vnd vmbgebracht worden. Der Thäter Jacob von Gülttlingen ist den 15. eiusdem vmb 7. Vhren frue zu Wayblingen vff dem Platz mit dem Schwerdt gericht worden, der Allmechtig verleyhe inen beeden ein fröliche Vfferstehung. Amen.

8. *Hanns Christoff*, ist geboren den 9. Maij Anno 1561. (gegen dem Tag.) — Den $\frac{18}{28}$ Octobris Anno Christi 1607 starb zu Praag mein jüngster Brueder Hanns Christoff von Berlachingen, so in Schlesien zur Lignitz gewohntt, seines Alters . . . Ist zu Praag bey St. Nicolao begraben. (Saur, S. 558.) Pleickhard von Helmstatt weiß von ihm noch folgendes zu melden: 1588 militat Hispano in Belgio. Eius Uxor auß Lignitz ducta.

Digitized by Google

Zwei Briefe J. P. Jacobsens.

Von

Dr. Günther Schmid in Jena.

Mit zwei Beilagen.

Als Jens Peter Jacobsen das Dahlsche Privatgymnasium in Kopenhagen verlassen hatte und Student geworden war, war der „stud. art." zunächst und in erster Linie Student der Botanik.

Wenigen Freunden des Dichters ist das recht bekannt und nur einzelnen Darstellern seines Lebens bewußt. Denn man erinnert sich am liebsten der Wirksamkeit oder des Auftretens des Fünf- bis Siebenundzwanzigjährigen, der als verhältnismäßig hochsemestriger Student in einer literarischen Gesellschaft (Literatursamfundet) mit jungen Schriftstellern, Schauspielern und Journalisten zusammenhielt und sozusagen ihr Führer war. Aber damals geriet er zum ersten Mal in ihren Kreis. Er hatte ein Stück geschrieben, das gedruckt wurde, die Novelle Mogens, und war dann naturwissenschaftlichen Studien entlaufen.

Gewiß, er hatte Darwin übersetzt (1871) und schrieb über die neue Lehre — in welchem Aufsatze über Jacobsen liest man dies nicht? —, und einmal, gleichsam als ein Abschiedswort an vergangene Studienjahre, versuchte er einen Vortrag über die neue Wissenschaft des großen englischen Forschers in der literarischen Vereinigung. Jacobsen „fand es selbst amüsant, halbwegs war er gleichgültig dabei, daß es ging, wie es ging. Er stotterte da im Laufe einer halben Stunde über sein Thema allerlei hervor" (Skram), so daß die Zuhörer sich enttäuscht ansahen; unter scherzenden Bemerkungen endlich hatte Jacobsen sich dann aus dem Ganzen dünne gemacht. Was galt's. Das hatte seinem Rufe nicht im geringsten geschadet, dem Rufe bei den Literaten. Jacobsen war ihnen ja der Dichter. Der Naturforscher hatte ein Neues in seine Arme genommen. Er wollte eine Kunst vollbringen, die so eigenartig groß und wirkungsvoll mit Mogens eingesetzt hatte. „Ich werde der Welt zeigen, wie ein Naturforscher einen Roman schreibt," hatte er zu einem seiner botanischen Freunde gesagt. Darauf war dann etwa drei Jahre später Marie Grubbe erschienen.

Von 1866 bis 1872 war Jacobsen Botaniker. Er war es mit Leib und Seele. Dichterisches läuft eigentlich nur nebenher, und öffentlich war gar nichts bekannt geworden.

Er wohnte in der Studiesträde 18, 2 Treppen. Seine Stube war die eines jungen Naturforschers. Nicht weit von der alten Universität lag dieses Zimmer mit dem Blick auf die hügeligen alten Festungswälle. Sommerabends, wenn man das Fenster aufstieß, konnte man die Nachtigall singen hören aus den feuchten Gebüschen längs des Festungsgrabens. In diesen Gräben hatte Jacobsen schon als Schüler von früh bis spät die massenhaft sich ansammelnden Algen durchsucht, und jetzt als Student hatte sie also der junge Algenforscher besonders nah. Auf dem Fensterbrett standen Glashäfen mit dem lebhaften Grün der Algenkulturen. Später war auch ein Mikroskop da, welches ihm gehörte. Bücher im Gestell, darunter allerlei geliehene aus der Bibliothek des botanischen Gartens, und eine Besonderheit im Zimmer: ein großer Käfig, in dem Jacobsen weiße Mäuse zog und beobachtete. Er hatte ein Paar „Botanikerstiefel", die so schief getreten waren, daß Jacobsen selber behauptete, er vollbrächte das Kunststück, statt auf den Sohlen mit dem Oberleder zu gehen. Ganz im Gegenteil zu seiner späteren, literarischen Zeit war er wenig genau in seiner Kleidung und überhaupt nichts weniger als eitel. Als er aber Literat geworden, hielt er sehr auf sich und

Digitized by Google

14/1 1872. Kbhvn.

Kjære Nordstedt!

Glædeligt Nytaar med en Uendelighed af cohærerende Desmidiaceer og ivrige Abonnenter! og som vi sige herovre en Kjærreste inden Aaret er omme, medmindre Du da er forlovet. Jeg er slemt i Knibe, jeg ved ikke mine levende Raad, jeg skal bruge Cordes: Almanach de Carlsbad og Focke: physiologische Studien; men vi have dem ikke herovre. Kan Du ikke sige mig hvor jeg skal faa fat paa dem; det forekommer mig at Du har sagt at Du havde den sidste selv, og at den anden fandtes i Upsala. Hvis Du kan skaffe mig dem saa gjør det endelig, eller lad mig vide hvor de findes. Alt saa hurtigt som vel muligt. Kommer Du ikke snart herover, det vilde glæde mig –

Brief J. P. Jacobsens an O. Nordstedt.

UNIV. OF CALIFORNIA

Digitized by Google

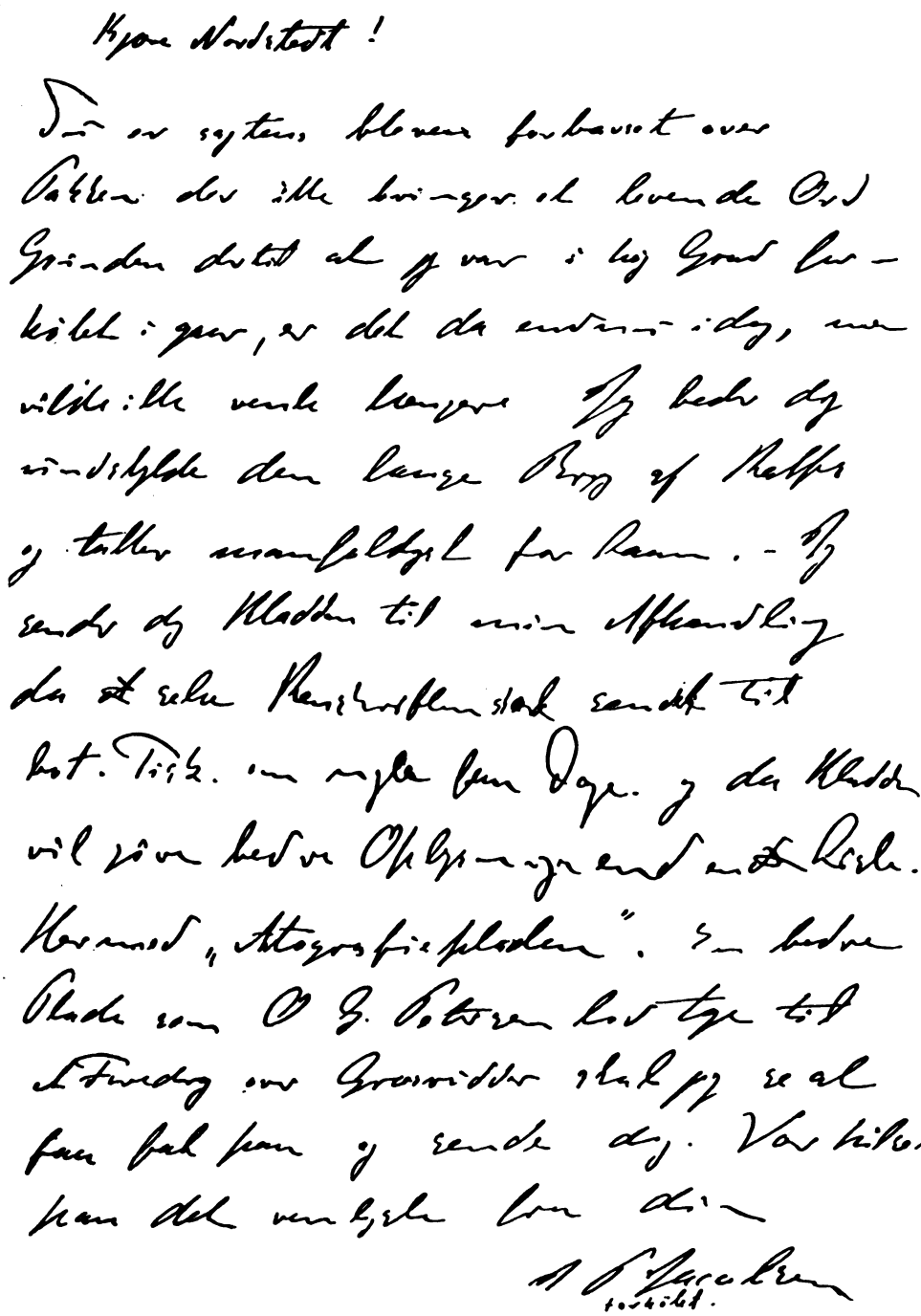
meget at se dig og jeg vilde bedre end
i fjor være i Stand til at tale om de
for al Verden saa uendelig vigtige Desmidia-
ceer.

Din

J. P. Jacobsen

Studiestræde 18. 2 Sal.

Digitized by Google



Brief J. P. Jacobsens an O. Nordstedt.

UNIV. OF CALIFORNIA

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

pflegte ein sorgfältiges Äußere. Im Zimmer hatte er mit Vorliebe ein hochrotes „Garibaldihemd" an und saß meist ohne Rock in Hemdsärmeln da.

Jacobsen wollte nichts anderes als ein Botaniker von Beruf werden. Das war in Dänemark für jene Zeit merkwürdig genug. Er gab vielleicht nur noch drei junge Leute seines Alters, die ein gleiches Ziel sich gesteckt hatten. Und das waren seine Freunde, ja eine Zeitlang sein ausschließlicher Verkehr. Sie hießen Samsöe Lund, O. G. Petersen und Bartholin. Lund wurde später Assistent am botanischen Garten Kopenhagens, ist gestorben an dem Leiden, das auch Jacobsens gewesen ist. Petersen wurde Professor der Botanik an der Landwirtschaftlichen Hochschule. Bartholin schwenkte zum Bibliothekswesen ab. Diese Leute kamen fast täglich auf Jacobsens Stube zusammen, die immer offen war, oder verbrachten bis morgens 4 Uhr die Nacht in Rydbergs Keller auf der Ostergade. Sie lasen mit Feuereifer Schleidens Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik, das Buch des deutschen Reformators, das seinerzeit hie Zorn, hie helle Begeisterung hervorgerufen hatte, dessen Einleitung noch heute begeistern kann. Es wurde mir mitgeteilt, daß Botanik der einzige Gesprächsstoff war. Und Jacobsen soll dabei der Lebhafteste gewesen sein. Er war einseitig Florenforscher (Florist) und am liebsten Algensucher (Algologe). Pflanzenanatomie studierte er wenig. Hier ergänzten ihn Petersen und Lund. Die Mittel der Universität gaben ja für Botanik so gut wie keine Anregungen und Hilfe. Botanische Arbeitsräume mit Mikroskopen wurden erst 1873 durch Eugen Warming, dem nachmals so bekannten Forscher, eingeführt. (Übrigens wohnte auch Warming im Hause mit Jacobsen; die beiden kannten sich aber nicht weiter.) Hatte doch in Deutschland, dem klassischen Land für Botanik im 19. Jahrhundert, erst Pringsheim etwa 1864 den Studenten die ersten praktischen Anleitungen in einem eigens dafür geschaffenen Laboratorium gegeben. A. S. Oerstedt, Neffe des berühmten Physikers H. Chr. Oerstedt, war Professor der Botanik bis 1872. Jacobsen hatte ihn wohl gehört. Daneben lehrte der sonderbare F. Didrichsen, der eigentlich Arzt war und seine Kenntnisse erst bei einer Erdumsegelung entwickelt hatte. Die Studenten um sich, am Tische sitzend, zog er aus einem Korbe hervor, was er zufällig an Pflanzen faßte und sprach darüber, indem er Anekdoten und kleine zotige Geschichtchen einflocht.

Aus dem botanischen Freundeskreise Jacobsens gibt es leider keinen Briefwechsel mehr. Die Briefe an den nächststehendsten Freund, Samsöe Lund, gingen nach dem Tode dieses Forschers verloren. Bartholin besaß später nichts mehr und ebensowenig O. G. Petersen.

Selbstverständlich war Jacobsen wie seine Freunde Mitglied der Botanischen Gesellschaft in Kopenhagen. Das war damals noch eine verhältnismäßig kleine Vereinigung von etwa 150 bis 160 Forschern und Liebhabern. Schon 1866, als Schüler im letzten Schuljahr, erwarb Jacobsen die Mitgliedschaft und war beglückt, hin und wieder mit dem Direktor des Kopenhagener Gartens, dem Florenforscher Professor Lange, in einem kleinen Kreise zusammensein zu dürfen oder Ausflüge zu machen. Später hielt er selber einige Vorträge, und im Sommer 1870 schickte ihn die Gesellschaft nach den Inseln Anholt und Läsö im Kattegatt aus, Blütenpflanzen, Moose und Flechten zu sammeln und eine Grundlage zu einer Flora dieser beiden kleinen Inseln zu schaffen. (Der Bericht darüber erschien erst 1879/80.)

Im Herbste 1870 schrieb dann die Universität eine botanische Preisausgabe aus. Oerstedt stellte das Thema: „Eine systematisch-kritische Darstellung von allen in einem größeren, natürlich begrenzten Teil Dänemarks vorkommenden Arten der Familie der Desmidiaceen." Desmidiaceen sind einzellige, mikroskopische Grünalgen von zierlichem Bau und hübschem Aussehen und einer ungeheuren Mannigfaltigkeit an Arten. Jacobsen fühlte sich zu dieser Aufgabe berufen. Und wirklich mag er unter den Studenten der einzige gewesen sein, der die Arbeit angreifen konnte. Er tat's, und wir wissen, daß er mit einer gründlichen Abhandlung die Auszeichnung der goldenen Medaille sich erwarb.

Um diese Zeit lernte Jacobsen den Schweden Otto Nordstedt kennen, der als auswärtiges Mitglied in der Botanischen Gesellschaft verkehrte und öfters nach Kopenhagen herüberkam. Die Bekanntschaft war mehr zufälliger Natur. Sie begegneten sich mehrfach bei den Zusammen-

Digitized by Google

künften ihrer Vereinigung, und einigemal, etwa den Tag nach einer solchen Sitzung, besuchte Nordstedt J. P. Jacobsen mittags in dessen Wohnung, wo denn Jacobsen noch nicht aufgestanden war und im Bett liegend mit dem um neun Jahre älteren Schweden sich unterhielt. Nordstedt war 1871 Herausgeber der botanischen (schwedischen) Zeitschrift Botaniska Notiser geworden und wie Jacobsen besonders für das eingehende Studium der Algen begeistert. Der Zufall hat unter Nordstedts Papieren zwei Briefe Jacobsens erhalten. Es sind die einzigen aus des Dichters botanischem Briefwechsel! Zwei kurze Briefe. Es ist uns ja überhaupt wenig an Briefen Jacobsens überliefert. Wie bekannt war er sehr verschlossen, und schwer freundete er sich an, ja erschien Fremden langweilig und unbedeutend. Bezeichnend ist das Verhalten zweier Landsleute, die als junge Maler einen Sommer in Gudhjem auf Bornholm in einem kleinen Dorfkrug mit ihm zusammenwohnten. Jacobsen botanisierte oder las Darwin. Zuerst aßen die Drei gemeinsam zusammen. Aber dann umgingen die beiden Maler ihn, wo sie nur konnten. Wenn die schlanke, harmlose Erscheinung des Studenten mit der niedrigen Stirn nur von weitem auftauchte, versteckten sich die Maler am liebsten hinter einem Zaun oder einer Hecke. Die Maler aber, die später begeisterte Leser seiner Kunst und seine Freunde bis ans Lebensende wurden, waren keine Geringeren als Kristian Zahrtmann und Otto Haslund.

Die zwei Botanikerbriefe des sparsam schreibenden Mannes stammen aus den Jahren 1872 und 1873. Der eine ist ohne Datum, aber der Inhalt macht die Zeit mit ziemlicher Sicherheit kenntlich. Sie sind diesen Zeilen in getreuer Nachbildung beigefügt, und der erste lautet in deutscher Übersetzung:

An Herrn Redakteur Cand. O. Nordstedt, Lund, Schweden.

14. 1. 1872. Kphgn.

Lieber Nordstedt!

Frohes neues Jahr mit einer Unendlichkeit copulierender Desmidiaceen und eifrige Abonnenten! und, wie wir hier drüben sagen, eine Liebste, bevor das Jahr um ist, zum mindesten, daß Du dann verlobt bist. Ich bin bös in der Klemme, ich weiß mir keinen Rat, ich muß Corda: Almanach de Carlsbad und Focke: physiologische Studien bringen; aber wir haben die hier drüben nicht. Kannst Du mir nicht sagen, wo ich sie bekommen kann; es ist mir so erinnerlich, als ob Du gesagt hättest, daß Du das Letztere selber hast und das Andere sich in Upsala befindet. Wenn Du mir sie verschaffen kannst, so tu es doch, oder laß mich wissen, wo sie zu finden sind. Alles so schnell als wohl möglich. Kommst Du nicht bald herüber, es würde mich sehr freuen, Dich zu sehen, und ich würde besser als im vorigen Jahre imstande sein, über die für die ganze Welt so unendlich wichtigen Desmidiaceen zu sprechen.

Dein J. P. Jacobsen.
Studiestræde 18, 2 Treppen.

„Für die ganze Welt so unendlich wichtigen Desmidiaceen", ist es ironisch gemeint? Nicht unbedingt.

Jacobsen hatte also den Stoff zur Abhandlung zusammengetragen. Nach eifrigen Sammelfahrten durch Dänemark bearbeitete er als „einen größeren, natürlich begrenzten Teil" das Festland, die jütische Halbinsel. Auch die Niederschrift begann. Nordstedt, selber Liebhaber und Erforscher der Desmidiaceen (daher der Neujahrswunsch im Briefe Jacobsens), nahm Anteil daran. Mit Schluß des Jahres 1872 lief die Frist für die Preisaufgabe zu Ende.

Als der andere Brief an Nordstedt geschrieben wurde, hat die Abhandlung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät bereits vorgelegen. Jacobsen beschäftigt sich mit der Veröffentlichung, die 1874 in der Botanisk Tidskrift erfolgte. Gekrönt aber wurde die Arbeit im März 1873. Die Kladde, von der im Briefe die Rede ist, ist dänisch verfaßt. Ich selber besitze ein

Digitized by Google

Blatt daraus. So lag die Abhandlung entschieden auch der Fakultät vor. Die veröffentlichte Reinschrift aber ist in französischer Sprache geschrieben. Hier ist dieser Brief:

Herrn Redakteur Cand. O. Nordstedt.

Lieber Nordstedt!

Du bist gewiß erstaunt gewesen über das Paket, das kein lebendiges Wort brachte. Der Grund ist der, daß ich gestern in hohem Grade erkältet war, bin es auch heute noch, aber wollte nicht länger warten. Ich bitte Dich, entschuldige den langen Gebrauch von Ralfs und danke vielmals für das Leihen. Ich sende Dir die Kladde zu meiner Abhandlung, da die eigentliche Reinschrift in einigen wenigen Tagen an die Bot. Tidskr. gesandt wird und die Kladde bessere Auskunft als eine Liste geben möchte. Hiermit die „Autographieplatte". Eine bessere Platte, die O. G. Petersen zu einem Vortrag über Grasweiden holen ließ, werde ich zu bekommen versuchen und Dir senden.

Sei gegrüßt auf das freundlichste von

Deinem

J. P. Jacobsen
erkältet.

Der Empfänger des Briefes, Otto Nordstedt, wurde 1880 Konservator am botanischen Institut in Lund, 1881 Ehrendoktor der Philosophie auf Grund seiner erfolgreichen botanischen Forschungen und 1903 ehrenhalber Professor der Botanik. Hinzugefügt werden mag noch und in bezug zu Jacobsen hervorgehoben, daß in dem Gebiete der Desmidiaceenkunde, der schwierigen Artenkenntnis dieser äußerst mannigfaltig auftretenden und in den einzelnen Arten sehr abändernden Pflanzenfamilie er einer der größten Kenner, vielleicht der hervorragendste Forscher wurde.

Digitized by Google

Marie oder die Folgen des ersten Fehltritts, ein unbekannter Roman.

Von

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Ludwig Geiger in Berlin.

Vor mir liegt ein völlig verschollenes, anonym erschienenes, von Regina Frohberg herrührendes Werk: *„Marie oder die Folgen des ersten Fehltritts."* (Dresden, 3 Bändchen, 1812.) Die Schriftstellerin selbst ist nicht unbekannt, Goedeke hat in seinem Grundriß, Band 9, S. 212—215, ihre zahllosen Werke verzeichnet, unser Roman ist aber nicht dabei. Der Goedekesche Artikel leidet an manchen Ungenauigkeiten: Frau Regina ist keine geborene Salomo, sondern Salomon; sie lebt nicht mehr 1858, sondern ist am 3. August 1850 gestorben. Auch hätte erwähnt werden müssen, daß zahlreiche Briefe von und an Varnhagen sowie ihre gesamte Korrespondenz mit Rahel, (die Briefe der letzteren allerdings in Abschrift) sich in der Varnhagenschen Handschriftensammlung der Königlichen Bibliothek in Berlin befinden. Von den Briefen der Rahel an Regina scheinen einzelne gedruckt zu sein, vielleicht war das Ganze zum Drucke bestimmt. Darauf deutet schon die bereits erwähnte Abschrift der Briefe sowie verschiedene Striche, die sich auf diesen Abschriften befinden. Auf einem Blatte der genannten Abschrift steht „gedruckt Wage".

Regina Frohberg ist die Tochter eines kinderreichen Ehepaars, eine Schwester von ihr, Frau Klara Hertz, lebte in Hamburg, später in Frankfurt a. M., eine ihrer Töchter verheiratete sich mit einem Mitgliede des Rothschildschen Hauses. Zwei andere Schwestern sind in der Literaturgeschichte bekannt, die eine ist die schöne Marianne Saaling, die andere Frau Julie Heyse, die Gattin des bekannten Sprachforschers, die Mutter unseres Dichters Paul Heyse. Regine verheiratete sich oder wurde nach der Sitte der Zeit früh verheiratet mit einem Kaufmann Friedländer, mit dem sie eine wenig glückliche Ehe führte, und von dem sie sich ziemlich jung scheiden ließ. Als geschiedene Frau lebte sie (sie war 1783 geboren) einige Jahre in Berlin, zog dann nach Wien und hat in der österreichischen Hauptstadt wohl bis zu ihrem Tode gelebt.

Über ihre schriftstellerische Tätigkeit gibt es eigentlich nur ungünstige Urteile. Der sehr boshafte Ludwig Robert hat über sie ein vernichtendes Epigramm gemacht, das von Varnhagen mitgeteilt wird und das folgendermaßen lautet:

Rasch durchschleicht Dein Blut Dein zähes, die welkenden Adern
Ebenso platt dein Gehirn, matt in dem winzigen Haupt.
Bist als Mädchen ein Weib, als Weib ein zierliches Mädchen,
Ehrlich wenn Du betrübt, trügend, wenn wahr Du Dich glaubst.
Krank bei voller Gesundheit, gesund bei kränklichem Brennen,
Albern, wenn Bücher Du liest, alberner, wenn Du sie schreibst.

Eines der ungünstigsten Urteile findet sich in Paul Heyses Jugenderinnerungen und Bekenntnissen, Berlin 1900, S. 9, wo es heißt: „Sie hat verschiedene Romane verfaßt, die das Leben der höheren österreichischen Gesellschaft zu schildern suchten, ohne das geringste Talent und mit so wenig Erfindungsgabe, daß es ein Rätsel war, wie diese armseligen Produkte einen Verlag finden konnten." Dieses Urteil soll hier weder begründet noch widerlegt werden. Ich will mich nur mit dem einem Romane beschäftigen, der als ein völlig verschollenes Werk zum mindesten den Anspruch erheben darf, ein literarisches Kuriosum zu sein. In einem längeren Aufsatz, den Varnhagen der genannten Dame gewidmet hat, erzählt er, daß sie ihm, der damals in Hamburg weilte, das Manuskript zuschickte mit der Bitte, es durchzusehen und einen Verleger dafür zu besorgen. Varnhagen berichtet:

Digitized by Google

„Über den Roman mußt' ich erstaunen, so talentlos, so brutal frech und naiv zugleich war mir noch nichts vorgekommen. Sie behandelte ihre eigene Geschichte, führte ihre nächsten Verwandten und Freunde auf und beides in so taktloser ungebührlicher Weise, sich selbst völlig preisgebend und die andern so widerwärtig entstellend, daß man ihre Zuversicht bewundern mußte, sie wollte der der Welt die Wahrheit enthüllen."

Er erzählt dann weiter, daß das Manuskript liegen bleiben mußte und daß es erst später durch Vermittelung des Fürsten Ligne einen Verleger erhielt. Während des Druckes seien dann auf Anregung des Korrektors etwa fünfzig Blätter vernichtet und andere dafür eingeschoben worden. Trotzdem hätte das Buch auch in dieser veränderten Gestalt so viel böses Aufsehen gemacht, daß die Verfasserin alle vorhandenen Exemplare aufgekauft und die geschenkten sich habe zurückgeben lassen. Varnhagen schließt seine Bemerkung mit folgenden Worten: „Wie durch ein Wunder bekam ich im Jahre 1834 einen Abdruck, der vergessen in der Dümmlerschen Buchhandlung liegen geblieben war. Mit unsäglichem Spaß lasen wir das Buch unserer alten Bekannten. Es war ein unfehlbares Mittel, die heiterste Stimmung hervorzubringen, wir kamen gar nicht aus dem Lachen. Ich habe in meinem Abdruck alle Hauptstellen bezeichnet, auch die Namen der gemeinten Personen hingeschrieben. Marie ist sie selbst, Heinrich von Bartenstein Moritz Robert, seine Schwester Karoline soll Rahel sein, Graf Kasimir ist Otto Graf von Egloffstein, der Prinz Gustav von Mecklenburg und Schwerin kommen vor, Dr. Böhm und Marianne Saaling." Varnhagen erwähnt ferner, daß der erwähnte Husarenoffizier Saint-Mars der Graf von Houdetot sei, und daß ein Baron von Kluge aus Livland, ein reicher Mann, der auch mit Rahel befreundet gewesen sei, in dem Werke eine sehr große Rolle spiele.

Der gute Varnhagen irrt doch sehr und bezeugt sich in seiner Entrüstung einigermaßen als alte Jungfer. Auch über den Kunstwert des Buches ist er im Irrtum. Das Werk, das uns hier beschäftigt, ist freilich in keiner Weise künstlerisch geschrieben, aber es ist trotz seiner Länge — drei Bändchen, die 716 Seiten kleinen Formates einnehmen — spannend und interessant. Was an dem Werke stört, das ist die Briefform, in deren Handhabung die Schriftstellerin keine große Gewandtheit zeigt: es sind fast nur Briefe von Marie an Friedrich mit Antworten des letzteren, außerdem Briefe Mariens an ihre Freundin Karoline, von der gleich zu sprechen ist; das Ganze wird umrahmt von zwei Episteln, einer sehr großen und einer ziemlich kleinen, an den Grafen Löwenberg, von dem auch ein paar Briefe abgedruckt sind; der an diesen gerichtete Einleitungsbrief gibt die Vorgeschichte bis zur Bekanntschaft mit Friedrich; der Schlußbrief, dem nur noch ein Billett an Karoline folgt, enthält die Begleitzeilen zur Übersendung der gesamten Korrespondenz.

Was den Inhalt betrifft, so ist er lange nicht so schlimm, wie Varnhagens entrüstete Bemerkungen vermuten lassen.

Marie, ein junges, hübsches, vermögendes Mädchen, lebt bei ihren Eltern, hat nach dem frühen Tode des Vaters durch einen Stiefvater, einem wüsten Spieler und Trinker, Herrn von Kerfeld, viel zu leiden und heiratet, hauptsächlich um den Nachstellungen des Stiefvaters zu entgehen, einen Herrn Forster. Diese Ehe ist unglücklich. Marie entflieht, wird durch einen Bekannten, Herrn Steinbach, unterstützt, geschieden, hält sich längere Zeit in einem mecklenburgischen Badeorte auf, wo sie die Aufmerksamkeit des Fürsten des Landes auf sich lenkt, und kehrt nach Berlin zurück. Dort entgeht sie den Nachstellungen eines Bekannten, der sich schon früher um sie bemüht hatte, eines Herrn von Bartenstein (des Bruders der Karoline Weißenfels), der zwar von ihr geliebt, aber wegen seiner unsittlichen Neigungen schließlich von ihr verachtet wird. Durch alle diese Aufregungen körperlich geschwächt und seelisch niedergedrückt, lebt sie erst wieder auf, da sie einen Herrn von Beaufort, einen Franzosen, der in einer diplomatischen Stellung in Berlin lebt, kennen lernt. Dieser verliebt sich in sie und sie sich in ihn. Während sie aber eine wahrhaft große Leidenschaft empfindet und größte Sehnsucht fühlt, Beauforts Gattin zu werden, ist dieser, obgleich ein reicher Mann, einerseits abhängig von seiner Familie, andererseits gefesselt durch ein vor mehreren Jahren gegebenes Eheversprechen und außerdem ein Frauenjäger, der jeder Schürze nachrennt, ein Mann, der der jungen, schönen, geschiedenen Frau zwar wirkliche Liebe vorheuchelt, aber eigentlich nur die Absicht hat, sie zu besitzen. Das letztere gelingt ihm, Marie ergibt sich ihm nach langem Sträuben, nicht etwa gezwungen, sondern aus freier Wahl. Der Grund dieser Hingabe ist außer wirklicher Leidenschaft teils eine starke Sinnlichkeit, die sie offen bekennt, teils die Furcht, bei fortdauernd geübter Enthaltsamkeit wahnsinnig zu werden. Diese Mischung kühler Verständigkeit und wahrhafter Leidenschaft macht, das läßt sich nicht leugen, einen etwas widrigen Eindruck.

Marie ist überzeugt, daß Beaufort auch seinerseits kein anderes Streben kennt, als das durch eine Heirat ihre Ehre zu rehabilitieren, irrt sich aber in dieser Voraussetzung. Denn Beaufort, nach Frankreich zurückberufen, löst zwar sein Verhältnis zu dem Mädchen, der er früher die Ehe versprochen hatte, erregt aber in seiner Berliner Geliebten entsetzlichen Schmerz durch die

Digitized by Google

Ankündigung einer amtlichen Reise nach Portugal, ernüchtert sie dann durch seine Mitteilung, daß er zum Unterpräfekten eines kleinen Departements ernannt worden sei und erwidert ihre leidenschaftliche Ankündigung, sie werde zu ihm eilen, mit kühler Nachlässigkeit, wenn auch nicht gerade mit entschiedener Ablehnung und hört schließlich ganz auf zu schreiben, so daß die Verlassene nicht durch ihn, sondern durch den Onkel des Ungetreuen die Meldung erhält, er sei Präfekt eines ansehnlichen Departements geworden. Die Liebende, in allen ihren Hoffnungen betrogen, an der Menschheit irre geworden, bleibt, nachdem sie mehrfache ernste Anträge und viele frivole Bemühungen anderer meist hochgestellter Franzosen abgewiesen hat, allein in ihrem Schmerz.

Die Folgen des Fehltritts, worauf der Titel hinweist, sind also nicht, wie man vermuten könnte, Krankheit oder ein Kind, sondern sie bestehen ausschließlich in der inneren Erniedrigung und dem tiefen Seelenschmerze der Verlassenen.

Wir sind durch französische Werke, nicht etwa bloß der neuesten Epoche, sondern durch frivole schlüpfrige Erzählungen der Novellisten des 18. Jahrhunderts und durch naturalistische Schilderungen neuerer deutscher Erzähler an ganz andere Dinge gewöhnt; und wenn heute jemand in dergleichen erzählenden Werken alle erotischen Andeutungen anstreichen wollte, so müßte er eine weit mühevollere Aufgabe unternehmen, als der gute Varnhagen, der wirklich jede Stelle, wo von sinnlichen Aufwallungen und Liebesgefühlen die Rede ist, in seinem Exemplare getreulich mit einem Kreuze versehen hat.

Dieser Roman einer Verlassenen, gewiß kein Zeugnis großer Meisterschaft, aber immerhin ein Beweis einer gewissen künstlerischen Begabung, ist literarisch von mannigfachem Interesse. Zunächst wegen seines Vorbildes. Denn es ist mir kein Zweifel, daß die Verfasserin, in romantischen Kreisen lebend und mit Lektüre wohlvertraut, sich an Boccaccios Fiammetta, die in deutscher Nachbildung von Sophie Mereau 1806 erschienen ist, anlehnt. In beiden Romanen herrscht dieselbe Form: Tagebücher und Briefe, hauptsächlich der Liebenden und Verlassenen; in beiden Werken dieselbe Stimmung: ungezügelte erotische Schwärmerei, gemischt mit Ehrbarkeit und begründet durch die sichere Erwartung der Frau, der Geliebte werde sich ihrer würdig erzeigen und ihr Vertrauen rechtfertigen; in beiden Werken die Charakteristik eines starken Weibes gegenüber einem schwächlichen Manne, die Treue der Frau, die ihren Leib zugleich mit ihrer Seele verschenkt, gegenüber dem frechen Lüstling, der, nachdem er zu seinem Ziele gelangt ist, kein anderes Begehren hat, als die Geschändete zu fliehen und, nachdem er sie verlassen, sie lange hinzuhalten, um endlich in ein ertötendes Schweigen zu verfallen.

Wie aber Boccaccio in seinem Roman eine Selbstbeichte ablegt, so auch Regina Frohberg in ihrem Buche. Denn sie selbst ist die unglückliche Heldin, ihr Selbstbekenntnis beruht auf Tatsachen, und die meisten der von ihr genannten Männer und Frauen sind, wie uns Varnhagens lehrreiche Hinweisungen erkennen lassen, wirkliche Personen. Die schöne Schwester Terese ist die durch Geist und Schönheit ausgezeichnete Marianne Saaling; die gelegentlich vorkommenden Frauen Pauline und Mathilde sind die in den damaligen Berliner Kreisen wohlbekannte Madame Ephraim und die vielberufene Pauline Wiesel; Prinz F. ist der Prinz Gustav von Mecklenburg, nicht zu verwechseln mit dem Prinzen desselben Hauses, der in der Berliner Gesellschaft später eine so hervorragende Rolle spielte; Heinrich von Wartenstein ist Markus Robert, der Bruder des bekannteren Dichters Ludwig Robert und der gleich zu nennenden Frau; seine Stiefschwester Karoline Weißenfels ist Rahel Robert-Levin, Varnhagens spätere Gattin; Forster, der erste Gatte der Marie, ist der Bankier Friedländer. Unter dem gelegentlich vorkommenden Grafen B. hat man den Grafen Zichy zu sehen, unter dem Baron Falkenberg den Bankier Delmar, eine damals nicht unbekannte Berliner Persönlichkeit; der häufig erscheinende ärztliche Ratgeber Dr. X. ist Dr. Böhme; der berühmte Arzt H., der nach dem Begehren des Liebenden von der Geliebten konsultiert werden soll, aber nicht gefragt wird, ist der berühmte Hufeland; der Graf Kasimir, ein Verwandter des Grafen Löwenberg, ist der Graf von Egloffstein, Obermundschenk. Friedrich von Beaufort ist ein Graf Houdetot und sein Onkel der Comthur gleichen Namens.

Varnhagen hat uns alle diese Namen überliefert, sie in seinem Exemplar häufig am Rande hinzugeschrieben und hat ferner zwei schriftliche Zusätze zu der Erzählung gemacht. Das Bekenntnis Reginens: „Sie kennen nicht alle meine Leidenschaftlichkeit", hat er durch die Worte ergänzt: „meines unglückseligen Temperamentes". Und bei der Charakteristik eines gelegentlich vorkommenden Herrn Breteuil „er ist so heftig, so leidenschaftlich", fügt er die Worte hinzu „und oft, wenn er ein wenig zu viel getrunken hat, so dreist". Es ist fraglich, ob Varnhagen diese Stellen aus wirklichen Briefen der Regina oder aus dem ursprünglichen Manuskript ergänzt oder ob er sie aus seiner eigenen Kenntnis der betreffenden Personen hinzugefügt hat.

Trotz dieser von dem Kommentator gegebenen Aufklärungen bleiben manche Personen unerörtert, z. B. der Herr Steinbach, der ohne etwas für sich zu begehren, Marie aus den Nöten ihrer

Digitized by Google

ersten Ehe befreit, ferner die beiden Breteuil, die, nachdem das Verhältnis Maries zu Friedrich in die Brüche gegangen ist, sich um ihre Hand bemühen, endlich eine Frau von Gentheim, eine glücklich verheiratete, mit mehreren Kindern gesegnete Frau, die eine Zeitlang der Unglücklichen Trost und Stütze ist.

Varnhagens Entrüstung über unser Werk erklärt sich wohl am ehesten nicht aus literarischer Überzeugung, sondern aus dem Umstande, daß Regina es gewagt hatte, seine Freundin und spätere Gattin Rahel in dem Romane vorzubringen. Und doch hatte er dazu nicht den geringsten Grund. Denn wenn die Romanschreiberin auch gelegentlich eine kleine Äußerung gegen die berühmte Frau braucht, so sind die zahlreichen an sie gerichteten Briefe, die vielleicht gar nicht erdichtet sondern wirklich geschrieben und abgeschickt sind, voll Achtung, ja voll Verehrung für die Angeredete und auch Mariens Äußerungen über Rahel anderen Korrespondenten gegenüber durchaus respektvoll. Denn Rahel, ohne gerade in Mariens Liebeshandel verstrickt zu sein, benimmt sich als echte Freundin, sie billigt im ganzen Reginens Verfahren, sucht allerdings, nachdem der Geliebte sich untreu erwiesen, die Verlassene einem andern zuzuführen, steht aber ganz auf seiten der Freundin, als diese dem Ungetreuen den Laufpaß gibt. Nach unserer Kenntnis Rahels dürfen wir geneigt sein, ein solches Verfahren als ihrem Wesen entsprechend zu bezeichnen; Varnhagen dagegen in seiner etwas philisterhaften Natur sah in solcher Schilderung eine Ehrenkränkung seiner Gattin. Wie wenig Grund Varnhagen hatte, über die Behandlung Rahels unzufrieden zu sein, geht aus folgender Charakteristik Rahels hervor, die die Verfasserin unseres Werkes einmal versucht, obgleich sie selbst bemerkt, daß ihre Kräfte nicht ausreichen, eine solche Darstellung zu geben. Die Stelle mag zugleich als Probe des Darstellungsvermögens der Romanschreiberin hier abgedruckt sein. Sie lautet:

„Eine neue Epoche in meinem Leben hob mit dieser Bekanntschaft an, das fühlte ich deutlich und wie vom Himmel zum Trost und zur Rettung mir gesandt, mußte ich sie betrachten . . . Mein Vertrauen flog ihr entgegen. Wohl merkend, wie unentbehrlich sie mir war, von der ersten Stunde ihres Kommens verließ sie mich fast nicht mehr. Tag und Nacht an meinem Bette sitzend, sagte sie mir nur Worte des Trostes und der Zuneigung . . . und überzeugt bin ich wie von dem ewigen Licht der Sonne, daß nur Karolinens Liebe und Sorgfalt, wie ihre Einsicht in meinen Zustand und die Art, wie sie mich behandelte, mein Leben mir erhielten. Alles, was ich in meiner Verehrung und Dankbarkeit von ihr sagen könnte, reicht nicht ungefähr an die Wahrheit und dürfte leicht wie Übertreibung aussehen . . . Es sei Ihnen genug, daß jeder Tag mich fester an sie band, und daß, was anfangs nur Erkenntlichkeit und eine undeutliche Sympathie war, bald zur entschiedensten, einsichtsvollsten Neigung überging; daß die großen Eigenschaften ihres Geistes und Herzens mich immer mehr für sie einnahmen und ihren Umgang mir durchaus zur Notwendigkeit machten."

Was an dem Buche zu tadeln ist, besteht in ganz anderem als in dem, was Varnhagen gerügt hat. Vor allen Dingen die maßlose Überhebung: ihr Stolz auf ihren Geist, ferner auf ihre Schönheit, wenn sie auch gelegentlich andere für viel reizvoller und schöner erklärt, selbst auf ihre kleinen Hände und Füße, die Selbstgefälligkeit, mit der sie berichtet, daß jeder Mann, der sich ihr nähert, vor Entzücken außer sich gerät, daß er jedenfalls sie begehrt oder sogar ernstlich ihr seine Hand anbietet. Zu den Mängeln gehört ferner die Weitschweifigkeit in der Schilderung von Einzelheiten, die ewige Wiederholung derselben Gefühle und Empfindungen, eine gequälte, wirklicher Schönheit und Zier entbehrende Sprache, in der besonders die gehäuften Partizipien unangenehm auffallen.

Diese Mängel jedoch werden wettgemacht durch die Vorzüge, die das Buch besitzt. Sie bestehen in der Zeitschilderung. Freilich, eine Beschreibung des Krieges und der politischen Verhältnisse im einzelnen erhält man nicht. Vielmehr wird auf den preußisch-französischen Krieg nur an einer Stelle, Band III, S. 100, mit den Worten hingewiesen: „Noch vor kurzem dachte ich: was hat dir wohl der Krieg geschadet? die paar Taler? Dein schönstes Glück kann er noch werden." Aber wenn auch der Krieg selbst und die politischen Verwicklungen im einzelnen nicht dargestellt werden, so führen uns die Briefe, die mit dem 1. Mai 1807 beginnen und mit dem 1. September 1808 schließen, in die Zeit der Berliner Okkupation durch die Franzosen ein und lehren uns, welche hervorragende Stellung die Franzosen in der damaligen Berliner Gesellschaft einnahmen. Die Verfasserin ist, ohne gerade eine begeisterte Patriotin zu sein, eine ganz gute Deutsche. Sie tadelt den Leichtsinn und die Überhebung der Franzosen, wenn sie auch nicht in jedem einzelnen Fremden einen verachtungswerten Feind sieht. Sehr bemerkenswert ist ferner, daß die Schreiberin, aus einer jüdischen Familie entstammend, deren Verwandte und Bekannte, soweit sie nicht Franzosen waren, meist dem Judentum angehörten, daß sie offensichtlich bemüht ist, diesen jüdischen Ursprung und das jüdische Milieu überhaupt vollkommen zu verdecken und es so darzustellen, als ob sie fast ausschließlich in adligen Kreisen verkehrte und fast nur Mitglieder der höheren, ja höchsten Aristokratie bei sich empfangen habe. Aus diesem Streben heraus ist es zu erklären, daß sie ihren Vater, einen jüdischen Bankier, zu einem „angesehenen, sehr wohlhabenden Beamten hiesigen Ortes"

Digitized by Google

macht, daß sie Markus Robert, den unbeschäftigten oder im Handelsfache tätigen Sohn eines jüdischen Bankiers, den „Sohn eines im Zivildienst gestandenen Vaters und seit einem Jahre im diplomatischen Fache angestellten Mann" nennt und auch von ihrem ersten Gatten Forster (Friedländer), der gleichfalls Kaufmann war, sagt, er sei ein Mann gewesen, der „eine ansehnliche Bedienung im Staate hatte". Bei dem bekannten Arzte Dr. Böhme wird von dem Glaubensbekenntnis ebensowenig gesprochen wie bei Rahel, Madame Ephraim u. a., die damals alle noch der jüdischen Gemeinschaft angehörten.

Zu den beachtenswerten Eigentümlichkeiten unseres Werkes gehört auch, was man ja auch bei den Romanen der Romantiker, selbst bei Goethes „Wahlverwandtschaften" wiederfindet, daß die Frauen nur ihrer Ausbildung, der Pflege ihrer Schönheit oder der Liebe leben und daß die Männer zumeist im Müßiggang oder in einer dem Nichtstum ähnlichen Zeitvergeudung ihr Leben zubringen.

Obgleich das Werk, das zu diesen Betrachtungen angeregt hat, gewiß nicht zu den hervorragendsten Erscheinungen der älteren Romanliteratur gehört, verdient es den Freunden unserer Literatur zur Beurteilung vorgelegt zu werden. Soweit ich sehen kann, wird es nirgends erwähnt, es befindet sich auch, obgleich in Dresden erschienen, nicht in der dortigen königlichen Bibliothek, und so ist das Exemplar in der Varnhagenschen Sammlung wirklich ein Rarissimum.

Digitized by Google

Bild 1.
„Die Stützen des Staates".

Titelbild
des Weihnachtsheftes 1916
von „Svikmoellen".

Der Kriegslieferant in der Karikatur.

Von

Fritz Hansen in Berlin.

Mit dreizehn Bildern.

Wie sich die Karikatur der Kriegstechnik bemächtigt hat, wurde von mir schon früher eingehend behandelt. Während aber da zumeist nur der Humor ein dankenswertes Feld der Betätigung findet, hat der Karikaturenzeichner, der die wirtschaftlichen Vorgänge zum Gegenstand seiner Kunst macht, mehr Gelegenheit zu ätzender Satire. Hier in der Karikatur der wirtschaftlichen Vorgänge zeigt sich das Zerrbild als Großmacht, und die scharf pointierten Karikaturen, die auch von dem wenig Gebildeten schnell erfaßt werden, sind wirkungsvoller als der schönste Leitartikel, ja sie können auch erzieherisch wirken.

Zu denjenigen Personen, die in der jetzigen Zeit zu karikaturenhafter typischer Darstellung am meisten Anlaß geben, gehört in erster Linie der Kriegslieferant. Über Kriegslieferungen und Kriegswucher sind schon Bände gelehrter Abhandlungen geschrieben worden, wenn es aber gilt, die Auswüchse des Kriegslieferantentums in das rechte Licht zu rücken, dann sind wesentlich wirkungsvoller als die Abhandlungen unserer Nationalökonomen und Juristen die Scherzbilder, die vom Volk schnell erfaßt werden, weil sie, entsprechend dem gesunden Volksempfinden, den Stab über diese wirtschaftlichen Schädlinge brechen.

Bild 2. „Der König der Kriegslieferanten".
Zeichnung von *Rudolf Herrmann* in der „Muskete".

Unter den Kriegslieferanten - Karikaturen sind zwei Richtungen zu unterscheiden. Die eine, die die Ausbeutung des Volkes durch den Wucher geißeln will, die andere, die sich darauf beschränkt, humorvoll die Kriegslieferanten selbst zu verspotten. Natürlich findet die letztere Richtung dort die meisten Vertreter, wo die Kriegslieferanten am üppigsten gedeihen, nämlich in den neutralen Ländern, und zu diesen gehört in erster Linie Dänemark. Die — ohne Munitionslieferungen — ge-

Digitized by Google

Bild 3. „Eine moderne Bildungsanstalt". Karikatur von *Axel Thieß* in „Blaeksprutten" 1916.

wissermaßen über Nacht reich gewordenen dänischen Kriegslieferanten und ihr luxuriöses Leben bieten den dortigen Karikaturisten eine Fülle von Stoff. Man lacht, wenn die Zeichner in drastischen Bildern zeigen, wie die neuen Millionäre sich im Genuß ihres schnell erworbenen Reichtums Blößen geben.

Den Reigen möge das dänische Weihnachtsblatt „Svikmoellen" (Zwickmühle) eröffnen, das auf der Titelseite zwei dickwanstige Kriegslieferanten zeigt. Der brillantengeschmückte Börsianer und der nicht minder dicke und „funkelnde" Kriegslieferant stützen sich auf das dänische Wappen unter der Devise: „Dänemark ist ein etwas dürftiges Land". (Bild 1.) *Axel Thieß* zeigt, wie die Frauen dieser vom Volkswitz als „Gulaschbarone" geadelten Kriegslieferanten den dringend nötigen Anstandsunterricht erhalten. (Bild 3.) Das protzenhafte Gebaren der Gulaschbarone nimmt eine andere dänische Weihnachtszeitschrift „Blaeksprutten" (Tintenspritzer) ebenfalls zum Gegenstand einer Karikatur auf seiner Titelseite. Der reichgewordene Kriegslieferant zeigt sein Protzentum, indem er seinen Gästen einen ganzen Wald von Weihnachtsbäumen vorführt, die er alle mit Lichtern hat ausschmücken lassen (Bild 4). Aber in dem kleinen Lande, das während des Krieges nicht nur seine Auslandsschulden vollständig zurückgezahlt hat, sondern

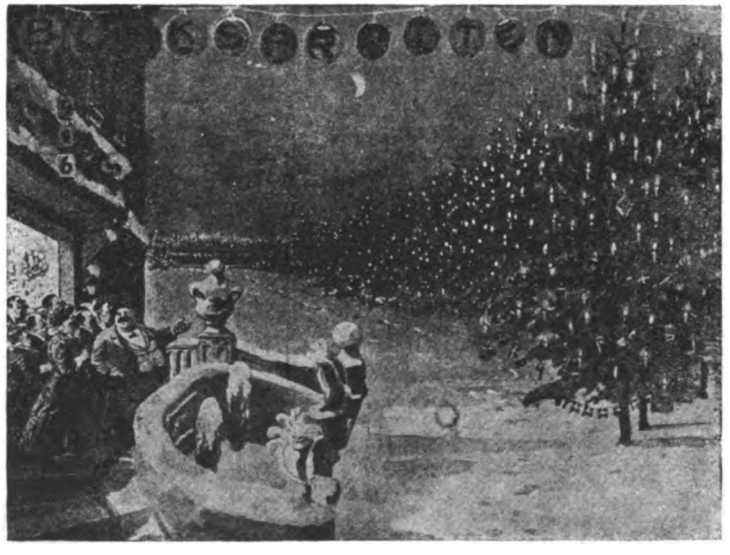


Bild 4. „Der Weihnachtswald des Kriegslieferanten". Titelbild von „Blaeksprutten" 1916.

Digitized by Google

Bild 5. „Dänischer Bauer auf dem Heimwege". Zeichnung von *Alfr. Schmidt* aus „Blaeksprutten" 1916.

seine Guthaben in ausländischen Banken auf ca. 200 Millionen Mark erhöhte und zurzeit für 250 Millionen Kronen ausländische Wertpapiere besitzt, sind es nicht nur die Börsianer, die Stoff zu humorvoller Schilderung sinnlosen Lebens und Treibens geben. Auch der kleine Mann bietet dazu Anlaß. So zeigt *Alfred Schmidt* einen dänischen Bauern bei der Heimkehr vom Markte (Bild 5), eine dicke Importe qualmend, mit seiner Frau auf dem Motorrad dahinfahren, während der Städter mit Paketen beladen zu Fuß seines Weges zieht. Wie sich alle Interessen auf die Börse konzentrieren und die Nachrichten vom Kriegsschauplatz dagegen in den Hintergrund treten, zeigt *Sven Brasch* in seinem vielsagenden Bild „Saadan er det" (So ist es) (Bild 6). Die Gulaschbarone und ihre Angehörigen müssen es sich gefallen lassen, daß der Volkswitz sie nicht gerade zart anfaßt. Charakteristisch dafür ist eine Zeichnung in Svikmoellen (Bild 7). Ein Kopenhagener Straßenjunge, der mit seinem Kameraden beobachtet, wie die Frau eines Gulaschbarons ihr Auto besteigen will, sagt zu diesem: „Du Harald, — Gulasch!" Darauf die „Dame": „Halt's Maul, dreckige Kröte!" Der Junge: „Na, siehst du, was habe ich gesagt!"

Auch die dänischen Fischer werden durch ihre ertragreichen Fischfänge protzig und fallen unangenehm auf. Bild 8 zeigt eine Szene „In der ersten Klasse der Skagenbahn im Sommer 1916". Der Direktor einer Hafenfischerei-Gesellschaft auf dem Wege zur Direktionssitzung mit den Fischern seiner Gesellschaft zusammen im Wagen erster Klasse.

Die glänzenden Lebensmittellieferungen, durch die so schnell und viel Geld gemacht wurde,

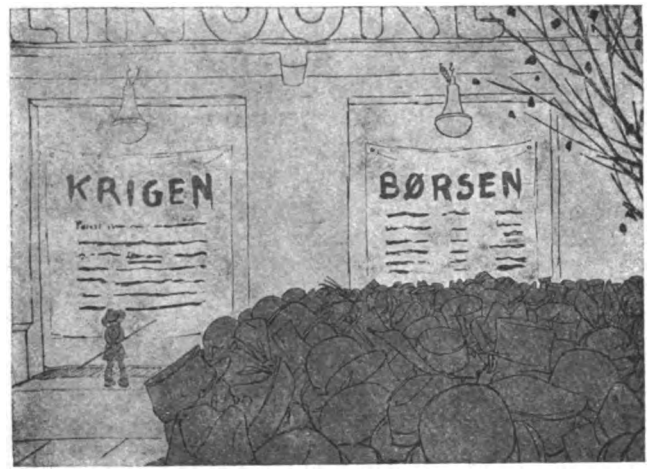


Bild 6. „So ist es". Zeichnung von *Sven Brasch* in „Svikmoellen" 1916.

Digitized by Google

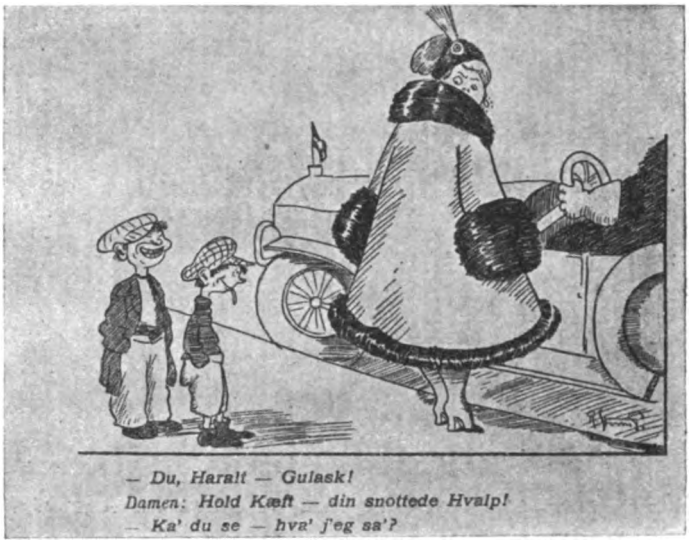


Bild 7. „Gulasch". Karikatur auf Kriegslieferanten von *Storm-Petersen* in „Svikmoellen".

sind natürlich auf das ganze Wirtschaftsleben in Kopenhagen nicht ohne Einfluß geblieben. Die nordische Metropole wurde von Lebensmittelkäufern und Verkäufern überschwemmt, ein wilder Tanz ums goldene Kalb begann. Die Preise schnellten in die Höhe, und die Hotels haben jeden bewohnbaren Raum vermietet, zu schwindelhaften Preisen. *Sven Brasch* hat vier der teuersten Kopenhagener Hotels im Bilde wiedergegeben (Bild 9) und die Preise darunter vermerkt. Man sieht, für die Kleinigkeit von 8000 Kronen pro Tag kann man in einem ganz annehmbaren Hause wohnen. Doch nicht jeder ist in der glücklichen Lage der Gulaschbarone, sich ein eigenes Haus bauen zu können und durch den starken Zustrom von Fremden, die sich auf dem gastlichen und neutralen Boden Dänemarks vor der Kriegsfurie gerettet haben, ist eine empfindliche Wohnungsnot in Kopenhagen eingetreten. In zahlreichen Karikaturen hat man den obdachlosen Kopenhagener dargestellt, wie er mit Sack und Pack hilflos auf freiem Felde sitzt. Die Hauswirte sind dadurch natürlich gewichtige und gefürchtete Persönlichkeiten geworden und wehe dem Mieter, der es wagt, den Gestrengen zu erzürnen. Die amüsante Zeichnung von *Chr. Hoff* (Bild 10) zeigt, wie man

Bild 8. „In der 1. Klasse der Skagenbahn im Sommer 1916". Zeichnung von *Storm-Petersen* in „Svikmoellen".

Digitized by Google

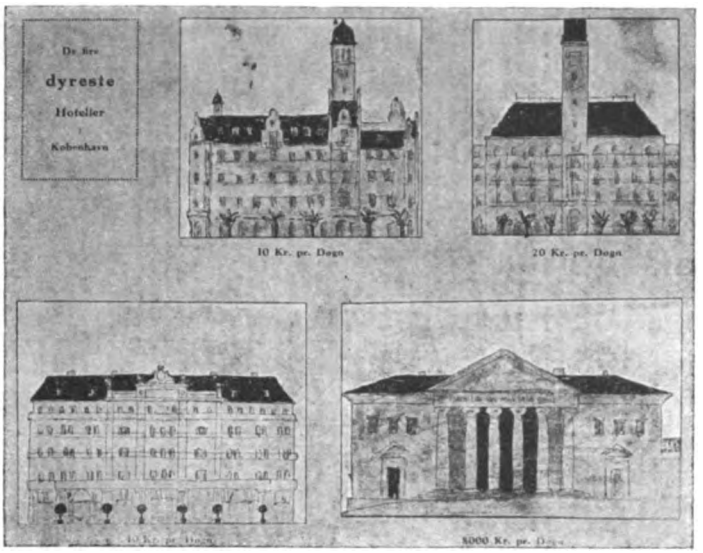


Bild 9. „Die vier teuersten Kopenhagener Hotels". Zeichnung von *Sven Brasch* in „Svikmoellen"

den Hauswirt würdig aufzunehmen hat, um die Sonne seiner Gunst zu genießen. Vom Hausherrn bis herab zum Dackel ist alles bemüht, ihn zu hegen und zu pflegen.

Die deutschen Witzblätter beschäftigen sich weniger mit der humorvollen Karikatur, sie geißeln vielmehr scharf die Wucherer, die Parasiten im Kriegswirtschaftsleben. So bringt die „Muskete", das in Wien erscheinende Witzblatt, eine Zeichnung von *Rudolf Hermann* „Der König der Kriegslieferanten" (Bild 2). Sie zeigt Rockefeller und trägt die Unterschrift: „Zeitungsmeldungen zufolge hat Rockefellers Vermögen eine Billion erreicht." Der amerikanische Milliardär wird dargestellt, wie er vor seinem geöffneten Geldschrank sitzt, in dem das Blut durch die Geldsäcke hindurchsickert. Recht scharfe Karikaturen auf den Kriegswucher bringt auch der „Kladderadatsch", der von jeher die politische Satire pflegte. Dieses Blatt, das über einen ausgezeichneten Stab von Mitarbeitern auch unter seinen Zeichnern verfügt, veröffentlicht z. B. eine Zeichnung. (Bild 11) „Das Alpdrücken des Kriegswucherers", dem im Schlafe der Friedensengel erscheint. Das „Schlaraffenland des Kriegswucherers" (frei nach Breughels Gemälde Schlaraffenland) zeigt uns

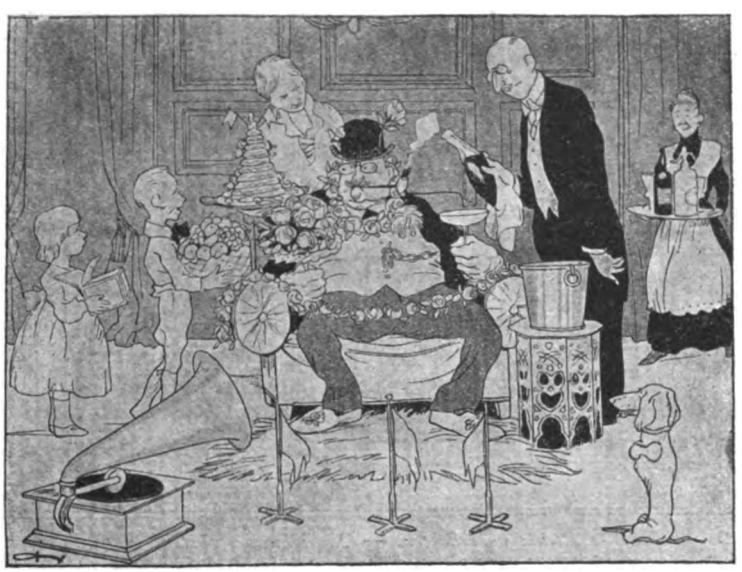


Bild 10. „Der Hauswirt auf Besuch". Zeichnung von *Chr. Hoff* in „Svikmoellen".

Digitized by Google

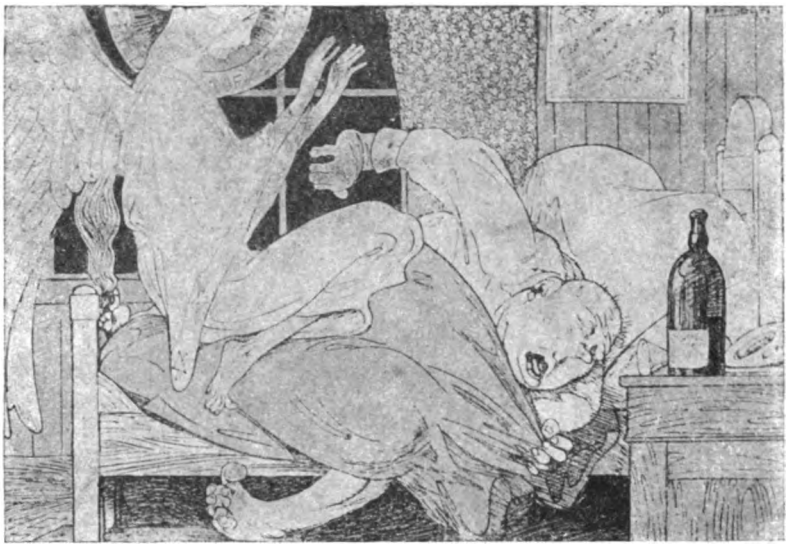


Bild 11. „Das Alpdrücken des Kriegswucherers". Zeichnung von *R. Johnson* aus dem „Kladderadatsch".

Bild 12 aus dem „Kladderadatsch". Daß man auch in Deutschland die am Kriege reichgewordenen Parvenus in ihrer Unbildung und Unwissenheit scharf geißelt, beweist eine Zeichnung des „Dorfbarbier". „Der Kriegsmillionär" (Bild 13) philosophiert: „Eine Million hab' ich glücklich hinter mich gebracht. Jetzt weiß ich nur nicht, soll ich mir erst eine Villa oder ein Buch zur Aneignung feiner Lebensformen kaufen!"

So stellt der Karikaturist mit spitzem Stift die schädlichen Elemente der Menschheit öffentlich an den Pranger. Schärfer als Worte es vermögen werden die Übeltäter gegeißelt und der großen Öffentlichkeit überantwortet, die den Stab über sie bricht oder sie lächerlich macht. Und Lächerlichkeit tötet oft sicherer als Gesetzesparagraphen.

Bild 12. „Das Schlaraffenland der Kriegswucherer" (Frei nach Breughel). Karikatur aus dem „Kladderadatsch", Nr. 50, 1916.

Bild 13. „Der Kriegsmillionär". Karikatur aus Nr. 47, 1916 des „Dorfbarbier".

Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck verboten.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G. Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.
Druck von *Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.

Digitized by Google

Ein Unikum der Göschenschen Ausgabe von Goethes Schriften?

Von

Leopold Hirschberg und Georg Witkowski.

Mit vier Bildern.

Man sollte wirklich meinen, daß die bibliographischen Akten über diese Ausgabe geschlossen seien; und doch ist mir in meinem Exemplar, trotzdem ich es schon mindestens 15 Jahre besitze, erst jetzt etwas Schnurriges aufgefallen. Weder dem fein tüftelnden Deneke, noch sonst einem Verfasser eines für Bibliophilen bestimmten Katalogs dürfte die *allererste Ausgabe des ersten Bandes* zuteil geworden sein, die sich durch ein *fehlerhaftes Titelblatt* „auszeichnet" (ich wähle, wie man hören wird, dieses Wort ganz absichtlich). Diesem Titelblatt ist in allen bisher von mir daraufhin besichtigten Exemplaren (einer beträchtlichen Zahl!) das geschehen, was die fast immer fehlende, „Von Goethe" unterzeichnete Subskriptions-Einladung erdulden mußte: „Dieses Blatt wird beym Binden weggeschnitten."

Bild 1. Titel des Hirschbergschen Exemplars mit dem Druckfehler „Erſtter" und der von Grögory gestochenen Vignette.

Der betreffende Druckfehler, der einem nicht genau Hinsehenden mit dem fein tüftelnden Leichtigkeit entgehen kann, besteht darin, daß nicht: „Erster", sondern: „Erstter" Band gedruckt ward.

Die üblen Folgen der Erneuerung des Titelblattes zeigten sich in *allen* mir zugänglich gewordenen Exemplaren: Die Schärfe der Titelvignette hat beträchtlich gelitten; das Bild erscheint höchst matt und flach gegenüber dem meinen. (Auf der beigegebenen Wiedergabe (Bild 1) läßt sich dies natürlich nicht erkennen.) Aber ich habe bisher allen Versuchungen tapfer widerstanden, dieses kassierte Titelblatt durch das normale zu ersetzen, weil ich es eben als eine „Auszeichnung" der Ausgabe betrachte.

Digitized by Google

Herr Dr. Hirschberg hat mir freundlichst gestattet, seine Mitteilung durch einige Zusätze zu ergänzen, und ich mache von dieser Erlaubnis um so lieber Gebrauch, da sich an die interessante Variante im Titel von Band I der Göschenschen Ausgabe noch weitere, für die Goethe-Bibliographie nicht unwesentliche Beobachtungen anreihen lassen.

Zunächst muß ich die Angabe des geehrten Verfassers berichtigen, das verdruckte Titel-

Bild 2. Die von Meil gezeichnete, von Grögory gestochene Vignette in doppelter Vergrößerung.

blatt sei in allen Exemplaren, mit Ausnahme des seinigen, *weggeschnitten* worden. Die Titelblätter der achtbändigen Ausgabe von 1787—1790 sind auf Kupferdruckpapier hergestellt, brauchten also, wenn sie durch andere ersetzt werden sollten, nur ausgetauscht, nicht weggeschnitten zu werden.

Ferner aber kann der Fehldruck nicht als Ursache des angeblich matteren und flacheren Eindrucks gelten, den die Titelvignette in den übrigen, von Herrn Dr. Hirschberg verglichenen Exemplaren erweckt. Vielmehr rührt die abweichende Wirkung davon her, daß es sich um *zwei*, völlig verschiedene Platten der Vignette handelt, die zwar beide nach einer Zeichnung Meils her-

Digitized by Google

gestellt sind, von denen aber nur die eine von Meil selbst, die andere von dem wenig bekannten Leipziger Stecher *Friedrich Grögory* herrührt. Um die recht erheblichen Unterschiede beider Stiche klar erkennen zu lassen, gebe ich sie in doppelter Vergrößerung wieder (Bild 2 und 3).

In der großen Goetheliteratur, den zahlreichen bibliographischen Beschreibungen der Göschenschen Ausgabe ist nur an einer einzigen, versteckten Stelle von der Grögoryschen Vig-

Bild 3. Die von Meil gezeichnete und gestochene Vignette in doppelter Vergrößerung.

nette Notiz genommen worden: Bernhard Seuffert erwähnt sie im 19. Bande der Weimarer Ausgabe S. 343 als Schmuck des ersten Bandes des zweiten, vierbändigen Abdrucks der Schriften. Darnach könnte man annehmen, Göschen hätte den Nachstich durch Grögory anfertigen lassen, weil die ursprüngliche, Meilsche Platte durch die achtbändige Ausgabe schon verbraucht gewesen wäre. Und da in den Exemplaren dieses Druckes, die mir bisher bekannt waren (drei mit der Jahreszahl 1787 und eins mit der Zahl 1790), überall die von Meil selbst gestochene Vignette zu finden ist, so scheint diese naheliegende Vermutung durch den Augenschein bestätigt zu werden.

Digitized by Google

Aber dagegen spricht eins. Wie mir Herr Professor Dr. Ulrich Thieme aus den Materialien seines unvergleichlichen Allgemeinen Lexikons der bildenden Künstler liebenswürdig mitteilt, ist der in Dresden 1760 geborene Friedrich Grögory am 3. Mai 1788 in Leipzig gestorben, also gerade ein Jahr nach dem Erscheinen der am frühesten ausgegebenen Bände 1—3 der Schriften

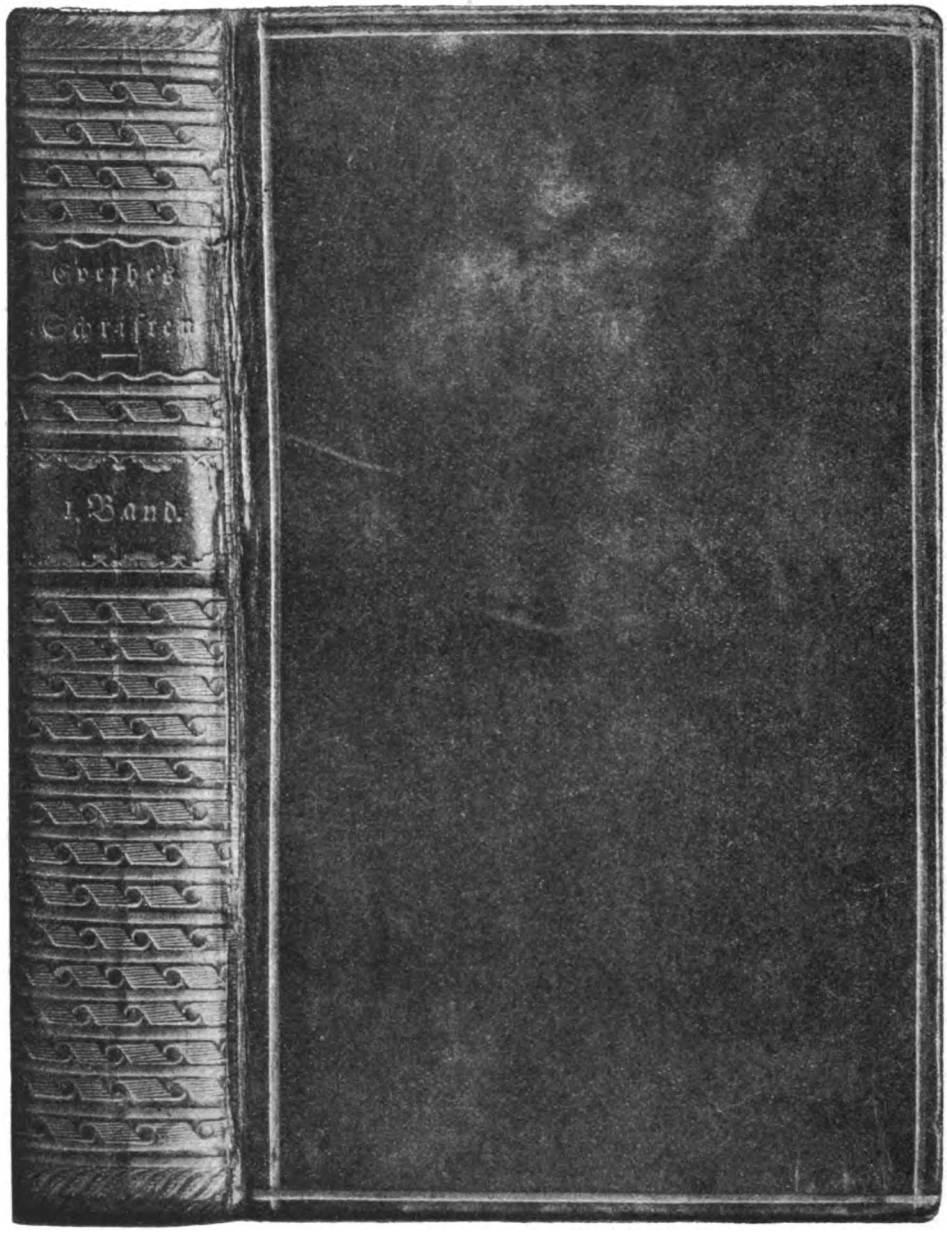


Bild 4. Einband von Goethes Schriften (Leipzig 1787—1790), vermutlich für Goethes Geschenkexemplare angefertigt.

Goethes. (Vergl. Wustmann in dem Aufsatz „Der Leipziger Kupferstich", Neujahrsblätter der Bibliothek und des Archivs der Stadt Leipzig III, 1907, S. 104.) Also kann nicht erst der Entschluß Göschens, die billigere, vierbändige Ausgabe zu drucken, den Auftrag an Grögory bedingt haben; denn diese wurde erst 1790—91 hergestellt, als Grögory schon tot war.

Das Hirschbergsche Exemplar widerlegt noch entschiedener die Möglichkeit, daß es sich bei der Grögoryschen Platte um einen nachträglichen Ersatz handle. Dieses Exemplar erweist sich

Digitized by Google

durch die darin befindliche Notiz des Verlegers und durch das beigefügte Chodowieckische Kupfer als eines derjenigen, die den Subskribenten geliefert und, dem Versprechen Göschens gemäß, zuerst ausgegeben wurden.

Folglich hat Göschen schon für die achtbändige Ausgabe, gleich bei ihrem ersten Erscheinen, den Stich Grögorys benutzt, gleichzeitig (oder fast gleichzeitig) jedoch auch den Meils nach der gleichen Zeichnung. Ja, das Vorkommen der Grögoryschen Version auf dem verdruckten Titelblatt, das doch gewiß als das frühere anzusehen ist, läßt für diese Platte die Priorität vermuten.

Wie ist das zu erklären? Daß der Verleger für die 3000 Exemplare, die er druckte, sogleich zwei Platten der gleichen Vignette hätte anfertigen lassen, weil er fürchtete, daß eine Platte diese Auflage nicht aushalten würde, ist wohl ausgeschlossen. Eine andere Erwägung muß ihn dazu veranlaßt haben. Ich sehe sie in den folgenden Worten angedeutet, die einem Briefe Göschens an seinen Kompagnon Bertuch vom 17. Januar 1787 (Goethe-Jahrbuch II, 400 f.) entnommen sind: „Jetzt rückt es gut mit Goethe. Der Werther wird bald fertig sein. Mit den Kupfern habe ich Teufelssprünge gehabt. Chodowiecki und Meil hatten andere Arbeiten angenommen, weil die Sujets [die Goethe angeben sollte] ausblieben, Meil kann nur eine Vignette bis Ostern machen". Zu Ostern sollte die erste Lieferung der Schriften erscheinen. Um auch für den Fall, daß Meil bis dahin die Platte nicht lieferte, der den Subskribenten versprochenen Vignette sicher zu sein, ließ sich Göschen, wie ich annehme, die Meilsche Zeichnung senden und sie durch den jungen Grögory stechen. Meils Stich kam aber noch gerade vor dem Ausdrucken in Göschens Besitz, als schon Probedrucke hergestellt waren, von denen das Hirschbergsche Exemplar den einzigen bekannten darstellt. So legte Göschen vorläufig die Platte Grögorys zurück, da er selbstverständlich lieber eine Originalarbeit des anerkannten Berliner Meisters am Eingang seiner Ausgabe darbieten wollte.

Für die billige, vierbändige Ausgabe holte er 1790 die Platte des inzwischen verstorbenen, kaum bekannten Leipziger Künstlers wieder hervor; die bescheideneren Käufer sollten sich mit einer von anderer Hand herstammenden Reproduktion begnügen.

Völlige Gewißheit kann diese Annahme nicht beanspruchen; aber sie dünkt mir die relativ wahrscheinlichste. —

Die Gelegenheit mag benutzt werden, um noch eine besondere Eigenschaft der Göschenschen Ausgabe von Goethes Schriften, und zwar der ersten, achtbändigen, hier zu erwähnen.

Ich kenne davon mehrere Exemplare (je eins im Goethe- und Schiller-Archiv, in der Hirzelschen Sammlung und in meinem Besitz), sämtlich in genau dem gleichen, sehr schönen Kalblederband mit derselben, überaus reichen Rückenvergoldung (Bild 4) und dem gleichen Marmorkleistervorsatz. Da ein Verlegereinband nirgends angeboten worden ist und da auch nicht zu vermuten ist, daß irgend ein Käufer eine größere Zahl von Exemplaren so kostbar habe binden lassen, so bleibt zur Erklärung des übereinstimmenden Äußeren dieser Exemplare nur eines übrig: sie gehören zu den je 40 der gewöhnlichen und der auf holländisches Papier gedruckten besseren Ausgabe, die Goethe erhielt, und dieser hat sie zu Geschenkzwecken und zum eigenen Gebrauch so schön kleiden lassen. Eine gewisse Bestätigung dafür gibt mein Exemplar. Es trägt von der Hand des Vorbesitzers, des früheren Auktionskommissars der Berliner Königlichen Bibliothek, auf der Rückseite des Vorsatzes des ersten Bandes den Eintrag: „Aus Göthe's Nachlassenschafts-Auction am 24. May 1834", womit die Herkunft aus dem Besitze des Dichters bezeugt ist. Sollten, was leicht geschehen kann, ebenso gebundene Exemplare der achtbändigen Ausgabe der Schriften auftauchen, so darf demnach angenommen werden, daß sie durch den Dichter selbst ihr Gewand empfangen haben.

Digitized by Google

Ein Exlibris von Walter Leistikow.

Von

Prof. Dr. Georg Minde-Pouet, Direktor der Deutschen Bücherei in Leipzig.

Mit zwei Bildern.

Bei einer zufälligen Durchsicht meiner Sammlungen deutscher Graphik fiel mir ein Blatt in die Hände, das ich lange vergessen hatte, obwohl sein Besitz mir ungemein wertvoll ist; denn ich selbst hatte seine Entstehung veranlaßt, und es ist damals nur einem ganz kleinen Kreise zu Gesicht gekommen und später sonst niemand bekannt geworden: ein von Walter Leistikow entworfenes, leider nie ausgeführtes Exlibris.

Walter Leistikow. Entwurf eines Exlibris für die Stadtbibliothek Bromberg.

Als ich im Herbst 1903 die Organisation der neu gegründeten Bromberger Stadtbibliothek übernahm, erschien es mir reizvoll, für sie ein eigenes Exlibris zu beschaffen, und was lag näher, als zur Verwirklichung dieses Gedankens den glücklichen Zufall auszunutzen, daß Bromberg die Vaterstadt Leistikows war, an der er mit nie erkalteter Liebe hing. Bereitwillig entsprach der Künstler meiner Bitte und sandte mir im Februar 1904 in kürzester Frist, die als ein Beweis seiner Freude an der Arbeit gelten durfte, das hier abgebildete Exlibris ein: im Vordergrunde das breite Fensterbrett der Bibliothek, auf dem das aufgeschlagene Buch mit dem Stadtwappen ruht, und von ihm aus ein Blick in den landschaftlich schönsten Teil Alt-Brombergs mit der für die Stadt charakteristischen Schleusenanlage und der ehrwürdigen katholischen Pfarrkirche im Mittelpunkte.

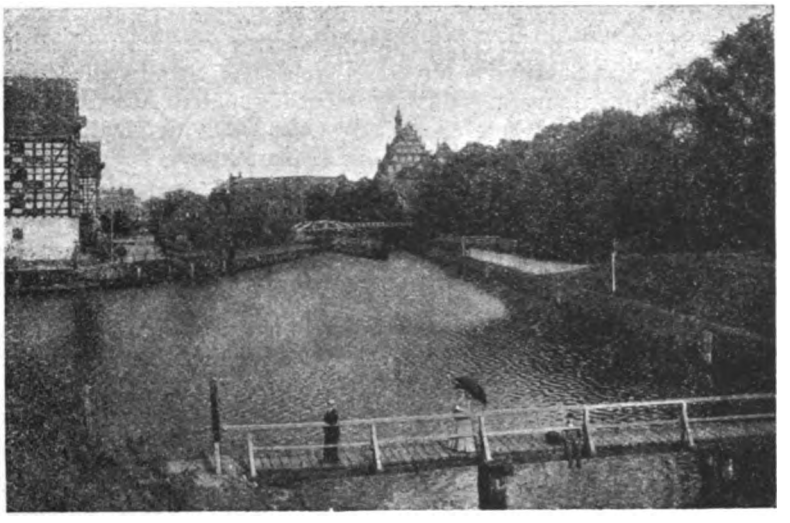
Leistikow kehrte nicht nur alljährlich am Schlusse seiner Studienreisen und zu den Weihnachtstagen nach Bromberg zurück, er hat selbst oft bezeugt, was dem Knaben und heranwachsenden Jünglinge die unmittelbare Umgebung seiner Heimatstadt gegeben hatte. Wie oft hatte er ihren Wald durchstreift! Er kannte ihn zu jeder Tageszeit und in jeder Stimmung, und als

Digitized by Google

sich ihm später der Reiz der schwermütigen Kiefernwälder um Berlin erschloß, da lösten sich nur Erinnerungen aus, die seit seiner Kindheit her in ihm wurzelten. Auch die alte katholische Pfarrkirche mit ihrer malerischen Lage und herrlichen Dachbildung zog ihn immer wieder an und ist in mancherlei gestalteten Motiven auf seinen Bildern zu finden.

Dieses Exlibris war ein neues Zeichen der Anhänglichkeit Leistikows an den Boden, dem er entsprossen war, ein scheinbar willkürlicher und doch wohlbedachter, glücklicher Ausschnitt aus der Natur. Hatte der Künstler doch nicht versäumt, links die an die Fürsorge Friedrichs des Großen für die Stadt gemahnenden alten Speicher in das Bild miteinzubeziehen und neben der Pfarrkirche rechts noch Platz zu schaffen für die Türme der ehemaligen Jesuitenkirche am Markte, von denen der Betrachter bei dem Standpunkte, den der Bildausschnitt voraussetzt, in Wahrheit nur gerade noch die äußersten Spitzen erkennt.

Daß hier kein Gedächtnisfehler, sondern bewußte Abweichung von der Wirklichkeit vorliegt, zeigt die gleichfalls hier beigegebene Wiedergabe des Naturmotivs, das Leistikow sich von mir erbeten hatte, um es als Vorlage zu benutzen. Ein Vergleich dieses Bildes der wirklichen Natur



Naturmotiv für das Exlibris von Walter Leistikow.

mit dem Exlibris ist nicht nur bezeichnend für die Art, wie Leistikow das Motiv abrundete, das Bild in den Rahmen paßte, sondern zeigt von neuem, daß ihm auch in der Graphik die dekorative Auffassung der Natur die liebste war. Und noch darüber hinaus ist dieser Vergleich ganz allgemein für das Verständnis künstlerischen Schaffens höchst wertvoll: er liefert uns ein ausgezeichnetes Beispiel für die ornamental-stilistische Verwendung verschiedener Motive, für die Benutzung eines Naturmotivs zu der Zeichnung eines Künstlers, die alle Merkmale seines geistigen Eigentums trägt. Keine bloße Wiedergabe der Natur, wie sie jeder sieht, sondern unter Ausscheidung alles Kleinlichen und Unwesentlichen ein starkes Herausheben der Gesamtwirkung in einfachster, verdeutlichender Form, damit auch in uns die Vorstellung werde, die der Künstler selbst empfangen hatte.

Es war schmerzlich, daß Gründe eintraten, die den Künstler veranlaßten, diesen nach mehr als einer Richtung ausgezeichneten Entwurf zurückzuziehen, und daß so der Stadt Bromberg das prächtige Geschenk ihres Sohnes für die Stadtbibliothek entging. Damit es aber nicht ganz verloren gehe, mag dieses Exlibris nun hier nach 13 Jahren der Allgemeinheit bekannt gegeben werden als ein neues willkommenes Werk in der Reihe der graphischen Arbeiten Leistikows, als ein lehrreiches Beispiel für die künstlerische Umbildung eines Naturvorbildes, als ein vortrefflicher Beitrag zu dem Thema „Naturprodukt und Kunstwerk", das Ludwig Volkmann 1902 in einem feinsinnigen Buche behandelt hat.

Digitized by Google

Beiträge zur Bibliographie der deutschen Dichtung.

Aus den Schätzen der Königlichen Bibliothek zu Berlin mitgeteilt

von

Hans von Müller in Berlin.

III. Zu Schulte-Strathaus' „Bibliographie der Originalausgaben".

Mit grundsätzlichen Erörterungen.

I.

Vorbemerkung.

Der nach dem unveränderten Manuskript des Verfassers gesetzte und allein vom Verfasser korrigierte Druck einer Schrift ist für den Text des Werkes in alle Zukunft maßgebend, soweit er nicht nachträglich vom Verfasser selbst für spätere Ausgaben abgeändert worden ist. Er steht an urkundlichem Werte ebenbürtig neben der Originalhandschrift, ja er geht dieser im Range vor, wenn der Autor den Text bei der Korrektur geändert hat. Wenn man also neuerdings sich bemüht, die Originalausgaben deutscher Dichtungen aufzuspüren und zu konservieren, mit einem Worte: sie zu sammeln, so ist das nicht eine gedankenlose, nur auf die *Seltenheit* des Gegenstandes erpichte Spielerei wie das Sammeln von Briefmarken oder von Hosenknöpfen berühmter Leute, sondern es beruht auf der richtigen Erkenntnis des *urkundlichen* Charakters dieser Drucke.

Diese Erkenntnis hat endlich zu der seit Jahrzehnten von den Bücherfreunden ersehnten Konsequenz geführt, daß eine *Bibliographie der Originalausgaben der deutschen klassischen Literatur* in Angriff genommen ist. *Ernst Schulte-Strathaus*, der ausgezeichnete Herausgeber der „Bildnisse Goethes" (München, Georg Müller, 1910) hat nach jahrelanger Vorbereitung im Oktober 1912 (im gleichen Verlage) zunächst die ersten siebzehn Bogen einer „Bibliographie der Originalausgaben deutscher Dichtungen im Zeitalter Goethes" erscheinen lassen, die fünfzehn Schriftsteller behandeln.

Das Unternehmen war um so gewagter, als seit Generationen ein einzelner nichts der Art mehr unternommen hat und infolgedessen die Technik für diese Arbeiten ganz abhanden gekommen war. In den neuen Auflagen von Goedekes Grundriß geht, wie die Leser dieser Blätter wissen, jeder Mitarbeiter technisch nach Gutdünken vor, da eine Tradition überhaupt nicht mehr existiert. Der eine *beginnt* mit den Gesamtausgaben seines Autors, der andere schließt mit ihnen; der eine verzeichnet Einzeldrucke *einzeln*, der andere in Parenthese bei den Sammlungen, in denen sie wiederkehren; der eine ordnet die Werke nach *Gattungen*, der andere chronologisch; bei der chronologischen Ordnung ist für den einen die *Entstehungszeit* maßgebend, für den anderen der erste Druck; dementsprechend bringt jener die postum erschienenen Jugendwerke *vorn*, dieser hinten — sehr oft hat man aber auch einen Teil vorn und einen Teil hinten zu suchen, weil alle diese Prinzipien in der Regel nur als dunkle Ahnung im Kopfe des Bearbeiters dämmern. Der eine verzeichnet außer den in Buchform erschienenen Dichtungen seines Autors auch dessen Übersetzungsarbeiten, nichtpoetische Schriften und Beiträge zu Zeitschriften mit in der Reihe; der andere erwähnt diese Kategorien (oder einen Teil von ihnen) kurz am Schluß; der dritte ignoriert sie völlig; der vierte gibt sogar aus den von Meusel verzeichneten Buchdichtungen nur eine willkürliche Auswahl. Wer die Beiträge zu Zeitschriften *bringt*, der zählt entweder *jeden* Beitrag, und wäre er zwei Zeilen lang, in einer Reihe mit mehrbändigen Schriften als besonderes Werk; oder er vereinigt die in einem *Jahrgang* veröffentlichten zu einer Nummer (diesen Buchbinderstandpunkt pflegte Goedeke selbst zu betätigen); oder er rechnet die *ganze* Mitarbeit an einem Periodicum für ein Werk. Und was die Aufnahme der Buchpublikationen betrifft, so reproduziert der eine das ganze Titelblatt mit Einschluß des Mottos und der eventuellen Hausnummer des Verlegers; der andere gibt umgekehrt nur den Titel der Schrift im engsten Sinne mit Ort und Jahr des Erscheinens, so daß man nicht einmal erfährt, ob die Schrift *anonym* oder mit Nennung des Verfassers erschienen ist (Meusels und Quérards einfache Bezeichnung der Anonyma durch einen vorgesetzten Stern ist *vergessen* wie die Technik des Eisengusses und andere Errungenschaften der Zeit). Der eine giebt die letzte Seitenzahl und die Anzahl der

Digitized by Google

unpaginierten Vorblätter an, der andere nennt nicht einmal das Format (man sehe z. B. die ganze S. 603, in dem besonders miserablen § 224). Doch genug davon.

Das Werk, das uns heute beschäftigt, wird im Gegensatze zu jenem anarchischen Gebilde von *einem* Manne nach einheitlichen Gesichtspunkten hergestellt. Es ist, wie gleich vorweggenommen sein mag, dank der Umsicht und Ausdauer des Verfassers stofflich ebenso reich ausgefallen wie es technisch sauber geraten ist; wir erwarten von ihm eine neue Blüte der Bibliographie der deutschen Dichtung.

Infolge privater Verhältnisse habe ich das Buch erst vier Jahre nach seinem Erscheinen kennen gelernt, später als vielleicht die meisten Leser dieser Blätter; aber ich hatte dann Gelegenheit zu genauester Prüfung, so daß mein Referat vielleicht doch noch des Lesens wert erscheint. Ich bespreche zunächst (unter I—IV) das von Schulte vorgeführte Material, also den *Gegenstand* seiner Darstellung[1] und sodann (unter V—VII) die *Technik* der Arbeit[2]; zum Schluß (unter VIII) gebe ich einige kleine Ergänzungen aus den Beständen der Königlichen Bibliothek. In den allgemeinen Ausführungen zu I—VII sind einige Grundsätze der bibliographischen Technik und der bibliophilen Werttheorie vorzutragen, die teilweise mit Schultes Verfahren im Widerspruch stehen. Es sei darum hier ein für allemal betont, daß es sich bei solchen Ausstellungen durchweg nur um Nebensachen handelt; die Dinge, die ich fortwünsche, sind an sich nicht falsch, auch an sich nicht wertlos, sondern scheinen mir nur in einem Werke von *dieser* Art nicht am Platze.

I. Auswahl und Anordnung der Autoren.

1. Der Gesamtplan: das „Zeitalter Goethes".

Wie es scheint, ist Schulte-Strathaus in letzter Linie zu seinem Unternehmen geführt worden durch *Eduard Grisebach*, den Leser, Sammler und Enthusiasten, der nichts gründlich wußte, aber von sehr vielem etwas; der auf keinem noch so kleinen Gebiete etwas Abschließendes geleistet, aber auf manchem entscheidende Anregungen gegeben hat; dessen Darbietungen allesamt von Fehlern wimmeln und doch mehr bieten als die sauberen Arbeiten nüchterner Gelehrter; den man hundertmal „erledigt" und zu dem man dann zum hundertundersten Male liebend zurückkehrt wie zu seinen größeren Altersgenossen Nietzsche und Liliencron. — Daß Schultes Bibliographie in der *Form* an Grisebachs Kataloge erinnert, wird unter VI 2 gezeigt werden; die Abgrenzung des *Stoffes* dürfte durch Grisebachs Studien zur deutschen Literatur seit 1770 bestimmt worden sein, die um 1870 entstanden, 1874 in Konstantinopel zusammengestellt und 1888/89 in Port-au-Prince auf Haiti als „Das Goethesche Zeitalter der deutschen Dichtung" neu bearbeitet worden sind.

Grisebach rechnete die neuere Zeit der deutschen Dichtung vom Jahre 1770 an, in der Goethe durch Herder, den Schüler Hamanns, zum Bewußtsein seiner Kräfte gelangte; er bezeichnete das Jahrhundert von 1770 bis 1870 (also rund die Zeit vom „Götz" bis zum „Neuen Tanhäuser") und später die zwölf Jahrzehnte von 1770 bis 1890 als das Goethesche Zeitalter der deutschen Dichtung, da während dieses Zeitraums Goethe als der größte deutsche Dichter anzusehen sei.

Schulte übernimmt den Ausdruck vom Zeitalter Goethes, und er rechnet den Anfang der damit bezeichneten Periode offenbar *wie Grisebach* von Herders Einfluß auf Goethe an. Herders „Fragmente" sind, wie er aus Suphans Einleitung von 1877 zitiert, „das kanonische Buch für die ästhetische Kritik des jungen Geschlechts geworden, und mit ihrem morgenfrischen Wehen haben sie den Tag der Wiedergeburt einer ächt nationalen Poesie eingeleitet". — Wenn Schulte zwei Autoren, nämlich Hamann und — wunderlicherweise — auch Hippel, noch vor Herder bringt, so geschieht das wohl nur darum, weil der eine ein Vorläufer und der andere wenigstens ein Landsmann Herders war.

Andrerseits denkt Schulte aber zweifellos nicht daran, das „Zeitalter Goethes" bis zur Gegenwart oder auch nur bis zum Jahre 1870 laufen zu lassen: ich vermute, daß er es bis zu Goethes Tode rechnet. Dann hat jedoch die Benennung etwas Schielendes. Entweder versteht man unter dem Goetheschen Zeitalter mit Grisebach die Zeit von Goethes *Geltung und Wirkung*, also die Zeit vom „Götz" bis zur Gegenwart; oder man nennt mechanisch die Zeit so, die Goethe *erlebt* hat, also die Jahre 1749—1832.

Die Ansetzung einer solchen Periode, etwa vom „Messias" bis zum zweiten Teil des „Faust", scheint etwas für sich zu haben; und doch wäre sie gänzlich unfruchtbar. Denn eine Bibliographie dieses Zeitraums hätte aus dem 18. Jahrhundert nicht nur zu bringen, was Goethen angeregt hat,

1 gewissermaßen in geometrischer Progression: I. die Autoren, II. deren Schriften, III. deren Ausgaben, IV. deren Exemplare.

2 V. die Titelaufnahme, VI. die Zutaten des Bearbeiters, VII. die äußere Gestalt des Werkes.

Digitized by Google

wie Klopstocks Oden, Lessings Minna und Wielands Musarion, sondern auch die Tendenzliteratur der Aufklärung; und aus dem 19. Jahrhundert wäre nicht nur die Dichtung des alten Goethe und der Romantik, Platens und Heines zu geben, sondern auch die in den zwanziger Jahren anhebende Tendenzliteratur der Demokratie und die Halbdilettanten wie Immermann und Grabbe. Diese Altersgruppe bedeutet aber weder einen Anfang noch ein Ende, sondern ist lediglich ein unerfreuliches Zwischenspiel zwischen Goethe und Kleist drüben und deren legitimen Nachfolgern Hebbel und Keller hüben — wie diese ihrerseits wieder durch die Tendenzliteratur des Sozialismus (und der Soziologie) getrennt sind von den Dichtern *unserer* Generation, den Paul Ernst und Stefan George. Tatsächlich steht die Literatur um 1830 ebenso wie die Literatur um 1760 im *Gegensatz* zu Goethes Produktion, und zwar in einem auf der Generationsverschiedenheit und Generationsfeindschaft beruhenden Gegensatz — obwohl oder weil Goethe beide Strömungen mit erlebt hat.

Nicht die *Zeitgenossen* eines Dichters, nur seine *Altersgenossen* bilden in gewissem Maße eine geistige Gruppe.

2. Der erste Band: Goethes Altersgenossen.

In dem ersten Bande seines Werkes will Schulte in der Tat wohl nur Altersgenossen Goethes, freilich in einem recht weit gefaßten Sinne, behandeln — abgesehn von Herders Lehrmeister Hamann, dem Altersgenossen und Antipoden Lessings. Die vierzehn anderen Schriftsteller, die das bisher allein vorliegende erste Heft des Bandes vorführt, sind zudem nicht nur Alters- sondern auch Gesinnungsgenossen des jungen Goethe, insofern als sie mehr oder weniger in den Kräften des Gemüts, in der hinreißenden Stärke der Empfindung den Hauptnerv der Dichtung sehen; sie sind, wie fast die ganze Jugend der Zeit, begeistert für ein außerhalb der Kunst und der reinen Erkenntnis liegendes, die ganze Seele ergreifendes Ideal, sei es nun das religiöse oder das nationale oder das soziale der Rousseauschen Rückkehr zur Natur — im Gegensatz zu der verstandesmäßigen, kühl rechnenden, an antiken Vorbildern sich säuberlich orientierenden Ästhetik der Aufklärung. Endlich stehen wenigstens zwei Drittel der in dem Heft dargestellten Schriftsteller in mehr oder weniger enger *persönlicher Beziehung zu Goethe* — ja, ich fürchte, daß dieser ganz unsachliche, zufällig-biographische, sozusagen anekdotische Gesichtspunkt nicht nur für die Anordnung, sondern auch für die Auswahl der Gruppe maßgebend war: ein boshafter Beurteiler könnte sich an einen Antiquariatskatalog „Goethe und sein Kreis" erinnert fühlen.

Hat Grisebachs Auffassung Schultens Stoff nach oben begrenzt und hat das Verhältnis der Autoren zu Goethe ihre Auswahl und Anordnung mitbestimmt, so ist in dieser Hinsicht doch als ebenso entscheidender Faktor *Goedeke* zu nennen. Ehe dieser im siebenten Kapitel seines sechsten Buches[1] Goethe und Schiller behandelt, führt er im *sechsten Kapitel* das vor, was er (im Inhaltsverzeichnis) *„Geniewesen"* nennt. Von den fünf Paragraphen dieses Kapitels verzeichnen die *beiden letzten* die Musenalmanache und den *Göttinger Kreis*, dessen Hauptorgane eben der Göttinger und der Vossische Almanach waren und den Schulte vermutlich in der anderen Hälfte seines ersten Bandes behandeln will. Der *erste* Paragraph des Kapitels (228) führt u. a. Hamann, Hippel, Jung, Jacobi vor, der *zweite* (229) Herder, der *dritte* (230) u. a. Merck, Goue, H. L. Wagner, Lenz, Klinger, Schubart, Heinse, Maler Müller, L. Ph. Hahn. Von Lavater, den Goedeke (als Verfasser geistlicher Lieder und einer vierbändigen Messiade) in Klopstocks Gefolge gestellt hatte, sagte er selbst (S. 607): „Seine physiognomischen, magnetischen und mytischen Bestrebungen und abeuteuerlichen Täuschungen und Selbsttäuschungen weisen ihm einen Platz unter den Stürmern und Drängern (§ 230)[2] an."

Eben diese funfzehn Autoren aus Goedekes drei Paragraphen 228—230 sind es, die Schulte in dem vorliegenden Heft behandelt. Er ordnet sie, wie es scheint, in vier Teilgruppen an:

1. Goethes Haupt-Anreger Herder (geb. 1744); diesem vorangestellt sind seine älteren Landsleute Hamann und Hippel (geb. 1730. 1741).
2. Fünf *ältere* Freunde des jungen Goethe (geb. 1740—1743), die sämtlich als Dichter kaum in Betracht kommen: Jung-Stilling, Lavater, Merck, Goue, Jacobi.
3. Die drei Sturm-und-Drang-Dramatiker κατ' ἐξοχήν: Wagner, Lenz, Klinger — gleichfalls mit dem jungen Goethe befreundet und seine *Altersgenossen* im engeren Sinne (geb. 1747—1752).

1 Goedekes acht „Bücher" sind bekanntlich nach Einschnitten der *politischen* Geschichte abgeteilt.

2 Goedeke braucht „Stürmer und Dränger" (gelegentlich auch „Genie") synonym mit Schwindler und Wüstling: daraus erklärt sich die verblüffend heterogene Gesellschaft, die er in seinem § 230 zusammensperrt. Es macht ihm nichts aus, mitten zwischen Lenz und Heinse — Carl Friedrich Bahrdt zu stellen, diesen unerträglichen Plattkopf, in dem die Aufklärung sich selbst *ad absurdum* führte.

Digitized by Google

4. Endlich vier Dichter sehr verschiedenen Alters (geb. 1739—1749), die mit Goethe nur in loser Beziehung standen: Heinse und die drei Südwestdeutschen Maler Müller, Schubart, L. Ph. Hahn.

Nach der dritten Teilgruppe nennt Schulte seltsamerweise die ganze Reihe „Sturm und Drang".

* * *

Nachdem wir uns solchergestalt redlich bemüht haben, die verborgene *ratio* von Schultes Auswahl und Anordnung seiner Autoren zu finden, gestatte man uns eine grundsätzliche Betrachtung über die *Anordnung der Schriftsteller in bibliographischen Werken.*

Für umfassende Werke wie das Meusels für das 18. und das Brümmers für das 19. Jahrhundert ist natürlich nur die *alphabetische* Folge brauchbar. Koberstein und Goedeke sind ihre „Grundrisse" über den Kopf gewachsen und zu dem absoluten Gegenteil eines Grundrisses (d. h. doch einer knappen *Übersicht*) geworden, nämlich zu gänzlich unübersehbaren Materialhaufen. Hätten die beiden Gelehrten bei Beginn der Arbeit eine Vorstellung von deren Umfang gehabt, so wären sie vielleicht selbst auf den Ausweg verfallen, den wirklichen *Grundriß*, nämlich die subjektive Skizze der Gesamtentwicklung, in einem besonderen Hefte voranzustellen und dann die bio-bibliographischen Einzelartikel in alphabetischer Folge zu bringen[1]. Statt dessen sind die Artikel, besonders von dem mehr kulturhistorisch als ästhetisch orientierten Goedeke, in willkürliche Gruppen zusammengeschoben, die oft durch persönliche Beziehungen oder Charaktereigenschaften der Autoren bedingt sind; und innerhalb dieser Gruppen sind sie oft wieder ebenso willkürlich geordnet. Bei der — an sich erfreulichen — Vervielfachung des Umfangs, die bei beiden Neubearbeitungen des Goedekeschen Grundrisses eingetreten ist[2], haben diese Übelstände sich gleichfalls vervielfacht; hatte man für die erste Auflage zwei Register zu Rate zu ziehen, so hat man für die zweite Auflage bis jetzt die Auswahl zwischen zehn, und das Ende ist nicht abzusehen; ein Generalregister kann nie erscheinen, da ja inzwischen schon die dritte Auflage heranwächst und für Lessing und Goethe z. B. niemand mehr die zweite Auflage befragen wird. Literarhistoriker, Sammler, Bibliothekare und Antiquare leiden in gleicher Weise darunter, daß das Nachschlagewerk, auf das sie leider bis auf weiteres angewiesen sind, von Auflage zu Auflage ungeeigneter zum Nachschlagen wird[3]. Man denke sich etwa die Artikel von Thieme-Beckers Künstlerlexikon nach den von den Künstlern bevorzugten Gegenständen, ihren persönlichen Beziehungen und ihrer Charakterveranlagung geordnet und innerhalb dieser Gruppen bald nach dem Geburtslande, bald nach der Zeit, in der der Künstler sein erstes Bild verkauft hat; dazwischen dann Reflexionen eines interessanten, aber immerhin beschränkten Schriftstellers aus den funfziger bis siebziger Jahren, nachträglich hie und da in Einzelheiten verbessert und von Sprachreinigern energisch expurgiert; *kein* Gesamtregister. Was ein Kunsthistoriker wohl sagen würde, wenn man ihm ein solches Opus als Haupt-Nachschlagewerk anbieten würde?

Während also für ganz allgemeine Werke mit Tausenden von Artikeln eine andere Ordnung als die alphabetische *gar nicht in Frage kommt*, sind für Bücher, die nur eine Auswahl von Autoren behandeln, andere Modi möglich. Man kann die Dichter nach *Schulen* ordnen, wenn man an Schulen glaubt (zu welchen gehören Matthisson und Jean Paul, Chamisso und Grillparzer, Platen und Heine?); man kann sie nach *Dichtungsgattungen* gruppieren, wenn man nur solche

---

1 Entsprechend wäre natürlich eine Neubearbeitung der beiden ‚Grundrisse' einzurichten, wenn sie als *Nachschlagewerk* brauchbar sein soll. Kobersteins und Goedekes interessante Gesamtdarstellungen wären (unter Beigabe der Einzel-*Charakteristiken*) in ihrem unveränderten Wortlaut (die Goedekes auch in dessen eigenwilliger Schreibung) als einzeln käufliche Teile auszugeben. Die Einzelartikel, wie bei Meusel und Brümmer auf die äußeren Daten beschränkt, würden in völlig selbständiger Bearbeitung (unter alleiniger Verantwortung des jedesmal zeichnenden Spezialforschers) als „Bibliographie der deutschen Dichtung" eine Reihe von etwa zwanzig Bänden bilden; die Sammelwerke und die allgemeine Literatur — etwa nach Arnolds ausgezeichneter Skizze — würden ihnen vorangehn, die Anonyma unbekannter Verfasser, nach Gattungen und Erscheinungsjahren geordnet, den Schluß machen. Der Redaktor hätte als solcher lediglich technische Verfahren festzusetzen und die besten Spezialisten zu gewinnen.

2 Von der Neubearbeitung des Kobersteinschen Grundrisses durch Bartsch ist hier nicht zu reden; daß auch sie völlig verfehlt ist, hat der Besitzer von Kobersteins Handexemplar mit berechtigter Schärfe ausgesprochen (Grisebach, Katalog eines Bibliophilen[1] Nr. 1976).

3 Das ist nicht nur durch das Wachsen des Materials, sondern auch durch die Verschlechterung der Druckeinrichtung bedingt. So ist die *kleine Schrift* abgeschafft, die Goedeke für die Literatur *über* die Autoren und für die *Inhaltsangaben* größerer Publikationen verwandte.

Digitized by Google

berücksichtigt, die sich auf eine Gattung beschränkt haben[1]; man kann die Dichter nach *Landschaften* aufzählen, wenn man an radikale Stammesverschiedenheiten glaubt und es z. B. fertig bringt, Heinse als Thüringer und Platen als Franken oder Niedersachsen oder sonst etwas dergleichen zu „empfinden"; man kann sie endlich — wie Goedeke es häufig innerhalb seiner Paragraphen tut — chronologisch nach dem *„ersten Auftreten"* ordnen, wenn man sich über den Begriff des ersten Auftretens klar zu sein glaubt[2].

Denkt man über diese vier Kriterien skeptisch wie der Schreiber dieser Zeilen, so bleibt nur eine chronologische Ordnung nach dem *Lebensalter*. Die Frage nach dem Geburtsdatum ist erstens eine *unzweideutige*, im Gegensatz zu der Frage nach dem *ersten Auftreten* und der eigentlichen *Stammeszugehörigkeit;* und die Antwort ist bei fast allen halbwegs wichtigen Dichtern der neueren Zeit auf den Tag genau zu geben. Das Geburtsdatum ist zweitens etwas für ein allemal *Gegebenes*, während der Autor seine *Tendenz* ändern kann (wie Wieland, Goethe, Schiller, Hoffmann) und mehrere *Dichtungsgattungen* nebeneinander pflegen kann. Erfüllt so dieses Kriterium in hohem Maße die Forderung eindeutiger Zuverlässigkeit, so ist doch auch die Ordnung danach keineswegs eine zufällige, mechanische, wie die nach der alphabetischen Stelle des Familiennamens. Wie schon angedeutet, pflegen die führenden Geister einer Generation in gewissen Tendenzen einander zu gleichen, jedenfalls soweit, daß man jedesmal von einer vorwiegenden Tendenz sprechen kann, neben der vielleicht eine Nebenströmung (etwa von minderbegabten Nachzüglern der vorletzten Generation) einhergeht. Subjektive Aufgabe des einzelnen Darstellers ist es, den Begriff der Generation in jedem Falle zweckmäßig abzugrenzen; bei stürmischer Entwicklung wird er sich auf vier bis sieben Jahrgänge beschränken, in Zeiten der Stagnation kann man ein volles Menschenalter (also eine Generation im eigentlichen Sinne) nehmen. Ich hoffe immer noch, das System, das ich vor etwa funfzehn Jahren ausgearbeitet und nach dem ich bereits zwei größere Spezialsammlungen deutscher Dichtungen aufgestellt habe, einmal in einem Kataloge vorzuführen, da nur die Anwendung in der Praxis seine Vorzüge beweisen kann. Hier darf ich nur auf die von Schulte-Strathaus behandelte Altersgruppe exemplifizieren.

Schulte führt — von dem Vorläufer Hamann abgesehn — vierzehn Schriftsteller aus den vierzehn Jahren 1739—1752 vor. Ich würde diesen an sich nicht großen Zeitraum gleichwohl noch in drei Teile zerlegen (wie ja auch Schulte, wenn auch von anderen Gesichtspunkten aus, vier Untergruppen gebildet zu haben scheint) und folgende Gruppierung vornehmen (die von Schulte im ersten Heft behandelten Autoren, die ich selbst zum Teil übergangen hätte, sind *kursiv* gesetzt):

I. die Claudius-Lichtenberg-Gruppe (innig-religiöse Versenkung neben scharfem Verstand; der neuen Richtung fast ausnahmslos im Innern noch fremd):

1739 *Schubart*, Wekhrlin;
1740 Claudius, *Jung-Stilling;*
1741 *Hippel, Merck*, Bahrdt, Engel, *Lavater;*
1742 Garve, Lichtenberg, Frau von Stein;
1743 *Fritz Jacobi, Goue.*

II. die Herder-Heinse-Gruppe (neben diesen beiden Vorläufern ersten Ranges Übergangserscheinungen in verschiedenem Sinne, Humoristen und Pädagogen):

1744 Boie, *Herder*, F. L. Schröder;
1745 Kortum;
1746 Pestalozzi, *Heinse, L. Ph. Hahn*, Campe, Klamer Schmidt, Michaelis;
1747 *H. L. Wagner*, J. K. Wezel (können auch zur nächsten Gruppe gezogen werden).

III. die Bürger-Goethe-Lenz-Gruppe (in den führenden Gestalten trotzige Himmelsstürmer, daneben weiche Empfindsamkeit):

---

1 Manche Autoren haben diese Rücksicht auf den Literarhistoriker nicht beobachtet, und dessen System geht dann in Brüche: so ist Goedeke genötigt, *Julius von Voß* an zwei schon in der ersten Auflage durch tausend Seiten getrennten Stellen zu behandeln (Buch 6 Nr. 1030 [Bd. 1/2 S. 1138f] und Buch 8 Nr. 818 [Bd. 3 S. 937/45]), während er den Wiener Theaterdichter *Jünger*, gewiß einen der besten deutschen Lustspieldichter des achtzehnten Jahrhunderts, in seiner Ratlosigkeit überhaupt nur als Romanschreiber aufführt (Buch 6 Nr. 385 [Bd. 1/2 S. 634])!

2 Ist das z. B. bei Hoffmann die Absendung des ersten Romanmanuskripts an einen Verleger (1795) oder der erste Druck eines Aufsatzes (1803) oder der erste Druck einer Dichtung (1809) oder das Erscheinen der ersten Sammlung (1814)? Goedeke entscheidet sich für das zuletzt genannte Datum: und Hoffmann, der dem Alter, der definitiven Tendenz und auch sogar dem Beginn seiner Schriftstellerei nach mitten inne steht zwischen Friedrich Schlegel, Novalis, Tieck auf der einen, Fouqué und Kleist, Brentano und Arnim auf der anderen Seite — dieser *vir romanticissimus* tritt im „Grundriß" erst hinter Uhland und Rückert, Grillparzer und Wilhelm Müller auf.

Digitized by Google

1748 Bürger, Goeckingk, Hölty;
1749 *Maler Müller*, Goethe;
1750 Fritz Stolberg, Miller;
1751 *Lenz*, Voß;
1752 *Klinger*, Leisewitz.

II. Auswahl und Anordnung der Schriften.

1. Auswahl.

Nach dem Titel des Werkes sollte man nur *Dichtungen* darin erwarten. Tatsächlich will Schulte aber von den weitaus meisten seiner funfzehn Autoren *alles* verzeichnen, was sie an eigenen oder fremden Schriften irgendwelcher Art in Buchform publiziert haben. Ich will das nicht tadeln und es auch nicht beanstanden, daß der Titel des Buches *a potiori* genommen ist; immerhin müßte diese erhebliche Erweiterung des dort gegebenen Programms wenigstens im Vorwort mitgeteilt werden.

So werden uns folgende Schriften (um nur ein paar Beispiele aus allen Teilen des Buches zu geben) als deutsche Dichtungen vorgeführt: *Hamanns* Übersetzung von Dangueuls Handelsschrift und von Warners Beschreibung der Gicht; *Hippels* Streitschrift in Sachen der preußischen Ritterschaft und dessen Schrift über das Königsbergische Stapelrecht; *Mercks* Übersetzungen von Reise- und Geschichtswerken, ja sogar von ihm lediglich *verlegte* Werke wie John Millers lateinische Abhandlung über das linnäische System; *Goues* Freimaurerschriften; *Jacobis* Festrede über gelehrte Gesellschaften; das von *H. L. Wagner* konstruierte belehrende Würfelspiel für die Jugend; die von *Lenz* übersetzte Übersicht über das Russische Reich; die von *Heinse* mitübersetzte Petrarcabiographie; *Maler Müllers* Kritik einer Schrift über Leonardos Abendmahl; endlich die von *Schubart* eingeleitete Biographie Clemens XIV., seine (reine geschäftliche!) Einladung zu dem Konzert eines Hoboisten sowie seine musikalischen Kompositionen.

Ausgeschlossen hat Schulte nur die medizinischen und staatswissenschaftlichen Schriften *Jungs* (ausdrücklich) und die volkswirtschaftlichen *Hahns* (stillschweigend und vielleicht unabsichtlich). Bei *Lavater* endlich wird ein Mittelweg eingeschlagen, der keinen Teil befriedigen wird: zwischen den genau aufgenommenen wichtigeren Schriften werden die „zahllosen Gelegenheits- und praktisch-pastoralen Schriften in ungebundener und gebundener Form" *abgekürzt* (und in kleinerer Schrift) verzeichnet[1]. Wenn diese Titel überhaupt aufgenommen werden sollten — worüber man sehr verschiedener Meinung sein kann — so wären dann wenigstens die Anonyma zu kennzeichnen gewesen; jetzt ist der gewissenhafte Bibliothekar genötigt, jede Schrift außer unter Lavater auch unter ihrem Titel zu suchen — wie ich versichern kann, eine recht unbequeme und wenig dankbare Arbeit.

2. Anordnung.

Angeordnet sind die Schriften mit Recht nach dem Erscheinen der *ersten Ausgabe*, nicht nach der oft zweifelhaften oder zersplitterten Zeit der *Abfassung*[2]. Diese Anordnung hat in einem biographischen Werke ihre Berechtigung, in einer Bibliographie ist nur jene statthaft.

III. Auswahl und Anordnung der Drucke.

1. Nur Bücher.

Schulte beschränkt sich mit Recht auf die *selbständigen* Drucke (und die Beiträge zu *einmaligen* Publikationen anderer), während Beiträge zu Periodicis ausgeschlossen sind.

Geschehen ist das aus dem richtigen Gefühl, daß die Bibliographie — im Gegensatz zur Literaturgeschichte — nicht *Schriften* zu analysieren, sondern *Drucke* zu beschreiben hat. Der Literarhistoriker beschäftigt sich mit Stoff, Tendenz und Technik, Entstehung und Wirkung der *Werke*, der Bibliograph mit Umfang, Ausstattung, Auflagenhöhe und Verlagsgeschichte der *Bücher*, deren geistigen Inhalt er als bekannt voraussetzt. Für den Bibliographen ist also ein Sammelwerk eine *Einheit* wie jeder andere Druck und (wenn überhaupt) nur an einem Orte zu beschreiben; für den Literarhistoriker ist es ein Konglomerat von Schriften verschiedener Verfasser, die an verschiedenen Stellen zu besprechen sind.

1 Die Auswahl ist öfters willkürlich. So sind von den relativ wichtigen „Aussichten in die Ewigkeit" die drei ersten Auflagen und der Auszug von 1781 genau aufgenommen, die Ausgabe letzter Hand („vierte verbesserte Auflage") von 1782 aber nur in abgekürzter Form.

2 Lavaters „Reise nach Kopenhagen" ist wohl nur aus Versehen unter das Abfassungsjahr (1793) gestellt.

Digitized by Google

Schulte *fühlt* das, wie gesagt, aber es kommt ihm nicht klar zum Bewußtsein. Er fühlt sich also verpflichtet, die Weglassung der Zeitschriftbeiträge seiner Autoren zu entschuldigen, und er tut das mit der Angabe, man würde heute darin nur *Stückwerk* bieten können. So überflüssig das als Motivierung dasteht, so richtig ist es an sich. Und es wäre sehr zu wünschen, daß unsere germanistischen Bibliographen das einsähen und die technische Konsequenz daraus zögen: von jedem Autor sind zuerst die *Bücher* aufzuführen, die man ja wenigstens für die wichtigeren unter ihnen dank Meusel und Brümmer beisammen hat, und dann erst, in einer zweiten Reihe[1], die bisher zufällig ermittelten Veröffentlichungen in *Periodicis*. Diese Trennung empfiehlt sich selbst dann, wenn man die ganze Produktion des Autors zu kennen glaubt; denn es gibt, wie schon in der Vorbemerkung angedeutet, ein ganz verwirrendes Bild oder vielmehr garkeins, wenn fünfaktige Dramen und mehrbändige Romane, an denen der Autor vielleicht jahrelang (oder, mit Unterbrechungen, jahrzehntelang) gearbeitet hat, in bunter Reihe, unter gleichstellender Numerierung, mit kleinen Gedichten oder Anekdoten oder Notizen aufgeführt werden.

2. Im Prinzip nur Originalausgaben.

Laut Vorwort beschränkt Schultes Bibliographie sich „auf die Originalausgaben, also die *von den Dichtern selbst besorgten* Einzelausgaben. *Nachdrucke* und spätere [gemeint sind *postume*] Ausgaben sind nur in Ausnahmefällen erwähnt".

Im Eingange dieser Besprechung haben wir ausgeführt, wie sehr wir diese Beschränkung auf die urkundlich wichtigen Ausgaben billigen. Die von Schulte angedeuteten Ausnahmefälle sind jedoch *recht zahlreich*. Wir müssen sie hier, da es sich um eine prinzipielle Frage handelt, nach ihren einzelnen Kategorien besprechen.

3. Auch alle anderen zeitgenössischen Erstdrucke.

Am ehesten wird man es hingehn lassen, wenn in einer „Bibliographie der Originalausgaben" neben den „von den Dichtern selbst besorgten Einzelausgaben" auch solche unrechtmäßigen Drucke aufgenommen werden, die gewissermaßen die Stelle von Originalausgaben vertreten: nämlich Drucke von Schriften, die der Autor *nicht* (oder: noch nicht) veröffentlichen wollte und die gleichwohl noch zu seinen Lebzeiten (nach Abschriften) von *Fremden* publiziert worden sind. Solche *unberechtigten Erstdrucke* hat Schulte — seinem Programm entgegen — *stets* aufgenommen; statt vieler anderen nennen wir nur Herder 38 („wider Herders Willen"). 66 („Nur ein Cento aus Herderschen Schriften?"). Lavater 63a. 74. 118 („Ohne Wissen und zum Verdrusse des Verfassers sehr fehlervoll und unvollständig herausgegeben"). 220a („wider Lavaters Willen"). 220b. 228. 229a. Goue 12a. b. Schubart 42a—d. 43a. b. 44. 50.

4. Auch zahlreiche Nachdrucke u. dgl.

Durchaus zu verwerfen ist es aber, wenn in einer Bibliographie von Originalausgaben auch Titelauflagen des Verlegers und *Nachdrucke* sowie Neubearbeitungen und Übersetzungen *von fremder Hand* formell als gleichberechtigte Drucke neben den Originalausgaben angeführt werden, d. h. äußerlich genau wie eine vom Verfasser besorgte Neuauflage behandelt werden, obgleich sie ihrem Wesen nach bekannt (und in einer Anmerkung auch richtig charakterisiert) sind. Das ist der Fall bei folgenden zu Lebzeiten der Verfasser erschienenen, aber von ihnen in keiner Form autorisisierten Ausgaben:

a) *Titelauflagen:* Herder 44b. Lenz 19b. Heinse 2b.
b) *Nachdrucken:* Herder 39b (nicht Nachdruck im moralischen Sinne, da vom Originalverleger veranstaltet; aber nach Schultes eigner Angabe „ein wertloser Abdruck . . ., der sogar die sinnlosen Fehler wiedergibt." Die Ausgabe wäre also nur in einer *Anmerkung* zum Erstdruck zu erwähnen gewesen). Lavater 1b. c. 49c. 63b. 97 (von fremder Hand „epitomiert und verbessert" — dementsprechend von Schulte selbst als „Verkürzter Nachdruck" bezeichnet!). 101. 184. Goue 9b (Nachdruck *in einer Zeitschrift!*). 26b (beim Originalverleger, aber von fremder Hand mit Zusätzen herausgegeben). Wagner 6c. 15b. f. Klinger 14c. 34. Heinse 3b. Schubart 53. 54.
c) *Bearbeitungen* von fremder Hand: Lavater 159b. Wagner 15c. d. e.
d) *Übersetzungen* ohne Anteil des Verfassers: Lavater 77f. g. i. k.

1 oder vielmehr in der dritten; denn den *einzelnen Büchern* müßten die *größeren Sammlungen* vorausgehen, d. h. die mehrbändigen Sammlungen von Texten, von denen mindestens zwei bereits früher als *Bücher* erschienen waren. Im einzelnen kann das hier nicht begründet werden.

Digitized by Google

Wie der Originaldruck dem Autograph entspricht, so der Nachdruck einer zeitgenössischen *Abschrift.* Diese kommt, wenn die Originalhandschrift sich erhalten hat, als *Texturkunde* nicht in Betracht; nur des Abschreibers wegen kann sie einen *Autographenwert,* oder der schönen Ausstattung wegen einen *kunstgewerblichen Wert* besitzen. Dementsprechend haben in der neueren deutschen Literatur einige wenige Nachdrucke des Veranstalters wegen Interesse, z. B. die Klopstock-Nachdrucke *Wielands* (1757), *Mercks* (1771) und *Schubarts* (1771) für Liebhaber der von *diesen* herausgegebenen Bücher; in eine Sammlung Klopstockscher Originaldrucke gehören sie nicht hinein. In gleicher Weise sind Himburgs Ausgaben von Goethes Schriften der beigegebenen Kupferstiche wegen ein schönes Stück für *Chodowiecki*-Sammler; in einer Sammlung Goethescher Originalausgaben haben sie nichts zu suchen[1].

5. Auch viele postume Ausgaben.

Ebenso ungerechtfertigt ist die Aufnahme *postumer* Ausgaben in die Reihe der Originalausgaben. Wir finden ohne jede äußere Trennung von diesen unter einfacher Weiterzählung:

a) *Erstdrucke:*

Hamann 47 (Metacritik, in Rincks Schrift gegen Herder 1800 — also nicht einmal selbständig erschienen!). 48 (Betrachtungen von 1758, in Niethammers Sonderabdruck von 1816).

Hippel 25 (über weibliche Bildung 1801). 26 (über Gesetzgebung usw., herausgegeben von Svarez 1804).

Herder 82 (Der deutsche Nationalruhm, 2 Drucke 1812).

Jung 46 (Stillings Alter, herausgegeben von Schwarz 1817).

Lavater 247 (Privatbriefe von Saulus usw. 1801). 248 (Nachgelassene Schriften, herausgegeben von Georg Geßner 1801f). 249 (Physiognomische Regeln in drei Ausgaben 1802f). 250 (Simeon 1804; auch die 2. Auflage 1808!). 251 (Sentenzen).

Lenz 20 (Pandaemonium, herausgegeben von Dumpf 1819).

Heinse 12 (Musikalische Dialogen, herausgegeben von Arnold 1805).

Schubart 86 (Ästhetik der Tonkunst, herausgegeben von Ludwig Schubart 1806).

Dagegen führt Schulte z. B. *nicht* an:

die beiden Schriften *Herders* von 1792, die Suphan 1883 zuerst gedruckt hat (das Gesellschaftsstatut nach Franklin und den „Luther");

von *Lenz* den „Verwundeten Bräutigam" (herausgegeben von Blum 1845) und Weinholds Erstdrucke (Drei Gedichte 1882, den Dramatischen Nachlaß 1884, die „Sicilianische Vesper" 1887);

vom *Maler Müller* den „Faun Molon" (herausgegeben von Heuer 1912).

Da diese Schriften im Durchschnitt keineswegs den von Schulte aufgenommenen an Wert nachstehen, so kann der Grund für ihre Ausschließung nur ein äußerer sein. Wenn wir die Erscheinungsjahre betrachten, so ergibt sich, daß Schulte die bis 1819 erschienenen Nachlaß-Erstdrucke aufgenommen hat, die seit 1845 bekanntgewordenen aber nicht. Der Grund ist, wie ich fürchte, daß jene noch *zu Goethes Lebzeiten* erschienen sind und Schulte die Originalausgaben aus dem „Zeitalter Goethes" bringen will.

Eine mechanische Abgrenzung derart ist aber gänzlich unberechtigt. Es wäre ein Banausentum übelster Sorte, wenn jemand eine Schrift als goethisch empfände, weil sie zufällig zwischen 1749 und 1832 *gedruckt* ist. Heinses Aphorismen gehören dem Herder-Goetheschen Zeitalter an, obwohl sie heute noch nicht gedruckt sind: denn Heinse war ein Altersgenosse der beiden. Man kann sich einen Literaturfreund denken, der sich speziell für diese Altersgruppe, die um das Jahr 1770 flügge wurde, interessiert und deren Werke in den Originaldrucken, die Nachlaßschriften in den zuverlässigsten postumen Drucken sammelt: ob aber diese Nachlaßschriften zufällig vor oder nach 1832 dem Publikum *bekannt* geworden sind, wird dem vollkommen gleichgültig sein, der sie aus Interesse am Autor oder am Inhalt liest.

Es bleibt eben dabei, daß ein Druck, der nicht vom *Autor* besorgt ist, keine Originalausgabe ist — auch nicht, wenn Goethe und Schiller ihn am selben Tage in der Hand gehabt haben. Postume Drucke haben — genau wie Abschriften — freilich in *dem*

[1] Zum Apparat des Goethe-*Forschers* gehören sie bekanntlich als Vorlagen späterer Originalausgaben — aber nur als Beiwerk in dem Sinne wie andere von Goethe *benutzte* Bücher, z. B. die ‚Lebensbeschreibung des Herrn Gözens von Berlichingen'.

Digitized by Google

Falle einen (zufälligen) *urkundlichen Wert*, wenn die Vorlage zugrunde gegangen ist. Hat diese sich jedoch erhalten, so ist der von einem Fremden danach hergestellte Druck natürlich *Makulatur*, sobald nach der Originalhandschrift ein besserer Druck hergestellt worden ist. Für *Heinses Dialogen* z. B. sind wir auf Arnolds Drucke angewiesen; *Lenz' Pandaemonium* dagegen ist in der Handschrift erhalten und von Erich Schmidt sorgfältig danach reproduziert, sodaß Dumpfs Druck ruhig in der ganzen Auflage eingestampft werden kann.

Will man in einer Bibliographie von Originalausgaben aus praktischen Gründen trotzdem auch auf die wichtigsten Nachlaßschriften hinweisen (mit Angabe der *besten*, nicht der zufällig zuerst gedruckten Ausgabe), so darf das meines Erachtens nur in der Art geschehen, daß man diese Nachweise deutlich als *Appendix* gibt, indem man sie durch einen dicken Strich von den „von dem Dichter selbst besorgten" Ausgaben trennt.

b) *erste Einzelausgaben* von Schriften, die bereits in Sammelwerken veröffentlicht waren:
Herder 80 (Cid 1806). 81 (Admetus Haus 1808).
Jung 48 (Geschichte Christi: späte Titelauflage der letzten vier Hefte von Jungs Biblischen Erzählungen! Vgl. unten unter VIII).
Lavater 246 (Zürich am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts 1801).
Schubart 84 (Komposition eines Gedichts [1800]).

c) umgekehrt *Sammlungen* kleiner Schriften:
Jung 47 (Chrysäon und vier kleinere Gedichte 1818 — wiederholt aus Jungs Taschenbuch für Freunde des Christenthums). 49 (Gedichte, herausgegeben von Schwarz 1821).
Schubart 83 („Wetterleuchten" 1799 = Aufsätze aus Schubarts Vaterländischer Chronik). 85 (Gedichte, herausgegeben von Ludwig Schubart 1802). 87 (Prosaschriften, herausgegeben von demselben 1812).

d) die *erste Gesamtausgabe*, die Schulte anscheinend grundsätzlich aufführt:
Hamann 49 (herausgegeben von Roth 1821/43).
Hippel 27 (vom Neffen 1827/39).
Herder 83 (die berüchtigte Ausgabe in drei Abteilungen 1805/20).
Jung 50 (1835/38).
Merck 16 (Stahr 1840: knappe Auswahl mit falschem Porträt!).
Lenz 21 (Tieck 1828).

Von den Klassen b—d gilt dasselbe wie von den Nachlaßpublikationen, deren Vorlagen sich erhalten haben. Sie haben keinerlei urkundlichen Wert, kommen also für den Sammler als solchen nicht in Betracht und haben in einer Bibliographie von Originalausgaben nichts zu suchen. Einen praktischen Wert für den Benutzer aber haben sie nur so lange, wie sie nicht durch bessere Ausgaben ersetzt sind. Für Herder z. B. ist das zum Glück der Fall, und wer die von den „Hinterbliebenen" 1805/20 besorgte Gesamtausgabe oder den daraus separat gedruckten „Cid" kennt, der nimmt sie nicht geschenkt. (Das gleiche gilt u. a. von Laubes Heinse-Ausgabe, die Schulte deswegen mit Recht fortgelassen hat.)

e) Erst recht unzulässig ist die Aufführung von *Neudrucken* (sowie Titelauflagen und Übersetzungen) von Schriften, die der Verfasser bereits einzeln veröffentlicht hatte. Es ist geradezu unbegreiflich, aus welchen Gründen derartige Drucke als besondere Nummern in ein Verzeichnis von Originalausgaben aufgenommen sind (wenn es auch berechtigt gewesen wäre, einige von ihnen in einer *Anmerkung* zur Originalausgabe zu erwähnen):
Hamann 45b (1818!).
Hippel 23b (Titelauflage 1797).
Lavater 77e (1806/09). h (1804). l (1806: „Abdruck von 120 wahllos zusammengestellten Platten"). 229b (1801).
Jacobi 9b (1826).
Wagner 15g (Bearbeitung einer fremden Überarbeitung, erschienen auf S. 363ff einer Schauspielsammlung von 1789!).
Klinger 33b (Titelauflage 1832/33).
Müller 10b (Titelauflage im Todesjahr).

6. Anordnung und Zählung.

Die Ausgaben und ihre Bände sind nicht nach dem eigenen Erscheinungsjahr geordnet, wie es Hirzel für Goethe, Trömel für Schiller, Redlich für Lessing, Sauer für C. E. v. Kleist und Friedrich Meyer für mehrere Autoren getan hat, sondern nach dem Jahr, in dem der erste

Digitized by Google

Band der ersten selbständigen Ausgabe des Werkes erschienen ist. Gerade für ein Buch, das im Prinzip nur die *vom Dichter selbst besorgten* Ausgaben verzeichnet, würde ich die andere Anordnung vorziehen, da sie der Arbeit des Dichters schrittweise nachgeht; ich gebe jedoch zu, daß auch die von Schulte gewählte etwas für sich hat.

Dementsprechend haben von S. 16 an nicht die Ausgaben, sondern die Werke laufende Nummern; die Ausgaben sind durch hinzugesetzte Buchstaben unterschieden. In Fällen, wo einzelne Bände mehrbändiger Werke neu aufgelegt sind, gerät dies System freilich in die Brüche (so bei Herder 50 und Schubart 52), oder es müssen dann neben den lateinischen noch griechische Buchstaben verwendet werden (Lavater 43). Die gleiche Schwierigkeit ergibt sich bei verschiedenen Formen der Publikation, deren jede mehrmals aufgelegt ist (so Lavater 13, wo drei Kategorien als a—m durchgezählt werden).

IV. Angabe des Fundorts bzw. der Quelle.

Einer der wesentlichen, vielleicht der wesentlichste Vorzug von Schultes Arbeit besteht in der *nachprüfbaren Authentizität* seiner Angaben.

1. Er hat versucht, von jeder zu beschreibenden Ausgabe Exemplare in die Hand zu bekommen.
2. Wo ihm das gelungen ist, da gibt er grundsätzlich den Fundort je eines Exemplares an.
3. Wo es ihm nicht möglich war, da gibt er genau die Quelle für seine Angabe an.

Ein Außenstehender könnte denken, das verstände sich von selbst. Wer jedoch mit allgemeinen bibliographischen Werken zu tun gehabt hat (nicht nur mit Katalogen von Sammlungen oder von Buchhändlerlagern und nicht nur mit Spezialbibliographien, wie die musterhafte Schüddekopfs für Goue), der weiß, daß diese Forderungen, die der Verfasser an sich gestellt hat, nahezu ohne jedes Beispiel sind. Goedeke behauptet zwar auch, nur nach den Büchern selbst zu zitieren, aber jeder weiß, daß seine Hauptquellen für das 18. Jahrhundert Koch und Meusel, für das 19. Engelmann waren. Und von seinen Fortsetzern wollen wir lieber nicht reden; zwei Proben gibt ja unser erster Beitrag.

Ad 1 müssen wir mit Bewunderung und größter Dankbarkeit feststellen, daß Schulte nichts unversucht gelassen hat, um seltene Ausgaben vor Augen zu bekommen. Wir haben die Bibliotheken zusammengestellt, die Schulte als Fundorte nennt (benutzt hat er vielleicht noch weit mehr): in erster Linie ist es die bayrische Hof- und Staatsbibliothek in München, sodann die ihr entsprechenden Zentralbibliotheken von *vierzehn* anderen deutschen Bundesstaaten, die Bibliotheken von allen *zehn* preußischen und *sechs* anderen Universitäten, *acht* Kommunalbibliotheken[1], zwei Staatsarchive, zwei Dichtermuseen (für Goethe in Frankfurt, für Schubart in Aalen), die Bibliotheken eines preußischen Gerichts und einer Braunschweiger Loge sowie *sechs* Privatbibliotheken — zusammen 51 Bibliotheken und verwandte Institute. (Für ein Buch ist ein Leipziger Antiquariat in Anspruch genommen.)

Ad 2 wäre es ja dem Benutzer (besonders dem Berliner Benutzer) noch lieber, wenn *außerdem* noch (wie bei Hayn) grundsätzlich bei jedem Buche angegeben wäre, ob es auf den beiden größten Bibliotheken Deutschlands, der bayrischen Zentralbibliothek in München und der für die altpreußischen Provinzen in Berlin, vorhanden ist; aber das *genau* festzustellen, hätte wohl große Schwierigkeiten gemacht und den Abschluß noch weiter verzögert. So wollen wir die gegebene Garantie für die *Existenz* der aufgeführten Drucke dankbarst anerkennen.

Bei dem großen Werte, den wir auf diese faktische Garantie legen, bedauern wir, daß sie bei einer nicht ganz kleinen Anzahl von Drucken, die doch anscheinend dem Bearbeiter vorgelegen haben, fehlt. Aufgefallen ist uns das bei

Herder 19 (trotzdem ein Faksimile gegeben wird; man möchte den Fundort um so lieber wissen, als das Exemplar Unikum sein soll). 56a[2].
Jung 6b. 11. 25b. 34b. 48.
Lavater 17a (gleichfalls mit Faksimile!). 107b. 125b. 189a. 234 (Ausgabe ohne Jahr). 249a.
Klinger 14b. 22c. 33b.
Müller 10b. 12.
Schubart 42b. 43a. 52 I (a oder b?)

und bei zahlreichen in den Anmerkungen genannten Drucken, z. B. den zu Heinse 10. 11 genannten Titelauflagen.

1 mit Einschluß der Augsburger Kreis- und Stadt-Bibliothek, die Schulte bald als Kreis-, bald als Stadtbibliothek bezeichnet.

2 Herder 62. 63. 68. 69. 71. 72, die gleichfalls ohne Fundort aufgeführt, sind wohl nur Teile von 64: dann war es allerdings unzulässig, sie neben dieser als besondere Nummern aufzuführen.

Digitized by Google

Ad 3 möchten wir jedoch ausdrücklich bemerken, daß die Angabe der Quelle (für *nicht* verglichene Ausgaben) *nirgends* zu fehlen scheint. — Der Deutlichkeit wegen hat Schulte in diesen Fällen auch noch einen *Stern* zum Titel gesetzt[1], und zwar — gewiß ein Beweis für ungewöhnliche Gewissenhaftigkeit — auch bei solchen Drucken, die er zwar *nachweisen* kann, aber nicht *persönlich* verglichen hat, da die Verbindungen mit den Aufbewahrungsorten zu schwierig sind. Das gilt beispielsweise von sieben Herder-Drucken in den Ostseeprovinzen (2. 7. 8. 11. 15. 43c. 81: zu Riga [in der Stadt- und einer Vereins-Bibliothek] und zu Mitau [im Provinzialmuseum und der Gymnasialbibliothek]) sowie von zwei Schubart-Drucken in Aalen (29. 84) und einem solchen in London (71).

V. Titelaufnahme und Zitate.

1. Die Titel der verglichenen Drucke. — Außer der beruhigenden Gewißheit über die faktische *Existenz* der angeführten Drucke empfängt der Benutzer unserer Bibliographie die Sicherheit der diplomatischen — ja mehr als diplomatischen — Genauigkeit in der Wiedergabe des *Wortlauts* der Titel[2]. Schulte gibt die Titel der Drucke, die ihm vorgelegen haben, durchweg *buchstäblich* wieder. Auch Nebensachen, wie die Titel des Verfassers oder des Besungenen und das Motto werden in der Regel nicht weggelassen oder gekürzt, aber zur Bewahrung der Übersichtlichkeit *in kleinerer Schrift* gesetzt[3]: ein überaus liebenswürdiger Einfall. Die *Zeilenteilung* wird stets angegeben (so daß sich die — immer bedenkliche — Ergänzung der am Zeilenende fehlenden Interpunktion erübrigt). Fraktur wird durch Fraktur, Antiqua durch Antiqua, Versalien werden durch Versalien wiedergegeben.

Schwankend ist allerdings das Verfahren des Bearbeiters bei den *späteren Bänden mehrbändiger Werke.* Hier gibt er den Titel resp. dessen neue Teile bald als neuen Textabsatz, bald als Zusatz in eckigen Klammern (so Lavater 99a. 163), bald deutet er ihn nur ganz summarisch in der Anmerkung an; bei Heinse 6 z. B. erkennt man nicht, daß auch der zweite Band „Komische Erzählungen" enthält, bei Schubart 22 nicht, daß von Jahrgang 3 an der Titel „Teutsche Chronik" lautet. Der Bearbeiter wird da auf ein ausreichendes einheitliches Verfahren sinnen müssen[4].

2. Zitate aus verglichenen Drucken. — Für *Zitate* in den Anmerkungen hat Schulte sich gleichfalls noch nicht für ein einheitliches Verfahren entschieden. Bald gibt er, ohne Anführungszeichen, Fraktur durch Fraktur[5] und Antiqua durch Antiqua wieder (so z. B. S. 2 zu Hamann 6, wo der Antiquateil des Zitates sich äußerlich gar nicht vom Text des Bearbeiters abhebt, und zu Jung 17, wo es analog steht); bald verwendet er Antiqua in Anführungszeichen (so schon teilweise zu Hamann 22. 26, später oft, z. B. S. 73 unten und 95 unten). Gegen jeden der beiden Modi ist nichts einzuwenden, vorausgesetzt daß er einheitlich durchgeführt wird. Die Zitate (oder Zitatenteile) aus fremden Sprachen müßten aber *kursiv* gesetzt werden (wenn der Bearbeiter nicht etwa seinen eigenen Text kursiv setzen will).

3. Die Titel von *unerreichbaren Drucken* sind in der Regel gleichwohl wie die verglichenen Frakturdrucke in *Fraktur* gesetzt (ich zähle 35 Fälle, darunter 11 unter Schubart). Daneben ist, besonders wo der Wortlaut des Titels im engeren Sinne nicht feststand, *kleinere Antiqua* verwendet, und zwar regellos bald *ohne* Klammern (Lavater 1c. 7. Schubart 1. 3. 64 und Anhang [S. 265/67]), bald in *runden* Klammern (Hamann 44. Jacobi 1), bald in *eckigen* Klammern (Lavater 75. 78. 144). Das zuletzt genannte Verfahren möchte ich wenigstens für alle die Fälle empfehlen, wo nicht der Titel *mit Einschluß des Erscheinungsvermerks* buchstäblich bekannt ist[6].

---

1 Nur ein paar Mal ist dieser Stern vergessen worden: Hamann 44. Herder 82b. Lavater 77f. g. h. i. k. Jacobi 1.

2 Ausgenommen sind, wie schon oben gesagt, die minder wichtigen Schriften Lavaters. (Unter ihnen nehmen übrigens die drei Nummern 147. 159b. 194 eine unmotivierte Mittelstellung ein zwischen den genau aufgenommenen und den nur angedeuteten Titeln.) — Ferner ist bei Jung 50 die Angabe des Verlegers vergessen.

3 Bei den Titeln des Verfassers, des Komponisten, des Gefeierten oder des Adressaten ist das allerdings einige Male vergessen, z. B. Hippel18. Herder 8. 9. 43b. 46a. b. 47. Jung 18. 26. Lavater 66. 77d. 220b. 229a. Schubart 45. 49.

4 Er könnte z. B. diejenigen Worte des Titels, die nur zum ersten Bande gehören, durch Zeichen (etwa '—' oder ⟨—⟩) herausheben und später nur die entsprechenden Worte der folgenden Bandtitel aufführen.

5 Einmal (bei Klinger 22c, S. 211) wohl nur aus Versehen in Antiqua ohne Anführungszeichen.

6 Es beleidigt ein philologisches Auge, wenn z. B. für Hahn 4a (S. 269 oben) die Erscheinungsnotiz „Zweibrücken um 1779" in Fraktur ohne Klammer gegeben wird; so *kann* sie ja nicht auf dem Titel stehen.

Digitized by Google

Rahel Varnhagen an Schleiermacher.

Von

Dr. Fritz Behrend in Berlin-Lichterfelde.

Durch Friedrich Schlegel hatte Rahel in ihrem Salon oder in dem der ihr befreundeten Henriette Hertz um die Wende des 19. Jahrhunderts Schleiermacher kennen gelernt; sie fesselten sich gegenseitig. Später fügte es der Zufall, daß Rahels künftiger Gatte Varnhagen bei seiner ersten Zusammenkunft mit ihr gerade Schleiermacher antraf. Er bezeugt, wie freudig ihre Unterhaltung, bei der sie ihm die Leitung zu haben schien, den großen Theologen aufgeregt habe. Schleiermacher hatte in ihr „das seltsame Phänomen eines menschlichen Wesens" erkannt, „das immer konzentriert ist, immer sich selbst ganz hat". Mit diesem Urteil deutete er aber zugleich leise auf den Mangel des Naiven, Unreflektierten hin. Rahel, die vor der dialektischen Gedankenschärfe ihres Freundes großen Respekt hatte — „er hat Messer im Kopf" sagte sie — Rahel ihrerseits hat in den dreißig Jahren ihrer Bekanntschaft nie aufgehört, sein Wesen zu ergründen. Ihm dankte sie 1812 die Kenntnis der Erzählungen Heinrichs von Kleist. Sie kannte seine Ethik („es ist wie eine Fabrik von Hämmern, die das Höchste arbeiten, aber selbst nicht das Höchste sind" urteilte sie 1812), las mit kritischer Feder 1824 seine Dogmatik. Als seine „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" — ein Buch, das durch die veränderte Zeitstimmung das sonderbarste Schicksal erlebte; darin etwa Rankes „Geschichte die Päpste" vergleichbar — in neuer Auflage erschienen, eilt sie mit frauenhafter Ungeduld über die ersten Teile hin, bis sie einen ihr zusagenden Boden findet. „Gottlob über das Wissen endlich!" entringt es sich ihr.

Sie, die „Männlichste der Männer", wie sie Gentz nannte, schmollt gelegentlich. Nach einem Besuch bei Frau von Humboldt 1820 vertraut sie ihrem Tagebuch an: „Schleiermacher hat lauter vorgefaßte Meinungen bei all dem Scharfsinn, den er in sich ansprechen kann. Er hat sich in Wirkungen, die er in Koterien haben kann, verliebt und ist von sich selbst abgekommen. So fand ich auch, daß er gegen Frau von Humboldt wohl aufmerksam, unzerstreut eine Art von Cour machte, welches Betragen ich nicht so nennen würde, wenn er es sonst nicht versäumte. Alles dieses bildet keinen stillen ehrwürdigen Charakter, ist kein ehrwürdiges Betragen. Wenn es mir nur so scheint, so soll es mir lieb sein: weil ich ihn innerlich liebe; aber ich glaube, die andern irren sich über ihn . . ."

Trotz allem hörte sie nicht auf, Schleiermacher zu huldigen. Ob sie sich über den Grad seiner Freundschaft ganz klar war? — Schleiermachers pietistische Schwester Lotte mochte wohl noch in späten Jahren herzlich gute Verse der einst mit Scheu betrachteten Jüdin widmen; er selbst wurde nicht recht warm. Wir haben keinen Grund, das Zeugnis seines Stiefsohns Ehrenfrieds von Willich zu bezweifeln, wenn er in seinen „Jugenderinnerungen" („Aus Schleiermachers Hause", Berlin 1909, Seite 135) berichtet, nachdem er Bettina gezeichnet hat: „Noch eine berühmte Frau, die uns bisweilen besuchte, war Frau von Varnhagen (Rahel). Sie bezeigte auch viel Verehrung für meinen Vater, der sie aber nicht besonders gern mochte und ihr nie nahe gestanden hat! Er sagt dann weiter: „Ihre Aussprüche hatten etwas Prätensiöses, Orakelmäßiges, sie war die Pythia, die auf dem Dreifuß saß, während Bettina tändelte und spielte." Sein Vater dürfte nicht sehr verschieden geurteilt haben.

Überdies schied diese beiden so grundverschiedenen Naturen seit Rahels Ehe Varnhagen. In Halle war er einst als Student Schleiermacher und Steffens sehr nahe getreten; einige scharfe, seine Eitelkeit kränkende Urteile des Professors errichteten aber eine Schranke, die nie mehr, trotz gelegentlicher Freundlichkeiten, beseitigt wurde. In der Schleiermacherschen Familie verkehrte Varnhagen nicht. Aber auch er hat zeitlebens sich bemüht, die an einen Melanchthon erinnernde, in der Mischung verschiedener Anlagen nur sich selbst gleiche Persönlichkeit: seinen scharfen Verstand und die warme, geläuterte Sinnlichkeit, seine Herrschfreudigkeit und seine sachliche Hingabefähigkeit, sich verständlich zu machen.

Digitized by Google

Es fallen da bittere Urteile über Schleiermachers kalte Freundlichkeit und warme Bitterkeit, über das Kniffliche, Häkliche, Spitze und mit aller Feinheit doch wieder Plumpe und Grobe seiner dialektischen Methode. Am umfassendsten und bedeutendsten ist seine Tagebucheintragung vom 27. Dezember 1836. Er schreibt über den Toten:

„Die Seite Schleiermachers, von der er am merkwürdigsten und bedeutendsten ist, hat noch gar keine Beachtung gefunden. Was er als Gelehrter, als Prediger, als Schriftsteller, überhaupt als Mann von Geist und Wissen war, lasse ich gern in seinem höchsten Werte gelten; doch erscheint es mir nur als die glänzende Ausstattung, die er zu seinen eigentlichen Lebensgeschicken mitbekam. In diesen letztern, in den Aufgaben, die er als Mensch in der Sphäre des rein Menschlichen zu verarbeiten hatte, liegt seine höhere Bezeichnung, sein größtes Interesse für die Welt.

Er hatte große und mannigfache Schicksalslasten zu tragen, er erlag ihnen zum Teil. Daß er zu diesen Bezügen ausersehen war, sie in ihm so rauh zur Sprache kamen, bezeugt ihm eine nahe Verwandtschaft mit den Himmelsmächten, welche die Lose niederstreuen. Dieses Schicksalsreiche hat die Welt an Schleiermacher bisher fast ganz übersehen. Es kommt aber mir darauf an, den Blick dahin zu leiten, und jeder wird es leicht erkennen.

Schon die Mißgestalt seines Körpers war für diese feine und schöne Seele eine grausame Einhüllung. Er empfand diese Widrigkeit tief, von der Jugend bis in das Alter. Er glaubte auch fest, daß dergleichen zurückwirke, und sagte einst in Halle, er getraue sich in allem was er schreibe, ja fast in jeder Periode, eine schiefe Richtung, einen mangelhaften Fleck, eine Spur von Gebrechen nachzuweisen. In seinen Beziehungen zu Frauen hatte er ohne Unterlaß diesen Übelstand zu empfinden, zu bekämpfen.

Seine Leidenschaft zur Predigerin Grunow hatte das größte Schicksalsgepräge. Fast niemand weiß jetzt noch diese Geschichten, nur sehr wenige Personen waren überhaupt darein eingeweiht.

Tragischer noch waren die Vorgänge in seiner nachherigen Ehe, die Geschichten mit Marwitz, mit der Fischer. Wer diese Sachen unter den richtigen Gesichtspunkt zusammenfaßt, wird gestehen, daß Schleiermacher furchtbar kämpfen und leiden mußte sein ganzes Leben hindurch. Das Edelste und Beste wandte sich ihm zur Qual, in ihm und außer ihm widerfuhr ihm das.

Aber auch in derjenigen Richtung, die am offensten zutage lag, am meisten Erfolg und Gedeihen erwies, in seiner wissenschaftlichen, theologischen, schriftstellerischen Bahn, in seinem Geisteswirken, hat er ein schweres und hartes Verhängnis erduldet. Der Sturm der Welt, in den er seine eigenen Kräfte mitgeliehen, den er gewissermaßen mitaufgerufen, hat ihn krumm wie einen Haken gebogen, dessen Spitze nun ganz umgewendet dahin zielt, wohin sie nie zielen wollte. Man kann behaupten, Schleiermacher zumeist und fast allein hat es bewirkt, daß die Religion in der gebildeten Welt, in der geistreichen und literarischen, wieder Wurzel gefaßt hat. Was er aber als Religion meinte und gab, ist kein Geheimnis. Sein Geist und seine Bildung vermochten das neue Band zu knüpfen. Was aber geschah? Die Welt war gieriger, die Rechtgläubigkeit kräftiger, als er gedacht. Sie ergriffen den Vermittler und rissen ihn in die Bahn, die er geöffnet, mit unwiderstehlicher Kraft fort. Er wehrte sich, so gut er konnte, fand aber den Punkt nicht, wo er wirklich widerstehen, noch den, wo er ausscheiden konnte; um nur nicht unterzugehen, mußte er täglich mehr von seinem ursprünglichen Sinn abweichen, täglich mehr sich in das einhüllen, was er hatte abwerfen wollen, täglich künstlichere Ausflüchte suchen, und dann doch größere Lasten der Heuchelei und Anbequemung auf sich nehmen. Zuletzt hatte er, ohne daß seine Gesinnung und Denkart sich im geringsten geändert hatte, die Liturgie angenommen und der Rechtgläubigkeit sich unterworfen! Welch ein Geschick, welche Wendung für ihn, der vom „Athenäum", von der „Lucinde", vom „Platon" ausgegangen war, und eigentlich noch immer bei diesen stand! Für ihn, der die Bibel hatte beseitigen wollen, sie aufzulösen versucht hatte! Für ihn, dem das klassische Altertum doch die liebste Beschäftigung gewesen, und der lieber weltliche Dichtungen als geistliche Reden geliefert hätte! Er war einmal Theolog, Kandidat, Prediger; er konnte sich leicht und erfolgreich in dieser Sphäre bewegen, er konnte diesen Boden auch nicht sogleich missen, drum blieb er dabei. Und dafür wurde er mehr und mehr eingefangen und fortgetrieben in das ihm Widerwärtigste. — Viele Jahre ging er mit dem Vorhaben um, als Hauptwerk seines Lebens einen Roman zu schreiben, wie etwa „Wilhelm Meister" einer ist; als Studien dazu wollte er vorher ein paar Bände Novellen liefern, die besonders auch das Leben der unteren Stände schildern sollten. Er hat mir oft davon gesprochen."

In dieser Charakterstudie offenbart Varnhagen seine eigene Stärke und Schwäche. Wohl versucht er, einen Kreis um die gesamte Persönlichkeit zu ziehen, und da erscheint seine Kunst zu charakterisieren glänzend, aber nicht in gleicher Weise vermag er das Werden Schleiermachers nachzuempfinden, und das ist die Schwäche des Menschen Varnhagen. Er hat sich ein Bild des

Digitized by Google

wahren Schleiermacher zurechtgemacht: es ist der Freund Platons und der Genosse der Romantiker. Was darüber hinaus wuchs, ist Abfall von sich selbst. Wie Varnhagen als Kaltgestellter und somit unverantwortlicher Staatsmann das staatliche Leben mit spitzer Feder, wohlweislich im Verborgenen, kritisierte, so hätte nach ihm auch Schleiermacher, aber in aller Öffentlichkeit, sich lediglich kritisch ablehnend verhalten sollen. Aber Schleiermacher stand mitten im Leben drin, das auch ihm, dem Tapferen, Konzessionen an ihm Unwesentliches abgewann. Daß er aber sich nicht von der Kirchengemeinschaft absonderte, sondern in ihr als ein kämpfendes, für die Gemeinschaft verantwortliches Glied aushielt, das gerade erscheint uns als die sittliche Tat des Gereiften. Schleiermachers gesunde Männlichkeit war über die Romantik hinausgewachsen; das sei um so mehr betont, als sich zeigen ließe, wie selbst noch bei dem Gealterten wenig beachtete romantische Nachklänge vernehmbar werden.

So viel sei dem bisher noch nicht bekannten, im Besitz des Schulrats Dr. Fritz Jonas befindlichen Briefe Rahels, der sich äußerlich an Frau Schleiermacher wendet, im Kern aber für ihn bestimmt ist, vorausgeschickt. Der Brief lautet:

Sonnabend den 9ten Jan. 1830.

Der Haase ist lang ausgeblieben! — Seit 14. Tagen — gerade heute — ist mein ewiges Unwohlsein ein Krankseyn geworden und ich war überleidend zu Bette: was noch ärger ist; auch seit 14. Tagen, liegt Varnhagen auch [sic!] zu Bette, sehr darnieder; an einem argen Husten, Fieber, Medizinen, Leiden aller Art; die er nicht so gut ertragen kann als ich. So liegen wir einsam, verlassen, abgeschlossen. Schlechte Freunde, keine Freunde! Es macht mir alles nichts mehr, sehe ich nun: denn, wenn über meiner Milz kein Krankheitsschleier ist, bin ich heiter und selbstgenährt; das fühlt' ich verschiedentlich und zu deutlich, um irgend noch zu zweifeln: harte, sehr harte Stunden und Nächte hatte ich indes genug. — Möge er nun meinem verehrten geliebten Herrn und Freund wohl schmecken, Schleiermacher wäre ja mein Freund und lebte er hundert' und hundert Jahre später oder früher als ich! Seine edle Rede schicke ich noch nicht zurücke: noch habe ich sie noch nicht abschreiben können. Sie hat das größte, tiefste Aufsehn in unserm Hause gemacht. Heil ihm! und allen, zu allen Zeiten, die den Muth haben die Wahrheit zu sagen; und den noch viel seltenern, sie in sich zu finden. Weil dieses Tallent ein sittliches ist, und Muth voraussetzt, veracht' ich jede Lüge so durchaus; und ohne Änderung.

So eben erfahre ich, daß Schleiermacher nicht zu Hause speist: der Haase soll heute Abend zu seinem souper kommen. Ich dachte wunder wie gut ich's zum Sonnabend ausgedacht hatte: da pflegt man nicht ausgebethen zu seyn und keinen frischen Braten gerade zu haben: es ist mir nicht geglückt! Möge Ihnen Gutes begegnen! Gesundheit für alle! Ihre RV.

Varnhagen war tief erschüttert: ganz beglückt über diese Rede! Weil sie ganz persönlich, individuel ist. Das größte, was die Kunst leisten kann, ist portrait; das ist die Abschrift der Kunstwerke der Natur. Die finden, sehen, darstellen, wiedergeben in Maaß und Richtigkeit ist Menschengenie. Ich habe jetzt ganz neue, fremde Gedanken über Kunst. Das ich jetzt sagte, ist einer der Inbegriffe davon. Schleiermachers Rede fand ich so wahr, tief, rein und aus dem gegebenen Lebenspunkte genommen, daß ich mich nicht scheute, sie elegant zu nennen. Ich fand sie so. adieu!

Der Frau Proffessorin
Schleiermacher
Hochwohlgeb.

Drunter von andrer Hand (Ehrenfried von Willichs): [Ein Brief Frau v. Varnhagen (Rahel) an Mutter]

Ein echter Frauenbrief! — Hasenbraten mit Kunstenthusiasmus! Aber zugleich ein echter Rahelbrief!

Nur schade, daß das, was die Kranke als Kunstbekenntnis hinwirft, gar zu aphoristisch ist. Es ist so knapp, daß der Erklärer nicht zu entscheiden wagt, welche der uns bekannt gewordenen Reden Schleiermachers sie zu dieser Dankepistel begeistert hat. Außer drei akademischen Reden liegt uns vom Jahre 1829 die Trauerrede auf seinen Sohn Nathanael von ihm vor. In allen vermissen wir den Punkt, von dem ein Kunstbekenntnis hätte angeregt werden können. Wir

Digitized by Google

suchen weiter. Rahel will die Rede abschreiben: es spricht also eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür, daß ihr nicht eine Rede im Druck, sondern im Manuskript vorlag. Wir wissen ferner, daß Schleiermacher in besonderen Fällen wichtigere Schriftstücke vor der Drucklegung Freunden zur Beurteilung vorlegte. Die persönlichen Beziehungen zu Varnhagen und Rahel, von denen im Eingang die Rede war, legen die Übersendung einer Rede, bevor sie gehalten wurde, nicht gerade nahe, schließen aber die Möglichkeit nicht geradezu aus. So könnten wir auf die am 8. Juli 1830 gehaltene Gedächtnisrede auf den von Varnhagen hochgeschätzten Buttmann, ein Meisterstück persönlicher Charakterisierungskunst, raten, wofür auch der Ausdruck Rahels „Portrait" ungefähr stimmte: aber auch diese Rede liegt von den Kunstbekenntnissen Rahels zu weit ab. Nicht viel besser steht es mit der Rede „Über den Begriff des höchsten Gutes", die Schleiermacher (als Fortsetzung des schon früher behandelten Gegenstandes) in der Akademie am 24 Juni 1830 hielt. Zwar wird hier flüchtig die Kunst als im Ethischen wurzelnd dargestellt: aber auch diese flüchtige, so ganz anders geartete Bemerkung will sich nicht, selbst wenn wir mit den eigentümlichen Gedankensprüngen Rahels rechnen, als Ausgangspunkt der vorliegenden Gedankenreihe zwanglos darbieten. Wie die uns bekannten Reden gestaltet sind, läßt sich nichts Bestimmtes über diese Frage sagen.

Wohl aber können wir darüber ins klare kommen, wie Schleiermacher über diese Kunstaphorismen, wie er über Kunst überhaupt gedacht hat. In seinen beiden ästhetischen Reden, die er in der Berliner Akademie am 11. August 1831 und 2. August 1832 hielt, hat er sich über diese Dinge in höchst origineller, geistreicher Weise geäußert. Sie bedeuten in der Geschichte der Ästhetik einen noch nicht genügend gewürdigten Markstein. Den Grundsatz Rahels, „Das Größte, was die Kunst leisten kann, ist portrait; das ist die Abschrift der Kunstwerke der Natur" umschreibt Schleiermacher, die einfache Naturnachahmung ablehnend. „Erst in dem Maße wir erkennen, wie Gott in der Schöpfung Künstler sei, können auch wir in der Kunst schöpferisch werden; und das sei der wahre und tiefe Sinn der Formel, daß die Kunst Nachahmung der Natur sei, nicht Nachahmung im eigentlichen Sinn, sondern wie im großen alles gedichtet werde und gebildet, so wiederhole sich im kleinen dasselbe durch das einzelne Bewußtsein." Eine wahrhaft befreiende Anschauung. Mag sie Rahel in dieser Form noch kennen gelernt haben, mag sie die Vertiefung, ja Umbildung ihrer Meinung empfunden haben; gleichviel! Wir sind gewiß, daß sie auch dann, wie in dem mitgeteilten Brief gejubelt hätte: „Schleiermacher wäre ja mein Freund und lebte er hundert' und hundert Jahre später oder früher als ich."

Digitized by Google

David Friedrich Strauß und die Seherin von Prevorst.

Nach einem neuen Fund mitgeteilt

von

Hanns Wolfgang Rath in Frankfurt a. M.

Justinus Kerner, der Dichter und Arzt, nahm bekanntlich in christlicher Menschenfreundlichkeit und Nächstenliebe alle Kranke, die bei ihm, dem weithin bekannten Magnetiseur, Heilung suchten, in seinem Weinsbergischen Heime auf. Viel wunderliche Leidende, zumal Geisteskranke, stellten sich bei ihm ein, wirkliche und eingebildete. Von allen ist die unter dem Namen der „*Seherin von Prevorst*" weltbekannt gewordene *Friederike Hauffe*, geb. Wanner, eine Försterstochter und Kaufmannsfrau aus dem kleinen Dorfe Prevorst im Oberamt Marbach der interessanteste Gast des Kernerhauses. Sie weilte vom 25. November 1826 bis zu ihrem Tode — sie starb, erst 28 Jahre alt, am 5. Mai 1829 — in nächster Nähe ihres Pflegers, und begründete im eigentlichen Sinne Kerners Ruhm. Von allen Seiten stellten sich Laien und Gelehrte ein: Studenten, Ärzte und Naturforscher und nicht minder gesinnungstüchtige Theologen, um den wunderlichen Zustand der Hellseherin zu beobachten und zu erforschen. Kerner selbst hatte einen ernsten Glauben an eine übersinnliche Welt, und daran, daß diese sich in Mittelspersonen zu unserer sinnlichen Welt in ein wahrnehmbares Verhältnis einstelle. Natürlich hatte er dafür den Hohn von Spöttern zu ertragen, der ihn jedoch nicht beirrte. —

Unter den wissensdurstigen Besuchern finden wir auch den nachmalig berühmten, viel angefeindeten Verfasser des „alten und neuen Glaubens", *David Friedrich Strauß*, Kerners Landsmann aus Ludwigsburg. Kerner, um 22 Jahre älter als Strauß, vermochte sich nicht eine reine Freundschaft mit diesem „Antichrist" auszudenken, er mochte sich in Sachen der Religion und des wahren Glaubens als der Ältere weit erfahrener dünken. „Ich stehe mit ihm", schreibt er am 3. April 1839 an Schwabs Gattin, „in keiner freundschaftlichen Verbindung. Er besucht mich aber aus innerer Sehnsucht (dem Überreste seiner Jugend) noch alle Jahre."

In Kerners Briefwechsel finden wir ebensowenig als in Zellers Sammlung Straußscher Briefe — die übrigens erst mit dem Jahre 1830 einsetzt — des Besuches bei der Seherin Erwähnung getan. Doch in einem (von Maync, dem Mörikebiographen, mitgeteilten) Briefe Straußens an *Eduard Mörike*, den Dichter, vom 2. Mai 1827 (aus Tübingen) stehen folgende kurze Worte: „Es ist die merkwürdigste Person ihrer Art, die je gelebt hat; bei ihr ist das Magnetisieren nur Nebensache, Nachhilfe — die Geister sieht sie wachend. Gehört habe ich den Geist auch. Mündlich mehr, wenn Du Lust haben solltest." Auf welche Weise das Erlebnis auf Strauß wirkte, war bisher nicht bekannt geworden.

Kürzlich fand ich indessen in einem hauptsächlich auf Mörike bezüglichen Nachlaß eine Anzahl Schriftstücke aus der gleichen Zeit, von der Hand von Persönlichkeiten, die sowohl Strauß wie Mörike nahegestanden haben, und ein sehr umfangreiches Schreiben *Wilhelm Nasts*, eines Kompromotionalen und Tübinger Studiengenossen Straußens (und eine Zeitlang auch Mörikes), der als Patriarch der deutschen Methodistengemeinde in Amerika erst 1899 im Alter von 92 Jahren starb, gibt uns nunmehr eine merkwürdige Aufklärung[1]. Dieser schreibt an *Wilhelm Hartlaub* (Mörikes Lebensfreund) am 14. Mai 1827 von Tübingen:

„ . . . . . Denke Dir, Strauß und Binder [Gustav B. 1804—85, ebenfalls ein Seminar- und Universitätsfreund Straußens, später Oberstudienratspräsident in Stuttgart] in Begleitung des Naturfilosofen Fischer [Carl], wie sie ein krankes Mädchen magnetisieren, in einem benachbarten Ort, was wirklich vorgestern geschah . . . . Laß mich von *Strauß* beginnen. Sieh, dieser war mit Binder in der Vakanz *bei Kerner und der Somnambule*, bei der auch ich war. Es ist da allerdings viel Wunderbares zu hören und zu sehen, aber es gehört ein reines Gemüt und ein unverfinsterter Verstand dazu. Sie sahen vollends einen Geist; da stand Binders Verstand stille,

1 Vergleiche meinen Aufsatz „Wilhelm Nast, Eduard Mörikes Studienfreund" in der Zeitschrift für Bücherfreunde, Juni- und Juliheft 1916.

Digitized by Google

bog die Knie und betete an, *da stand auch das Herz und Gemüt von Strauß stille und glaubte,* der heilige Geist habe es nun erfüllt ganz und gar. Die Somnambule sagte zu ihm, er habe den reinen, kindlichen Glauben, und hieß ihn nach der Natursprache *Kiidam, d. h. ein Gläubiger.* Ich nun hieß ihn aber gleich nach deiner Abwesenheit [Hartlaub verließ im Oktober 1826 die Universität], noch vor dem Geschäft des Magnetismus, der Wahrsagerin und alle dem, einen gänzlich egoistischen und unchristlichen Menschen. Ich schrieb ihm einen langen, langen Brief, nicht böse, denn es war mir wahrhaftig darum zu tun, daß er einmal die Falschheit von sich tue. *Käferle* war und ist der nämlichen Ansicht über ihn, wie ich, ja Käferle schilderte ihn erst vor acht Tagen treffend in einer Predigt mit christlichem Ernst; aber der Strauß sagte nach der Predigt zu mir in Gegenwart Käferles: „Du arges Gemüt hast gewiß manches auf mich gedeutet!" Ich lachte und Käferle sah ihn mit einem Blicke an, daß er die Augen niederschlug . . Den Magnetismus halt ich bei ihm vollends für Götzendienst. Er will eben immer nur sich, und das kann er im magnetischen Christentum, nicht aber im evangelischen ."

Von dem in Nasts Schreiben angeführten *Käferle* fand sich bezüglich der Persönlichkeit der Somnambulen in einem ebenfalls an Hartlaub gerichteten Briefe vom 5. November 1827 folgender wertvolle Absatz:

„. . . . In der Vakanz war ich in Weinsberg — (auch von meinem Freunde Carl Fischer hingezogen) bei Kerner und der somnambülen Frau Hauffe. Wie liebreich ist dieser Mann! und fast noch mehr diese Frau! ich vergaß in der Vertraulichkeit wirklich ganz, daß sie eine Frau sei. Sie ist von der Sonnenhöhe des Magnetismus herabgestiegen, und scheint mir durch naturphilosophisch-religiöse Gefühle und Erkenntnisse hindurch den Übergang ins gewöhnliche Leben des Gegensatzes zwischen Kopf und Herz machen zu wollen. Sie ist mir eine Frau, die durch das kosmisch-geistige Sonnenlicht auf eine Stufe der Reinheit erhoben worden ist, die gewöhnliche Menschen gewiß nur durch die Nachfolge des † Jesu erreichen können. Wärest Du nur hier, manches wollten wir auch über die erfreuliche Erscheinung des Magnetismus reden, das sich nicht so schreiben läßt, besonders, wenn man nicht gleich systematisieren will. Beispiele, daß magnetische Personen vor und nach ihrem magnetischen Zustand keinen guten, oder auch schlechten Lebenswandel geführt haben, beweist nichts gegen die himmlische Abkunft der magnetischen Kraft selbst, denn die höchste Seligkeit kann bei dem einen ins Fleisch schlagen, den Leib anzünden und zu einem Haus der Hölle machen, während sie bei dem andern in den Geist eingeht, den sie erleuchtet, und der sie als ihr Himmel umfängt und einschließt . . . ."

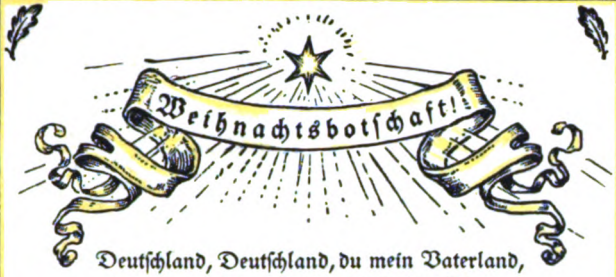
Wer ist dieser Briefschreiber, und welchen Beruf hatte er? *Christian Käferle,* 1805 in Ludwigsburg wie Strauß, Mörike und Kerner geboren, war des ersteren Kompromotionale und Studienfreund, ein tüchtiger Theologe, dessen Tüchtigkeit *Mörike* in einem Briefe an seinen Freund *Joh. Mährlen* (zuletzt Professor an der technischen Hochschule in Stuttgart, gestorben 1871) folgendermaßen charakterisiert; Stuttgart, 20. Oktober 1828:

„Käferle kommt jetzt aufs Vikariat; sein theologisches Studium hat in den letzten Jahren Aufmerksamkeit erregt, die Du Dir vielleicht nicht geträumt hättest . . . . Seine Aufsätze sollen eine seltene philosophische und konsequente Selbständigkeit, die sich unter unscheinbarem Brüten in der Tiefe entwickelt haben mag, an den Tag legen. Ich habe diesen Käferle und seinen Geist immer höher geschätzt, als ihr alle . . . ."

Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck verboten.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Georg Witkowski,* Leipzig-G, Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.
Druck von *Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.

Digitized by Google



Deutschland, Deutschland, du mein Vaterland,
immer trieb der Geist dich in die Ferne.
Märchenwelten liebst du, morgenländische Sterne;
aus der fremden Wüste übers Meer
holtest du dir deine Himmelreiche,
Deutschland, du mein Vaterland,
Deinen Gott und deinen Heiland her.

Deutschland, du mein herrliches Vaterland,
rings die Erde haßt dein Liebeswerben.
Wärst du nicht so herrlich, wär es dein Verderben;
unerschrocken wie das Jesuskind
staunst du unter deinen Weihnachtsbäumen,
Deutschland, du mein Vaterland,
was für Teufel noch die Menschen sind.

Deutschland, du mein heiliges Vaterland,
endlich lerntest du dich selbst entdecken.
O, nun kann dein Geist sich immer mächtiger recken;
bleib dir treu, dich treibt die Gotteskraft,
die aus all den fremden Völkerhimmeln,
Deutschland, du mein Vaterland,
einst das Paradies der Menschheit schafft.

Richard Dehmel

Zeichnung von Professor Tiemann

Aus den Gesichten Philanders von Sittewald.

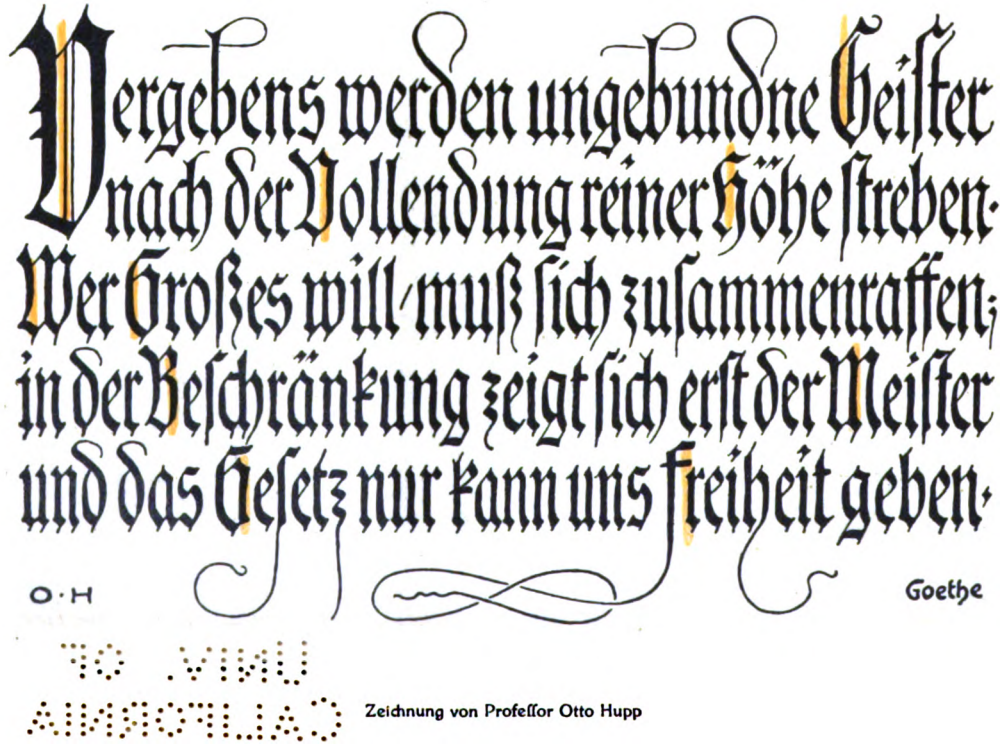
Wer seine Muttersprach
Setzt einer frembden nach,
Aber den kommt die Rach
Und alles Ungemach,
Daß er sein Gut eim frembden Land muß geben,
Darauß er sonst frei als ein Herr könnt leben.

Johann Michael Moscherosch
1642

Zeichnung von G. Mathéy

Digitized by Google

Zeichnung von Professor Otto Hupp

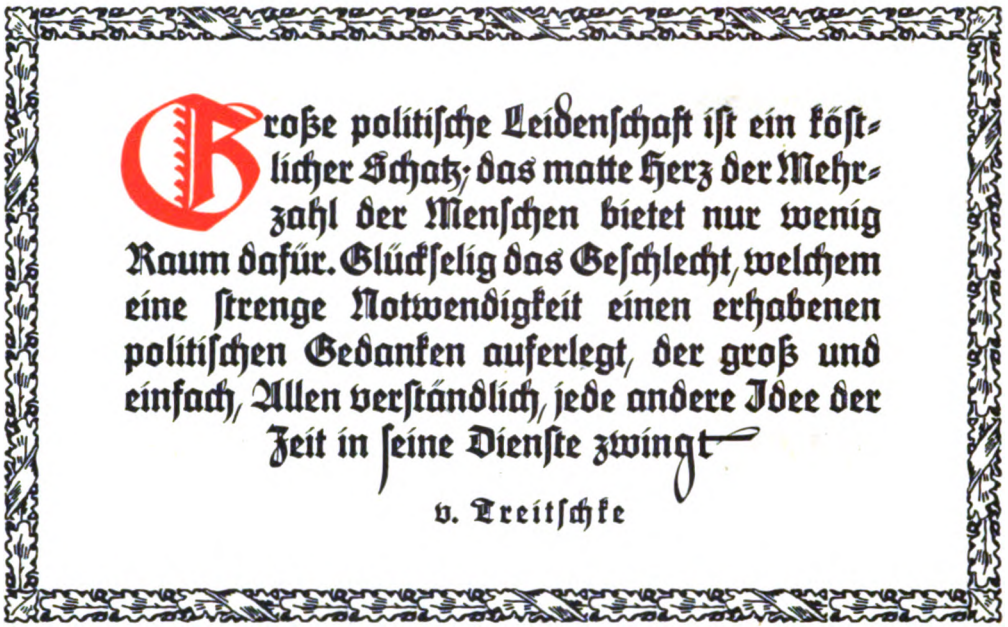


Zeichnung von Professor Otto Hupp

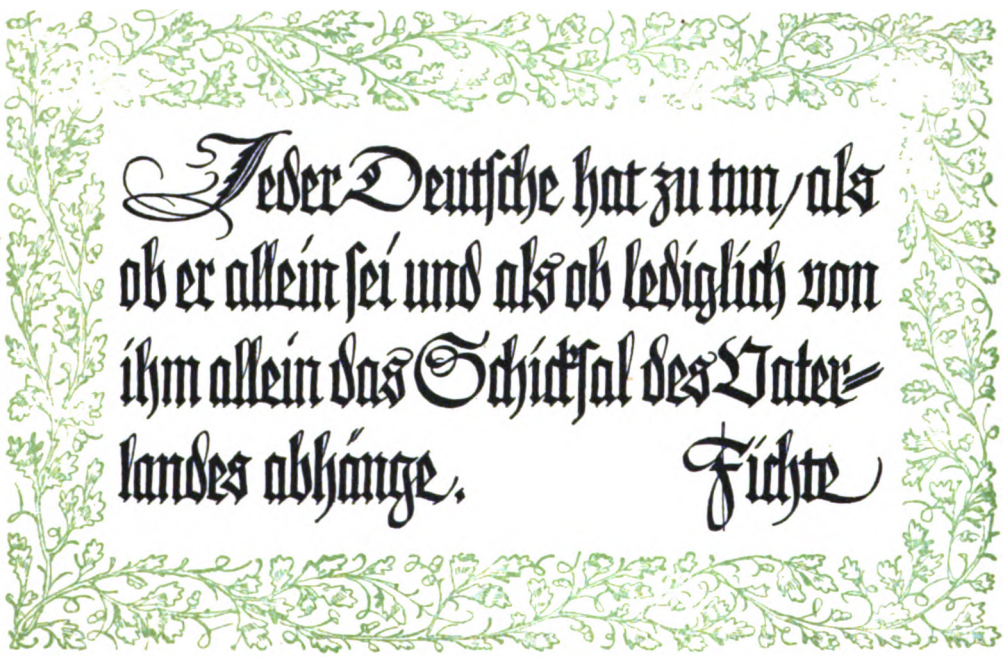
Klingspor-Karten
Beilage zur Zeitschrift für Bücherfreunde

Schrift, Satz und Druck
von Gebr. Klingspor, Offenbach a. M.

Digitized by Google



Gesetzt aus Maximilian



Zeichnung von Rudolf Koch

UNIV. OF CALIFORNIA

Klingspor-Karten
Beilage zur Zeitschrift für Bücherfreunde

Schrift, Satz und Druck
von Gebr. Klingspor, Offenbach a. M.

Digitized by Google

Wer sollte je den Mund über Heiliges aufzutun wagen, wenn nur der Vollkommene über Heiliges reden dürfte?

Lagarde

Gesetzt aus Liturgisch

Der schlimmste Weg, den man wählen kann, ist der, keinen zu wählen.

Friedrich der Große

Gesetzt aus Tiemann-Fraktur

Digitized by Google

Künstlerische Postkarten.

Von

Museumsdirektor Dr. F. Deneken in Crefeld.

Mit zwei Beilagen.

Bedeutet die Ansichtpostkarte einen Fortschritt oder einen Rückschritt in unserer Kultur? Der Schaden, den sie anrichtet, ist doch wohl größer als ihr Nutzen. Raubt schon die Hast des heutigen Lebens den meisten die Zeit, einen regelmäßigen Briefwechsel mit fernen Freunden zu unterhalten, so hat die Ansichtkarte dem behaglichen Plauderton des alten Briefstils den Todesstoß gegeben. Die Unterbindung des freundschaftlichen Briefverkehrs begann mit der vom Generalpostdirektor Stephan erfundenen und 1870 zuerst ausgegebenen „Korrespondenzkarte". Seitdem man aber dazu überging, die Schriftseite der Postkarten gelegentlich mit einem Bildchen zu schmücken, wurden solche Karten ihrem eigentlichen Zweck mehr und mehr entzogen. Denn das Bildfeld breitete sich allmählich so aus, daß es schließlich die ganze Seite einnahm, und als magerer Ersatz wurde von der anderen Seite eine schmale Spalte abgetrennt, auf der man allenfalls für ein paar im Telegrammstil geschriebene Worte Platz findet — wenn der Kreideglanz des „Kunstdruckpapiers" das Schreiben überhaupt gestattet. Aber hierauf kommt es dem eiligen Reisenden auch nicht an. Mit der Ansichtkarte will er den Daheimgebliebenen nur ein flüchtiges Lebenszeichen geben, und das Bild kommt ihm wie gerufen, um ihm die Schilderung seiner Reiseeindrücke zu ersparen. So bringt die Postkarte mit oder ohne Bild allerdings eine beträchtliche Zeitersparnis mit sich, aber da sie im selben Maße den brieflichen Gedankenaustausch schädigt, so bleibt es dabei, daß sie einen Verlust an geistigem Gut bedeutet.

Man muß sich indes mit dieser Errungenschaft der Neuzeit abfinden; die alte schreibselige Zeit kehrt nicht wieder. Nur kommt man nicht leicht über die beschämende Tatsache hinweg, daß sich kaum irgendwo das Minderwertige und Geschmacklose so breit macht wie in der Ansichtkarten-Industrie. Jeder Versuch, durch einwandfreie Postkarten diesem Unfug zu steuern, ist daher dankbar zu begrüßen. Es ist schon ein Verdienst, der Nüchternheit unserer Reichspostkarte eine von gutem Geschmack eingegebene Ausstattung entgegenzusetzen. Insofern sind die neuen *„Klingspor-Karten"*, erschienen in J. F. Lehmanns Verlag in München 1916—17, eine vorbildliche Tat. Sie haben aber noch einen Eigenwert, der sie weit hinaushebt über den Durchschnitt der Bild- und Ansichtkarten und sie zu einem wirksamen Gegenmittel gegen diese macht.

Wer die Entwicklung der Schriftgießerei der Gebrüder Klingspor in Offenbach a. M. in ihren von Zeit zu Zeit herausgegebenen Probeheften neuer Druckschriften verfolgt hat, wird sich immer über die dazu benutzten trefflichen Denksprüche und Schriftstellen gefreut haben. Karl Klingspor, der jene Blütenlesen aus deutschen Denkern und Dichtern schöpfte, hat nun den glücklichen Einfall gehabt, seinen angesammelten Schatz kernhafter Aussprüche für Postkarten zu verwenden. Er setzte an die Stelle der Bilder Gedanken, die es verdienen, Gemeingut unseres Volkes zu werden. Es sind aufklärende, anspornende und zu innerer Einkehr mahnende Worte, die hier in knapper Fassung und scharfer Prägung dargeboten werden.

Über jedes Lob erhaben ist auch die Ausführung der Klingspor-Karten. Jede Karte ist für sich gestaltet, hat ihr eigenes Schriftbild, ihren eigenen Schmuck in Umrandungen, Zierbuchstaben und Sinnbildern. Dabei bleibt fast immer der Charakter der Spruchkarte gewahrt, sei

Digitized by Google

es nun, daß ein kurzer Spruch den Kopf der Karte bildet, oder daß die Lust am Dekorieren sich der ganzen Schriftseite bemächtigt hat. Wir geben zwar den ersteren Karten, die noch Raum für schriftliche Mitteilung freilassen, aus den bereits angedeuteten Gründen den Vorzug vor den ganzseitigen; aber es ist nicht zu verkennen, daß diese — besonders wenn sie sinnige Sprüche und Wünsche zum neuen Jahr und zu anderen Jahresfesten enthalten — tiefere Eindrücke bei den Empfängern hinterlassen werden als fade und geschmacklose Ansichten, wie sie auch dazu beitragen werden, die herkömmlichen nichtssagenden Glückwunschkarten zu verdrängen.

Einen großen Teil der Karten hat der als Schrift- und Wappenzeichner bewährte Professor Otto Hupp entworfen. Seine Zeichnungen erinnern bald an die monumentale Wucht altrömischer Steininschriften, bald an die Blumen- und Schnörkelverzierungen alter deutscher Buchmalereien. Hier und da wachsen sie sich zu bedeutungsvoller Symbolik aus wie in der freilich etwas zu bildmäßig behandelten Karte mit dem vierköpfigen Ungeheuer der „Entente cordiale", das unter den Flammenblitzen des deutschen Adlers sich verendend am Boden windet.

Wie diese Karte, so sind noch manche andere aus der heutigen Kriegsstimmung hervorgegangen, und zwar aus der ernsten und frohen Gewißheit des deutschen Sieges. Mehrere Reihen enthalten „Vaterländische Worte" deutscher Heerführer und Verfasser. In besonderen Reihen sind Aussprüche der „Vorkämpfer des Deutschtums" vereinigt. Friedrich der Große läßt sich also vernehmen: „Nur mit Wagemut kommt man zu großen Dingen" und „Unterhandlungen ohne Waffen sind wie Noten ohne Instrumente". Von Bismarck hören wir die Worte: „Ich habe immer den Grundsatz nützlich gefunden, des Freundes Freund und des Gegners Gegner zu sein" und: „Es ist männlich, seinen Irrtum zu bekennen, wenn man ihn einsieht". Von dem besonnenen Schlachtenlenker Moltke finden wir das bekannte: „Erst wägen dann wagen". Wie auf unsere Zeit gemünzt sind mehrere Aussprüche des Generals Carl von Clausewitz: „Es gibt Fälle, wo das höchste Wagen die höchste Weisheit ist", ferner: „In so gefährlichen Dingen, wie der Krieg eins ist, sind die Irrtümer, die aus Gutmütigkeit entstehen, gerade die schlimmsten" und: „Nur in einem Gemüte voll Tatkraft kann sich die tatenreiche Zukunft verkündigen". Die Reihe „Gott und Vaterland" enthält gedankenvolle Aussprüche von Schleiermacher, Goethe, Geibel und Mörike, und in der Reihe „Deutsche Sprache" sind Jakob Grimm, Kant, Klopstock, Schiller und Rosegger als Mahner aufgerufen, die Muttersprache vom Fremdwort rein zu halten.

In der Spruchweisheit der Klingspor-Karten ist manches von dem Besten und Tiefsten enthalten, das die Führer unseres Volkes gedacht und gesagt haben. Die Auswahl ist mit so eindringendem Verständnis für das, was uns für die Gegenwart und die nächste Zukunft nottut, getroffen, daß man diesen kleinen inhaltvollen Meisterwerken die weiteste Verbreitung wünschen muß. Sind doch die Denksprüche geistigen Samenkörnern gleich, die, zu Tausenden ausgestreut, sich in die Gemüter senken und gute Frucht tragen werden.

Digitized by Google

Leibniz als Bibliothekar.

Ein Nachtrag zum Leibnizjubiläum.

Von

Dr. phil. Kl. Löffler in Münster i. W.

In der „guten alten Zeit", wo der Satz, daß die Bibliotheken nicht der Bibliothekare wegen da sind, sondern umgekehrt, noch nicht so feststand wie heute, haben die größten Gelehrten, Denker und Dichter dem Bibliothekarstande angehört. Man darf es, ohne diesen großen Männern zu nahe zu treten, aussprechen, daß es in der Regel darauf abgesehen war, ihnen entweder eine Versorgung oder wenigstens eine möglichst hohe Nebeneinnahme zu verschaffen. Die Bibliotheken sind dabei nicht immer aufs beste gefahren. Lessing hat z. B. — durchaus den bei seiner Berufung maßgebenden Absichten entsprechend — zwar den Ruhm der ihm unterstellten Wolfenbütteler Bibliothek dadurch gemehrt, daß er manches von ihren Schätzen ans Licht zog, aber im übrigen hielt er sich für zu gut, um „zeit seines Lebens Bücher zu hüten", und er hat sie in der Tat so wenig gehütet, daß während seiner italienischen Reise Handschriften in seiner Wohnung und anderwärts unbenutzt umherlagen, nach seinem Tode 30 Handschriften und 150 Drucke ohne irgendeinen Ausleihenachweis in seinem Hause gefunden wurden und sein Bruder noch fünf Jahre später zwei Handschriften und eine Ausgabe des Martial zurückschickte, über die sich ebenfalls nirgends ein Vermerk fand. Die alltäglichen, aber notwendigen Bibliotheksgeschäfte behandelte er in vornehm-nachlässiger Weise, und sein Nachfolger versprach jedem einen Dukaten, der ihm in der Bibliothek ein von Lessing geschriebenes Wort nachweisen könne.

Bei Leibniz, der einige Menschenalter früher zur Leitung derselben Bibliothek berufen wurde, liegen dagegen die Dinge ganz anders. Er hat bereits mit voller Klarheit die Gedanken entwickelt, die der modernen Auffassung von dem Wesen der Bibliothek zugrunde liegen, Anregungen, die damals freilich noch ganz unwirksam blieben und erst nach reichlich anderthalb Jahrhunderten allgemein aufgenommen wurden[1].

Das Interesse für bibliographische Dinge und die Grundlage seiner polyhistorischen Kenntnisse gewann Leibniz schon als Knabe in der Bibliothek seines verstorbenen Vaters, des Leipziger Professors, zu der er nach langem Harren in seinem 13. Lebensjahre Zutritt fand. „Ich triumphierte über diese Ankündigung, als wenn ich einen Schatz gefunden hätte", schreibt er selbst. Als junger Gelehrter hatte er später (seit 1667) die reichhaltige und wertvolle Bibliothek des Mainzer Diplomaten Johann Christian von Boineburg zu verwalten. Er verwendete fast einen ganzen Winter darauf, ein Realrepertorium zu ihr zu verfertigen — einen „Index", von dem er selbst sagt, „daß dergleichen wohl zuvoren nicht gesehen worden, maßen alles auf das genaueste darin gebracht, und vermöge dessen über alle Materien die davon handelnde Autores zu finden, und ein einiger Traktat oft an mehr als zehn Orten allegirt wird. Wer die Menge der Bücher und sonderlich der unzählbaren kleinen zusammengebundenen Traktate weiß, wird dabei die Größe solcher Arbeit abnehmen können".

Diese Bibliothek wurde, um das schon hier vorwegzunehmen, von Boineburgs Sohne Philipp Wilhelm, Leibnizens Schüler († 1717), der Erfurter Universität geschenkt und befindet sich jetzt in der dortigen Stadtbibliothek. Leibniz, der seinem Schüler ein Jahr im Tode vorausging, hatte an den Vorarbeiten der Katalogisierung noch wesentlichen Anteil und sich auch erboten, die Instruktion für den Bibliothekar auszuarbeiten. Aber der Tod hinderte ihn. Die ersten Kataloge sind nicht, wie man gemeint hat, verloren gegangen, sondern überhaupt nicht zur Ausführung

---

1 F. Milkau, Die Bibliotheken (Die Kultur der Gegenwart, Teil 1, Abt. 1), S. 594f. Ferner: G. E. Guhrauer, Gottfried Wilhelm Freiherr v. Leibniz, 2 Teile, Breslau (1846). Derselbe, Bibliothekarisches aus Leibnizens Leben und Schriften, in: Serapeum, Jg. 12 (1851), S. 1ff., 17ff., 33ff. E. Bodemann, Leibnizens Briefwechsel mit dem Herzoge Anton Ulrich, in: Zeitschrift des hist. Ver. für Niedersachsen, Jg. 1888, S. 73ff. O. v. Heinemann, Die Herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel, 2. Aufl., Wolfenbüttel 1894, S. 111ff.

Digitized by Google

gekommen. Der erste Entwurf stammt erst aus dem Jahre 1741, und vollendet wurde die Arbeit 1782. Der überlieferte Entwurf der Instruktion ist im Jahre 1723 niedergeschrieben und der Anteil Leibnizens daran nicht mehr erkennbar[1].

Wirklicher Bibliotheksleiter wurde Leibniz 1676. Herzog Johann Friedrich, der Begründer der heutigen Königlichen Bibliothek in *Hannover*, berief ihn zum Nachfolger seines ersten Bibliothekars Tobias Fleischer mit dem Titel und Rang eines herzoglichen Rates. Es handelte sich einstweilen — und Leibniz faßte es so auf — um die *Privatbibliothek* des Fürsten, dessen literarische Bedürfnisse er bei der Vermehrung vor allem im Auge hatte. Als 1679 Hunts „Demonstratio evangelica" in Paris herauskam, sorgte er dafür, daß niemand in Deutschland das Werk früher bekam. Der Herzog interessierte sich neben der Theologie besonders für Physik und Naturwissenschaften. Auf Leibnizens Rat kaufte er 1678 die sehr wertvolle naturwissenschaftliche und medizinische Bibliothek des Hamburger Arztes und Philosophen Martin Fogel (3645 Bände) für 2000 Taler. Eine andere bedeutende Erwerbung war die vorwiegend juristische Sammlung des hannoverischen Hofrats von Westenholz im Jahre 1696. Auf Versteigerungen wurden u. a. der Nachlaß des 1690 in Paris verstorbenen Theologen Gottfried Hermant und 1706 ein Teil der Bibliothek von Emmerich Bigot († 1689) aus Rouen angekauft. Wie Leibniz um weiteren Zufluß bemüht war, zeigt sein Brief an den berühmten Le Clerc in Amsterdam (1692), in dem er diesen bittet, ihm dort einen „vernünftigen Buchhändler" zu gewinnen; dieser solle ihm von Zeit zu Zeit Kataloge von allen Sorten neuer Bücher zusenden, von denen man eine gute Anzahl nehmen wolle.

Solange Leibniz lebte, behielt die Bibliothek, die in Herrenhausen untergebracht war und erst 1719 nach Hannover übersiedelte, den Charakter als Privatbibliothek. Fremde wurden deshalb im allgemeinen nicht zugelassen. Der Frankfurter Gelehrte und Sammler Zacharias Konrad von Uffenbach, der 1710 nach Hannover kam, schreibt deshalb in seinen „merkwürdigen Reisen", daß ihm die Bitte um Besichtigung der kurfürstlichen sowohl wie der eigenen Bibliothek Leibnizens abgeschlagen wurde. „Denn was die kurfürstliche anbelangt, sagte er, es sei eine *bibliothèque de cabinet* und nichts als nur neue historische Bücher darin, sie sei auch noch in solcher Unordnung, daß er keinen Menschen hinführen könne. Man hat mir aber versichert, daß sie gar zahlreich und beträchtlich sei, und es wäre nur des Herrn eigenes Wesen Schuld daran, indem er so gern alleine darin wurmen wollte, daß auch der Kurfürst selbst sie nicht einmal könnte zu sehen bekommen, sondern der Geheimde Rat pflege es mit dem Vorwande, daß sie noch nicht in Ordnung sei, jederzeit abzulehnen. Was seine eigne Bibliothek betrifft, so brauchte er eben dergleichen Entschuldigung von der Unordnung und fügte bei, es sei mit einander nichts besonders, wenn er etliche Codices, so er uns holen und zeigen wollte, ausnehme, usw." An dieser Darstellung dürfte der Ärger über die Abweisung einigen Anteil haben.

Leibniz hatte übrigens in Hannover eine ziemlich freie Stellung und konnte seinen wissenschaftlichen Arbeiten leben. 1690 schreibt er darüber an den Herzog Anton Ulrich von Braunschweig: „*Bibliothecarii* titel führe ich zu Hannover auch nicht, obgleich neben der Hoffrathsstelle *inspectionem Bibliothecae Ducalis* habe." Im Auftrage Johann Friedrichs und seines Nachfolgers Ernst August war er u. a. mit der Sammlung des Materials zu einer Geschichte des welfischen Hauses beschäftigt. Das empfahl ihn auch dem auf den Glanz seiner Familie eifrig bedachten Herzoge Anton Ulrich von Braunschweig und dessen Bruder Rudolf August. Nach dem Tode ihres Bibliothekars Kaspar Adam Stenger (1690) übertrugen sie Leibniz auch die Leitung der *Wolfenbütteler Bibliothek*. Die Hindernisse, die sich der Anstellung an zwei Orten und unter zwei verschiedenen Herrschaften entgegenstellten, schienen ihnen nicht unüberwindlich. Sie beanspruchten nur, daß Leibniz „zum öfteren sich bei ihrer Residenz einzufinden habe" und verzichteten darauf, „ein gewisses *quantum temporis anni* zu benennen, welches wegen Hannover nicht wohl thunlich fallen dürffte". In der Bestallungsurkunde heißt es: „Nachdem . . . Wir in erfahrung kommen, daß des Hochw. Durchl. Fürsten . . . Ernst August . . . bestalter Hoffrath Gottfried Wilhelm Leibniz nicht allein *in litteraria et libraria* keine geringe erfahrung hat, sondern auch hin und wieder mit gelehrten Leuten in *correspondenz* begriffen, auch mit guth befinden unsers ganzen Fürstl. Hauses an dessen *Histori* würklich arbeitet, mithin sowohl unsrer *Bibliothec* als der in unsern Archiven und landen befindlichen *Monumenten, Scripturen* und Nachrichtungen jezuweilen vonnöthen, folglich zum öfftern bey Unsrer Residenz sich einzufinden hat, als haben wir in Gnaden *resolvirt* und guthbefunden, mit Seiner Liebden *consens* gedachten Hofrath neben solcher verfertigung der *Histori* Unsers Hauses und dazu nöthiger untersuchung . . . auch die *direction* unser *Bibliothec* aufzutragen; wie Wir ihm dann solche hiemit und in krafft dieses auftragen und ihn zum *directore* Unser *Bibliothec* annehmen und bestellen, ihm auch gleich als unserem Hofrath alle

1 Vgl. E. Stange in den Jahrbüchern der Erfurter Akademie, N. F., Bd. 32 (1906).

Digitized by Google

vortheil, *privilegia* und *avantagen* unsrer Hofräthe in gnaden mittheilen und beylegen wollen. Demnach soll und wird gedachter Hoffrath Leibniz sich von zeiten, so offt es thunlich und nöthig, bey Unsrer *Residenz* einfinden und sich sowohl gegenwärtig als abwesend insonderheit angelegen seyn lassen, daß unsre *Bibliothec* in guthen zustand und wohlwesen erhalten und verwahret werde. Zu welchem Ende die beyde bestallten *Bibliothec-Secretarii* und alle bey der *Bibliothec* befindliche Personen an ihn gewiesen und nechst Uns seiner Verordnung nachzukommen haben, ihm, wan er abwesend, fleißigen bericht erstatten sollen. Die von unserm in Gott ruhenden Herrn Vater höchstsel. andenckens selbst beliebte und eingeführte Verfaßung, ordnung und *oeconomie* der *Bibliothec* soll er nicht verändern, sondern in ihrer *consistenz* allerdings lassen, dafern aber außerdem er etwas zu verbeßern nöthig und von wichtigkeit befinden würde, das uns in unterthänigkeit vorzutragen, wollen wir uns darauf in gnaden *resolviren*. Über Unsre bisherigen gnädigsten Verordnungen wegen Personen, so etwa auf die *Bibliothec* kommen, soll er allerdings halten, auch darauff sehen, daß alle Bücher, so noch nicht eingetragen, richtig aufgeschrieben und also das *inventarium* der *Bibliothec* fertig werde."

Als Stellvertreter und Unterbibliothekar in Wolfenbüttel selbst war Leibnizens späterer Nachfolger, der Legationsrat Lorenz Hertel, angestellt, der mit seinem Chef von 1691 an bis 1716 einen lebhaften Briefwechsel geführt hat. Freilich waren sie nicht in allen bibliothekarischen Fragen einig. Leibniz legte u. a. wiederholt seinen Finger auf einen damals bei so vielen Bibliotheken vorhandenen Übelstand; er verlangte, daß für ein heizbares und zu beleuchtendes Zimmer gesorgt würde, *„car le froid et le soir servent de pretexte en hyver pour ne faire rien"*. Aber der Herzog wollte, wohl auf Hertels Rat, wegen der Feuersgefahr nichts davon wissen, und so ist es unterblieben bis zum Jahre 1835! Auch über die Bücheranschaffungen bestanden gelegentlich Meinungsverschiedenheiten. Leibniz legte sehr mit Recht auch auf kleinere Schriften (Dissertationen, Traktate, Flugschriften, fliegende Blätter) Wert und hielt es auch bei seiner eigenen Bibliothek so. „Ich beachte hauptsächlich", schreibt er, „ob der Verfasser durch sein Buch der gelehrten Welt irgend einen Dienst geleistet hat. . . . Wenn es sich um Bücher gewöhnlichen Stoffes handelt, so ziehe ich die kleinen den großen vor, besonders wenn sie irgend eine besondere Materie für sich behandeln. Und dann müssen die kleinen interessanten Bücher, die mit der Zeit verschwinden, in den großen Bibliotheken aufbewahrt werden; und findet man Sammlungen davon, so ist es gut, sie zu nehmen". Auch in diesem Punkte dachte also Leibniz ganz modern. 1705 wurde Hertel Bibliothekar, ohne daß des amtlichen Verhältnisses zu Leibniz gedacht wurde. Doch lieh dieser auch ferner seinen Rat und seine Unterstützung.

Die in der Anstellungsurkunde als Hauptaufgabe erwähnte Herstellung eines Inventars, d. h. eines alphabetischen oder Nominal-Katalogs zu dem vorhandenen, von dem Begründer, dem Herzog August, zum größten Teile selbst angefertigten Realkatalog hat Leibniz bis 1699 tatsächlich durchgeführt und den einzigen allgemeinen Katalog zustandegebracht, den die Wolfenbütteler Bibliothek besitzt.

Wichtiger war für Leibniz die Sorge um die Vermehrung und Förderung der ihm anvertrauten Bibliothek, und er ist nicht müde geworden, dafür immer wieder einzutreten, so wenig von den Herzögen bei ihren sonstigen kostspieligen Liebhabereien durchgreifende Hilfe zu erwarten war. Mit goldenen Worten legt er dabei immer wieder in ganz moderner Auffassung den Nutzen und die Bedeutung der Bibliotheken dar. In einem Briefe an den Minister und Oberhofmarschall von Steinberg schreibt er: „Die Bibliothek ist die Schatzkammer aller Reichtümer des menschlichen Geistes, zu der man seine Zuflucht nimmt für die Künste des Friedens und des Krieges, für die Erhaltung des menschlichen Körpers, für die Kenntnis der Mineralien, Pflanzen, Tiere, überhaupt für die Geheimnisse der Natur, für die Bewegungen der Gestirne, die verschiedenen Regionen der Erde, für bürgerliche und militärische Baukunst, für Verschönerungen und öffentliche Anlagen, für Gesetze, Polizei und gute Staatsordnung, für alte und neuere Geschichte, für die Angelegenheiten der Fürsten, für alles das menschliche Interesse reizende Schöne, kurz für das Angenehme sowohl wie für das Nützliche und Notwendige, aber vor allem für die Verteidigung der wahren Religion: sie ist mit einem Worte vergleichbar einer Versammlung der größten Menschen aller Jahrhunderte und aller Nationen, die uns ihre auserlesensten Gedanken mitteilen."

In einer Eingabe an die beiden Herzöge vom 4. Juni 1695 setzt er auseinander: „Nun bestehet meines Ermessens der Endzweck einer großen fürstlichen *Bibliothec* in zwey Stücken: nemlich in dem nüzlichen Gebrauch vor Männiglich und in dem hohen Ruhm der Herren selbsten, so dergleichen *thesaurum* zu gemeinem Besten zusammen bringen und unterhalten lassen. Der nüzliche Gebrauch einer großen *Bibliothec* beruhet darinn, daß sie sey gleichsam eine Schatzkammer von allerhand Wissenschaften und Nachrichtungen . . . Allein weilen eine Haupt-*Bibliothec* unter die Dinge zu rechnen, so nicht durch bloße bewahrung des Vorhandenen in guthem Stand erhalten

Digitized by Google

werden können, sondern gleich dem Feuer und Leben ein stetes *aliment* und Zuwachs haben müssen, indem eine *Bibliothec* bald herunter komt, wenn man die guthen neuen Bücher in zulänglicher *quantitate et qualitate* nachzuschaffen unterläßet, so ist zu beybehaltung des hohen Ruhms und großen Nuzens dieses *Corporis Augusti* hoch nöthig, daß nicht nur was täglich herfürkomt behörig dazubracht, sondern auch die von nicht wenig jahren her abgehende vielfältige nüzliche Schrifften allmählich nachgehohlet werden, dieweilen man nicht allein derselben offt bey fürfallenden begebenheiten von nöthen hat, sondern auch der frembden halber, so zu zeiten darnach fragen, nicht wohl entbehren kann. Denn sonsten es bald in der welt heißen dürffte, es sey alhier eine alte, nunmehr abfällige *Bibliothec*, die nicht sonderlich *continuiret* noch *augiret* werde, mithin den Namen *Augustae* in der that nicht mehr habe. Und dürfte ich mich fast nicht entsehen, zu sagen, daß, wofern noch eine geraume zeit also hingehen solte, diese ehemahlen so hochbelobte *Bibliothec* all ihr großes und herrliches Lob verlieren und gar in Verachtung kommen dürffte." Er zählt dann auf, welche wichtigen Neuerscheinungen auf allen Gebieten in Frage kommen. Zur würdigen und angemessenen Vermehrung hält er 1000 Taler jährlich für notwendig, ohne die der „so nöthige Endzweck, nehmlich die erhaltung des großen und wohlverdienten Ruhms dieses herrlichen *corporis* nicht wohl zu erreichen".

Eine andere Eingabe ist betitelt „Unvorgreifliche Gedanken wegen ergänzung und fortsetzung der weitberühmten Wolfenbütelischen *Bibliothec*". Hier heißt es u. a.: „Überdieß so ist an sich selbst eine wohlversehene *Bibliothec* für ein rechtes *Magazin* dienlicher Nachrichtungen und gleichsam für ein gedrucktes *Archiv* zu halten, darinn sich von denen Rechten und angelegenheiten hoher Potentaten, auch allen menschlichen Begebenheiten, sonderlich aber von denen zum Staat, Regirung, *Oeconomie* und dergleichen gehörigen Dingen weit mehr Guthes findet, als die *Archiva* und andere publicke Scripturen eines Hofes oder landes an Hand geben können. Zumahlen aber erscheinet deroselben Nuzen bey *Administrirung* der lieben Justiz und bey behauptung göttlicher Wahrheit und guther Policey gegen allerhand irrthümer und barbarisches wesen, zu welchem endzweck auch Kirchen und Schulen gerichtet, denen eine vollständige *Bibliothec* als eines der großen *instrumenten* und so zu sagen als ein zwar stummer, doch allgemeiner *pansophischer* Lehrer, fürnehmlich die hände bietet . . . .Es ist aber auch bekand, daß eine *Bibliothec* sonderlich gedruckter Bücher, wie schön sie auch ist, unter die Dinge gehöret, *quae servando tantum servari non possunt*, oder die nicht in guthem stande zu erhalten, wenn man sie nicht vermehret . . ."

In der Aufspürung und Befürwortung von vermehrten Einnahmequellen war Leibniz unerschöpflich und unermüdlich. Weil von den Herzögen selbst nicht viel zu erwarten war, dachte er an die Landstände, die helfen müßten, den Verfall der Bibliothek und ihres Rufes abzuwenden. Zu diesem Zwecke sei eine Verbindung mit der 1687 gegründeten Ritterakademie wünschenswert, „so man billig als eine allgemeine Landessache betrachtet". Auch schlug er mehrfach eine Abgabe auf Stempelpapier vor, die „nicht unbillig, auch nicht beschwerlich, noch denen Ausgebenden sehr merklich" sei. Dem Herzoge Anton Ulrich stellte er dafür den Beifall der Welt, der Gelehrten, Dichter und Künstler in Aussicht und verheißt ihm einen Ruhm, wie er selbst durch seine bewunderungswürdigen Romane „Octavia" und „Aramena" nicht erworben werden könne. „Was mich betrifft", schreibt er dazu an Hertel, „so habe ich mein Gewissen jetzt entlastet, indem ich das seinige belastet, um ihm die Wichtigkeit der Sache klar zu machen". 1701 schlug er ein Privilegium für Almanache vor, und wieder etwas später kam er auf den Gedanken, durch Anlage von Maulbeerpflanzungen und die Zucht der Seidenraupe die Mittel für die Vermehrung der Bibliothek zu beschaffen. Aus einem Briefe an den Herzog vom 23. Juli 1705 ersehen wir, daß er auf seine eigenen Kosten bereits einen Mann hatte kommen lassen, der in allen Zweigen dieser Manufaktur vom Pflanzen der Bäume bis zur Herstellung der Seide selbst durchaus erfahren sei und der eine ähnliche Anlage bereits in Glienicke bei Potsdam zuwegegebracht habe. Aber auch dies Projekt verlief im Sande, ebenso wie der weitere Vorschlag, die zahlreichen Doppelstücke der Bibliothek, von denen er mit eigener Hand ein Verzeichnis begonnen hatte, zu ihrem Besten zu veräußern. Das einzige, was Leibniz nach mehr als zehn Jahren unverdrossener Bemühungen erreichte, war die zu Trinitatis 1708 erfolgte Bewilligung eines jährlichen Fixums von nur 200 Talern aus der Kammerkasse, womit aber nicht nur die Anschaffung von Büchern, sondern auch der Buchbinderlohn und die anderen kleineren Verwaltungskosten bestritten werden sollten.

Dagegen gelang es ihm, eine außerordentliche Erwerbung von höchstem Werte durchzusetzen. Das ist der Ankauf der von dem dänischen Staatsrat *Marquard Gude* auf seinen Reisen in Frankreich und Italien und durch seine Beziehungen zu Gelehrten und Fürstlichkeiten zusammengebrachten Handschriften im Jahre 1710. Als Vermittler war der Kieler Professor Kortholt tätig, dem Leibniz neidlos das Verdienst an dem Zustandekommen zuschrieb. Mitte Juli 1710 war Leibniz selbst in Hamburg, um die Sammlung zu übernehmen. In zwei Kisten verpackt gingen

Digitized by Google

die für 2480 Taler erstandenen 467 Handschriften (darunter 113 griechische) am 18. Juli von Hamburg ab, zugleich mit dreizehn Ölbildern gelehrter Männer (Laski, Buchanan, Lindenbrog, Holstenius, Galilei, Pico, Gesner, die Puteani und Passeratius) und siebzehn alten Marmorinschriften, die nachträglich für 240 Taler dazu erworben worden waren. Die Sammlung galt damals für die bedeutendste, die in den Händen eines Privatmannes zu finden war. Besonders reich war sie an Handschriften klassischer Autoren, unter denen Vegetius und Aurelius Victor aus dem 9., Vergil aus dem 9., Vitruv aus dem 11., Nonius Marcellus aus dem 9./10. und Ciceros Tuskulanen aus dem 9./10. Jahrhundert zu den besseren ihrer Art gehören, der Cicero nach dem Parisinus 6232 die beste Überlieferung des Textes bietet. Aber auch andere Gebiete sind hervorragend vertreten. Genannt seien noch die Lex Salica nebst der Lex Alamannorum aus dem 9./10. Jahrhundert, Lamberts Liber floridus aus dem 12./13. Jahrhundert, mit farbigen Bildern und einer Weltkarte (nach dem Urteil Delisles die zweite Stelle nach dem Genter Original einnehmend), mehrere wichtige musikalische Schriften aus dem 10. und 11. Jahrhundert und die für die Kunstgeschichte wichtige, durch Lessings Abhandlung „Über das Alter der Ölmalerei" zuerst bekannt gewordene Schrift des Theophilus aus dem 11. Jahrhundert[1].

Auch sonst wußte Leibniz neben jenen 200 Talern besondere Bewilligungen durchzusetzen. So wurden 1704 in Amsterdam 733 Bände für 480 Taler, 1705 in Hannover 218 Bände für 157 Taler, ferner in Berlin 166 Bücher für 326 Taler und wiederum in Amsterdam 245 Bände für 368 Taler gekauft.

Was die *Benutzung* der reichen Wolfenbütteler Schätze betrifft, so kann man von Leibniz bei seinen Anschauungen von den Aufgaben der Bibliothek nichts anderes erwarten, als daß er sie möglichst erleichterte. Dabei machte er keinen Unterschied und ließ seine Liberalität dem Oratorianerpater Jacques Lelong für seine Bibliotheca scripturae sacrae wie dem Berliner Prediger Jacques Lenfant für seine Geschichte des Konstanzer Konzils oder dem englischen Theologen, der 1715 ein Martyrologium der Protestanten bearbeiten wollte, zugute kommen, obwohl er mit dem letztgenannten Unternehmen keineswegs einverstanden war: „Man könnte zwar, scheint mir, eine Arbeit, die fähig ist, die Leidenschaften zu erwecken, lieber unterlassen, allein man muß auch einen eifrigen Mann, der seiner Kirche einen Dienst zu erweisen glaubt, nicht zurückstoßen."

Hertel stellte sich Uffenbach gegenüber auf den Standpunkt, für eine große Büchersammlung sei das System der Präsenzbibliothek das einzig passende, zürnte über die Entleiher und beabsichtigte, eine herzogliche Verfügung zu veranlassen, daß keinem ein Buch nach Hause gegeben würde „als den Predigern und Ministris, weil solche die Zeit nicht hätten wie andere auf die Bibliothek zu gehen und nachzuschlagen; hierzu allein seien die Bücher in öffentlichen Bibliotheken, nicht aber, daß man sie ganz durchlesen wolle. Denn wenn dieses von vielen geschehe, würden sich die Bücher gar bald verschleißen und verderben". Ob Leibniz ebenso oder anders dachte, wissen wir nicht.

Über seine Stellung zu Fragen der Bibliothekspraxis sind wir überhaupt nur dürftig unterrichtet. Den alphabetischen Katalog ließ er ganz geschickt so herstellen, daß die Büchertitel auf Bogen (auf jeden 32) geschrieben, diese zerschnitten, die Titel alphabetisch geordnet und dann in Buchform kopiert wurden. In der ausführlichen Eingabe an die Herzöge vom 4. Juni 1695 entwickelt er außerdem den Plan von *„indices materiarum"*, „vermittelst deren man nicht nur bey jeder *disciplin*, sondern auch bey jedem *general-* sowohl als *special-titulo* finden könne, was davon für nachricht alhier fürhanden und wo sie anzutreffen, auch was für *autores* ausführlich davon handlen, welches denn eigentlich den Hauptzweck und Gebrauch solcher fürtreflichen *Bibliothec* berühret. So bin ich längst auf Mittel und wege bedacht gewesen, wie man auch dieser großen und nüzlichen arbeit näher treten möchte, zumahlen die bisherigen, von verschiedenen *Scriptoribus* herausgegebenen *Catalogi et indices materiarum* und sogenannte *Bibliothecae classicae et reales*[2] des Zwecks großentheils verfehlen, wie solches, da es der orth leiden wollte, leicht mit mehreren außzuführen wäre; des *indicis chronologici* und ander dergleichen zu geschweigen. Es würden aber dazu etliche *Scribenten*, so ziemliche *studia* mit sich von *Universitäten* bracht, und dann auch andere dienliche Anstalten erfordert werden, davon zu seiner zeit nach gnädigster gefälligkeit meine unterthänigsten Gedanken mit mehreren vorzutragen nicht ermangeln werde."

Leibniz hielt demnach *außer* dem Realkatalog und dem alphabetischen Katalog noch einen Realindex und ein chronologisches Verzeichnis für wünschenswert, und es kann also nicht richtig sein, daß er Uffenbach den wenig glücklichen Gedanken vorgetragen habe, „den Generalkatalog

1 Der Katalog der Gudischen Handschriften, bearbeitet von F. Koehler und G. Milchsack, ist 1913 erschienen.

2 Gemeint sind Draudius, Bibliotheca classica (1611) und Lipenius, Bibliotheca realis philosophica omnium materiarum (1682).

Digitized by Google

chronologisch nach dem Erscheinungsjahr anlegen zu lassen". Damals war der alphabetische Katalog längst fertig, und zu den beiden anderen ist es, wohl wegen Mangels an Mitteln und Arbeitskräften, nicht gekommen.

Leibniz hat auch einen Entwurf hinterlassen, wie er sich die Anordnung einer großen Bibliothek dachte: *Idea Leibnitiana bibliothecae publicae secundum classes scientiarum ordinandae.* Er teilt nach den vier Fakultäten ein. Den Anfang macht die Theologie, dann folgen Jurisprudenz und Medizin, darauf die Fächer der philosophischen Fakultät, zu denen die Physik überleitet, und die dann in folgender Reihenfolge stehen: Philosophie, Mathematik, Philologie, Rhetorik, Poetik, Geschichte und Geographie im weitesten Umfange mit allen Hilfswissenschaften (einschließlich Literargeschichte und „*Bibliothecaria*"), endlich „*Communia communium. Ad Encyclopediam spectantia. Iconothecaria seu imagines vicem librorum praestantes, certis partibus doctrinarum non affixae. Miscellanea nulli studiorum parti astricta.*" Es ist bemerkenswert, daß Leibniz, obwohl Philosoph, nicht die spekulative Klassifikation des Baumes der Erkenntnis, sondern den geschichtlichen Entwicklungsgang der Wissenschaften und der Literatur zugrunde legt, also auch hier einen auf die wahre Praxis des Lebens gerichteten Geist zeigt. Er unterscheidet bewußt zwischen der philosophischen und der *bürgerlichen* Einteilung (*division civile*) der Wissenschaften, „deren man sich bei den Universitäten und bei der Anordnung der Bibliotheken bedient".

Leibniz hat die hannoverische Bibliothek vierzig, die Wolfenbütteler sechsundzwanzig Jahre geleitet. 1680 bewarb er sich nach dem Tode Peter Lambecks um die Stelle als Vorsteher der Hofbibliothek und kaiserlicher Historiograph in Wien. Er knüpfte daran die Bedingung, daß er zugleich eines der protestantischen Mitglieder des Hofrats würde, da er bereits in Hannover Rang und Amt eines Rates hätte.

Es ist nichts daraus geworden. Nachfolger Lambecks wurde vielmehr Daniel von Nessel, dessen Zuvorkommenheit Leibniz bei seinem Aufenthalt in Wien 1688 kennen lernte und nicht genug rühmen kann. Auf dieser Reise kam er auch nach Rom, und er erwähnt später beiläufig, man habe ihn dort zu halten gesucht und ihn durch Vermittlung des Kardinals Casanato die Stelle eines Bibliothekars der Vatikana angeboten; von dieser Stelle gehe man oft zum Kardinalat über, wie das Beispiel des Kardinals Noris lehre. 1699 wurde ihm aus Paris gemeldet, der Pater Verjus, Bruder des Grafen von Crécy, habe die Absicht, ihn von Hannover zu entführen und an die königliche Bibliothek in Paris zu befördern. Die Vorbedingung aller dieser Anstellungen wäre wohl der Übertritt zur katholischen Kirche gewesen.

Leibniz blieb in Hannover und starb dort 1716. Sein handschriftlicher Nachlaß (200 Foliobände Abhandlungen über Geschichte, Philosophie, Philologie, Staatswissenschaften, Theologie, Mathematik und Naturwissenschaften) und sein Briefwechsel (mehr als 15300 Briefe) gingen in den Besitz der dortigen Bibliothek über.

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Beiträge zur Bibliographie der deutschen Dichtung.

Aus den Schätzen der Königlichen Bibliothek zu Berlin mitgeteilt

von

Hans von Müller in Berlin.

III. Zu Schulte-Strathaus' „Bibliographie der Originalausgaben".

Mit grundsätzlichen Erörterungen.

II.

VI. Die Zutaten des Bearbeiters.

Sie beziehen sich

1. auf den *Autor*,
2. auf Entstehung und Inhalt der *Schrift*,
3. auf die *Herstellung* der Auflage und die äußere Beschaffenheit der Bücher,
4. auf den *Vertrieb* der Auflage,
5. auf *andere* Drucke derselben Schrift.

Im allgemeinen gilt der Satz, daß in einer allgemeinen Bibliographie *nur solche Angaben statthaft sind, welche sich ohne spezielle Vorarbeiten bei allen oder doch den meisten Ausgaben machen lassen.*

1. Der Autor.

Von ihm gibt Schulte mit Recht nur den *Namen* und die Tage von *Geburt und Tod* an; mit Charakteristiken wird man ebenso verschont wie mit Porträts und Faksimiles. — Bei den Namen der *geadelten* Autoren verfährt Schulte übrigens inkonsequent: Hippel erhält das Adelsprädikat, Herder und Klinger bekommen es nicht.

2. Entstehung und Inhalt der Schrift.

In seinen Katalogen gibt Grisebach außer bibliographischen Bemerkungen literarhistorische Mitteilungen zum besten, durch die er seine größeren Darstellungen zwanglos ergänzt und zu einem Mosaikbilde der Weltliteraturgeschichte abrundet. Diese subjektiven Plaudereien geben der Führung durch eine ebenso subjektiv ausgewählte Sammlung erhöhten Reiz. Aber es ist eine Verirrung, wenn Schulte in einem Werke wie dem vorliegenden (freilich in durchaus sachlichem Tone) etwas der Sache nach ähnliches unternimmt. Hier handelt es sich um eine *objektive Gesamtdarstellung*, die in entsagender Strenge zu halten ist. Wie in III 1 ausgeführt, will der Benutzer eines *bibliographischen* Werkes sich nicht über die Entstehung und den Inhalt von *Schriften* belehren, sondern er will *Ausgaben* der ihm bereits bekannten Werke identifizieren. Von dem, was Schulte darüber hinaus gibt, ist das meiste also an dieser Stelle überflüssig.

Es handelt sich um folgende Arten von Mitteilungen:

a) *Anlaß* der Schrift und Vorlagen des Autors.

Hier sind verschiedene Kategorien zu unterscheiden:

α) die literarischen *Quellen* einer für die Öffentlichkeit bestimmten *Dichtung* (und sonstige *nicht rein private* Anregungen zur Abfassung einer im wesentlichen *selbständigen* Schrift) gehören entschieden *nicht* in eine Bibliographie: wohin käme der Bibliograph, wenn er sie regelmäßig nennen wollte! Schulte ist in der Tat auch nur einige Male der Versuchung zu solchen Seitensprüngen unterlegen, z. B. bei Hamann 11 und Klinger 11.

Anders liegt es bei unselbständigen oder zufälligen Publikationen (die übrigens zum größeren Teile in eine Liste von *Originalausgaben deutscher Dichtungen* nur uneigentlich hineingehören). Da ist es natürlich wünschenswert, daß bei den sekundären Schriften (s. u., β und γ) die veranlassende primäre Schrift namhaft gemacht (und am liebsten auch ebenso wie die verzeichnete nachgewiesen) wird; ebenso ist bei zufälligen Gelegenheitsschriften (s. u., δ) der Anlaß zu nennen.

Digitized by Google

Im einzelnen ist folgendes zu bemerken:

β) bei *Übersetzungen und Bearbeitungen fremder Schriften* wären, wie es in den Katalogen des British Museum und der preußischen wissenschaftlichen Bibliotheken geschieht, stets *der Verfasser und der Titel des Originals* zu nennen. Daß Schulte das häufig — ja, wie es scheint, in der Regel — versäumt, ist vielleicht der auffallendste Mangel seines sonst überreichen Werkes, und ich möchte ausdrücklich vorschlagen, dem bei Abschluß des ersten Bandes durch einen Nachtrag abzuhelfen. Gleich bei Hamanns drei Übersetzungen (6. 24. 34) setzt diese Unterlassung ein; sehr auffällig ist sie z. B. auf S. 143, wo zu keinem der vier Merckschen Drucke das Original genannt wird. Zum mindesten wäre hier bei Nr. 11 zu sagen gewesen, daß „der Herr Collegienrath Müller" Gerhard Friedrich mit Vornamen hieß: wie sollte man das Werk sonst in einem Kataloge unter den Schriften der Hunderte meiner Namensvettern herausfinden?

γ) Dementsprechend ist bei *Streitschriften* die *bekämpfte Schrift* (und eventuell auch die *Replik* des Angegriffenen),

δ) bei *Gratulationsgedichten, Preisarbeiten* u. ä. Gelegenheitsschriften im engeren Sinne der *Anlaß* (insbesondere die gefeierte Person) zu nennen.

Beides tut Schulte in reichem Maße. Besonders in der Hamann-Bibliographie wird der Sammler mit vielem Danke Kenntnis nehmen von den Belehrungen zu den Nummern 8—10. 12. 13. 16. 18. 20—23. 26. 28 (besonders reich!) — 31. 33. 36. 38—43. 45. 46. Aber auch bei fast allen anderen Autoren findet sich ähnliches; wir nennen mit Dank Hippel 11. 23a. Herder 2. 6. 10. 18. 26. Jung 3. 5 (beide Male Anlaß und Entgegnungen genannt). Lavater 1a. 2. 23a. 34. 185. Merck 8a. Goue 29. Jacobi 2a. 5a. 13. Wagner 6a. Klinger 2. Müller 9. Schubart 8. Hahn 7.

b) die *Entstehungsgeschichte* der Schrift, die Schulte besonders bei Herder gern ausführlich gibt. Sie gehört in die Einleitungen einer Gesamtausgabe, aber *nicht* in eine Bibliographie. (Wenn dagegen Schulte das Datum der *letzten Vorrede* stets mitteilt, so ist dagegen nichts einzuwenden, da es aus dem Druck selbst zu ersehen ist und sich überdies speziell auf die vorliegende *Ausgabe* bezieht.)

c) den *Inhalt* der Schrift. Dessen Verzeichnung ist in einer Bibliographie nur zulässig bei *Sammlungen* von Schriften, insbesondere wenn diese vorher bereits in Einzeldrucken angeführt waren, wie die Teile von Hamann 19. Klinger 25. 33. Müller 10a zum Teil. Überall sonst führt es zu weit, da eine Bibliographie, wie gesagt, *Drucke* zu beschreiben, nicht *Schriften* zu analysieren hat.

d) *Besprechungen*, sonstige Würdigungen, Erwähnungen und Wirkungen der Schrift teilt Schulte mit, wo sie ihm gerade einfallen: so zu Herder 13a (im Schlußabsatz). 40a (am Schluß). Lavater 17a. 61a. 139a. Goue 6a. Lenz 8. Schubart 53. So interessant einige dieser Angaben sind, so gehören sie doch ohne Zweifel in eine allgemeine Bibliographie nicht hinein; diese Amönitäten muß man Liebhabern wie Grisebach überlassen.

3. Herstellung der Auflage und äußere Beschaffenheit der Bücher.

a) Firma und Sitz der *Druckerei* sollten in einer ausführlichen Bibliographie möglichst immer genannt werden. Schulte tut es nicht selten, vielleicht wäre es aber noch öfter möglich.

b) *Format* und *Umfang* werden dankenswerterweise stets angegeben, und zwar dieser — in rühmlichem Gegensatz zu der gegenwärtigen Bibliothekspraxis — auch bei vielbändigen Originalausgaben und auch für die nichtpaginierten Vorstücke. — Besonders interessant für den Bibliophilen sind Schultes Nachweisungen spezieller Vorlagen für die Ausstattung: zu Herder 16a (auf der Wende der Seiten 37/38). Klinger 6. 13 (auf der Wende der Seiten 203/04).

c) Dagegen ist es eine unbegreifliche Verirrung, daß zu Hamann 36. 37. 46 die vor dem Erscheinen der Schrift vorgenommenen *Satzkorrekturen* angeführt sind. Ja, unter Nr. 46 ist ein Korrekturabzug (wissentlich!!) als *besondere Ausgabe* gebucht. Das wäre natürlich nur statthaft, wenn unkorrigierte Abzüge versehentlich in größerer Anzahl hergestellt und vom Verleger in den Handel gegeben wären, wie es bei Herder 21 II und 30 der Fall ist. Gerade hier aber ist der unkorrigierte Druck nicht als besondere Nummer aufgeführt, bei 21 II auch nicht nach seinen Merkmalen beschrieben.

d) Die *Illustrationen* sind mit Recht stets genau, unter Nennung von Zeichner und Stecher, angegeben; dementsprechend ist auf Illustrationsvarianten aufmerksam gemacht (Hippel

Digitized by Google

14c. d. Jung 36. Schubart 52b), und billige Nebenausgaben ohne Kupfer sind stets erwähnt (Jung 6b. 7b. Lavater 112. 125b [S. 119 Z. 8 v. u.]. 163).

e) *Papiervarianten* bei sonst gleichem Inhalt sind öfters erwähnt; gewiß ließe sich aber diese den Liebhaber sehr interessierende Rubrik auf Grund alter Verlagsanzeigen noch reichhaltiger gestalten.

f) Die *Auflagenhöhe* ist nur sehr selten angegeben: Hamann 27. 42. Herder 25. Lavater 41a. 77a (S. 106 unten). Klinger 26. 27. 32. Schubart 52 (S. 254 unten). Sollte es nicht öfter möglich sein?

4. Erwerb und Vertrieb der Auflage durch den Verleger.

a) Den *befreundeten Vermittler* zwischen Autor und Verlag (oder Autor und Drucker) nennt Schulte mit Vorliebe, und diese interessante Angabe wird jeder Benutzer mit Vergnügen zur Kenntnis nehmen. Es geschieht zu Hamann 42. 43 (Herder), Herder 33 (Boie), Jung 6a (Goethe), Lenz 3—5 (derselbe), 10 (Lavater), 12 (Boie), 14 (Herder und Zimmermann), Klinger 7 (Gotter) u. ö.

b) Firma und Sitz der *Verlagshandlung* werden, wenn sie auf dem Titelblatt nicht genannt sind[1], nach Möglichkeit mitgeteilt. Leider versäumt es Schulte aber, seine Quelle zu nennen (selbst in Zweifelsfällen wie Heinse 2a schreibt er lieber „der Überlieferung nach", als daß er den Überlieferer nennt).

c) Das *Honorar* nennt Schulte, wo er es ohne besondere Mühe feststellen kann: bei Herder 33 (S. 46 unten). 61 (S. 61 Mitte). 64. Jung 6a (S. 70 oben). Lavater 41a. 53. 77a (S. 106 unten). 95. Lenz 14. 17. Klinger 8 (S. 202 Mitte). 25 (am Schluß). 33a (S. 216 unten). Eine interessante aber entbehrliche Beigabe — im Prinzip zu verwerfen, da nur beim kleinsten Teile der Ausgaben möglich.

d) Das *Erscheinungsjahr* gibt Schulte möglichst immer an, wenn der Titel es garnicht oder falsch nennt[2], freilich auch das nie unter Angabe seiner Quelle. Bisweilen wird dankenswerterweise auch die Zeit näher bestimmt, etwa durch den Monat oder die Messe: so bei Hamann 8. Hippel 4. Herder 16a (S. 37 unten). 23. 24. 27. 28. 30—33 (S. 46 unten). 36. 40a. 44a. 50, erste Auflage. 53a. b. 61—63. 65. 68—72. 74. 76. Lenz 10. 17. Klinger 4 (S. 200 oben). 5. 7. 8 (S. 201 unten und 202). 20. 24b. 26. 27. 29. 30. 32. 33a (S. 216 unten).

e) Der *Originalpreis* (in seinen Abstufungen nach der Papierqualität) wäre für den Sammler weit interessanter als das Honorar des Autors, und er wäre ungleich leichter zu ermitteln als dieses: er wird aber prinzipiell nicht mitgeteilt. Wir bitten den Bearbeiter, diese Beigabe für die folgenden Bände in Erwägung zu ziehen.

f) *Zensurbeanstandungen* werden mit Recht erwähnt: Hamann 22 (am Schluß). Herder 61 (an 2—3 Stellen). Jung 40. Klinger 22a (S. 210 unten).

g) *Verlagswechsel* und *Titelauflagen* sind stets erwähnt, z. B. zu Heinse 10. 11. Schubart 52a (S. 256 oben, in der Anmerkung zu 52c). 56 (S. 257 Mitte)[3].

h) Wann die Auflage *vergriffen* war, wäre sehr interessant zu erfahren, zumal manche Auflagen bekanntlich hundert Jahre und länger auf Lager bleiben. Schulte teilt das nur sehr selten mit: Hamann 8. 42. Herder 23. Klinger 26. 27. 32.

5. Andere Drucke derselben Schrift.

Verweisungen auf postume oder sonstige *nicht originale* Ausgaben sowie auf *nicht selbständige* Drucke gehören in eine Bibliographie von Originalausgaben offenbar *nicht hinein.*

Schulte nennt in seinen Anmerkungen überflüssigerweise:

a) *Proben und Erstdrucke* größerer Werke *in Zeitschriften:* zu Jacobi 2a. Heinse 7a. 8. 9a. Müller 10a zum Teil.

b) Bibliographisch *unselbständige Neudrucke (und annähernd gleichzeitige Abdrucke) der ganzen Schrift,* die der Verfasser veranlaßt oder doch gebilligt hat: zu Hamann 1. 2. 4. 7. 9—12. 14—16. 18. Herder 5. 9 (1795). Jung 17. Lavater 11. 12. 100. Jacobi 11. Müller 4. Schubart 45. 48. 63.

1 Im Übereifer wird allerdings der Ort öfters wiederholt, wenn er schon auf dem Titel steht: Hamann 9. 23 (auch die Bemerkung zu 29 hätte sich glücklicher fassen lassen). 49. Hippel 27. Herder 6. 25. 83. Jung 25a. 26. 33. 36. 41. 44a. Merck 10. 11. Jacobi 16. Lenz 21. Klinger 33a. Müller 10a.

2 bisweilen freilich auch, wenn es schon richtig auf dem Titel angegeben ist; so bei den Lavater-Drucken 3. 5. 11. 35. 93. 99a. 163.

3 Die postume wohlfeile Auflage von Jacobi 15 ist wohl nur darum aufgeführt, weil sie vielleicht Titelauflage ist; sonst hätte sie in dem Buche wirklich nichts zu suchen.

Digitized by Google

c) *Nachdrucke* (häufig, in besonderer Fülle zu Klinger 3, auch zu der Schubart-Nr. 53, die schon selber ein Nachdruck ist) und Übersetzungen (z. B. zu Herder 12). Aber Schulte will doch nicht die *zu Lebzeiten des Autors erschienenen* Ausgaben verzeichnen — dann würde sein Buch doppelt so dick — sondern die Originalausgaben! Hinweise auf Nachdrucke sind 1) dann angebracht, wenn die Gefahr vorliegt, daß ein Nachdruck für eine Originalausgabe angesehen wird; 2) allenfalls noch dann, wenn der Verfasser im Vorwort zu einer neuen Ausgabe einen Nachdruck der alten erwähnt (zu Heinse 9b [S. 224 unten]) und 3) vielleicht auch noch dann, wenn der Nachdruck besonders schön ausgestattet ist (zu Lavater 41b [S. 99 oben]; mit demselben Rechte wäre freilich Geßners Nachdruck von Heinses Tasso-Übersetzung zu Heinse 7 zu erwähnen).

d) Wiederholungen der Schrift innerhalb fremder Publikationen, also bibliographisch *unselbständige Nachdrucke:* zu Herder 9 (Hamburg 1768: „im Auszuge nachgedruckt"). 20 (später Nachdruck eines *Goetheschen* Aufsatzes!). 43a. Merck 6 (zwei solche Nachdrucke). 8a. Müller 6.

VII. Äußere Anordnung und Ausstattung.

1. Die Ordnungszahlen und Buchstaben, die (wie III 6 ausgeführt) die Ausgaben bezeichnen und gewissermaßen benennen (wir zitieren sie danach), sind wunderlicherweise nicht in den Text vor die Titel gesetzt, zu denen sie gehören, sondern schüchtern an den äußeren Rand gestellt (sodaß sie auf den Vorderseiten der Blätter rechts neben dem Text, also *hinter* der ersten Zeile, stehen). Bei der Zählung von Zeilen oder Bibelversen ist es angebracht, die Zahlen so zu verstecken, denn dort sollen sie *nicht mitgelesen werden*, sondern nur zur Auffindung zitierter Stellen dienen; hier aber sollen die Nummern doch den Weg zeigen und den Stoff einteilen! Hier bezeichnet doch jeder Buchstabe eine *Einheit* und jede Zahl eine höhere Einheit! Schulte ist nunmehr genötigt, um den Beginn einer neuen Nummer kenntlich zu machen, die erste Zeile *auszurücken*; dadurch werden abermals Raum und Satzkosten verschwendet, die doch auf den Käufer „abgewälzt" werden. Wenn er jeden Titel mit einer Nummer [etwa in eckigen Klammern] beginnt, so gewinnt die Anordnung an Übersichtlichkeit, und nebenbei fallen zwei Anlässe zur Verteuerung fort.

2. Da, wie unter III 6 dargelegt, bei jeder Ausgabe die späteren Bände und bei jeder Schrift die späteren Ausgaben mit verzeichnet werden, so kann der Benutzer beim Blättern nicht immer aus dem Text der Seite erkennen, bei welchem Berichtsjahr er steht. So verzeichnet die Seite 55 fünf Drucke aus den Jahren 1796, 87, 98, 92, 93; das sind aber alles spätere Bände oder Ausgaben einer 1785 begonnenen Publikation. Ähnlich folgen sich auf den nachbarlichen Seiten 90/91 die Jahre 1775, 88, 69, 70, 75, 86, 96, 87, 88, 67: alle gehören zu dem zuletzt genannten Jahre. — Es ist also nötig, im *Kolumnentitel* zu dem Namen des Autors das maßgebende Jahr zu stellen. Bei besonders fruchtbaren Autoren wie Lavater ist man sogar versucht, dieses Jahr als *Überschrift im Text* zu wünschen (in der Art, wie Redlich es gemacht hat); der Raum, den das kosten würde, ließe sich leicht durch sparsamere Einrichtung des Satzes einbringen, z. B. indem der *Fundort* überall in ähnlicher Weise abgekürzt wird, wie es bei der Mehrzahl der Lavaterdrucke geschehen ist.

3. Als Schrift sind die schönen Drugulinschen Typen aus dem 18. Jahrhundert verwendet, die zuerst in Carl Robert Lessings „Nathan"-Druck, in Wustmanns „Großvater"-Buch und in Grisebachs „Goetheschem Zeitalter" erscheinen. — Das Papier ist befriedigend.

4. *Faksimiles* sind zwar bei der Genauigkeit der Titelwiedergabe vollkommen überflüssig, aber gewiß eine hübsche Zugabe (namentlich die kräftigen Radierungen des Malers Müller sind köstlich herausgekommen); sie mögen nötig sein, um das *genus* der „ungebildeten Büchernarren" zum Ankauf zu reizen. In jedem Fall sollten sie aber in einer besonderen (einzeln käuflichen) *Mappe* vereinigt werden: als Textillustrationen finden sie nur ausnahmsweise auf der ihnen zukommenden Seite Platz und machen auch in diesem günstigen Falle den Text unübersichtlich. Man sehe z. B. die Seiten 166/71 (H. L. Wagner): dort ist der Text der Nr. 2 unterbrochen durch das Faksimile für 1a; im Text von 3 stehen die Faksimiles für 2 und 5 und in dem von 6a die Faksimiles für diese Nummer selbst und für 7, so daß der kurze Text für 6a, an sich weit weniger als eine Seite lang, sich nun über *vier Seiten* hinzieht. Oder man betrachte die Seiten 184/89 (Lenz): dort steht das Faksimile für 1 im Text von 3, das für 4 in 5, das für 7 vor 6, das für 8 in 7 und das für 9 in 8! Der Text bekommt in solchen Partien das Aussehen einer der berüchtigten illustrierten Literaturgeschichten für den Salontisch der Bourgeoisie, in denen der Text nur der Rahmen für eine Unzahl von Klischees ist.

5. Mit dem Wegfall des Faksimiles aus dem Text würde sich von selbst für diesen ein verständiges *Großoktavformat* und ein *angemessener Schriftgrad* ergeben. Man denke an die eleganten

Digitized by Google

französischen Bibliographien von Brunet, Cohen, Vicaire! Der moderne Deutsche ist, wie *Bodes* Neutraler ausgeführt hat, allzu geneigt, das Kolossale mit dem Monumentalen zu verwechseln; er richtet ein Warenhaus her wie einen Dom, ein Lesezimmer wie ein Pantheon und eine Liste von ausgewählten Ausgaben einiger Autoren wie eine Altarbibel[1].

Mögen Bearbeiter und Verlag der „Bibliographie der Originalausgaben" mit dem Fortschreiten der Arbeit den Mittelweg zwischen zu viel und zu wenig, zu reich und zu ärmlich finden und so auch in der Stoffwahl, in der Bemessung der Zutaten und in der Ausstattung ihrem Werke den Charakter des *Klassischen* geben, den es *im wesentlichen* durch seinen inhaltlichen Reichtum, seine urkundliche Zuverlässigkeit und seine technische Sauberkeit schon heute besitzt.

VIII. Materielle Berichtigungen und Ergänzungen, vornehmlich aus dem Bestande der Königlichen Bibliothek.

Die Kontrolle von Schultes Arbeit an der Hand des Bestandes der Königlichen Bibliothek hat ein für Schulte überaus günstiges Ergebnis gehabt: im folgenden können wir hie und da seine *Anmerkungen* erweitern oder berichtigen, aber nur selten Lücken oder Fehler in den *Titelaufnahmen* feststellen. Wenn die Hälfte unserer Zusätze auf *Lavater* fällt, so steht das im Einklang mit Schultes Erklärung von seiner Lavater-Bibliographie: „Auf Vollständigkeit macht dieses Verzeichnis keinen Anspruch."

Hamann.

3 Anm. Linder] verdruckt für „Lindner".

6 Anm. am Schluß] Im folgenden Jahre übernahm Johann Christian Schuster in Danzig (und Leipzig) den Verlag und versah die Restexemplare mit einem neuen Titelbogen (hier so aus Meusebachs Sammlung, Tw 2512a).

18 Anm. Geistliche im Oberland] Hamann schreibt „in Oberland" wie er sich „Magus in Norden" nennt. Zu sagen wäre vielleicht noch, daß Dreßkammer = Sakristei (in der der Geistliche sich in „dress" wirft).

19 Anm. (S. 8, erste Zeile unter dem Faksimile): Nr. 6] gemeint ist Nr. 7.

39 Anm.] Vgl. Hamanns Briefe über Asmus' Werke, o. O. 1775: Goedeke[3] sub 30).

48] die Nummer ist überflüssig. Der Text ist *zum ersten Mal* mitgeteilt von Friedrich Heinrich Jacobi in Friedrich Schlegels Deutschem Museum 3 (1813) S. 37—45, *am besten* in Schultes Nr. 49 Bd. 1 (1821) S. 51—124. Schultes Nr. 48 ist lediglich ein *Sonderdruck* aus der in der Note zu II genannten Publikation Niethammers, und die zum Schluß genannte Ausgabe *beider* Teile ist ein Sonderdruck aus deren 2. Auflage!

Hippel.

14a] War hier in zwei verschiedenen Drucken (No 5570 und 5571; der letztere scheint verloren zu sein).

— c] In dem einen der beiden hiesigen Exemplare (B. Diez. 8° 6418) befinden sich hinter dem Kupfertitel 2 Blätter mit Widmung des Verlegers an die Prinzessinnen Friederike und Wilhelmine von Preußen.

27I] st. 1828 l. 1827 (Yc 9071 Bd. 1) (B. Varnh. 1799).

Herder.

8 Anm.] Redlich hat ermittelt (Herders Werke 29, 719), daß Handtwig am 31. Januar 1767 gestorben ist; er setzt also (Goedeke[2] 287 [§ 229 Nr. 22)] die Ode in den Februar 1767.

13b Anm. S. 35] st. Über die . . . so empört l. Durch die . . . so verängstigt

1 Natürlich ist allzu reiche Pracht immer noch sympathischer als allzu ärmliche Enge, wie wir sie in Goedekes Grundriß je länger je mehr zu erdulden haben. Schon in Meusels Lexikon beginnt (wie in jedem Buchhändlerkatalog) mit jedem angeführten Werk eine *neue Zeile*. Dieser Grundsatz, den man für selbstverständlich halten möchte, ist im Goedeke[2] (1913. 1916) im 6. Kapitel des VI. Buches, das Schultes Autoren behandelt, zwar bei Leuten wie J. K. Wezel, J. M. Miller und den beiden Stolbergschen Ehepaaren durchgeführt, bei einer Reihe der wichtigsten Autoren aber außer Acht gelassen: so bei Hamann, Hippel, Heinse, Müller, Claudius (bis 1807!) und Bürger. Man versuche einmal, in dem Bürger-Artikel — unmittelbar vor den mit Samthandschuhen angefaßten vier Stolbergs! — die Nummern 6) 14) 19) 23) 30) bis 32) usw. schnell aufzufinden! Mit Vorliebe wird hier (übrigens auch bei anderen Autoren) *innerhalb* einer Nummer, die mitten im Absatz begonnen ist, abgesetzt (sogar mit besonderer Überschrift), dann aber im letzten Absatz mit *neuen Nummern* fortgefahren [man vergleiche Nr. 10), bes. e); 15)—20), bes. 15) d); 22)—25); 35) b) = die zweite Hälfte der Seite 1007]: eine typographische *Todsünde*, zu der die letzte Winkeldruckerei sich nicht hergeben dürfte. Aber der Verlag des Goedeke wird lachend fortfahren, seine Kunden in dieser Weise zu bedienen, solange er keine Konkurrenz zu fürchten hat.

Digitized by Google

23 st. ανδρωπους l. ανθρωπους (Nq 12 828).
52 Anm.] st. „Herausgeber war K. G. Sonntag" wäre zu sagen: „Ausgewählte Apologen aus Andreäs „Mythologia christiana" (Argentorati 1619), übersetzt von Karl Gottlob Sonntag". So immer bei Übersetzungen!
67] Aus dem Worte „Großherzogl." hätte Schulte ersehen müssen, daß es sich um eine lange nach Herders Tode (frühestens 1815) erschienene Ausgabe handelt. Hier stehen 3½ ältere Ausgaben (Em 9156—59), die noch mit F[ürstlich] resp. H[erzoglich] S[ächsischem] Privileg erschienen sind.
81 Anm.] Die „Vorlage" war meines Erachtens einfach Th. 6 der Werke!
83 Anm. Abs. 3] st. 15 l. 16 Teile!

Jung-Stilling.

17 Anm. Z. 4] . . . anno 1786 a die VI. ad IX. nov. festum seculare quartum pio solemnique ritu celebravit . . . (Ay 29 622. 4°).
25b] hier (Yw 2128) Bd. 1: 4 Bll. + 437 S.; Bd. 2: VI + 458 S.; Bde. 3. 4 wie 25a.
34] Unser Exemplar (Au 12 611, T. 5) hat die hier zu 34a beschriebene Vignette, aber den zu 34b beschriebenen Schmutztitel.
48 Anm.] Nach Kayser 9 (1848) S. 477 vielmehr 1841, wozu auch die auf den Titeln verwendete Schrift stimmt. — Ist, wie schon unter III 5b gesagt, = Nr. 41 Heft 11—14 mit neuen Titelblättern.

Lavater.

9b] Hier ein alter Druck o. O. u. J., ein Bogen Büttenpapier (Yl 8411).
14a Anm.] Die „Morgen- und Abendgebete" sind wohl etwas anderes: s. u. Nr. 94 (S. 114). Das Handbüchlein *mit* „Gebetern" erschien Offenbach 1772 (De 4514).
14b] statt des *Verlags* Bürkli steht hier „Getrukt in Bürgklischer Trukerey" (4 Bll., 345 S., 1 S. Anzeigen: Mus. O 11 150).
25 Anm.] Kupfertitel: LXXXVI. 674. PASTORALE. (Hirt, auf dem Rande eines Brunnens sitzend und die Flöte blasend; um ihn herum Schafe.) J. R. Schellenberg delin., J. R. Holzhalb sculpsit. Bogennorm Oooo.

Das 45. Neujahrstück der Allg. Musikgesellschaft in Zürich (1857) schreibt S. 11 oben nicht dies, sondern das vorhergehende Neujahrsgeschenk (Nr. 85, auf 1769) Lavatern zu, nämlich den Choral „Der GOtt der Natur" = S. 279/86 = Bogen Nnnn mit Kupfertitel J. R. Holzhalb delin. et sculpt.

34 Anm.] Lichtenberg parodiert nicht diese Ausgabe, sondern den *Nachdruck:* Rede bey der Taufe zweyer Berlinischen Israeliten, so durch Veranlassung der Lavater und Mendelssohnischen Streitschriften zum wahren Christenthum übergetreten. Samt einem kurzen Vorbericht. Frankfurt und Leipzig 1771. 64 S. 8° (De 4514).
41a I Anm. Herausgegeben] sc. nach einer von einem Freunde Lavaters *veränderten* Handschrift. — Hier in zwei verschiedenen Drucken (Et 4930 und a).
— II Anm.] Gleichfalls von Zollikofer herausgegeben.
41b I] Wie die 1. Aufl. hier in zwei verschiedenen Drucken (Et 4931. 4932).
43d] Hinzuzusetzen eine weitere Ausgabe γ: statt „Füßli": „Füelin". Gr. 8°. 207 gez. + 3 ungez. S. Titelvignette in Holzschnitt (Merkur und Abundantia, ähnlich wie in 43b), von S[alomon] G[eßner]. Die Liedertexte vom selben Satze wie β; Überschriften, Trennungsstriche und Spatien sind jedoch größer, auch sind erläuternde Fußnoten beigefügt (zuerst S. 6. 7. 8) (an Ei 6517).
46a Anm.] Hier 154 Bll. (Et 4936).
77d Anm.] E. de la Fite = Marie Elisabeth de la Fite; H. Refner: richtig Heinrich Renfner.
77f] . . . John Caspar Lavater Citizen of Zurich, and minister of the gospel . . . (Nn 11702).
97] Dieser Nachdruck hier unter anderer Firma (Et 4924); wie zahlreiche andere Lavater-Nachdrucke nicht von uns zu verzeichnen.
102 und 103 zusammen] Winterthur 1778 (E 190, Nr. 1).
118 I] wohl Titelauflage von 107a (diese 2 Bll. + 146 S.: Eb 9930).
119 Anm.] besser so: Erschienen zuerst in den B. E., wurden aber in deren 2. Aufl. fortgelassen und darum jetzt besonders gedruckt. [„Sonderdruck" sollte nur für einen Abzug vom stehengebliebenen Satze gebraucht werden.]
143 II Anm.] Die sog. 2. Aufl. trägt auf der Rückseite des Titelblatts folgende 'Nachricht': „Weil der Verleger dieser Schrift keine Exemplare davon nach Bremen sendete, ungeachtet

Digitized by Google

man eine beträchtliche Anzahl davon kommen lassen wollte; so ward endlich, nach langem Warten, um das seit Monaten stark darnach verlangende Publikum zu befriedigen, zum Vortheil des rechtmäßigen Verlegers, das einzige Exemplar, das sich hier befindet, daselbst abgedruckt." — Dem entsprechend hat ein Vorbesitzer des hiesigen Exemplars (Dm 13 214) am Kopf des Titels bemerkt: „Dieß ist eine Ausgabe von Lavaters Rechtf[ertigung] 2[te]s St[ück], welche H[err] Stolf in Bremen machen ließ, um die Jünger Lavaters zu befriedigen."

145] Nathanaél . . . Nathanaéle (Dc 3570).

149 Anm.] statt „7, 3 nn. SS." würde ich sagen: 5 Bll.

163 Anm.] 1) Die Serie umfaßt nur 9 Stücke, auf die Jahre 1790/98; 2) jedes Stück umfaßt 8 (nicht 12) Seiten, die Serie also die Seiten 1—72. (In Rv $\frac{8807}{4}$ [Bd. 4].) Die Angaben über Titel und Kupfer der Gedichte für 1799—1801 sind hier also zu streichen und hinter Nr. 227 bezw. statt der Nrn. 237 und 246 als besondere Nummern zu bringen; s. unten.

164 Anm.] Mit Ausnahme der ersten beiden Bände wurde der Auflagenrest 1811 zu Rödelheim neu ausgegeben mit dem Nebentitel „Unterhaltung mancherley Art für Reisende" (Yz 5752).

184 Anm.] Der Herausgeber hat aus etwa 700 geistlichen Liedern Lavaters die 107 am leichtesten verständlichen ausgewählt (Ei 6547). Die Restauflage wurde als „Neue unveränderte Ausgabe" von *Samuel* Flick mit neuem Titelblatt o. J. in den Handel gebracht (Ei 6548).

186/189b] 1793 ferner: Denkmal | der | fünf und zwanzigjährigen | Freundschaft | zwischen | Lavater | und | Karg. || Den 26ten May || Nürnberg 1793. — S. *Gustav Adolf Müller*, Aus Lavaters Brieftasche (München, Seitz & Schauer, 1897), S. 75—78 (Faksimile des Titels und Abdruck des Textes).

191] Lavaters Monatblat für Freünde. I—XII. Für Jenner—Christmonat, 1794. O. O. 1794. Stück I—XI zu 72 S., St. XII zu 71 S. (Yz 5754.)

197] Die letzte Seite ist im Buch selbst fälschlich als 318. statt als 118. gezählt (Bm 4640).

207] an Georg Geßner und Anna Lavater (Au 5328).

209a] Format nach der Bogennorm 8°. Auf der unpaginierten Schlußseite das Datum: Zürich, | Samstags den fünften | März. | 1796. Enth. 700 Lehren in Versen (Yz 5921). — In der Karwoche schrieb Lavater dann ein Gegenstück in Prosa, zuerst gedruckt 1858 bei F. A. Perthes in Gotha (Ds 9880).

211] 84 S. 12° (Yz 50 892).

220b] Ein vierter Druck hat 16 Seiten (R 3656 Nr. 6) (Ru 290 Nr. 6) (Ru 2750).

Hinter 227 einzuschalten] Freyheit und Gleichheit, | der Zürcherschen Jugend gewiedmet | von der Gesellschaft auf dem Musiksaal | am | Ersten Neujahrstage | der | Einen und untheilbaren | Helvetischen Republik. | 1799. | Zürich, gedrukt bey David Bürkli. — 4°. In Fortsetzung von Nr. 163 (s. o.) paginiert [73]—80; davor anonymer Kupferstich mit der Unterschrift: Freyheit und Gleichheit. aufs Neujahr 1799.

Hinter 231] Predigt von der beglückenden Ueberzeugung: Alles dient dem Freunde Gottes zum Beßten . . . Gehalten Sonntags Morgen, den 11ten August 1799, in der Münsterkirche zu Basel, von Johann Kaspar Lavater . . . Basel, bey Samuel Flick, 1799. — 29 S. 8°. (Au 16 582 Nr. 9.)

232 . . . Erweckungen, den gegenwärtigen Zeitläuften angemessen, oder . . . Basel, wohin Er den sechszehnten May . . . deportiert worden war. — 29 S. (Mit handschriftlicher Widmung Lavaters an Christian von Mechel: Au 16 582 Nr. 10.)

237] Erstdruck: Zürich | am Ende des achtzehnten Jahrhunderts | oder | die Hoffnung am Neujahrstag | 1800. || Gewiedmet | der Zürcherschen Jugend | von der Gesellschaft auf dem Musiksaal. || Zürich, gedrukt bey David Bürkli 1800. — 4°. In Fortsetzung von 227 A (s. o.) paginiert [81]—88. Wegen Lipsens Stich s. Schulte sub Nr. 237; Titel: ZÜRICH | am Ende des achtzenten [!] Jahrhunderts.

Hinter 245 sind als die beiden letzten von Lavater besorgten Drucke einzuschalten:

245 A. An eine lange leidende Schwester. [Am Schluß:] Donnerstags, den 13. November 1800. [Auf der Rückseite:] Am Ende einer schweren Leidenswoche. [Am Schluß:] Samstags, den 15. November 1800. — Ein Bl. 8°. (Mit handschriftlicher Widmung an Mechel: in Au 16 582 Nr. 4.)

246 Erstdruck] Zürich | am Anfange | des | neünzehnden Jahrhunderts. || Gewiedmet der Zürcherschen Jugend | von der Gesellschaft auf dem Musiksaal. || Zürich, gedrukt bey David Bürkli 1801. — 4°. In Fortsetzung des Erstdrucks von Nr. 237 (s. o.) paginiert [89]—96. Lipsens Stich ohne Titel.

248 V] auch separat ausgegeben u. d. T.: Johann Kaspar Lavaters Physiognomischer Nachlaß. Mit Kupfern. (Nn 11 716.)

Digitized by Google

Merck.

Vor 4] Klopstocks | Oden und Elegien. ‖ Vier und dreyssigmal gedrukt. ‖ ○ ‖ Darmstadt, 1771. — 8°. Titelbl. + 160 S. Auf dem Titel unseres Exemplars (Yk 9584) ist über der Vignette in deutscher Schreibschrift gedruckt: „Carolina Flachsland." Das Exemplar ist in dünne Pappe mit Silberpapier-Bezug gebunden.
6] Reimhart (Ym 881)

Goue.

Zum Namen] läßt auf allen Büchertiteln den Namen ohne Akzent drucken (in Nr. 21 hat der *Verleger* den Namen hingesetzt, wie das vorgesetzte „Herr" ergibt).
6b Anm. (S. 148, gleich unter dem Faksimile)] Das Motto lautet, rückwärts gelesen: Risum teneatis, amici.

Jacobi.

8] Im Motto steht εθλὰ und ἄρουρα; δ'ὡς und δ'ἔφερε sind ohne Spatium gesetzt. (Nq 13 126.)

Lenz.

Hinter 18] Stammler (im Goedeke³) führt noch an: Philosophische Vorlesungen. Frankfurt und Leipzig 1780. (Hier an Eb 11 452.)

Klinger.

18 Anm.] an Ludwig Heinrich von Nicolay („dem Herrn von Nikolai"). (Yr 6234.)
34] Hier je acht Bände von zwei verschiedenen Drucken; der eine wie bei Schulte, der andere schreibt Fridr. und verwendet als Umlaute ä ö ü (statt å ô û).

Heinse.

2b] Die Restauflage hiervon erhielt dann wieder 1794 [bei Mayr in Salzburg] einen neuen Titelbogen mit noch anreißermäßigerem Titel: Buhlschaften | und | Liebesintriguen | der | Römer | unter | der Regierung | des | Kaisers Nero | nach dem | Lateinischen des Petron | bearbeitet. ‖ Erster [resp. Zweiter] Theil. | Dritte verbesserte [!] Auflage. ‖ Cypriper, 1794. | im Verlag bey Ganymed. (Ws 6020.)
3a] Ludentem (Ym 261) (Ym 261a) (an Yl 8791) (in B. Diez. 8° 6577).
3b] Ebenso (an Yl 8771a).
12] Inzwischen ist von drei Seiten die Echtheit aller drei Dialoge nachgewiesen. — Nach Schüddekopf 1 (1913) 357 ist die von Schulte angeführte Ausgabe eine Titelauflage; ursprünglich ist das Buch im Kommissionsverlage bei Petersen in Altenburg erschienen. (Hier Mus. He 174 [leider ohne den Haupttitel] und 175.)

Maler Müller.

12] Ist nach Goedeke³ Nachdruck; der echte Druck soll die auffälligen Fehler nicht aufweisen.
13 Anm.] Statt „Einzelausgabe des Druckes in" würde ich sagen „SA aus".

Schubart.

1. 1775] verdruckt für 1755.
12a] Hier (Yl 6311) mit der Titelvignette zu 12b.
12d] Goedeke³ kennt diesen Titel schon für eine Ausgabe von 1770.
25] nach Goedeke³: Neujahrs-Schilde in Versen, ausgehängt im Jenner 1775. Augsburg 1775.
Nach 36] Goedeke³ nennt eine Vorrede zu Lukas Vochs Abhandlung vom Straßenbau (Augsburg 1776).
52] Hier (Yl 6326) ein aus a und b gemischter Typ.
53] Hier (Yl 6302) noch ein siebenter Nachdruck (Magdeburg, Pansa, 1786).

Digitized by Google

Über Buchkritik.

Von

Georg Witkowski.

Vor zwei Jahren hat uns Albert Dresdner den Anfang einer Geschichte und Theorie der Kunstkritik gegeben. Für die Buchkritik entbehren wir noch einer entsprechenden Darstellung, obwohl hier gewiß gleicher, wohlbegründeter Anlaß besteht, dem Werden und dem Sein nachzuforschen und mannigfache praktische Probleme zu erörtern.

Wir lassen alles Historische und Theoretische beiseite und fragen nur nach dem Wichtigsten: Was muß geschehen, damit die Buchkritik als ein an sich unentbehrlicher Bestandteil des literarischen Lebens der Gegenwart ihre Funktion mit dem höchsten möglichen Nutzen erfülle?

Dreifach ist ihre Aufgabe: Abreagieren und Formen des Eindrucks, den der Kritiker von dem Buche empfangen hat, Einfluß auf das Gemeinurteil der Leser, Belehrung und Förderung des Verfassers. Die erste Aufgabe setzt bestimmte subjektive Eigenschaften voraus: hohes Vermögen der Einfühlung, angeborene und ausgebildete Fähigkeit der Feststellung und des Ausdrucks ästhetischer und geistiger Erlebnisse, Absondern des Nebensächlichen und des Allzupersönlichen im Gesamtbilde. Daneben erscheint von vornherein als wünschenswert, wenn auch nicht als notwendig diejenige Zutat, die man in der Regel als das eigentliche Kennzeichen einer ernsthaften, wertvollen Kritik betrachtet: daß nämlich dem Wiedergeben des empfangenen Eindrucks eine Begründung objektiver Art beigesellt und als festes Fundament untergelegt werde. Ist auch die alte normative Ästhetik heute in Mißkredit gekommen, so erwartet man doch vom Kritiker, er werde sich auf den Standpunkt einer literarischen und künstlerischen Grundanschauung stellen, durch den Vergleich mit früheren Werken verwandter Art für das neue einen Maßstab zu gewinnen suchen und so seinem Urteil erst eine Gewähr überpersönlicher Art verleihen. An sich sind diese Forderungen nebensächlich. Ihre Erfüllung kann den falschen Schein erwecken, als handle es sich darum, etwas ein für allemal Gültiges, Unumstößliches aufzustellen. Denn in Wahrheit kommt auch die aufs gründlichste motivierte, alle Fehlerquellen aufs sorgsamste ausmerzende Kritik nicht über den Rang einer subjektiven Meinung hinaus. Selbstverständlich kann der Tatsachen- und Gedankengehalt eines wissenschaftlichen Werkes, die Originalität und die Form einer Dichtung objektiv festgestellt werden; aber das ist nicht die eigentliche Kritik. Von dieser gilt, was Merck 1772 in seiner Besprechung der „Geschichte des Fräuleins von Sternheim", (die irrtümlich in Goethes Werke geraten ist), sagt: „Alle die Herren irren sich, wenn sie glauben, sie beurteilen ein Buch — es ist eine *Menschenseele*."

Und so bleibt es bei dem, was wir von anderen Menschenseelen wissen und aussagen können: nur im Spiegel unserer eigenen vermögen wir ihr Bild aufzufangen und dieser Spiegel ist kein krümmungsloses, optisch reines Glas. Die Brechungen, die so entstehen, sind keineswegs wertlos oder unter allen Umständen Verzerrungen; nur daß sie nicht mit den wahren Farben und Linien der literarischen Objekte gleichgesetzt werden dürfen. Es ist vielleicht zu viel gesagt, wenn Anatole France in den vier Bänden seiner Artikel über zeitgenössische Bücher von Anfang bis zu Ende behauptet, daß der Kritiker nie etwas anderes als sich selbst darzustellen vermöchte, daß es also, wenn er von Horaz oder Shakespeare spreche, nur bedeute, daß er anläßlich Horazens oder Shakespeares von sich selbst spreche. Jedoch der Kern jeder Rezension ist in der Tat im höchsten Maße subjektiv, sowohl nach dem Gegenstand wie nach dem einzig möglichen Verfahren, aus dem Auffassung und Urteil bedingt wird.

Daran ändert sich auch nichts, wenn ein anerkannter Kunstmeister oder ein durch hohe spezifisch kritische Begabung ausgezeichneter Sprecher das Wort ergreift. Würde Gerhart Hauptmann über ein Drama, Stefan George über ein Gedichtbuch, Wilhelm Wundt über ein philoso-

Digitized by Google

phisches Werk ein öffentliches Urteil fällen, so könnte eine solche Rezension ein Lebensschicksal zum Guten oder zum Schlimmen wenden; aber Allgemeingültigkeit hätte es deshalb nicht. Die Neuklassizisten würden die Kompetenz Hauptmanns mit gleichem Recht bestreiten wie die Anhänger Rilkes oder Werfels oder Bechers das Urteil Georges und die Kantianer den Standpunkt Wundts. Welcher Berufskritiker darf nun gar auf Billigung seines Spruchs von seiten der Betroffenen und derer, die sich selbst für urteilsfähig halten, zählen? Keiner, und hätte er sich durch Scharfsinn, Feingefühl, Gerechtigkeit noch so unbeschränktes Ansehen erworben.

Damit ist eigentlich schon gesagt, wie es mit der Lösung der beiden letzten unter den drei, oben bezeichneten Aufgaben der Buchkritik steht: Einfluß auf das Gemeinurteil und Förderung des Autors. Gewiß, ein nicht geringer Teil der Leser betrachtet die Kritik als einen Götterspruch, an den sie blind glauben, gleichgültig, ob der Mund, der ihn kündet, heilig oder im höchsten Grade profan sei. Ja, kein Aberglaube ist so verbreitet wie der an die Buchkritik, zumal wenn eine angesehene Zeitschrift oder ein bekannter Name als Gewähr hinzutritt. (Mit der Kunst- und Theaterkritik steht es anders, da bäumt sich das Dilettantenurteil sogar oft aufs entschiedenste gegen jede Vormundschaft der Sachverständigen auf.) Man läßt sich zum Lesen, bisweilen sogar zum Kauf eines Buches durch das gedruckte Wort verleiten und unterscheidet kaum, ob das Lob ehrliche Zustimmung bezeugt oder aus der trüben Quelle des Waschzettels gezapft worden ist. Wird nun gar ein Literaturprodukt an verschiedenen Stellen aus irgendwelchen, berechtigten oder zweifelhaften Ursachen verrissen, so glaubt kaum noch ein Leser selbst prüfen zu müssen; das Sprichwort „Viele Hunde sind des Hasen Tod" bewährt sich. Während die Kritik nie etwas anderes als persönliche Eindrücke geben kann, folglich wo es sich um eine eigenartige, vom Gewohnten abweichende Denk- und Schaffensart handelt, niemals Wert und Unwert endgültig feststellt, entsteht nur zu leicht aus einer gewissen Zahl von Stimmen der Chor, den man kollektiv „die Kritik" nennt und dem die Rechte eines Areopags zugebilligt werden.

Dies entspricht eben der Gemeinansicht vom Zwecke der Kritik. Sie soll den Literaturfreunden als Warnungszeichen oder als Wegweiser dienen, und in einfachen Fällen erfüllt sie diesen aufgedrängten Beruf, vorausgesetzt daß Können und Ethos ihm gewachsen sind. Doch wo die eigentlichen Werte, die feinen Lichter und Schatten im Bilde eines echten Künstlers, das kühne, in neues Land tief vordringende Denken einzuschätzen sind, da vermag sie nicht das selbständige Urteil des Lesers zu ersetzen. So kommt es auch, daß derjenige Leser, der unter allen der Kritik das stärkste Interesse entgegenbringt, der Autor des beurteilten Buches, von ihr so selten befriedigt ist, auch wenn er kein Mißwollen, kein eigentliches Fehlurteil in ihr findet. Zwei Paar Augen sehen nie gleich, und der Prophet, der die Träume des Sehers deutet, gibt immer nur einen Teil ihres Sinnes oder mehr als der Begnadete schaute. Schon das Auslegen an sich führt fast notwendig zu einem Unterlegen, das als schmerzhafte und verfälschende Operation empfunden wird. Daher die Abwehr der meisten schöpferischen Künstler gegen die Kritik, gleichgültig ob lobend oder tadelnd, daher auch die kaum jemals wirklich erfüllbare dritte Aufgabe, den Verfasser eines Werkes durch das Aufdecken seiner Mängel und die Bestätigung des Rechtes seiner Eigenart zu fördern. Gewiß spricht dabei die Empfindlichkeit der Zartorganisierten und Selbstbewußten mit, die den Tadel an sich nicht dulden will und ihn deshalb unbeachtet läßt; aber die Hauptursache scheint doch das Mißkennen zu sein, das nur durch seltenen Zufall verhütet werden kann. Von dem Wort „Schlagt ihn tot den Hund! Es ist ein Rezensent" kommt Goethe im Alter zu der stillen Resignation: „Gegen die Kritik kann man sich weder schützen noch wehren; man muß ihr zum Trotz handeln, und das läßt sie sich nach und nach gefallen."

Faßt man das bisher Gesagte zusammen, so ergibt sich, daß über die subjektive, an sich bedeutsame und lehrreiche Äußerung hinaus der Kritik eine berechtigte soziale Funktion nur in den Fällen zukommt, wo der berufene Leser sich auch ohne sie ein Urteil bilden könnte. Sie wirkt hier durch Aufzeigen des völlig Wertlosen zeitersparend und vor allem indem sie unbekannte Leistungen ins helle Licht setzt, also als Ergänzung der unvollkommenen Fähigkeit, sich aus

Digitized by Google

eigner Kraft einen Überblick des Literaturmarkts zu verschaffen. Aber könnte nicht, allen Hindernissen zum Trotz, doch auch der höhere Nutzen erreicht werden, den eine objektive Kritik für die selbständig urteilenden unter den Genießern und für die nach sicherem Urteil über ihr Schaffen verlangenden unter den Autoren gewähren müßte? Die Hindernisse, worauf beruhen sie? Doch hauptsächlich auf der falschen Geltung, die der subjektiven Äußerung des einzelnen verliehen wird, indem sie gewohnheitsmäßig zu einem Gemeinurteil gestempelt oder, mit der gleichen ungünstigen Wirkung, dem Gemeinurteil unterlegt wird. Es gälte folglich, die Kritik deutlich nur als das erscheinen zu lassen, was sie wirklich ist: als subjektive Meinung, und ihr andererseits doch nichts von der Bedeutung, die ihr als solcher innewohnt, zu nehmen. Dann würde die Gefahr, dem eigenen Urteil der Leser vorzugreifen, verhütet, und trotzdem bliebe das persönliche Gewicht, das die Erfahrung des Rezensenten und das Vertrauen, das er sich erworben hat, seinen Worten verleihen, ungeschmälert.

Sich mit der Lösung dieses Problems zu befassen, hat derjenige allen Anlaß, der jeden Monat eine größere Zahl von Buchkritiken einem auserlesenen Leserkreise darbieten darf. Seit acht Jahren habe ich mich immer wieder gefragt, ob nicht ein Weg aufzufinden wäre zu dem Ziele, unseren Bücherbesprechungen ihr Recht ohne Überschuß und Abzug zu gewähren und zugleich die Autoren der besprochenen Werke so zufriedenzustellen, daß sie diesen Kritiken mindestens keine Anmaßung und keine Bevormundung ihrer Leser vorzuwerfen hätten. Es soll demnach das volle Gewicht jeder Rezension gewahrt und die geistige Freiheit derer, die dem Kritiker ihr Vertrauen schenken, nicht beeinträchtigt werden.

Nunmehr hoffe ich, ein Mittel gefunden zu haben, um das zu ermöglichen. Wenn wichtige Erscheinungen, die den größeren Raumaufwand der Zeitschrift und den entsprechenden höheren Zeitaufwand der Leser verdienen, nicht von nur *einem* Rezensenten angezeigt werden, sondern von mehreren, selbstverständlich untereinander völlig unabhängigen und in ihrer Kunstanschauung nicht gerade gleichartigen, so würde, wie ich meine, der angestrebte Zweck erreicht. Jede der Besprechungen stellte sich als Ausdruck einer persönlichen Meinung dar, das etwa vorhandene Übermaß an Subjektivität würde durch die ausgleichende Wirkung der Parallelkritiken abgeschwächt, die positiven Werte des besprochenen Werkes träten in der übereinstimmenden Feststellung der verschiedenen Beobachter um so überzeugender zutage. Der Leser gewänne durch das Vergleichen der Stimmen einen neuen Anreiz, sich mit den Kritiken zu befassen, er empfinge wirklich so etwas wie ein durch ein Kollegium gefälltes Urteil und könnte weit unabhängiger seine Entscheidung treffen, ob er dem besprochenen Werke weitere Hingabe schenken wolle. Dem Autor endlich dürfte mit der wiederholten Würdigung seiner Leistung am meisten gedient sein. Abgesehen von der ihm vorteilhaften intensiven Beleuchtung durch mehrere Scheinwerfer verschwände ein beträchtlicher Teil der Bitternis, die das einseitige, ohne jede Widerrede ausgesprochene Verdikt auszulösen pflegt. Die Möglichkeit des Irrtums, die Bedingtheit aller ästhetischen und wissenschaftlichen Werturteile spränge klar ins Auge und müßte dem Schaffenden über Zweifel am eigenen Können, starrsinniges Verneinen und Besserwissen hinweghelfen. Endlich würde ein solcher durch das Band der gleichen Zeitschrift zusammengehaltener Strauß auch im Herbarium der Literaturgeschichte höhere dokumentarische Bedeutung behalten als eine vereinzelte kritische Blüte oder eine mühsamer an verschiedenen Stellen zusammengelesene Auswahl.

Alle diese Erwägungen haben es bedingt, daß in jüngster Zeit wiederholt in der Zeitschrift für Bücherfreunde neue Werke mehrmals besprochen worden sind. Da diese Versuche, soweit ich erfahren habe, beifällig aufgenommen worden sind, schreite ich in dem vorliegenden Hefte dazu, es bei Gelegenheit der Erscheinung der *Gesammelten Romane und Novellen Heinrich Manns* mit einer dreifachen Rezension zu wagen. Es würde mich freuen, wenn die Leser, denen über die Zweckmäßigkeit dieses ungewohnten Verfahrens das erste Urteil zusteht, ihre Meinung darüber äußern und dadurch auch für später eine Richtschnur geben wollten.

Digitized by Google

Nutrimentum spiritus.

Von

Prof. Dr. Arthur Kopp in Marburg a. L.

Wer als oberflächlicher Kenner Berlins gegen Ende der achtziger Jahre noch im neunzehnten, jetzt seit 1914 schier traumhaft anmutenden Jahrhundert Wien besucht und sich die gewaltige kaiserliche Hofburg von allen Seiten genau betrachtet hatte, dann aber einige Jahre später, um die Mitte der Neunziger etwa wiederkam, dem stand eine große Überraschung bevor. Auf dem alten, früher etwas öden und vernachlässigten Michaelerplatz, gegenüber dem Kohlmarkt zeigte sich, wie durch Zauber von Alaeddins Wunderlampe — wenn man will, deren Ableger, dem Schloß aus der Höhle Xa Xa — hingepflanzt, zum Verwechseln ähnlich, ein getreues Abbild jenes eigenartigen Gebäudes, das jedermann unter der vom Berliner Volkswitz eingeführten Bezeichnung als die sogenannte Kommode kannte, bis 1909 Heimstätte der Königlichen Bibliothek, der alles überflügelnden Preußischen Landesbücherei. Für jemanden, der vielleicht am Tage vorher in Berlin den gleichen Anblick gehabt hatte, nun aber ahnungslos beim gemächlichen, träumerischen Hinschlendern in der sinnberückenden Kaiserstadt an der Donau plötzlich darauf stieß, muß dieser architektonische Doppelgänger oder Zwillingsbruder, dies verblüffende Seitenstück in der Tat als ein Märchen aus 1001 Nacht erschienen sein.

Also hier in zweiter Auflage unser ehrwürdiges Möbelwerk, das mancher im stillen schon immer gar nicht übel, wenn auch vielleicht ein wenig seltsam, deshalb aber gerade reizvoll als „doch einmal etwas anderes" gefunden, aber es öffentlich schön zu nennen den Mut niemals aufgebracht hatte, das die Leute stets als geschmackswidrige Verirrung belächeln und bespötteln. Diese treffliche ‚alte Schachtel' ist also doch einmal zu verdienten Ehren gekommen, sie hat also den kunstverständigen Wienern so stark in die schönheitsfreudigen Augen gestochen, daß man danach sogar das Äußere der k. k. Hofburg, sehr zum Vorteil dieser, umgemodelt hat — so mochte mancher denken, und wenn's ein völlig eingefleischter Berliner war, mochte Stolz auf „sein Berlin" ihm nicht wenig den Busen geschwellt haben, solange der Zusammenhang ihm unbekannt blieb.

Der Schein trügt aber und nicht immer kann die nächstliegende Vermutung das Richtige treffen. Das Abhängigkeitsverhältnis ist in diesem Fall umgekehrt; so widersinnig es klingen mag, das Gebäude Friedrichs des Großen ist eine Nachahmung des auf die Wiener Hofburg mehr als ein Jahrhundert später angewandten Entwurfs. Friedrich der Große, der es liebte, seine Hauptstadt nach fremden Mustern zu verschönern und nach ausländischen Vorbildern zu schaffen, hat nach einem beträchtlich älteren, für die Wiener Hofburg bestimmten, aber nicht ausgeführten Entwurf des berühmten Baumeisters *Fischer von Erlach* († 1723) die Bibliothek zu Berlin errichtet, und nach diesem in Wien seinerzeit nicht benutzten Plan ist in den Jahren 1890—93 die Fassung der Hofburg hergestellt worden. Die Berliner Ausführung (1774—80) macht sich aber um einen Grad kräftiger und eindrucksvoller, weil Plan und Ausführung nicht so weit auseinander liegen und noch besser im Zeitgeschmack zusammenstimmten als bei dem verspäteten, erst nach weiterem Verlauf eines Jahrhunderts vorgenommenen Wiener Umbau, gegen den das Berliner Werk schon als von Grund auf gestaltete Neuschöpfung entschieden im Vorteil war.

Fast mehr noch als die seltsame Form des Gebäudes hat Aufsehen gemacht, Hinundhergerede veranlaßt, Spott herausgefordert und manchem halbgelehrten Ballhorn zu tun gegeben die vielberufene Inschrift Nutrimentum spiritus, wobei zugleich wie bei dem Ganzen des Gebäudes eine besondre, höchst merkwürdige Vorgeschichte dem eigenartigen Erzeugnis entspricht.

‚Spiritus' als Alkohol aufzufassen und einem so wohlfeilen Berliner Schusterjungenwitz entgegenkommend unter Mißbrauch der Lateinkunde wörtlich übersetzen zu wollen „(Haupt)-nahrungsmittel (ist) Spiritus", verdient kaum die Druckerschwärze.

Büchmann als in der Wolle gefärbter Erzberliner mochte sich die Inschrift für seine „Geflügelten Worte", zu denen sie doch selbst bei weitherzigster Fassung des Begriffs eigentlich nicht gehört, keinesfalls entgehn lassen und bietet über die Entstehungsgeschichte einige höchst

Digitized by Google

bemerkenswerte Tatsachen, so [20] 1900 S. 543: „Die unklassische Inschrift der 1780 vollendeten Königl. Bibliothek zu Berlin 'Nutrimentum spiritus, Nahrung des Geistes' verdankt ihren Ursprung wohl einer Lektüre Friedrichs des Großen, dem Buche des Abbé Jean *Terrasson* 'Sethos, Histoire ou vie tirée des monumens anecdotes de l'ancienne Egypte' (Amst. 1732, T. 1 S. 70), das Friedrich in einem Briefe aus Ruppin vom 23. März 1733 an Herrn von Grumbkow lobte. Terrasson gibt als Inschrift der Bibliothek in *Memphis* an: *'La Nourriture de l'Ame'* und fügt hinzu, sie sei umfassender als die der Bibliothek in *Theben*, die nach *Diodor* 1, 49, 3 'ψυχῆς ἰατρεῖον' ('Klinik für die Seele') lautete."

In dem 1732 namenlos erschienenen Werke Terrassons lautet die beregte Stelle (1, 70): „Quoique les Egyptiens donnassent le premier rang entre les occupations de l'esprit aux sciences naturelles, parce qu'elles vont plus directement à l'utilité publique: ils n'avaient point négligé les connaissances qui sont l'objet de l'érudition. Les conférences s'en tenaient dans une vaste bibliothèque, que l'on augmentait tous les jours. Sur la porte était écrit en lettres d'or: La Nourriture de l'Ame; inscription plus étendue que celle de la Bibliothèque de Thèbes, sur laquelle le Roi Ismandès qui l'avait formée avait fait mettre: Les Remèdes de l'Ame. — Diodore: Description du Memnonium, liv. I sect. 2."

Das griechische ψυχῆς ἰατρεῖον findet man auf die *Wiener Hofbibliothek* bezogen in 'Petri *Lambecii* Hamburgensis Commentariorum de augustissima. Bibliotheca Caesarea Vindobonensi' l. I. 1665 auf dem Titelkupfer, wo vor dem Thron, auf dem Leopold I. sitzt, Pallas ein Buch aufgeschlagen hält und in diesem Buche die griechischen Worte stehen, auf die der Kaiser mit seinem Szepter deutet. Wenn in der Ellipse deutschen Wesens und Geisteslebens Wien und Berlin die beiden Brennpunkte darstellen, so hat sich dieses mit seiner lateinischen Inschrift zu Memphis, jenes mit seiner griechischen zu Theben gestellt, jenen beiden alten Hauptstädten Ägyptens, das gleich den meisten Staaten sich mehr in Ellipsenform, als im Kreis mit nur einem Kraftpunkt, bewegte (Rußland mit Petersburg und Moskau, Skandinavien mit Schweden und Norwegen oder Stockholm und Christiania, Pyrenäen-Halbinsel mit Spanien und Portugal oder Madrid und Lissabon, Österreich-Ungarn mit Wien und Budapest, sogar das neue Deutsche Reich mit Preußen und Bayern oder Berlin und München u. a. m.).

Zu der allgemeinen, fast einstimmigen Voreingenommenheit gegenüber dem 'Nutrimentum spiritus' hat vielleicht nur *Thiébaults* Äußerung Anlaß gegeben in seinem Werke 'Mes souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin, ou Frédéric le Grand' (Paris 1804, I S. 283; [4] 1826, I S. 280): „l'inscription, Nutrimentum spiritus, fournie par Frédéric, contre l'avis de Quintus Icilius, meilleur latiniste que lui, est anti-latine et gothique." Da haben wir's nun, da steht es ja schwarz auf weiß, von einer französischen Autorität, wogegen bekanntlich die deutsche, wenn auch noch so wohlbegründet und hochstehend, nichts gilt, freilich ein wenig obenhin und flüchtig hingeworfen, doch mit jener edlen Dreistigkeit ausgesprochen, die dem Neufranken so trefflich steht: jene Aufschrift ist unlateinisch, altfränkisch — barbarisch. Daraufhin, dem Antibarbarus Thiébault zu Liebe, scheint nun der deutsche Michel ohne weiteres die schlechte Meinung von dem Kommodenmotto gefaßt zu haben. In der ersten Hälfte der neunziger Jahre ging sogar ein vermutlich von einem unzufriedenen Beamten und zugleich bissigen Hungerleider verfaßtes, bisweilen auch im Druck angeführtes Epigramm um, folgendermaßen lautend:

Hier wird jedwedem Genius
Sein nutrimentum spiritus;
O, fänd' er eben so gewiß
Auch nutrimentum corporis,
Das würde besseres Latein
Und auch dem Geiste besser sein.

Die Stelle bei Thiébault enthält übrigens auch die einzige Angabe, worin Quintus Icilius nachweislich und quellenmäßig in Beziehung zu der Inschrift gesetzt wird. Während aber nach dieser Angabe der große König die Inschrift gerade gegen das Gutachten des Lateiners gewählt haben soll, wurde später, vielleicht nur infolge nachlässiger Leserei von jenem Satz Thiébaults oder irgendeines Mißverständnisses, wie solches in ähnlichen Fällen sich nur zu leicht unvermerkt einschleichen kann, *Quintus Icilius* als Urheber der Inschrift angesehn. Dieser merkwürdige Mann, 1724 zu Magdeburg als Karl Theophil *Guichard* aus einer armen, ursprünglich französischen Familie gebürtig, erregte, nachdem er Theologie und Philologie studiert, in Holland militärische Dienste geleistet und sich dann wieder gelehrten Studien zugewandt hatte, durch die 1757/58 erscheinenden 'Mémoires militaires sur les Grecs et les Romains' die Aufmerksamkeit Friedrichs des Großen,

Digitized by Google

der ihn alsbald in seine Dienste, sodann auch in seine nähere Umgebung zog und ihm zur Erinnerung an eins der vielen oft sehr hitzigen und erregten, in Streitigkeiten ausartenden Wortgefechte zwischen beiden über antikes Kriegswesen und altklassische Literatur den ihm dann verbliebenen Spitznamen beilegte. Im Siebenjährigen Krieg bildete Major Quintus und führte mehrere Freibataillone, sowohl auf eigne Faust, als im Auftrag des Königs. Daneben trieb er seine Studien weiter, wurde 1773 in Anerkennung einer Schrift über antike Kriegsaltertümer zum Oberst ernannt und starb 1775.

Zu den ihm nach Schluß des Krieges anvertrauten Ämtern und Obliegenheiten gehörte auch die Oberleitung der Königlichen Bibliothek. Daß der König einen so kenntnisreichen und vielseitigen Mann, dem er die Aufsicht über die Bücherei anvertraut hatte, zuzog, als er damit umging, dieser eine würdige neue Stätte zu schaffen, ist selbstverständlich, und es ist wohl denkbar, daß es dabei zu Meinungsverschiedenheiten wegen der Inschrift zwischen dem König und Guichard gekommen sei. Nach Thiébaults Bericht würde das nur auf die zweifelhafte Latinität zurückzuführen sein. Dementsprechend heißt es bei Büchmann (a. a. O.): „Ad. Streckfuß (500 Jahre Berliner Geschichte, 3. Aufl. 1. Bd., 8. Abt. 13. und 14. Kap.) nennt ohne Beleg als Verfasser der Inschrift Quintus Icilius, der jedoch ein zu guter Lateiner war, um nicht zu wissen, daß 'spiritus' ohne Beiwort nur 'Hauch' oder 'Atem' heißt. 'Nutrimentum' oder 'Pabulum ingenii' wäre unanfechtbar gewesen." Aber Quintus Icilius könnte trotz Thiébault immerhin das Ganze der Inschrift, nicht nur die lateinische Fassung, sondern auch den Gedankeninhalt minder gut und bezeichnend gefunden haben, als einen andern Wortlaut, so z. B. die griechische Fassung nach Diodor bei Lambecius in seinem Verzeichnis der k. k. Bibliothek zu Wien oder eine lateinische oder französische Übersetzung — an eine deutsche hätte weder Friedrich der Große noch sein Berater zu denken vermocht; es könnte demnach Theben-Wien-Guichard gegen Memphis-Berlin-Friedrich zusammengestanden haben.

Vielleicht kann es dazu beitragen, die Vorgeschichte der Inschrift noch etwas mehr aufzuhellen, indem hier auf einen deutschen Dichter hingewiesen wird, welcher lange vor dem Bau der Fridericianischen Bibliothek und auch noch mehrere Jahre vor Terrasson denselben Gedanken verwertete, einen Dichter, dessen Werke Guichard besessen und wahrscheinlich recht genau gekannt hat. Der 1723 in Jena frühverstorbene Joh. Chrn. *Günther* verfaßte gegen Ende 1722 ein Gedicht „Zufällige Gedanken von dem Nutzen oder Lust derer Bücher-Saale Bey Ernennung Herrn Christian Gottlieb Buders zum Bibliothecario der Universitäts-Bibliothec zu Jena". Darin kommen die Zeilen vor:

> Egyptens weiser Fürst erkannte schon den Werth
> Und schrieb, so gut es hier ein deutscher Mund erklärt,
> An seinen Bücher-Saal: Hier wohnt die Cur der Seelen.

Unter den Ausgaben aber, welche die Königl. Bibliothek von Günthers Gedichten besitzt, weist diejenige von 1751 in jedem ihrer drei Bände das Exlibris Quinti Icilii eingeklebt auf. Danach ist man wohl zu der Annahme berechtigt, daß dieser vor allem die Verse Günthers im Gedächtnis behalten habe und bei den Besprechungen über den Plan eines neuen Gebäudes für die Bibliothek imstande gewesen sei, die Gedanken des Königs auf jene Worte als geeignete Inschrift zu richten, vielleicht allerdings dadurch bei jenem auch die Erinnerung an die jugendliche Schwärmerei für Terrasson wieder zu wecken. Wenn aber Qu. Icilius Terrassons Buch ebenfalls kannte, so mag er sich für die Wahl einer französischen Fassung von den beiden dort vorzufindenden Inschriften eingesetzt haben. Im übrigen ist gar nicht nötig, anzunehmen, daß so vielbelesene, hochgebildete Männer wie Friedrich oder Guichard die Kenntnis einer so naheliegenden und einfachen Gedankenwendung diesem oder jenem bestimmten Buche verdankt haben sollten. Gewiß waren ähnliche Ausdrücke damals in gebildeten Kreisen, wie schon das Beispiel Günthers beweist, so weit geläufig, daß man sie mit vollem Recht grade damals weit eher als geflügelte bezeichnen gekonnt hätte. Solche kurzen zugespitzten Kernworte, feinen Geistesblüten und scharfen Gedankenblitze bildeten die Würze der Unterhaltung und flogen gesprächsweise von Mund zu Mund in viel weiterem Umfang und in viel höherem Grad, als es unsern im Vergleich zum achtzehnten Jahrhundert unzweifelhaft geistlosen, innerlich verarmten Zeiten einleuchten will.

Der König wird wegen der Inschrift auch andre Gewährsmänner zu Rate gezogen haben außer Guichard. Wie sehr er auch dessen gelehrte Kenntnisse schätzte, für seine Persönlichkeit scheint er keine dauernde, wenigstens keine sich stets gleichbleibende, stets unverminderte Sympathie bewahrt zu haben. Wenn Thiébaults Berichte nicht nur auf Übertreibungen, Entstellungen und Klatschereien beruhen, was nicht wahrscheinlich ist, so nahmen die Neckereien des Königs gegen-

Digitized by Google

über Guichard öfter die Form von tödlichen Ehrenkränkungen an, 'mortifications', deren Ohren- und Augenzeuge der Erzähler mehr als einmal gewesen zu sein versichert. Unedle Gesinnung, niedrige Habsucht und gewissenlose Beutegier soll der König dem Emporkömmling in Gegenwart anderer mit vorbedachter Absicht und berechneter Grausamkeit vorgeworfen haben. Dabei stellt Thiébault es dar, als ob der König die Gewohnheit gehabt habe, seinen Günstlingen zur Belohnung für geleistete Dienste — bei seinen steten Geldverlegenheiten in Ermangelung andrer Mittel — Aufträge zu geben, bei denen die Versuchung und Möglichkeit zur Bereicherung nahe lag (so dem Freischarenführer Quintus die Plünderung des Hubertusburger, nach Thiébault des Brühlschen Schlosses), hinterher aber den einen zu höhnen, weil er die Gelegenheit nicht zu benutzen verstanden, den andern, wie Guichard, weil er es gar zu arg getrieben habe, jedenfalls aber so wie so den einen wie den andern seinen Lohn dahin haben zu lassen. Immerhin dürfte Thiébault, wenn ähnliche Züge dem Charakter des großen Königs auch nicht abzusprechen sind, in dem Hange, nach französischer Art seine Darstellung recht pikant und interessant zu gestalten, die Farben erheblich zu stark aufgetragen haben, und was Guichard betrifft, wohl auch aus einer gewissen Parteilichkeit für diesen, mit dem er in der ersten Hälfte seines Berliner Aufenthaltes (1765—75, bis 1784 dort) vielfach zusammen wirkte. Guichard hinterließ kein nennenswertes Vermögen; Friedrich der Große kaufte bald nach dessen Tode von der Witwe die Büchersammlung, die, abgesehen von einigen Handschriften, Plänen und Karten, sich auf 5300 Bände belief, nach Angabe Thiébaults (5[4] S. 393) für 8000, nach anderer Quelle bei Wilken in seiner 'Geschichte der Kgl. Bibliothek zu Berlin' (1828 S. 97) für 12000 Taler, nach Maßgabe der Zeitverhältnisse schon eine bedeutende Bibliothek und hohe Kaufsumme. Quintus Icilius muß demnach eine Liebhaberei daraus gemacht und all sein Geld hineingesteckt haben. Für die KB bedeutete seine Sammlung einen erheblichen Zuwachs. Vgl. noch ADB 10,104 Guichard; Biogr. univ. 19,184 u. Nouv. biogr. univ. 22,772 Guischardt; B. u. 45,406 u. N. b. u. 45,154 Thiébault.

Über die Vorgeschichte der Aufschrift an der KB zu Berlin hat auch das Zentralblatt f. d. Bibliothekswesen wiederholentlich etwas gebracht, so vor allem im 10. Bande v. J. 1893 S. 242, und nachdem zehn Jahre später 20,536 aus dem Berliner Kalender f. 1904 einige Bemerkungen von *Koser*, dem Generaldirektor der Königlichen Archive, wiedergegeben waren, hielt *Harnack*, fast unmittelbar nachdem er zum Generaldirektor der Kgl. Bibliothek ernannt worden war, es nicht für gar zu gering und sich nicht für allzu hoch, der Inschrift ein paar Zeilen zu widmen, die geeignet sind, allem Gespött über das vermeintlich stümperhafte Latein mit einem Schlag ein Ende zu bereiten, durch den einfachen Nachweis, daß die Wortverbindung in einem genügend alten, sprachlich unanfechtbaren Schriftstück vorkommt, Zentralbl. 22,1905 S. 536: „*Rufinus* schreibt in seiner Übersetzung der Homilien des Origenes zum Leviticus (Orig. Opp., Hom. 9, 7 T. 9 p. 356 ed. Lommatzsch): Nutrimenta spiritus sunt divina lectio, orationes assiduae, sermo doctrinae." Es wäre mindestens denkbar, daß Guichard, der theologische Studien betrieben hatte, oder aus der Umgebung des Königs jemand anders, der in theologischen Schriften bewandert war, diese Stelle gekannt und beigebracht hätte. Doch es gibt unter den Gelehrten und besonders den Lateinphilologen manche, die kurzweg das Latein der Theologen und Kirchenväter nicht viel höher veranschlagen als etwa das Mönchslatein der späteren Epistolae obscurorum virorum und über einen Rufinus (445—510) als Vertreter echter Latinität hochmütig die Nase rümpfen. Da verlohnt es denn, Begriff und Anwendung der in Frage gestellten Worte schärfer zu beleuchten, was von keiner Seite bisher geschehn und nötig befunden zu sein scheint.

Wenn in Büchmanns Geflügelten Worten pabulum als gleichwertig mit *nutrimentum* genannt wird, so muß das als unvollendeter Versuch einer sträflichen Ballhornerei von seiten eines recht stümperhaften Lateiners gebrandmarkt werden. Wenn auch der heilige Cicero vom pabulum doctrinae, vom pabulum animorum ingeniorumque spricht, so bedeutet pabulum doch meist Nahrung im niedrigen Sinne, besonders auch das Futter der Tiere, reimt und riecht somit nach dem stabulum. Dabei tritt erschwerend hinzu, daß die respektwidrige Bezeichnung als „wahrer Stall" in den letzten Jahrzehnten wegen des unwürdigen Ansehns der innern Räume von Beamten wie Besuchern auf das alte Gebäude mehrfach angewandt wurde. Nutrimentum klingt fraglos gewählter, wird nicht für tierisches Futter gebraucht und bedeutet öfter in übertragenem Sinne Zucht, Pflege, und niemand würde zweifeln, diesem Worte den Vorzug zu geben, wenn es nicht weit überwiegend und bei den klassischen Autoren ausnahmelos nur in der Mehrheit belegt wäre, obschon es immerhin bei durchaus unverächtlichen Latinisten wie Seneca dem Jüngeren, Plinius dem Älteren und Apulejus vorkommt. Aber selbst wenn der Singular im Altertum und Mittelalter gänzlich unerhört wäre, so müßte man ihn erst recht als eine zwar späte, doch ebenso kühne wie vortreffliche Neubildung, aus vollem Verständnis des lateinischen Sprachgeistes heraus erzeugt, gelten lassen, und wenn der Plural die Nahrungs- oder Pflege-Mittel bezeichnet, so kommt für

Digitized by Google

unser nutrimentum die wundervolle, ganz unübertreffliche, im höchsten Sinn zweckentsprechende Bedeutung heraus: Nährboden (Mutterboden, Nährmutter), Pflegestätte, was mehr ist als etwa Stapelplatz, Sammelbecken, promptuarium u. ä. m.

Indes nutrimentum, obwohl sein Singular den eigentlichen Klassikern fremd ist, hat im allgemeinen weniger Anstoß erregt als das Wort *spiritus* in der Verwendung für Geist. Aber gerade darin steckt ein tiefer Sinn und eine große Feinheit. Wenn die Grundbedeutung dieses Wortes 'Luftzug', 'Hauch' und, alsbald auf den Menschen bezogen, 'Atem', 'Lebenshauch' ist — was kann es für Benutzer der Bibliothek Schöneres geben, als daß der Geist als der eigentlich belebende Hauch aufgefaßt wird, im Worte 'spiritus' Leben und geistige Arbeit einander gleich bewertet und gesetzt werden? Klassisch hin und klassisch her gegenüber einem Gedanken von höchster Erhabenheit und überwältigender Größe — wenn ein klassischer Ausdruck dafür nicht zu Gebote stünde, doppelt willkommen die Bereicherung durch das Neue von gleicher Wirkung! Aber man entschließe sich doch einmal, ein lateinisches Wörterbuch aufzuschlagen und mit prüfendem Blick die verschiedenen Auslegungen von 'spiritus' überfliegend zu mustern. Außer 'Atem, Lebenshauch, Leben' findet man da, durch Stellen auch von Klassikern wie Cicero, Livius u. a. belegt, Erklärungen wie 'Geist, Seele, Hochsinn, Mut, Geistesarbeit, Seelenkraft, Aufschwung, Begeisterung' u. ä. m. Mit Unrecht also nennt Büchmann die Fassung der Inschrift unklassisch, und wenn er der allgemeinen Ansicht Ausdruck verleiht durch die Behauptung, 'ingenium' hätte besser gepaßt, so muß das nunmehr doch mindestens fraglich erscheinen. Es gibt nirgend sonst zwei, nur zwei Worte, in denen ein so weitumfassender, so tiefgreifender, inhaltschwerer, unerschöpflicher, fruchtbarer Sinn zusammengedrängt ist; für geistige Arbeiter, denen Denken und Leben eins ist — und in unserm Volk stellen vermöge seiner allgemeinen Durchbildung dank den mustergiltigen Schulen die geistig regen und lebendigen Menschen die Mehrzahl, geistige Arbeiter sind wir Deutsche fast allesamt —, für diese denkfähigen, wissenshungrigen, bildungsdurstigen ungezählten Millionen kann es nichts Besseres geben, als was die beiden Worte versprechen: Seelenheil und Seelenheim, Nahrung, Förderung, Stärkung, Pflege geistiger Kraft und Fülle. Darin liegt auch der stürmische Mut und die flammende Begeisterung, womit unser herrliches Volk den von allen Seiten in geheimer Verabredung nach planmäßigen Vorbereitungen uns umstellenden und uns womöglich zu vernichten entschlossenen Feinden sich entgegenwarf.

Wenn manche griechischen Philosophen, wie namentlich Diogenes von Apollonia, den Atem als belebten und belebenden Hauch mit Geist und Seele gleichsetzen, so darf man dies treffende Gleichnis oder Bild schwerlich nur in plump hylozoistischem Sinne deuten; und will jemand etwa die ganze Gruppe sinnverwandter Wörter im Lateinischen genauer unterscheiden lernen, so findet er die wichtigen dazu gehörenden Synonyma wunderschön und bequem bei Horaz in der vierten Satire des ersten Buches beisammen, wo pusillus animus, ingenium, mens und acer spiritus in kurzen Zwischenräumen (v. 18, 43—46) aufeinander folgen.

In den letzten Jahrzehnten sind viele prächtige Neubauten von Bibliotheken entstanden, und man konnte nicht selten erleben, daß deren Leiter an ihre Bekannten und Freunde, die sie für besonders erfahren und belesen in einschlägigen Schriften hielten, sich wegen eines geeigneten Kennworts oder Sinnspruchs wandten; aber es muß nicht so ganz leicht sein, etwas Bezeichnendes in aller Gedrängtheit und Kürze zu finden, und so bleiben denn die meisten Bibliotheken aller Bemühung zum Trotz nach wie vor ohne Wahlspruch. Nutrimentum spiritus ist einmal vergeben; auch wollen unsre mindergelehrten Volksgenossen keine geheimen, unverständlichen Inschriften in lateinischer oder griechischer Sprache dulden; zudem haftet einmal der Fridericianischen Inschrift unausrottbar der Fluch der Lächerlichkeit an, und auch dieser verspäteten Ehrenrettung wird es kaum gelingen, etwas daran zu ändern; solch ein Makel, wenn auch völlig mit Unrecht angeworfen, besitzt einen character indelebilis. Hoffen wir, daß ein glücklicher Einfall uns in deutscher Sprache derartiges von gleicher Güte bescheren mag. Wenn die große Berliner Bibliothek nun auch seit 1909 in ihren neuen Prunkbau übergesiedelt ist und ihre frühere Behausung andern Zwecken dient, zu denen die Inschrift weniger gut paßt und allmählich zurücktritt, ja fast ganz in Vergessenheit gerät: sie verdient im Gedächtnis behalten und geschätzt zu werden als heller Lichtstrahl des geistesgewaltigsten Fürsten, den die Weltgeschichte kennt.

Digitized by Google

Gelehrten-Kuriositäten.

Von

Dr. Heinrich Klenz in Berlin-Steglitz.

VI. Häßliche und gebrechliche Gelehrte.

Wenn es mit dem Ausspruch eines Gelehrten, welcher statuieret, daß die Seele ihre Wohnung selbst formiere und daß die schönen Seelen allzeit schöne Leiber bewohnten, seine Richtigkeit hätte, so würde es mit den häßlichen Gelehrten schlecht aussehen. Aber so tut weder das schöne noch häßliche Ansehen etwas dazu, daß man desto eher zur Gelehrsamkeit kommt." So sagt Johann Adam Bernhard in seiner „Curieusen Historie derer Gelehrten" 1718 S. 108. Schon Homer, der an sich selbst denken mochte, sang (Odyssee VIII, 167 ff.):

„... Gott verleiht nicht alle vereinigte Anmut
Allen sterblichen Menschen: Gestalt und Weisheit und Rede.
Denn wie mancher erscheint in unansehnlicher Bildung."

Bernhard handelt sowohl „von Gelehrten, welche schön von Angesicht gewesen", als auch „von häßlichen Gelehrten", und widmet dann noch drei Kapitel solchen mit körperlichen Besonderheiten, um schließlich zu gestehen, daß „diese gelehrten Näschereien" (S. 117) ihm „eine [Scham-] Röte abgejaget. Einem Skribenten, der von dem Leben eines Mannes schreibt, verdenke ich im geringsten nicht, wenn er dergleichen Dinge mit vorzeigt; aber ich erachte es deswegen nicht vonnöten, daß man in Sammlung dieser Kleinigkeiten sich Mühe gebe und die edle Zeit verschwende" (S. 118). Hiergegen muß eingewendet werden, daß die Beschäftigung mit der äußeren Erscheinung von Gelehrten und berühmten Männern überhaupt keineswegs so wertlos ist, wie sie Bernhard hinstellt. Das hat man auch neuerdings erkannt und so ist denn z. B. von dem Berliner Kunstkritiker Fritz Stahl d. i. Siegfried Lilienthal 1904 eine Untersuchung „Wie sah Goethe aus?" veröffentlicht, der er 1905 „Wie sah Bismarck aus?", 1906 „Wie sah Rembrandt aus?" folgen ließ; Wilh. Faber und Jul. Kurth untersuchten 1907 die Frage „Wie sah Huß aus?" Gar manches Mal läßt sich ein gewisser *Zusammenhang zwischen der Häßlichkeit und der geistigen Beschaffenheit* nicht verkennen. Die Mißgestaltung des Körpers oder der Mangel des einen oder des andern Sinnes hat der Entwicklung des Geistes mitunter eine bestimmte Richtung gegeben. Oder aber das Fehlen dieses oder jenen Gliedes, das zum Studium unentbehrlich zu sein scheint, hat bei einigen nach Auffindung eines Ersatzes nur zu größerer Geistesentfaltung geführt. Hermann Marggraff (Justus und Chrysostomus, Gebrüder Pech 1840 II S. 99 f.) sagt in ersterer Beziehung: „Der garstige Sokrates war anfangs zwar Bildhauer, aber er fühlte das Mißverhältnis zwischen seiner eigenen Häßlichkeit und seiner Aufgabe, plastische Schönheiten mit dem Meißel hervorzurufen, er entsagte der Bildhauerkunst und wurde nun ein Lehrer der Weisheit, Tugend und Seelenschönheit, er huldigte fortan den Grazien, nicht indem er sie bildete, sondern indem er sie lehrte. Unter den Dichtern, Musikern und Weisheitslehrern hat es oft erstaunlich häßliche Leute gegeben; sie bauen eine innere unendliche Welt an, welche von aller Plastik abstrahiert; unter den Vögeln mag der Pfau recht malerische Anschauungen haben, aber die eigentliche musikalische Seele wohnt in der unscheinbaren Nachtigall; ein häßlicher Mensch flüchtet sich aus und von der Außenwelt und gründet sich ein Reich in der geistigen Anschauung des Schönen, in dem unermeßlichen Gebiete des Denkens, Sinnens, der Musik. Ein verwachsener Körper führt von selbst zur tragischen oder humoristischen Betrachtung der menschlichen Dinge, verwachsene Leute sind meist witzig, oft bitterwitzig, sie rächen sich an der Welt für ihre Verwahrlosung durch Geist oder Tugend und Charakterstärke, wie Äsop, und unter den Satirikern hat es wenig hübsche Männer gegeben, meist waren sie mit Höckern oder plumpen Gesichtern ausgestattet, mit irgendeinem Naturmakel, sie hinkten wie Mephistopheles, aber sie waren auch geistreiche Denker und Spötter wie Mephistopheles." Nach Nietzsche „gibt eine Verstümmelung, Verkrüppelung, ein erheblicher

Digitized by Google

Mangel eines Organs häufig die Veranlassung dazu, daß ein anderes Organ sich ungewöhnlich gut entwickelt, weil es seine eigene Funktion und noch eine andere zu versehen hat. Hieraus ist der Ursprung mancher glänzenden Begabung zu erraten". Man sehe auch Eduard Reich, Die Gestalt des Menschen und deren Beziehungen zum Seelenleben, 1878.

Zunächst mag der *schönen Gelehrten* kurz gedacht werden, von denen nicht viel gemeldet wird. Bernhard führt S. 110 f. an: die griechischen Philosophen *Pythagoras* (ca. 582—500 v. Chr.), der nach Laertios „von ungemeiner Schönheit" gewesen sein soll, und *Plato* (427—347 v. Chr.), der nach demselben seinen Namen „wegen seiner vortrefflichen Leibesgestalt" [genauer: wegen seiner breiten Brust] von seinem Lehrer empfangen haben soll [s. aber weiter unten die Dicken G.]; ferner den Kirchenschriftsteller *Euagrios* (Pontikos, Ende 4. Jahrh.), der „sich durch seine Schönheit bei einem vornehmen Herrn einen Argwohn erweckte" [den derselbe — nach Jöcher — wegen seiner Frau auf ihn geworfen]; den italienischen Humanisten *Petrus Bembus* (1470—1547), der „seines schönen Ansehens wegen die Augen einiger Weibsleute auf sich wendete" usw.; und den Physiker und Astronomen *Galileo Galilei* (1564—1642), der nach Erythraei Pinacotheca p. 280 „so schön gewesen sein soll, daß ihn ein jeder, der ihn nur angesehen, habe lieben müssen" [s. auch die Blinden G.]. Dazu kommen nach Jöchers Gelehrten-Lexikon: der griechische Philosoph *Zeno von Elea* (um 500 v. Chr.) und der griechische Geschichtschreiber *Xenophon* (ca. 434—355 v. Chr.); sowie aus der neueren Zeit bekanntlich *Goethe*.

In dem Kapitel „Von häßlichen Gelehrten" (S. 106—109) handelt Bernhard zuerst davon, daß den Bildnissen gelehrter Leute, welche den Lebensbeschreibungen eingefügt oder vorgesetzt werden, meistens wenig zu trauen sei. Er zeigt an Beispielen, daß sie schlecht geraten oder verwechselt sein können. „Wenn man also von dem äußerlichen Ansehen gelehrter Leute etwas wissen will," meint er, „muß man ganz anderer Hilfsmittel sich bedienen. Einer verrät öfters den andern, welches ich mit zwei gar artlichen Exempeln aus Neocori et Sickii Bibliotheca II p. 8, welche sie aus Herbelots Bibliothèque orientale genommen, beweisen will. Der persische Poet *Fadhli* war von einem ungemein häßlichen Gesicht. Als er einstens zu der Versammlung anderer Poeten kam und den Souzenus, der wegen Heftigkeit des Disputierens erhitzt und feurig aussah, also anredete: ‚Woher hast du diese ungewöhnliche Röte, Souzenus?', versetzte dieser alsbald: ‚Sobald ich dich erblickte, gedachte ich meiner Sünden und mußte erröten.' — ‚So hat also mein Anschauen dich in eine Röte gebracht und dir deine Sünden zu Gemüt gezogen?' — ‚Ja,' antwortete er, ‚ich fürchtete, Gott möchte mich strafen und so häßlich machen, wie du bist.' Einen gleichen Possen spielte Souzenus dem Gelali .... [siehe unter G. mit unförmlicher Nase]." Gegen Ende des Kapitels führt Bernhard aus dem Laertios an, daß Sokrates die Jünglinge ermahnt habe, sich im Spiegel zu betrachten, um, wenn sie schön wären, dieses Aussehens würdig zu werden, wenn aber häßlich, diese Häßlichkeit durch Bildung zu verdecken, und setzt hinzu: „*Sokrates* war selbsten nicht schön, so anders dem Bildnis zu trauen, welches in Menagius' Edition des Laertios vor seinem Leben stehet." Nach alten Bildnissen hatte Sokrates eine Glatze, hervorstehende Augen und eine Stülpnase, und so konnte Carl Julius Weber (Deutschland IV 1828 S. 819) wohl von seiner „echten Silenus-Gestalt" sprechen. Übertrieben, ja zum größten Teil unrichtig dürfte aber die Schilderung seiner Häßlichkeit sein, wie sie uns in Peter Lauremberg's Acerra philologica (1640 S. 36) begegnet. Sie mag trotzdem hier angeführt werden wegen der sich daran schließenden Anekdote. Also: „Sokrates ist ein überaus häßlicher und übelformierter Mensch gewesen, dem Fabelmacher Äsop nicht an Gestalt gar ungleich. Er hat gehabt einen großen dicken Kopf, Haar wie Schweinsborsten, ausstehende schielende Augen, niederhangende große Backen, eine eingebogene bracken [niedd. = gebrochene, stumpfe] Nase, dicke aufgeschwollene Lippen, schwarze Zähne, einen stinkenden Atem, einen Höcker auf dem Rücken, kurze dicke krumme Beine, an einer Seite hinkend, mit kurzem zu sagen: Sokrates ist gewesen ein rechtes Monstrum dem Leibe nach. Nun hatte er ein großes Auditorium und unzählig viel Schüler und Zuhörer, welche täglich bei und um ihn waren und von ihm Weisheit und gute Künste lernten. Da trug es sich zu, daß auf einmal zum S. und seinen Schülern ins Kollegium hineinkam ein Physiognom, das ist solch ein Mann, welcher aus des Leibes Proportion und äußerlichem Ansehen und Gestalt des Angesichtes und andern Gliedmaßen urteilen kann, was einer für einen Geist, für Sitten und Natur an sich hat. Diesen fragten des S. Schüler, was ihn deuchte von ihrem Lehrer. Der Physiognom, nachdem er S. beschauet hatte vom Haupt bis zu den Füßen, hat geurteilt, ihr Lehrer wäre ein dummer, unkluger Mensch, hätte kein Gedächtnis, wäre hartlernig, dazu eines schelmischen verräterischen Gemütes, ein Hurenjäger, ungerechter, leichtfertiger Mann, in summa: er wäre von Untugend zusammengeflickt und nicht zwei Heller wert. Wie solches unverhofftes Urteil die Schüler gehört, haben sie ihre Bücher und Bänke aufgehoben und den Physiognomen wollen zu Tode schlagen. Aber S. ist aufgestanden, hat seine Schüler gestillet und gesprochen: Liebe Kinder, dieser Mann hat recht und

Digitized by Google

wohl geurteilt. Denn wenn ich meiner Natur und angebornen Neigung hätte gefolgt, so wäre ich eben solch einer geworden, wie er mich beschrieben hat. Nun aber habe ich durch Hilfe der Philosophie meine Natur überwunden" usw.

Der griechische Jambograph *Hipponax* von Ephesos (um 540 v. Chr.) war klein und häßlich. Zwei Künstler stellten ihn in einem Karikaturbilde dar, wofür sich der Dichter durch so scharfe Spottverse rächte, daß sich jene erhängten.

Häßlich war der französische Dichter *Alain Chartier* (ca. 1386—1449), König Karls VII. von Frankreich Sekretär, von dem in Jöchers Gelehrten-Lexikon folgendes berichtet wird: „Man erzählet, daß des Dauphins, nachgehends Königs Ludwig XI. erste Gemahlin, Margareta, aus Schottland [vermählt 1436, † 1445], als sie einst diesen Chartier in einem Zimmer im Louvre auf einem Stuhle schlafend gefunden, ihm einen Kuß gegeben; und als sich die Hofleute gewundert, wie sie doch einen so häßlichen Menschen küssen könne, gesagt, sie hätte nicht die Person, sondern denjenigen Mund geküßt, aus welchem so viel schöne Reden geflossen." Diese Anekdote liegt Gellerts Fabel „Der glückliche Dichter" zugrunde.

Häßlich sollen auch gewesen sein: der Florentiner Mäzen und Dichter *Lorenzo de' Medici* (1449—92), und der gelehrte Dominikaner *Girolamo Savonarola* (1452—98, in Florenz als Ketzer verbrannt).

Der neulateinische Dichter und Hesiod-Übersetzer *Brocardo Pilade* (um 1502), ein armer Lateinlehrer in Brescia, war nach Jöcher „ein sehr häßlicher Mann".

Nach demselben hatte der Philosoph *Franciscus Patricius* (1530—97), zuletzt Professor in Rom, „eine häßliche, unansehnliche Gestalt" und war der als Direktor der Vatikanischen Druckerei gestorbene gelehrte *Aldus Manutius der Jüngere* (1547—97) „ein sehr ungestalter Mann".

Bernhard führt noch S. 109 aus des Thomasinus Elogia p. 272 an, daß der römische Rechtsgelehrte *Prosper Farinacius* (1554—1613) durch verschiedene Narben entstellt gewesen sei und mehr einem Krieger geglichen habe.

Der witzige Wittenberger Philologie-Professor *Friedrich Taubmann* (1565—1613) „war, obschon breit und robust, von kleiner Gestalt und bis zu seiner letzten Erkrankung für seine Jahre zu korpulent. Sein Kopf war im Verhältnis zu seiner Figur zu groß, und besonders die Höhe der gewölbten Stirn, von kurzgehaltenem, krausem und dunklem, indes frühzeitig halbergrautem Haar umrahmt, sehr auffällig, gleichsam ein Protest gegen die untere Partie seines Gesichtes, das durch die gerade, breitrückige, aber ungemein fleischig ausgehende und, gleich den fetten Wangen, um die Nüstern tiefgerötete Nase, die kleinen listigen gewulsteten Augen, den Mund mit den fast negerhaft schwülstigen Lippen und den sinnlich-spöttischen Zug um die Winkel herum einen nichts weniger als ernsten oder Respekt erzeugenden Eindruck hervorrief, vielmehr einen komischen, manchen an den Seilenos erinnernd. Große Ohren vollendeten eine Häßlichkeit, die bloß durch den am Kinn spitzauslaufenden, immer wohlgepflegten Vollbart gemildert ward." So schildert ihn sein Biograph Friedrich W. Ebeling (3. A. 1884 S. 126 f.) nach einem 1611 geschriebenen Briefe des Philologen Kaspar v. Barth's, „eines seiner lebhaftesten Verehrer, der es für eine sonderbare Fügung des Himmels hielt, daß ein so großer Geist in einer so unpassenden Hülle wandeln mußte".

Die von ihren Anhängern als „das Licht der Welt" gefeierte religiöse Schwärmerin und Schriftstellerin *Antoinette Bourignon* (1616—80, aus Lille, † in Franeker) „war bei ihrer Geburt so häßlich, daß man in Zweifel gestanden, ob man sie nicht wie ein Monstrum ersäufen solle" (Jöcher).

Auch der reformierte holländische Theolog *Balthasar Bekker* (1634—98), der den Teufel leugnete, muß sehr häßlich gewesen sein; denn als er seiner „bezauberten Welt" sein Bildnis vorsetzte, wurde auf ihn ein Epigramm gemacht, worin es heißt:

Pour nous ôter du Diable entièrement l'idée,
Bekker, supprime ton portrait!

d. h.: „um uns des Teufels Vorstellung gänzlich zu nehmen, unterdrücke dein Bildnis, Bekker!" (C. J. Weber, Der Geist W. L. Wekhrlins 1823 S. 81 f.)

Jöcher erwähnt noch einen Pariser Parlamentsadvokaten *Gautier*, der „von sehr häßlicher Gestalt" gewesen; er war aber „von großem Verstande, hatte eine so starke Praxis, daß er 400000 Pfund damit verdienet, und schrieb Plaidoyers satiriques".

Der französische Schriftsteller *Voltaire* (1694—1778) hatte ein „Affengesicht" (Webers Demokrit VIII Kap. 21). „Zu Brackwede, Vergnügungsort der Bielefelder, war es, daß Friedrich [der Große] den Prediger besuchte, Voltaire aber im Wagen sitzen blieb und ein mutwilliger Page das Volk glauben machte, daß dieser des Königs großer Affe sei. Die liebe Jugend trieb nun ihre Späßchen mit dem Dichter-Philosophen, der in der Tat nicht nur eine Paviansfigur hatte, sondern

Digitized by Google

auch boshaft war wie ein Pavian, und der große Geist, der mit der ganzen Welt spaßen zu dürfen glaubte, ärgerte sich dermaßen, daß es Westfalen zeitlebens entgelten mußte." (Webers Deutschland IV 1828 S. 213. — Ebenda S. 233 f. ist aus der Epistel an Algarotti die Stelle angeführt, durch die sich Voltaire an Westfalen gerächt hat.)

Der Philosoph *Kant* (1724—1804) hatte eine „echte Paviansfigur" (dess. Deutschland IV 1828 S. 819) und „sah höchst einfältig aus" (Demokrit I Kap. 14).

„Von äsopischem Äußern" war Goethes Lehrer, der Frankfurter Gymnasialdirektor *Albrecht* (Alex. Baumgartner, Goethes Jugend 1879 S. 12).

Der paradoxe französische Geschichtsforscher und Staatsrechtler *Simon Nic. Henri Linguet* (1736—94, guillotiniert) „war sehr häßlich, und doch versprach er seinen Subskribenten sein Bildnis gratis nachzuliefern. Es muß ihm das Epigramm auf Bekker nicht bekannt gewesen sein . . ." (Der Geist Wekhrlins a. a. O.). Auch *Mirabeau* (1749—91) wird unter die häßlichen Gelehrten gerechnet (s. Webers Demokrit I Kap. 14).

Der Dichter *Gottlob Wilhelm Burmann* (eigtl. Bormann, 1737—1805, aus Lauban, hatte die Rechte studiert, † in Berlin) „war von Gestalt klein, hager, hinkend und übelgebauet . . . . Er hatte an der linken Hand nur vier Finger. Für diesen Mangel hatte er eine eigene Fingersetzung erfunden, wodurch er mehr leistete, als viele andere Klavierspieler mit fünf Fingern." (Ersch u. Gruber's Encyclopädie.)

Den Dramatiker *Christian Dietrich Grabbe* (1801—36, aus Detmold) zeichnet Immermann in seinen „Memorabilien" (II 1842) folgendermaßen: „Nichts stimmte in diesem Körper zusammen. Fein und zart — Hände und Füße von solcher Kleinheit, daß sie mir wie unentwickelt vorkamen —, regte er sich in eckichten, rohen und ungeschlachten Bewegungen; die Arme wußten nicht, was die Hände taten, Oberkörper und Füße standen nicht selten im Widerstreite. Diese Kontraste erreichten in seinem Gesicht ihren Gipfel. Eine Stirn, hoch, oval, gewölbt, . . . darunter große, geisterhaft weite Augenhöhlen und Augen von tiefer seelenvoller Bläue, eine zierlich gebildete Nase: bis dahin — das dünne, fahle Haar, welches nur einzelne Stellen des Schädels spärlich bedeckte, abgerechnet — alles schön. Und von da hinunter alles häßlich, verworren, ungereimt! Ein schlaffer Mund, verdrossen über dem Kinn hängend, das Kinn kaum vom Halse sich lösend, der ganze untere Teil des Gesichts überhaupt so scheu zurückkriechend, wie der obere sich frei und stolz hervorbaute."

Häßlich waren auch der Geschichtschreiber und Dichter *Wilhelm Zimmermann* (1807—78, aus Stuttgart, zuletzt Pfarrer in Owen) (s. Das litterarische Echo, Jahrg. I, 1898 f., S. 622); und der Literaturkritiker und Religionsphilosoph *Samuel Lublinski* (1868—1910, aus Ostpreußen, von jüdischen Eltern, † in Berlin).

Gelehrte ohne Arme, einarmige, einhändige.

Ohne Arme war von Geburt an der preußische Geschichtschreiber *Carl Heinrich Lohmeyer* (1832—1909) aus Gumbinnen, seit 1873 außerordentlicher Professor zu Königsberg. — Nicht so weit, aber immerhin bis zur Obersekunda brachte es der gleichfalls ohne Arme, nur mit kurzen Stummeln geborene *C. H. Unthan* (geb. 1850), der schon mit einem Jahre lernte, mit den Füßen zu greifen, sich später der Musik widmete, besonders dem Geigenspiel und Trompetenblasen, und dann als Fußkünstler öffentlich auftrat, so noch 1915 in Lazaretten, um den im Kriege Verstümmelten zu zeigen, was der eiserne Wille vermag. Gerhart Hauptmann hat ihn in seinem Roman „Atlantis" als Arthur Stoß verewigt. Er selbst schrieb über sich: „Ohne Arme durchs Leben" 1916.

François de Lanoue (1531—91) „verlor [in der Schlacht] bei Fontenay einen Arm, daher er sich nach Hause begab und seine Zeit mit Studieren zubrachte" (Jöcher s. v. Nové); er verfaßte dann militärische und politische Schriften.

Den rechten Arm verlor der ungarische *Graf Géza Zichy* (geb. 23. Juli 1849) im Jahre 1863 durch ein Jagdunglück und lernte mit der Zeit, aus einem Arm zwei zu machen, so daß er den fehlenden gar nicht mehr vermißte. Mit der linken Hand vermochte er schließlich genau so zu schreiben, wie früher mit der rechten, und sogar gut Klavier zu spielen, indem er mit vier Fingern die Akkorde greift und sich des Daumens an Stelle der Rechten bedient. Er wirkt in Budapest als Präsident des National-Konservatoriums, Komponist und Schriftsteller. Außer dramatischen Dichtungen veröffentlichte er im Jahre 1914 „Das Buch des Einarmigen" und im Januarheft 1915 der „Deutschen Revue" den Aufsatz „Die Psychologie der Einarmigen", hielt auch Mitte Mai 1915 in Berlin vor Soldaten einen Vortrag, worin er auf den einarmigen Schweizer *Robert Melzer* hinwies, der Dampfmaschinenmodelle u. a. baut. — Dem amerikanischen Mechaniker *Carnes*, der

Digitized by Google

im Jahre 1902 seinen rechten Arm bis über den Ellbogen verlor, gelang die Erfindung der selbsttätigen Kunsthand, wobei die Bewegungen von den Schultern aus übertragen werden; sie soll besonders für Kopfarbeiter geeignet sein, kostet allerdings 200—250 Dollar.

Die rechte Hand verlor der durch Goethes Schauspiel berühmt gewordene Ritter *Götz v. Berlichingen* (1480—1562) bei der Belagerung von Landshut im Jahre 1504 durch einen Musketenschuß und ersetzte sie durch eine eiserne[1] deren Fingerglieder er selbst beweglich machte und die noch jetzt in seinem Geburtsschlosse bei Jagsthausen aufbewahrt wird. Er dürfte hier Erwähnung finden wegen seiner Lebensgeschichte, die er in seinen letzten Jahren diktiert hat (zuerst 1731 in Nürnberg gedruckt). Die linke Hand verlor der spanische Dichter *Miguel de Cervantes* (1547—1616) in der Seeschlacht von Lepanto 1571.

Der Leipziger Professor des Hebräischen *Bernhard Ziegler* (1496—1556), den Melanchthon oft befragte, „war in seiner Jugend von einem neuen Gebäude heruntergefallen und hatte die rechte Hand zerbrochen; da nun der Schaden geheilt worden, blieb die Hand unbrauchbar" (Jöcher; auch Bernhard S. 39). Er hinterließ deshalb fast nichts Schriftliches. Dagegen bedienten sich andere Gelehrte an Stelle der gebrauchsunfähigen Rechten der Linken zum Schreiben.

„Von dem [*Thomas*] *Erastus* [eigtl. Liebler, 1524—83, aus Baden in der Schweiz, Kirchenrechtler und Mediziner, † als Professor in Basel] ist es zu verwundern, daß, da er den Gebrauch seiner rechten Hand verloren, ihm die linke so gute Dienste getan, als vielen die zum Schreiben gewidmete Hand kaum tun kann." (Bernhard S. 633.)

Der portugiesische Dominikaner und Bibelerklärer *Ludovicus de Sotomayor* (1526—1610) „hat, da er wegen des Chiragra mit der rechten Hand die Feder nicht führen können, sich der linken bedienet" (Jöcher). Der englische Theologe *William Perkins* (1558—1602, Professor in Cambridge) „soll an der rechten Hand lahm gewesen sein und alles mit der linken Hand geschrieben haben" (ders.). Der lutherische Theologe *Joh. Andreas Schmid* (1652—1726, Professor in Helmstedt) „fiel, als er noch zu Jena studierte, von dem Dache, über welches er in seine Stube, als er den Schlüssel vergessen, steigen wollte, und brach den rechten Arm, welcher ihm unrecht geheilt und daher nach einigen Wochen wieder gebrochen wurde; daher er mit der linken Hand so fertig, als mit der rechten, schreiben lernte" (ders.).

Der Wiener Philosoph *Ernst Mach* (1838—1916) war am rechten Arm die letzten 16 Jahre gelähmt und arbeitete mit der linken Hand an der Schreibmaschine[2].

Der Wittenberger Physiologe *Johann Sperling* (1603—58) wurde als Student „einstmals abends in die linke Hand blessiert und verlor dieselbe gar darüber, was ihn veranlaßte, sich vom Studium der Theologie zur Medizin zu wenden" (Jöcher).

Der japanische Bakteriologe *Noguchi*, der als Knabe vier Finger der Linken verlor, wählte dennoch ein Fach, das eine besondere Handfertigkeit erfordert, und soll so geschickt arbeiten, als wenn ihm kein Glied fehlte. (Eug. Loewenstein, Nervöse Leute 1914 S. 241.)

Blinde und augenschwache Gelehrte.

Mit der Gelehrten Augen ist es meistens nicht zum besten bestellt, weil sie so viel angegriffen werden. Als seltene Ausnahmen werden der reformierte Theolog Stephanus Morinus (1625—1700, aus Caen, † in Amsterdam) und der lutherische Theolog Johannes Cyprianus (1642—1723, aus Rawitsch, Professor in Leipzig) gelten müssen: der erstere hatte nach Jöcher „bis an sein Ende ein so scharfes Gesicht, daß er auch die kleinste Schrift lesen konnte"; der andere „brauchte bis an sein Lebensende keine Brille".

Von blinden Gelehrten handeln: des Geraer Konrektors Georgius Trinkhusius Dissertation de coecis sapientia et eruditione claris mirisque quorundam coecorum actionibus (d. h. von Blinden die durch Weisheit und Bildung berühmt geworden und von der wunderbaren Tätigkeit einiger Blinder) aus dem Jahre 1672 (Bernhard S. 778 und Jöcher); eines Magisters Frick Dissertation

1) Eine eiserne rechte Hand ließ sich schon ein Haudegen des Zweiten Punischen Krieges, Marcus Sergius, der Urgroßvater Catilinas, anfertigen und kämpfte damit weiter, wie in Plinius' Naturgeschichte VII 28 erzählt wird.

2) Der gelehrte Künstler *Leonardo da Vinci* (1452—1519) konnte zwar mit der Rechten schreiben, schrieb aber meistens mit der Linken, mit der er auch im Spiegelsinn von rechts nach links schrieb, was den Linkshändigen leichter fällt (s. die Monographie von Woldemar v. Seidlitz 1909). — Daß von einer geistigen Minderwertigkeit Linkshändiger keine Rede sein kann, hat Professor K. v. Bardeleben durch Untersuchungen an 1200 Schulkindern festgestellt und dabei wieder den Satz bestätigt gefunden, „daß vollkommene Symmetrie ein Zeichen mangelhafter körperlicher, vielfach auch geistiger Entwicklung ist, oder daß höhere Entwicklung und Ausbildung von Asymmetrie Hand in Hand gehen" (s. Zeitschr. f. Morphologie u. Anthropologie Bd. XVIII 1916). — *Goethes* linke Gesichtshälfte war mehr ausgebildet als die rechte, weshalb er sagte, „die Natur habe ihm links einen Nickfang gegeben"; ebenso war *Björnsons* linker Gesichtsteil entwickelter (W. Fließ, Die Linksbetonten, in der Voss. Ztg. 1915 Nr. 349).

Digitized by Google

de coecis eruditis vom Jahre 1715 (Bernhard a. a. O.); des Göttinger Literarhistorikers Christoph August Heumann Programm de coecis videntibus (d. h. von sehenden Blinden) vom Jahre 1720 (Göttens Gelehrtes Europa 1735 S. 590; nach Dunkels Hist.-Crit. Nachrichten II 3) 1756 S. 491 hat Heumann 7 blinde Gelehrte angeführt). Sodann handelt bei Bernhard S. 775—779 ein Kapitel „Von Gelehrten, die ein blöd Gesicht gehabt, oder gar blind gewesen". — Ein Jahrbuch für Dichtungen von Blinden und Blindenfreunden gaben unter dem Titel „Die Kunstwarte" der Brünner Lehrer Karl Vallazza und Ant. J. Rappawi 1908—10 heraus.

Blind sollte der griechische Epiker *Homer* (9. Jahrh. v. Chr.) nach allgemeiner Annahme gewesen sein, bis dem zuerst der holländische Prediger Antonius Borremansius († 1683) in seinem Dialogus de poëtis et prophetis p. 12 (Bernhard S. 778) widersprach. Die von der Blindheit zeugende Biographie wurde als nicht von Herodot stammend erkannt, und jene zurückgeführt auf den blinden Sänger Demodokos, in dem man eine Anspielung auf Homers eigene Person erblickt habe. Neuerdings hat z. B. Wilh. Büchner (1872), gestützt auf Plato de rep. X p. 600, den Homer wieder als einen von seinem Führer gänzlich abhängigen Blinden hingestellt und auch den Namen als „den dem Führer unbedingt Zugesellten" gedeutet. „An der Hand des Kreophilos zog der blinde Mann von Insel zu Insel, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land . . . Die horchende Menge nannte ihn nicht einfach den Blinden (τυφλός), wie sie solche tagtäglich vor sich zu sehen gewohnt war; sie wies vielmehr auf ihn hin als den δμηρος dessen, welcher für ihn die Gaben in Empfang nahm und dem er behufs der Befriedigung aller Bedürfnisse des Lebens völlig anheimgegeben war. Und so nannte man ihn, der durch seine umgedichteten Lieder von Troja alle Sänger neben sich überragte, überall wo er zum zweiten und zum dritten Male sich zeigte, und so wurde der Sänger der Ilias und Odyssee zum Homeros κατ' ἐξοχήν." — Auch der keltische Barde *Ossian* (3. Jahrh. n. Chr.) soll blind gewesen sein.

Der kyrenäische Philosoph *Antipatros* (4. Jahrh v. Chr.) und der eretrische Philosoph *Asklepiades* (3. Jahrh. v. Chr.) waren nach Ciceros Tuskulanen V Kap. 38 bzw. 39 blind.

Der gelehrte römische Censor (312 v. Chr.) *Appius Claudius* erblindete im Alter und erhielt davon den Beinamen *Cäcus*. Cicero sagt von ihm a. a. O. Kap. 38, daß er es trotz seines Mißgeschickes weder in seinen eigenen noch in den Staatsangelegenheiten an seiner Pflicht habe fehlen lassen. Valerius Maximus sagt ausführlicher VIII, 13: „Das Alter des Appius würde ich nur nach seinem Unglück beurteilen, indem er eine so lange Reihe von Jahren in Blindheit verbrachte, wenn er nicht, als ihn dieses Leiden schon befallen, einer Familie von vier Söhnen und fünf Töchtern, einer Menge Schützlinge, endlich dem Staate selbst aufs kräftigste vorgestanden hätte. Bereits ganz abgelebt, ließ er sich in einer Sänfte nach dem Rathause tragen, um einen schimpflichen Frieden mit Pyrrhus zu verhindern. Wer könnte einen Mann unter die Blinden rechnen, von dem das Vaterland, da es für sich selbst nicht recht sah, erfahren mußte, was die Ehre erforderte?" — Den Beinamen „der Blinde" hat auch der Kirchenschriftsteller *Didymos* von Alexandria (ca. 313—398). Nach Jöcher hatte er schon „im fünften Jahre sein Gesicht verloren". „*Acacius*, ein Schriftsteller des 4. Jahrhunderts, war mit einem Auge blind, wurde daher mit dem Beinamen Μονόφθαλμος genannt" (Bernhard S. 775).

Aus dem vorchristlichen Rom erwähnt Cicero in den Tuskulanen V Kap. 38 f. noch folgende Fälle: „Des [Rechtsgelehrten] *Gajus Drusus* Haus pflegte, wie uns überliefert ist, von Ratsuchenden angefüllt zu sein; wenn sie, deren Angelegenheit es doch war, ihre eigenen Sachen selbst nicht sahen, bedienten sie sich des Blinden als Führers. Als ich ein Knabe war, gab der Altprätor *Gnäus Aufidius* [war 108 v. Chr. Prätor] im Senat seine Stimme ab, ließ nicht die ihn um Rat fragenden Freunde im Stich, schrieb eine [Römische] Geschichte in griechischer Sprache und hatte [obgleich er blind war] einen scharfen Blick in wissenschaftlichen Dingen. Der Stoiker *Diodotos* [ein Lehrer Ciceros, † 59 v. Chr.] lebte blind viele Jahre in unserem Hause. Dieser beschäftigte sich nun, was kaum glaublich ist, mit der Philosophie noch viel fleißiger als vordem, spielte nach der Pythagoreer Weise die Laute und ließ sich Tag und Nacht Bücher vorlesen. Dazu versah er, was ohne Augen kaum möglich zu sein scheint, das Amt eines Lehrers der Geometrie, indem er mit Worten den Lernenden vorschrieb, von wo, wohin und welche Linie sie ziehen sollten."

Der römische Grammatiker und Cicero-Ausleger *Q. Asconius Pedianus* (3—88) soll die letzten 12 Jahre seines Lebens blind gewesen sein (Madvig 1828).

Blind wurde nach Jöcher der Mediziner *Notker Physicus* († 975, Mönch in St. Gallen). Der Cölner Rechtslehrer *Nicasius de Voerda* (aus Mecheln, † 1492) verlor nach ebendemselben sein Augenlicht in der frühesten Jugend durch die Blattern. Nach Dunkel III 4) 1760 S. 868 war er „vom vierten Jahre an des Gebrauches beider Augen beraubt und wurde dennoch Lizentiat der Gottesgelehrtheit, Doktor der Rechte und Magister der Weltweisheit. Er wußte die Gesetze auswendig und predigte mit der größten Beredsamkeit . . . Oelrichs führt in seiner Abhandlung von

Digitized by Google

mehrfachen Doktoren 1758 ein ähnliches Beispiel des Rechtslehrers zu Wittenberg *Christoph Ludewig Crell* an, welcher nach dem Verluste seines Gesichts dennoch seinem Amte mit Lehren und Disputieren vorsteht."

Der italienische Rechtsgelehrte *Iason Mainus* (1435—1519) „wurde, weil er viel des Nachts bei Lichte studierte, fast ganz blind" (Jöcher).

Der Philologe und neulateinische Dichter *Petrus Pontanus* (eigtl. van den Brugge, aus Holland, lebte um 1514 in Paris) „bekam den Zunamen Coecus, weil er nicht wohl sehen konnte" (Jöcher).

Jakob Schegk (1511—87) „wurde, nachdem er 30 Jahre lang Professor der Philosophie und Medizin zu Tübingen gewesen, endlich blind, was ihn aber an der Abwartung seines Berufs nicht hinderte" (Jöcher).

Francisco de Salinas (1514—90) „ward, ungeachtet er im 10. Jahre sein Gesicht verloren hatte, ein ungemein gelehrter Mann, verstand die griechische und lateinische Sprache sehr wohl, brachte es auch sehr weit in der Mathematik, insonderheit in der Musik, wie er denn durch sein Spielen auf allerhand Instrumenten in der Zuhörer Herzen die Affekte nach Belieben erregen können" (Jöcher); er starb als Professor der Musik in Salamanca. Der italienische Dichter *Filippo Binaschi* († um 1576) „wurde, als die Franzosen Pavia einnahmen, gefangen und übel gehalten, darüber er sein Gesicht verlor, aber doch Verse machte" (Jöcher). Ein Auge verlor der Rechtslehrer *Guido Pancirolus* (1523—99) in Turin, wo ihm die Luft nicht bekam; er kehrte deswegen an die Universität in Padua zurück, von wo er fortgegangen war, weil man ihm einen andern vorgezogen hatte (Jöcher).

Der portugiesische Dichter *Luis de Camões* (1525—80) verlor in einem Seegefecht gegen die Marokkaner 1549 das rechte Auge.

Der französische Philolog und Dichter *Jean Passerat* (1534—1602) „verlor über dem Ballspielen das eine Auge" und war die letzten fünf Jahre seines Lebens ganz blind (Jöcher). Doch trug er dies mit großer Geduld (Wippels Vorbericht zur Rachel-Ausgabe von 1743).

Der italienische Dramatiker *Luigi Groto*, genannt il Cieco d'Adria d. h. der Blinde von Adria (1541—85) „hat acht Tage nach seiner Geburt das Gesicht verloren" (Jöcher). Trotzdem wandte er sich den Wissenschaften zu und konnte schon mit 15 Jahren als Redner auftreten. Im Jahre 1565 wurde er Präsident der neuen Akademie der Illustrati in seiner Vaterstadt Adria. Kurz vor seinem Tode spielte er im Theater die Rolle des blinden Ödipus.

Der Philologe *Nicolaus Faber* (1544—1612, Prinzenlehrer in Paris) „brachte sich in der Jugend durch einen unglücklichen Stich mit dem Federmesser um ein Auge" (Jöcher).

Der italienische Rechtsgelehrte *Jacobus Gallus* (1552—1618) „war 3 Jahre ein blinder Lehrer, was das Gesicht anlangt" (Bernhard S. 778).

Marcus Antonius *Bonciarius* (1555—1616), Verfasser einer einst in ganz Italien verbreiteten lateinischen Grammatik, „wurde schon im 32. Jahre blind, schrieb aber bis an sein Ende Bücher" (Jöcher).

Der italienische Physiker und Astronom *Galileo Galilei* (1564—1642) war seit 1637 blind, aber bis an seinen Tod geistig tätig.

Der Geschichtsforscher *Martin Zeiller* (1588—1661, aus Steiermark, Schulinspektor in Ulm) „hatte nur ein Auge, maßen er das rechte in seiner zarten Jugend verloren" (Jöcher).

Der portugiesische Jesuit *Francisco Ayres* (1599—1664) „ist nachgehends seines Gesichts beraubt worden, hat aber doch verschiedenes geschrieben" (Jöcher).

Der lutherische Theologe *Johann Weinmann* (1599—1672, aus Schweinfurt, Professor in Altdorf) hatte nach Jöcher nur ein Auge.

Ulrich (Huldaricus) *Schönberger* (1601—48) aus Weiden in der Oberpfalz „wurde im dritten Jahre seines Alters durch die Pocken beider Augen beraubt, brachte es aber so weit, daß er 1621 mit Ruhm nach Altdorf ziehen können. Anno 1623 kam er nach Leipzig, wurde daselbst 1624 Magister und hielt philosophische Vorlesungen. Hierauf lebte er eine Zeitlang zu Kopenhagen, informierte nach diesem im Holsteinischen und zu Hamburg 13 Jahre lang vornehmer Leute Kinder und zog endlich nach Königsberg in Preußen, allwo er Collegia in orientalischen Sprachen und Philosophie hielt. Er war 7 fremder Sprachen mächtig und hatte in Physik, Mathematik, Musik, Optik usw. was Sonderliches getan, machte auch schöne Instrumente, worauf er selber spielte, und schoß sehr glücklich nach der Scheibe" (Jöcher). Sein Bildnis befindet sich in E. G. Happels Relationes curiosae V 2 S. 489 (Bernhard S. 778). Sein Andenken hat F. Babinger im „Archiv für die Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik" 1914 erneuert.

Der französische Historiograph *Henricus Valesius* (1603—76) „kam durch das viele Studieren um das eine Auge und mußte sich einen Leser halten" (Jöcher).

Digitized by Google

Der englische Dichter *John Milton* (1608—74) „studierte sich blind" (Webers Demokrit XI Kap. 10). Jöcher sagt darüber: „Er hatte von der zartesten Jugend an eine ungemeine Begierde, etwas zu erlernen, darüber er auch endlich sein Gesicht verlor, weil er meist bis in die späte Nacht studierte", und: „Er verteidigte den Königsmord, welchen die Widerspenstigen an Karl I. begangen, weshalb er eine doppelte Defensio pro populo anglicano verfertigt; weswegen er von Gott mit Blindheit soll sein geschlagen worden, wie er denn bei der ersten Defension das eine und bei der andern das andere Auge soll verloren haben." In der Tat erblindete er danach völlig infolge der Anstrengung im Jahre 1651 und schuf dann erst sein bedeutendstes Werk, „Das verlorene Paradies".

Der Philologe *Christian Daum* (1612—87), Rektor in Zwickau, „wurde über seinem unermüdeten Studieren zuletzt fast ganz blind" (Jöcher).

Der gelehrte Pariser Franziskaner *Claudius Frassenius* (1620—1711) „brachte sein Leben auf 91 Jahre; bis auf das 85. lebte er in völliger Gesundheit, nach dem aber bekam er einige Anstöße von Krankheiten und verlor auch Gebrauch seiner Augen" (Bernhard S. 777).

Der Astronom *Giovanni Domenico Cassini* (1625—1712, seit 1650 Professor in Bologna, seit 1669 Direktor der Sternwarte in Paris) „verlor in den letzten Jahren seines Lebens das Gesicht" (Jöcher). Ihm erging es also wie seinem Fachgenossen Galilei: „weil sie, wie Tiresias, zu viel von den Geheimnissen des Himmels entdeckt hatten" (Webers Demokrit XI Kap. 5).

Der theologische Schriftsteller *François Malaval* (1627—1719, aus Marseille) „wurde in seiner zarten Jugend blind, brachte es aber doch so weit, daß er eine besondere Gelehrsamkeit erlangte. Die Königin Christina von Schweden beehrte ihn mit vielen Briefen, der Kardinal Bona hielt vertraute Freundschaft mit ihm, und Clemens XI. dispensierte ihn seiner Blindheit ungeachtet, daß er ein Geistlicher werden konnte" (Jöcher).

Der presbyterianische Prediger und Schriftsteller *John Troughton* (1638—81) in Oxford „war, obwohl er seit dem vierten Jahre durch die Pocken blind geworden, in der Metaphysik und Theologie wohl gewiegt", wie Jöcher berichtet; nach demselben hielt ihm *Abraham James*, ein blinder Schulrektor zu Woodstock, die Leichenpredigt.

Der aus Nördlingen gebürtige Gelehrte *Johann Schmid* (1639—89) hatte nach Bernhard S. 777 f. „gar frühzeitig durch einen Zufall beide Augen verloren. Ohnerachtet er aber des Lichts entbehren müssen, machte er doch in den Schulen zu Nördlingen und Straßburg seine Fortschritte und wurde an dem letztern Ort unter die Zahl der Magister mit aufgenommen. Wie G. H. Goetze de claris Schmidiis p. 23 schreibt, so soll er de visu carentium conditione, a literarum amore et laude nulla ratione nec tempore ullo excludendorum [d. h.: von der Lage der Blinden, die von der Liebe zu den Wissenschaften und von ihrem Lobe auf keine Weise und zu keiner Zeit auszuschließen sind] und bei einer andern Gelegenheit de oculis ad vitia patranda inque mentem introducenda haud minimum operis conferentibus [d. h.: von den Augen, die nicht gar wenig dazu beitragen, Sünden zu begehen und in die Gedanken einzuführen] öffentlich geredet haben. Daher auch Jakob Schaller folgendes Epigramm auf ihn gemacht:

Democritus[1] coecus, coecus fuit Appius olim;
Videre ingenii lumine plus quam oculis.
Desiit optatae postquam spes ultima lucis,
Incepit mentis lux radiare tuae.

[d. h.: Demokrit ist einst blind, blind ist Appius gewesen; sie sahen mit dem Lichte des Geistes mehr als mit den Augen. Als die letzte Hoffnung auf das ersehnte Licht schwand, begann das Licht deines Geistes zu strahlen.]" Nach Jöcher „kam" Schmid „in seinem 10. Jahre durch einen Schlag um das eine und durch die Ungeschicklichkeit des Wundarztes auch um das andere Auge", war später Magister legens in Jena und Hilfsprediger in Nördlingen, zuletzt aber in dem dieser Stadt benachbarten Dorfe Baldingen Besitzer eines Gasthofes, „der noch jetzt von ihm ‚das blinde Eck' genannt wird".

1) Daß dieser griechische Philosoph (ca. 460—360 v. Chr.) sich die Augen ausgestochen habe, hält schon Bernhard mit N. H. Gundling für unwahrscheinlich, obgleich es Cicero erwähnt, der ihn auch in den Tuskulanen unter den blinden Gelehrten anführt.

(Fortsetzung folgt.)

Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck verboten.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G. Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.
Druck von *Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.

Digitized by Google

FESTKARTEN DES 18. JAHRHUNDERTS

Zu dem Aufsatze von Walter von Zur Westen

Bild 1. Ch. N. Cochin fils, Balleinladung
(Sammlung von Zur Westen)

Bild 2. Ch. N. Cochin fils, Balleinladung
(Sammlung von Zur Westen)

UNIV. OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Bild 3. Fr. Bartolozzi, Balleinladung
Nach Zeichnung von J. B. Cipriani
(Sammlung von Zur Westen)

Bild 4. Fr. Bartolozzi, Balleinladung
Nach Zeichnung von J. B. Cipriani
(Sammlung von Zur Westen)

Digitized by Google

Bild 5. J. V. Kininger, Balleinladung
Nach Zeichnung von Cl. Kohl
(Sammlung von Zur Westen)

Bild 6. J. V. Kininger, Balleinladung
Nach Zeichnung von Cl. Kohl
(Sammlung von Zur Westen)

UNIV. OF CALIFORNIA

Digitized by Google

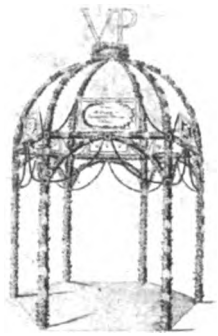


Bild 7. P. W. Schwarz, Festkarte des Pegnesischen Blumenordens (Sammlung von Zur Westen)

Bild 8. Unbekannter Stecher, Nürnberger Hochzeitskarte (Sammlung von Zur Westen)

Digitized by Google

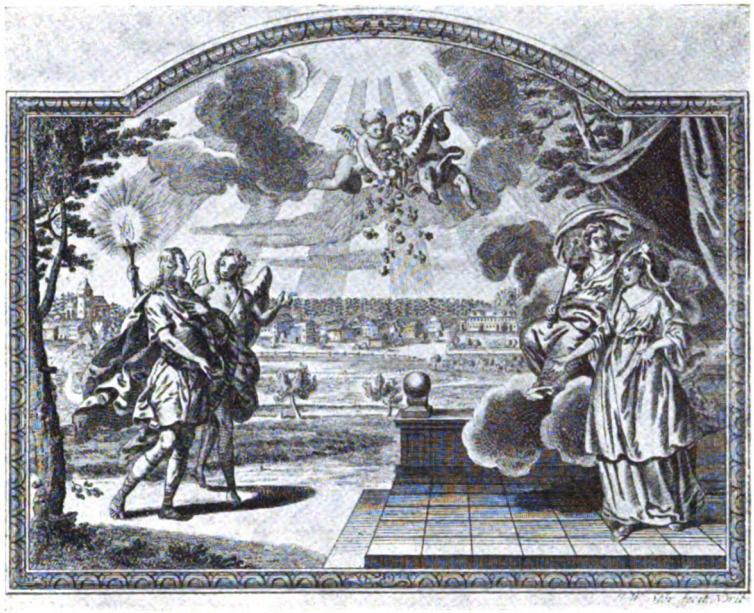


Bild 9. J. W. Stör, Hochzeitskarte
Vorderseite
(Sammlung von Zur Westen)

Bild 10. J. W. Stör (?) Hochzeitskarte
Rückseite
(Sammlung von Zur Westen)

Digitized by Google

Bild 11. Unbekannter Stecher, Hochzeitskarte für zwei Holzschuher
(Sammlung von Zur Westen)

Bild 12. V. Bischof, Hochzeitskarte für Volckamer und Löffelholz. Nach Zeichnung von J. E. Ihles
(Sammlung von Zur Westen)

Digitized by Google

Bild 13. Daniel Chodowiecki, Hochzeitskarte
(Sammlung von Zur Westen)

Bild 14. Wilhelm Chodowiecki, Hochzeitskarte
(Sammlung von Zur Westen)

Digitized by Google

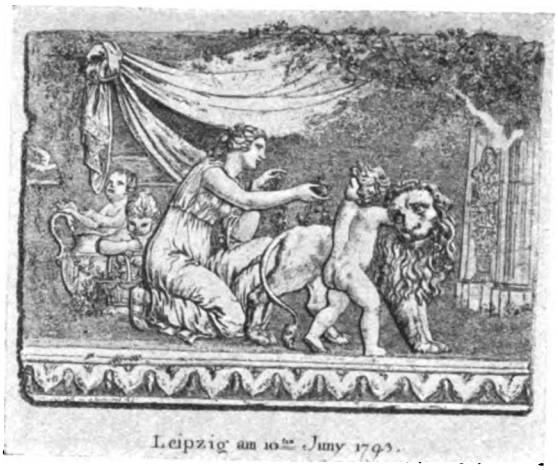
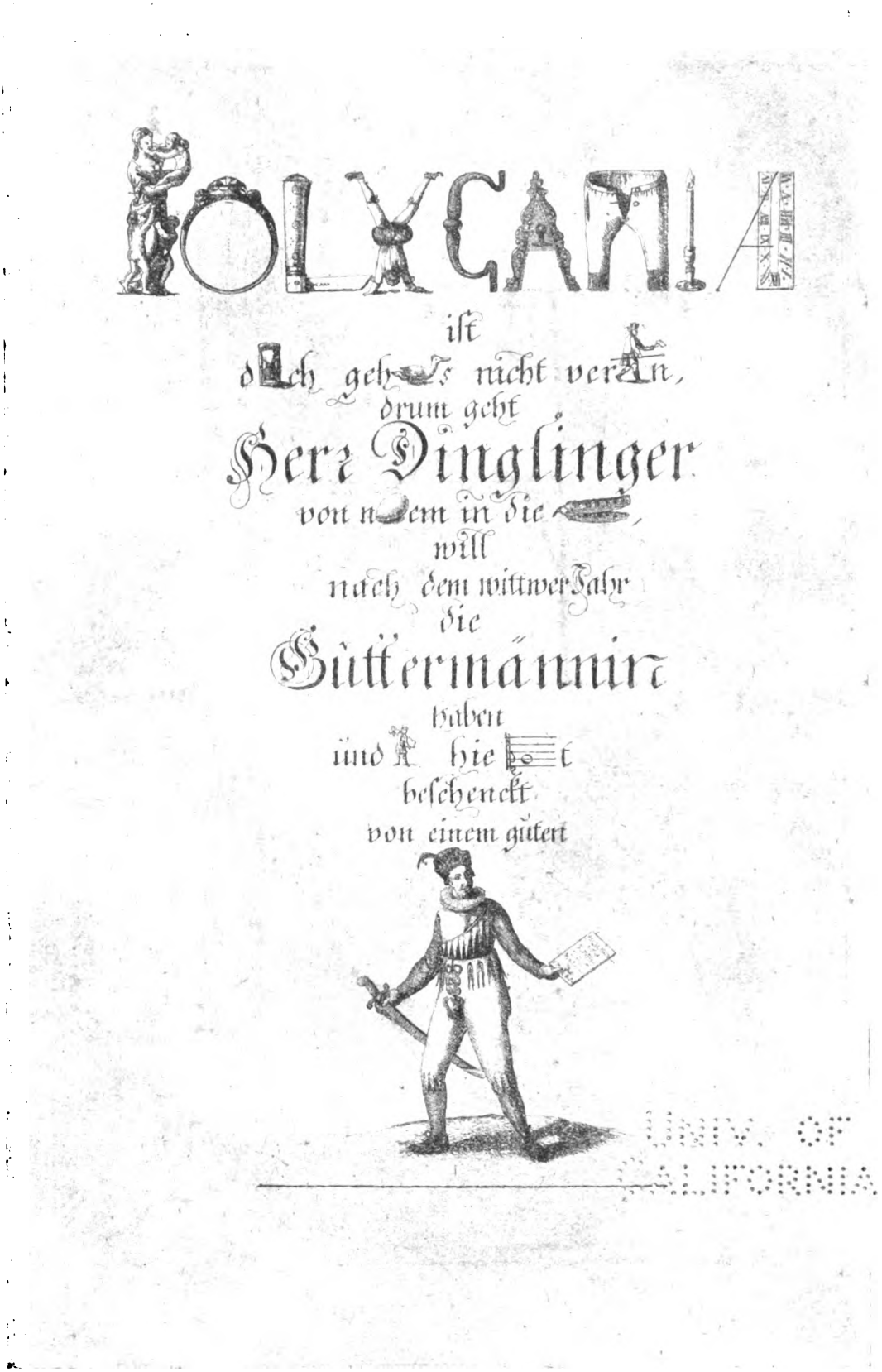


Bild 15. H. V. Schnorr von Carolsfeld, Hochzeitskarte
(Sammlung von Zur Westen)

Bild 16. H. V. Schnorr von Carolsfeld, Hochzeitskarte
(Sammlung von Zur Westen)

Digitized by Google



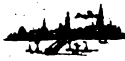
UNIV. OF
CALIFORNIA

Hochzeitszeitung für den Goldschmied Johann Melchior Dinglinger
(Sammlung von Zur Westen)

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

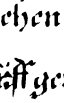
Digitized by Google



Polygamia ist auff Teutsch [illegible] er,
In [illegible] gilt sie auch so wohl [illegible]s in [illegible];
Denn [illegible]ß ich nac[illegible] nach 3 Weiber [illegible]r beg[illegible],
So [illegible] ich mit der [illegible] die IVein [illegible] haben.

Ob g[illegible] der [illegible] zu Rom zerb[illegible] ist,
So schadt der Bruch doch nichts nach [illegible]ner [illegible]sen Frist.
Es [illegible] sich [illegible]st auch [illegible]d die [illegible] zu ver[illegible]en
Ein n[illegible] zu guten [illegible]n finden.

Es in der [illegible]dnung nun nicht den [illegible] aus,
Dergleichen ding gehört [illegible]sächlich in ein [illegible]:
Er ist ½ auff gem IIX, das will uns so viel sagen,
Der Wittwer [illegible] ihn nicht mehr zu gesch[illegible]et [illegible]n.



hygea die auff t[illegible]tsch Gesundheits [illegible]st
Erhitzt de[illegible]ren blut und den [illegible]st[illegible]ren [illegible],
Daß er zum 4ten m[illegible] will zu der [illegible] gehen.
Ehloß s[illegible]n ist so schlim̄, als auff dem [illegible]e stehen.

Cetze [illegible] hat [illegible] Art an sich,
[illegible] trägt die g[illegible]st dad[illegible]ch [illegible]t [illegible]terlich:
Es [illegible] und [illegible] zugleich auff b[illegible]en [illegible]ten,
So über[illegible] sie die [illegible]wortigkeiten.

UNIV. OF CALIFORNIA

Digitized by Google

An einem  hat gar kein  nicht:
So ist ein Lügen nicht das in die  sticht,
Sie dienet nicht allein zum  in dem e,
 bißt sie über  auch nach dem hoch sche.

ein werther Freünd,  weiß III liebe Weiber schon
In einer andern  ünd ist als ein 
Von der Vieler, wie Er das vern!
In den geflickten  zum 4ten mahl getreten.

st Ihm auch w dab? hat Er auch recht gethan?
Ach Ja! Er zündet sich das N8 an
Das Ihm der aus bliess. was 3mahl ist geschehen,
 zum Vtenmahl auch ohne Sünde sehen.

n seiner n ist über I.II.III.
Wer hätte das ged8? der Schatten schon für.
Von t an wird der —— gleich ch die 4 gehen:
 las ihnnge Zeit auff diesem . steher.

Digitized by Google

Festkarten des 18. Jahrhunderts.

Von

Geh. Regierungsrat Walter von Zur Westen in Berlin.

Mit einer Beilage und sechzehn Bildern.

Zuerst hat die französische Gesellschaft des ancien régime unter Ludwig XV. das Bedürfnis empfunden, die Einladungen und Programme ihrer Feste künstlerisch zu schmücken — und wie zu schmücken! Die feinsten Stecher der Zeit haben ihr ganzes Können in den Dienst dieser Sache gestellt und Blätter geschaffen, die wahre Kabinettstücke der graphischen Kunst sind, Blätter, die auch ganz abgesehen von ihrem dokumentarischen Interesse einen hohen Kunstwert besitzen.

Infolgedessen war es gewiß nicht wunderbar, daß sie, als die unverdiente Geringschätzung, die man der Kunst des Rokoko lange entgegengebracht hatte, wieder verständnisvoller Würdigung gewichen war, sogleich den Sammeleifer so kenntnisreicher und geschmackvoller Liebhaber, wie der Brüder Goncourt u. a., auf sich lenkten. Glücklicherweise noch rechtzeitig genug, um die letzten Überbleibsel dieser vergänglichen Zeugen eines glänzenden Hoflebens vom Untergange zu retten! Die schönsten von ihnen hat Léon Maillard in seinem unendlich fleißigen Werke: Les menus et programmes illustrés (Paris 1898) besprochen und teilweise auch abgebildet, leider nicht gesondert, sondern zusammen mit den zahllosen Geschäftskarten, Besuchskarten und andern Erzeugnissen dieser unvergleichlichen Blütezeit der „petite estampe". Dies Buch und Edmond und Jules de Goncourts bekanntes Werk über die Stechermaler des 18. Jahrhunderts sind für die französische Festkarte meine hauptsächlichsten Führer gewesen.

Charles-Nicolas Cochin fils ist der erste Stecher, dessen wir hier gedenken müssen (1715—1790). Nicht nur zeitlich, sondern, wie ich glaube, auch deshalb, weil sein Verdienst um diesen Zweig der Graphik das größte ist. Hat er doch von Anfang an mit bewundernswerter Sicherheit den rechten Stil für diese Blätter gefunden, Typen aufgestellt, die für seine Nachfolger mehr oder weniger vorbildlich geblieben sind. Neigung und Zufall haben zusammengewirkt, um ihn auf diese Bahn zu lenken. Mit einer „petite estampe", der entzückenden Geschäftskarte für den Juwelier Stras, trat er 1735 zuerst als Kupferstecher hervor, und schon im selben Jahre lenkte er durch die ein Feuerwerk bei der Geburt eines Dauphin (1729) darstellende Radierung die Aufmerksamkeit der Hofkreise auf sich. Nun beginnt die lange Folge seiner Blätter aus dem Hofleben, der Abbildungen von Hochzeiten und Leichenfeiern, Illuminationen, Feuerwerken und Gesandtenempfängen. Bald erlangte er auch Zutritt zum Hofe und stieg dort dank seiner Gewandtheit und Liebenswürdigkeit als Günstling der allmächtigen Pompadour, als Freund und einflußreicher Berater ihres Bruders, des Generalintendanten der schönen Künste, zu hohen Ehren empor. Er wurde Sekretär der Akademie, wurde geadelt, erhielt den Orden des heiligen Michael. War es da wunderbar, daß er für die Einladungen zu den Festen, bei deren Vorbereitung er selbst mitwirkte, zu deren Teilnehmern er gehörte, wie kein anderer den rechten Ton zu finden wußte? Die Grazie und Zierlichkeit, die ausgelassene Fröhlichkeit der bewußt auf einem Vulkan tanzenden Gesellschaft spricht aus seinen Blättern, und doch atmen sie zugleich Vornehmheit und Würde,

Digitized by Google

wie es sich für Veranstaltungen des glänzendsten Hofes in Europa ziemte. Als „Contremarken zu olympischen Festen" haben die Goncourts seine Einladungskarten bezeichnet.

Mit der Einladung zum Bal paré in Versailles am 24. Februar 1745 beginnt die Reihe seiner Festblätter (Bild 1). Man feierte die Hochzeit desselben Dauphin Ludwig, dessen Geburt die Radierung hervorgerufen, mit der Cochin seinen Ruhm begründet hatte; die Braut war eine spanische Infantin. Das Blatt ist von außerordentlicher Anmut und Liebenswürdigkeit, dabei frei und groß im Stil, ein Muster zurückhaltender, von jeder Überladung freier Dekoration. Man sieht Hymen und Amor in eifriger Beratung; reizende Putten kränzen den Rahmen und das Wappen mit Rosen, jubilieren und spielen mit den Instrumenten, nach deren Klängen die Gäste des Königs tanzen werden. Nur kurze Zeit währte die Ehe des Dauphin; im November 1746 starb die Infantin, und schon im Februar 1747 hatte Cochin die Ballkarte für die zweite Hochzeit des Kronprinzen mit Maria Josepha von Sachsen zu stechen (9. II. 1747) (Bild 2). Sie ist wesentlich reicher und nach meinem Geschmack nicht ganz so glücklich gelungen, wie die erste. Auch hier finden wir Amor und Hymen auf Wolken thronend, das Wappen, Putten, Musikinstrumente; auch der gallische Hahn ist zum Feste erschienen, über dem Meere steigt glückverheißend eine neue Sonne empor. Für die Schätzung, die Cochin genoß, ist bezeichnend, daß er für die Zeichnung und den Stich dieser Karte ausweislich des noch im Nationalarchiv befindlichen Beleges 300 Pfund erhalten hat, einschließlich der Kosten für Papier und Druck von 2000 Abzügen. Gewiß eine stattliche Zahl, und doch — wie wenige mögen sich auf unsere Zeit gerettet haben?

Die Geburt eines Sohnes dieses Paares, des Duc de Bourgogne, eines älteren, früh verstorbenen Bruders Ludwigs XVI., rief eine weitere Festkarte Cochins hervor: „Solennité Des Mariages Célébrés suivant l'intention du roi par la ville de Paris à la naissance de Mgr le Duc de Bourgogne en 1751." Anscheinend gab also, wenn ich die Unterschrift recht verstehe, die Stadt Paris ihrer Freude über die Geburt eines Thronerben durch Veranstaltung von Hochzeitsfeiern Ausdruck, bei denen sie die Brautleute vermutlich beschenkt oder ausgesteuert haben wird. Darauf lassen auch die dem Bilde eingefügten Worte schließen: Regius infans regi, patri, sibi, civitati aeternos parat amicos. Voraussetzung der ewigen Dankbarkeit war allerdings, daß die mit staatlichem Segen geschlossenen Ehen auch wirklich glücklich ausfielen. Die Karte zeigt zwei schlanke geflügelte Genien, die dem Königskinde behilflich sind, je zwei Herzen zusammenzufügen. Putten halten ein Tuch, in dem eine Menge Herzen liegen, andere schleppen weiteren Vorrat herbei. Gewiß eine allerliebste Idee, die dem erfindungsreichen Künstler alle Ehre macht. Er war damals schon von einer zweijährigen Italienreise als Mentor des Bruders der Pompadour zurückgekehrt und hatte eine lebhafte Begeisterung für die Werke der Eklektiker und Klassizisten mitgebracht. Das glaubt man dem Blatte auch ein wenig anzumerken, das von Cochin übrigens nur entworfen und von J. Tardieu gestochen ist. Die Goncourts erwähnen schließlich auch eine mir nicht bekannte „scherzhafte Einladungskarte" zu den intimen Aufführungen in den petits appartements, bei denen die Marquise von Pompadour mitzuwirken pflegte. Ihr Auftrag hat auch das Blatt veranlaßt.

Cochins Nachfolger als „dessinateur des menus plaisirs du roi" wurde Jean Michel Moreau der Jüngere (1741—1814); merkwürdigerweise scheint aber von ihm nur eine einzige Einladungskarte bekannt zu sein, ein kleines graziöses Blättchen im Stil einer Besuchskarte, das sich ein französischer Botschafter, jedenfalls zur Verwendung im Ausland, stechen ließ. Schade, daß der glänzendste Illustrator der Zeit nicht mit einem seine Eigenart schärfer bezeichnenden Blatte auf unserem Gebiete vertreten ist!

Als dritter aus der glänzenden Reihe der französischen Feinstecher sei Pierre Philippe Choffard (1730 oder 36—1809) genannt. Er war hauptsächlich Ornamentist, aber auf diesem beschränkteren Stoffgebiet der erste durch seinen vollendeten Geschmack, durch seine feine Grazie, die ungezwungene Leichtigkeit seines Stils; daneben ein Techniker des Stiches erster Ordnung. Von ihm rührt eine Hochzeitskarte her, die das Liebenswürdigste und Heiterste ist, was man sich

Digitized by Google

denken kann. Eine Schar Tauben umgaukelt einen Altar, an den Schilde mit den Namenszügen der Brautleute gelehnt sind; Kränze und Bogengirlanden, eine Laute, flammende Herzen, Amors Köcher sind zwanglos zu einem Stilleben zusammengefügt, mit einer Grazie und Leichtigkeit, der alle Erdenschwere fremd ist. Aus den Wolken schaut Amor auf das anmutige Durcheinander herab. Im Gegensatz zu diesem Blatte atmet die große Balleinladung für Carel eine gewisse Würde und Feierlichkeit. Leuchter umrahmen, eine Fruchtschale krönt das Gestell, an dem der zur Aufnahme der Einladung bestimmte Vorhang angebracht ist; unten liegen Masken, Musikinstrumente, Federn. Die Karte ist nicht für ein bestimmtes Fest gefertigt, sondern wurde von dem Besteller dauernd benutzt, indem die Daten eingefügt wurden: Vous êtes prié de la part de M. Carel de lui faire l'honneur de venir passer l'après midy chez lui . . . prochain. on y Dansera depuis . . . heures jusqu'à . . . ce . . .

Es würde die Geduld des Lesers auf eine harte Probe stellen, wollte ich auf alle Arbeiten der französischen Feinstecher auf unserem Gebiete eingehen, der St. Aubin, Laurent Cars, Legrand, Babel, und wie sie alle heißen. Das Bild, wie es die Arbeiten der drei Größten ergeben, würde auch nicht durch wesentlich neue Züge bereichert werden. Nur des Blattes eines ungenannten Künstlers sei zum Schlusse gedacht, weil es so ganz anders wie die übrigen, ja man möchte sagen, eigentlich unfranzösisch ist. Es ist die von Maillard (S. 61) wiedergegebene Einladung zur Generalversammlung der „Société poulardière", die morgens früh um 9 Uhr stattfand und als einzigen Verhandlungsgegenstand anscheinend die Vertilgung einer Poularde und andre „expéditions déjeunatoires" aufwies. Die Karte zeigt die Festversammlung in schon recht fortgeschrittener Heiterkeit; der Einfluß Hogarths ist unverkennbar.

Ob dieser Meister selbst eine Festkarte geschaffen hat, ist mir zweifelhaft. Das bekannte „Masqueradeticket" ist jedenfalls keine solche, sondern eine satirische Darstellung. Dagegen wird „Hymen und Cupido" als Eintrittsbillett zu einem Maskenfeste bezeichnet, das 1748 vor dem Prinzen und der Prinzessin von Wales in Clivedon House stattfand. Es ist aber hervorzuheben, daß Dobson, der neueste Hogarthbiograph, von einer solchen Verwendung nichts weiß, sondern das Blatt als Subskriptionsschein aufführt (S. 242). Dem Gegenstande nach könnte das Blatt sehr wohl eine Festkarte sein — zeigt es doch Hymen, der mit Fackel und Laute auf einer Mauer sitzt, und Amor, der neben ihm liegt, während man im Hintergrunde einen Palast erblickt. Es weicht also von Hogarths sonstiger Art erheblich ab und erinnert bereits von ferne an die Blätter, die Bartolozzi und seine Schule für festliche Gelegenheiten schufen. Ihnen wenden wir uns jetzt zu.

Francesco Bartolozzi ist 1727 in Florenz geboren und zunächst in Florenz, dann bei Josef Wagner in Venedig zum Stecher ausgebildet worden. 1764 siedelte er auf Zureden des Bibliothekars König Georgs III. nach England über, um Stiche nach Zeichnungen Guercinos auszuführen. Drei Jahre sollte der Aufenthalt des damals 37jährigen währen, aber erst als 75jähriger Greis verließ er England wieder, um als Direktor der Kunstakademie nach Lissabon zu gehen. Ein reiches Schaffen lag damals hinter ihm, ein Schaffen, das ihm die höchste Gunst des englischen Publikums eingetragen hatte. Die von ihm zwar nicht erfundene, aber in eigenartiger Weise zu hoher Vollendung entwickelte Punktiermanier gab seinen Werken den Charakter einer etwas weichlichen Eleganz, machte ihn aber gerade deshalb vorzüglich geeignet zur Nachbildung der alabasterglatten, schlanken, weichlichen Gestalten und der süßen Puppengesichter Angelica Kauffmanns, Ciprianis und der übrigen damals in England hochgefeierten Klassizisten. Zumal sein Landsmann *Johann Baptist Cipriani*, mit dem ihn schon seit der gemeinsamen Studienzeit auf der Florentiner Akademie innige Freundschaft verband und der ihm bereits 1750 nach England vorausgegangen war, lieferte ihm zahlreiche Vorlagen für seine Stiche; von ihm rühren insbesondere auch die meisten Zeichnungen der von Bartolozzi gestochenen gebrauchsgraphischen Arbeiten her. Unter diesen sind nächst den bekannten „benefit tickets", den Eintrittskarten für Benefizvorstellungen von Sängern und Schauspielern, die Festkarten an Zahl und Wert am bedeut-

Digitized by Google

samsten. Mehr als 12 solcher Blätter führt das Verzeichnis bei A. W. Tuer (Bartolozzi and his Works) auf für Maskenbälle im Opernhause und in Klubs, für den Maskenball „sçavoir vivre" (1775), für Bälle des Lord Mayor und der Lady Mayoress, Regattabälle, ein Fest der Anacreontic Society u. a. Gewiß ein Beweis der hohen Beliebtheit des Künstlers in allenKreisen der englischen Gesellschaft!

Die berühmteste seiner Festkarten ist die, welche ein Lordmayor von London, the right honorable John Wilkes, von ihm als Einladung zu einem am 17. April 1775 im Mansion House gegebenen Ball stechen ließ (Bild 3). Die schlanke Schönheit in antiker Gewandung, die, den Merkurstab in der Rechten, den linken Arm mit einladender Gebärde drei fröhlich tanzenden Putten entgegenstreckt, möchte man für eine Londonia halten und die beiden über ihr schwebenden Putten mit einem Blumenkorb und Weintrauben, sowie den Krug und die Fruchtschale im Hintergrunde als diskreten Hinweis auf die die Gäste erwartenden leiblichen Genüsse deuten. Das Blatt wird jedoch von Tuer als „Pleasure accompanied by Abundance" bezeichnet, eine etwas trockene und farblose Auslegung, wie mir scheint. Das Blatt hat offenbar außerordentlichen Beifall gefunden; denn man hat die Platte bis 1796, also während eines Zeitraums von mehr als 20 Jahren, vielfach wieder hervorgeholt und mit abgeänderter Unterschrift für spätere Feste in Mansion House von neuem benutzt. Und in der Tat konnte das Oberhaupt der Londoner City schwerlich einen vornehmeren Träger für seine Einladungen finden, als diese Karte. — Als zweites Beispiel Bartolozzischer Festkarten gebe ich die für den Regattaball zu Ranelagh, der gleichfalls eine Zeichnung Ciprianis als Vorlage gedient hat (Bild 4). Hier wird, dem klassizistischen Geschmack der Zeit entsprechend, Poseidon höchstselbst bemüht; auf seinem Muschelwagen kommt er mit seinem Gefolge von Tritonen und Najaden herbei und schaut zwei eifrig um die Wette rudernden Putten zu, die er durch Zeigen des Siegespreises anfeuert. Aus dem Walde am Ufer lugt das Dach eines antiken Tempels heraus; sonst wirkt die Landschaft durchaus nordisch. Gewiß wird man gegen solche gemeinsamen Schöpfungen des Freundespaares Cipriani-Bartolozzi mancherlei einwenden, wird sie süßlich, überzart, empfindsam, ihren Klassizismus unecht finden können, auf der andern Seite wird man ihnen aber vornehme Haltung, sicheren Geschmack und hohen Schönheitssinn gewiß nicht absprechen dürfen und ihre technische Vollendung wird man rückhaltlos bewundern müssen.

Auch in Deutschland hat Bartolozzis Kunst viele Verehrer gefunden; die zahlreichen Blätter von seiner Hand, die man bei alten Familien als Wandschmuck findet, geben davon Zeugnis. Auch in den mir vorliegenden Balleinladungen aus den Jahren 1793—1802, die *Johann Vincenz Kininger*, ein aus Regensburg stammender Maler, gezeichnet und der treffliche *Clemens Kohl* (1754—1801), ein Schüler Schmutzers, gestochen hat, zeigen deutlich Bartolozzis Einfluß. Sie laden zu den Gesellschaftsbällen im Wiener Konviktshause ein; bei einer ist die Bestimmung nicht ersichtlich, da sie mir leider in einem Abdruck vor der Schrift vorliegt. Sie atmen echt Wiener Anmut und Liebenswürdigkeit; an Freiheit des Stils und technischer Vollendung des Stiches können sie sich aber mit ihren englischen Vorbildern nicht messen (Bild 5 und 6).

Diese Kiningerschen Karten, die zeitlich teilweise schon in das 19. Jahrhundert gehören, in Geist und Stil aber noch echte Erzeugnisse der Zopfzeit sind, werden in Wien gewiß nicht allein gestanden haben; sie werden vielleicht sogar eine ganze Anzahl von Vorläufern gehabt haben, die mir unbekannt geblieben sind. Denn mangels jeglicher einschlägiger Literatur bin ich ausschließlich auf meine Nachsuchungen angewiesen, deren Ergebnis naturgemäß sehr lückenhaft bleiben mußte. Immerhin glaube ich aber sagen zu dürfen, daß die Zahl der Festkarten des 18. Jahrhunderts in Wien wie im übrigen Deutschland recht gering gewesen ist. Die Gesellschaft der zahlreichen kleinen Höfe scheint sich im Gegensatz zu Frankreich ganz zurückgehalten zu haben; die Nachahmung der französischen Gesellschaftsformen erstreckte sich nicht bis zu diesem vornehmen Schmuck des Daseins. Auch Berlin fiel ganz aus. Bei der bekannten Vorliebe, die Friedrich der Große der französischen Kunst seiner Zeit entgegenbrachte, wird er möglicherweise auch einzelne

Digitized by Google

Arbeiten der französischen Kleinmeister auf unserem Gebiete kennen gelernt haben; er war aber während des größten Teils seiner Regierung, auch wenn ihn der Krieg nicht von Berlin und Potsdam fernhielt, prunkvoller Geselligkeit so gründlich abhold, daß ihm der Gedanke naturgemäß fern liegen mußte, Berliner Künstler mit derartigen Aufträgen zu versehen. Das ist um so mehr zu bedauern, als ihm in J. W. Meil ein Meister des Grabstichels zur Verfügung gestanden hätte, dessen heitere Phantasie, dessen beinahe französische Grazie und Leichtigkeit ihn zu solchen Aufgaben wie geschaffen erscheinen ließ. Ich habe aber in seinem ganzen großen Werke keine einzige Festkarte nachweisen können. Das gleiche gilt von Daniel Berger, der der Berliner Gesellschaft so musterhaft vornehme Besuchskarten schuf, von F. Bolt, und abgesehen von einem Hochzeitskärtchen, auch von Daniel Chodowiecki. Hiernach glaube ich sagen zu dürfen, daß eine wirkliche Entwicklung der deutschen Festkarte erst nach den Freiheitskriegen einsetzt, nachdem die Entstehung zahlreicher Vereine eine rege Vereinsgeselligkeit hervorgerufen hatte.

Wie ein Vorläufer der prächtigen Denkmäler fröhlicher Stunden, wie sie die Kunst Schadows, Menzels, Hosemanns und so vieler anderer Meister geschaffen, wirkt das bescheidene Kärtchen zu einer Feier des Pegnesischen Blumenordens am 3. August 1791, das *Paul Wolfgang Schwarz*, Herzogl. Sachsen-Koburg-Saalfeldischer Hofgraveur und Kunsthändler in Nürnberg (1766 bis etwa 1815) gefertigt hat, gestiftet ist es nach der Unterschrift von C. Schwarz, wohl dem Bruder des Stechers, der Kais. Notar und von Oelhafenscher Amtmann war. Ein luftiger Pavillon, dessen Pforten mit Blumen umwunden sind, wird von einem V. P. = vivat Pegnesia bekrönt; in einer Schrifttafel wird allen Angehörigen des fast 150 Jahre bestehenden Ordens ein Hoch gebracht, dessen damalige Mitglieder als aufgeklärte Zeitgenossen unserer Klassiker des Begründers des Ordens, Philipp Harsdörffers und seines poetischen Trichters gewiß nur mit überlegenem Lächeln gedachten (Bild 7).

Nürnberg war der Ort, an dem im 18. Jahrhundert Festkarten anscheinend am häufigsten vorkamen; hier hat insbesondere die Hochzeitskarte geblüht, die bei Vermählungsfeiern sowohl zur Erhöhung der Feststimmung wie als bleibende Erinnerungszeichen an die Gäste verteilt wurden. Solche Karten kamen schon im 17. Jahrhundert in Deutschland nicht selten vor; ein in meinem Besitz befindliches Blatt mit einer Kupfervignette J. C. Höckners trägt das Datum des 30. X. 1655 und wird schwerlich das älteste seiner Art sein. Ein schwülstiges, von frommen Ermahnungen überströmendes Wunschgedicht bildet regelmäßig den Hauptinhalt der Hochzeitskarte, daneben finden sich die üblichen deutschen und lateinischen Wortspielereien, Chronogramme u. a. So blieb es auch zunächst in der Zeit des Rokoko. Eine von J. F. Scharffenstein: „bey dem Hochadelichen Holzschuher-Fürerischen Vermählungsfeste" am 8. Juli 1738 dargebrachte „Trauungsode" schließt beispielweise: „Wo zwei genau verbundne Seelen In ihrer keusch entflammten Brust Zu ihrem Erbteil Dich erwehlen Da fehlt es nicht an Trost und Lust. Da können treu gesinnte Herzen In reiner Liebe freundlich scherzen Und deiner Huld versichert sein. Du läuterst selber Ihre Triebe Und machst das Feuer Ihrer Liebe Zu einem heitern Sonnenschein". Die Widmung auf der Vorderseite ist von den kranzartig angeordneten Ahnenwappen der Brautleute umgeben; in dekorativ geschickter Weise sind da zahlreiche Wappen der edlen regierenden Geschlechter der alten Reichsstadt aneinandergefügt, der Holzschuher, der Fürer, der Welser, der Rieter, der Imhoff, der Scheurl, der Harsdörfer, der Löffelholz u. a. Die beigesetzten Jahreszahlen geben anscheinend die Vermählungszeiten der betreffenden Paare an (Bild 8). Das wappenstolze Nürnberger Patriziat liebte derartigen Schmuck auf seinen Exlibris wie auf seinen Hochzeitskarten. Es sei hier an das dem Raphael Custos zugeschriebene Bucheignerzeichen der Wilhelm Kreß von Kressenstein und der Clara gebornen Viatissin vom Jahre 1645 erinnert (Abb. bei Leiningen, Deutsche Exlibris S. 177), das die Ahnenwappen des Paares in ganz ähnlicher Anordnung zeigt, und noch 1791 fertigte J. Nußbiegel ein ebensolches Blatt bei einer Ebner-Welserischen Vermählung. Nicht viel anders, wie unser Holzschuher-Fürerisches Hochzeitsblatt, wird vermutlich auch der „Genealogische Wappenkranz bei der von Ölhafen-Ebnerischen Vermählung" 1738 aus-

Digitized by Google

gesehen haben, den Nagler als eine Arbeit von *J. W. Stör* aufführt. Eine andere Hochzeitskarte, die den Namen dieses Künstlers trägt, befindet sich in meiner Sammlung. Sie zeigt auf der einen Seite, wie der Bräutigam von Hymen der Braut zugeführt wird; im Hintergrunde sieht man ein Gut mit geräumigem Schloßgebäude, vermutlich den künftigen Wohnsitz des leider nicht namentlich bezeichneten Paares (Bild 9). Die Darstellung ist recht steif und unerfreulich und steht in merkwürdigem Gegensatz zu der hübschen allegorischen Komposition der Rückseite, die die Allmacht des selbst Götter und Heroen, selbst wilde Tiere mit seinen Rosenketten fesselnden Amors feiert (Bild 10). Es fällt schwer, zu glauben, daß Vorder- und Rückseite von derselben Hand und aus derselben Zeit stammen, wie man doch wohl annehmen muß. Nach Nagler soll Stör „um 1740" das Zeitliche gesegnet haben; diese Zeitangabe erscheint etwas früh im Hinblick auf die stilistische Behandlung der Rückseite und dürfte kaum zutreffen. Solche Hochzeitskarten sind in den Kreisen des Nürnberger Patriziats zahlreich entstanden. Ein Blättchen, das das Brautpaar in höchst würdevoll-steifer Haltung zeigt, wie es sich die Hand zum Lebensbunde reicht, erinnert an die Vermählung zweier Holzschuher (Bild 11); bei einem andern für Pfintzing und Geuder haben, wie auch in vielen andern Arbeiten, *Nicolaus Friedrich Eisenberger* (gest. um 1770) und *Georg Lichtensteger* zusammengearbeitet. Aus dem vorletzten Jahrzehnt der Nürnberger Stadtherrlichkeit stammt ein sehr hübsches Blatt, das *Andreas Leonhard Möglich* 1783 für die Hochzeit Hans Carl Welsers und Helenas Haller von Hallerstein gestochen hat. Am Fuße eines Obelisken sieht man die durch einen Kranz zusammengehaltenen Familienwappen mit der Unterschrift „Ewig vereint". Die Silhouetten des Brautpaares werden von Putten mit Blumenkränzen schwebend gehalten. Einen andern Typus vertreten zwei Karten *Johann Eberhard Ihles*, eines aus Eßlingen gebürtigen Künstlers, der seit 1749 in Nürnberg ansässig war und seit 1771 dort als Akademiedirektor wirkte. Elegante Rokokoumrahmungen werden oben von dem Allianzwappen des Paares — einmal Volckamer-Löffelholz, das andere Mal Pfinzing-Geuder — abgeschlossen; der Text wurde eingedruckt, vielleicht auch eingeschrieben. Beide Stücke sind von *V. Bischoff* sauber gestochen (Bild 12).

Ihle hat 1787 auch das Festblatt zum 50jährigen Senatorenjubiläum eines Mitgliedes der Nürnberger Aristokratie, des Christoph Friedrich Stromer, entworfen, das *Bock* — welcher der beiden, viel zusammenarbeitenden Brüder, ist nicht ersichtlich — gestochen hat. Die Büste des Gefeierten ist in seinem Amtszimmer aufgerichtet, zwei weibliche Genien umgeben sie; vor ihr kniet ein Krüppel, als Hinweis auf Stromers Wirksamkeit als Pfleger des Spitals. Im Hintergrunde liegen die in Nürnberg bewahrten deutschen Reichsinsignien, die einer von Stromers Vorfahren dorthin gebracht und von denen Stromer eine Beschreibung verfaßt zu haben scheint.

Noch einiger Hochzeitskarten aus andern deutschen Städten möchte ich zum Schlusse gedenken. Bereits erwähnt wurde das reizende Blättchen, das *Daniel Chodowiecki* 1775 als „Couvertkarte" zur Hochzeit seines Freundes Barthélemy radierte, der ursprünglich Eisenhändler und später Sekretär des französischen Konsistoriums in Berlin war. Die unter der Bezeichnung „Heimführung der Braut" bekannte Karte (Engelmann 133) zeigt den Bräutigam, der die Braut, eine geborene Kolbe, im Korbe auf den Rücken davonträgt. Amor mit einer Fahne „Au rendés vous" schreitet voran, dann folgt ein Fiedelmann in Begleitung eines Hundes, zwei Gaukler und ein Klapperstorch bilden den Schluß des Zuges (Bild 13). Fast 20 Jahre später schuf *Wilhelm Chodowiecki* in ziemlich enger Anlehnung an diese Arbeit seines Vaters ein andres Hochzeitsblatt: Die Parade (Hirsch Nr. 32). Es galt der Hochzeit des Regierungsrats Hempel mit Demoiselle Sebert und war von zwei „aufrichtigen Freunden" des Brautpaares, Ockel und Biester, bestellt worden. Hier geht es wesentlich steifer zu, als auf der Arbeit des alten Chodowiecki. Die Braut schreitet am Arme ihres Erwählten würdig einher; der Storch trägt die Schleppe der Braut, und an Stelle der Musikanten und Gaukler sind höchst gesittete Putten getreten. Die Karte hat anscheinend gefallen und dem Künstler im nächsten Jahre einen neuen Auftrag eingebracht. Der „Triumph der Ehe" ist dies Blatt genannt (Hirsch Nr. 39), auf dem wir einen ganz ähnlichen

Digitized by Google

Aufzug mit einem Fahnenträger, Amoretten, einem Pudel sehen. Doch sitzt hier das Brautpaar in einem von Tauben gezogenen Wagen, über dem ein als Lakai auf dem hinteren Trittbrett stehender Storch einen Sonnenschirm hält. Nach der Unterschrift handelt es sich um ein Hochzeitsgeschenk, das Major von Clingenau und Frau der liebenswürdigen Gräfin Caroline von Krockow bei ihrer Vermählung mit dem Reichsgrafen von Schwerin „zum Beweise der innigsten Hochachtung und Freundschaft" gewidmet haben. Noch ein drittes Hochzeitskärtchen hat Wilhelm Chodowiecki gefertigt mit Hymen, Amor und zwei schnäbelnden Tauben; leider kündet uns hier keine Unterschrift den Anlaß.

In Leipzig sind zwei Hochzeitskarten von der Hand des späteren Direktors der Kunstakademie, des *Johann Veit Schnorr von Carolsfeld* entstanden, eines Schülers von Öser (1764 bis 1841). Er besaß nicht das bedeutende Talent seines Sohnes, des berühmten Malers und Bibelillustrators, im Gegenteil, seine künstlerischen Anlagen waren nur bescheiden, aber obwohl er das selbst erkannte, trieb ihn ein unbezähmbarer Drang zur Kunst. Zweimal hat er das Kunststudium aufgegeben und sich der Rechtswissenschaft zugewendet, ist sogar Notar geworden und ist schließlich doch wieder zur Malerei zurückgekehrt. Seine Lebenserinnerungen zeigen ihn als eine liebenswürdige Persönlichkeit. Das Leben hat ihn manchmal hart angefaßt; von seiner ersten Frau wurde er geschieden, die Kriegszeiten brachten manche Nöte, oftmals war Schmalhans bei ihm Küchenmeister, aber seine Frohnatur ist ihm dennoch geblieben. So ist es kein Wunder, daß er zu den wenigen deutschen Künstlern des 18. Jahrhunderts gehört, die Festkarten angefertigt haben. Das eine seiner Hochzeitsblätter, bezeichnet „Leipzig am 10. Juny 1793", stellt Amor dar, der einen Löwen bändigt (Nagler, Nr. 13 des Verz.) (Bild 15), das andre: „Zum Andenken des 22. Mayes 1792 von der Familie L. H." (Nr. 21 des Naglerschen Verzeichnisses) zeigt die Zuführung der Braut durch Amor. Daß der Bräutigam, der offenbar eben noch eifrig studiert hat, sich nicht einmal erhebt, um die Holde zu empfangen, ist übrigens wenig höflich (Bild 16).

Ungefähr um die gleiche Zeit dürfte ein Blättchen entstanden sein, von dem ich einen Abdruck im Stadtgeschichtlichen Museum in Leipzig sah. Als Stecher nennt sich *Carl Heinrich Grünler* (1761—1823). Ein junges Mädchen reicht ihr Herz einem Löwen hin, der auf einem mit Weinlaub umkränzten Stabe einen Herrenhut trägt. Darunter steht: „Amicitia — der Anfang ist der 1. Sept. a. c., — der Schluß ist der 30. April a. f." Zunächst war mir der Zweck des Bildes unerklärlich, aber bald fiel mir Goethes Schilderung des Liebesspieles in seinem Frankfurter Kreise ein (Dichtung und Wahrheit, Buch VI und XV). Die Namen der Herren wurden auf Lose geschrieben, die die Damen zogen. Die so durch den Zufall Vereinten waren verpflichtet, sich eine Woche lang als glückliche Liebespaare zu betrachten. An eine ähnliche Veranstaltung wird man wohl bei unserer Leipziger Karte zu denken haben. Um ein Losformular wird es sich freilich kaum handeln; vielmehr wird die Karte zur Beurkundung eines Liebesvertrages gedient haben, indem die Paare ihre Namen auf die freie Mauerwand schrieben und dann die Karten austauschten. Ähnliches könnte noch jetzt vorkommen; wird doch in einem Roman von Emmi Lewald, offenbar nach einem bestimmten Vorbilde, ein Verein der Bannbefreiten geschildert, unter dessen Mitgliedern derartige von vornherein zeitlich begrenzte Verhältnisse bestehen.

Zum Schlusse sei noch eines höchst eigenartigen Hochzeitsblattes aus dem Jahre 1721 gedacht, von dem sich ein Abdruck in meiner Sammlung erhalten hat (Beilage). Es ist um so interessanter, als es einem trefflichen Künstler gewidmet ist, dem Hofgoldschmiede Augusts des Starken Johann Melchior Dinglinger (1665—1731), von dessen schöpferischer Phantasie und technischem Können zahlreiche kunstvolle Kostbarkeiten im Dresdner Grünen Gewölbe Zeugnis ablegen. In einem schwungvollen Nachruf, der einige Tage nach seinem Tode erschien, wird er als ein Künstler gepriesen, der seinesgleichen nicht gehabt, den Kaiser und Könige geehrt, Fürsten geliebet, das Land gepriesen, die Stadt bewundert habe, eine Zier unserer Zeiten, ein Wunder der Nachwelt (Sponsel, Dinglinger S. 62/63). Der bekannte Kupferstich Johann Georg Wolffgangs zeigt uns den berühmten Mann als eine behäbige, genußfreudige, mit sich und der Welt offenbar recht zu-

Digitized by Google

friedene Persönlichkeit, die sich durch Schicksalsschläge und Widerwärtigkeiten nicht so leicht aus dem seelischen Gleichgewicht bringen läßt. Als ein Mann von solcher Sinnesart bewies er sich auch darin, daß er, nachdem er dreimal eine Lebensgefährtin begraben hatte, bereits ein Jahr nach dem Tode der dritten eine vierte Gattin in das stattliche Haus an der Frauenstraße in Dresden führte — übrigens noch nicht die letzte; denn er war fünfmal verheiratet. Daß diese Ehelust des etwa 56 Jahre alten Meisters seinem Freundeskreise Anlaß zu mancherlei Scherzen gab, ist begreiflich; ein solcher ist auch die dreiseitige Hochzeitszeitung, die hier etwas verkleinert wiedergegeben ist. Sie besteht aus einem die ganze erste Seite füllenden Titel und einem die beiden andern Seiten einnehmenden Gedicht, das mit seinem derbkomischen Inhalt in scharfem Gegensatz zu den üblichen schwülstigen und salbungsvollen „Trauungsoden" steht. Eine Steigerung der humoristischen Wirkung wird dadurch erstrebt, daß einzelne Worte oder Silben nicht durch Schriftzeichen, sondern hieroglyphenartig durch Abbildung von Personen und Gegenständen ausgedrückt sind, so daß die Entzifferung der rätselhaften Inschrift zwar nicht besonders schwer, aber auch nicht ganz mühelos war und die Hochzeitsgesellschaft eine ganze Weile erheitern konnte. Die Buchstaben der ersten Zeile der Überschrift sind in der Art, wie es Schadow später liebte, durch kleine Figuren gebildet: „Polygamia ist durchgehends nicht verboten, drum geht Herr Dinglinger von neiem in die Schoten, will nach dem wittwer Jahr die Güttermännin haben und wird hierbei beschenckt von einem guten Knaben." Der gute Knabe ist vermutlich porträtähnlich dargestellt, so daß er keine Veranlassung hatte, sich zu nennen. Von einer Entzifferung des Gedichtes glaube ich hier absehen zu sollen, um dem geneigten Leser, der Lust verspürt, diese Nuß zu knacken, das Vergnügen daran nicht zu verderben.

Digitized by Google

Ein Hans Sachs-Fund in der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München.

Von

Bibliothekar Dr. Karl Schottenloher in München.

Mit drei Bildern.

Als die Kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München im Herbste 1894 eine Hans Sachs-Ausstellung zum 400. Geburtstage des Nürnberger Meistersängers veranstaltete[1], verfügte sie über keine eigenhändige Niederschrift des Dichters und legte zum Ersatze dafür zwei freundlichst überlassene Handschriften der Kgl. Bibliothek zu Dresden vor. Niemand ahnte damals, daß im eigenen Hause ein Denkmal verborgen stand, so köstlich und fein in seiner Art, wie es sich kaum anderswo in der Welt hätte finden lassen.

Mir glückte der schöne Fund am 1. Februar 1917, als ich mir die Reformationsdrucke der Bibliothek durch die Hand gehen ließ und dabei einen für die damalige Zeit auffallenden Prachteinband zu Gesicht bekam. Da das Buch als Hauptbestandteil die Augsburger Bekenntnisschrift vom Jahre 1530 enthält, stand es, wohin es gehörte, bei den Ausgaben der Augsburger Konfession[2], deren die Münchener Sammlung eine stattliche Anzahl, manche sogar in Doppelstücken, besitzt. So konnte es ein blinder Zufall fügen, daß unser Band niemals außer etwa beim Abstauben und Umstellen seinen Platz verließ und so über ein Jahrhundert lang verborgen blieb.

---

1 Vgl. das gedruckte Verzeichnis: Hans Sachs-Ausstellung der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek. 2. Aufl. München 1894.
2 Mit der Standortsnummer: 4 H. ref. 205, jetzt L. impr. c. n. mss. 85.

Bild 1. Prachteinband aus dem Besitz Leonhard Deffners mit Hans Sachs-Widmung.

Digitized by Google

Der inhaltsreiche Sammelband enthält folgende Bestandteile: erstens den lateinischen und deutschen Text des Augsburger Bekenntnisses (Confessio fidei) samt seiner Rechtfertigung (Apologia) in der Wittenberger Quart-Ausgabe vom Jahre 1531, sodann 12 eingebundene Schreibblätter, davon Blatt 10 und 11 mit handschriftlichen Auszügen aus Luther über die rechte Lehre ausgefüllt, endlich Martin Luthers Druckschrift „Warnung an seine lieben Deutschen auf diesen Fall, so die Feinde christlicher Wahrheit diese Kirchen und Land, darin reine Lehre des Evangeliums gepredigt wird, mit Krieg überziehen und zerstören wollten"; die Schrift war bereits im Jahre 1531 erschienen, 1546 von Melanchthon mit einem Vorwort versehen und 1557 von Christoph Heußler zu Nürnberg neu gedruckt worden[1]. Dieser Druckausgabe folgen zuletzt noch drei eingefügte Vorsatzblätter.

Seinem ganzen Inhalte nach scheint das Buch für den ursprünglichen Besitzer eine Art frommen Hausschatz und festes Glaubensbekenntnis bedeutet zu haben. Dafür spricht auch der prachtvolle braune Lederband (Bild 1), der Metallbeschlag mit Ecken und Schließen, der reichverzierte Goldschnitt, endlich die Goldpressung mit feinen Ornamenten und der Besitzaufschrift: „*Leonhardus Deuanerus 1573 E Fossis Carolinis*", auf deutsch: Leonhard Deffner aus dem „Karlsgraben".

Ein Doppeltes sagt uns dieses Buchdenkmal, einmal daß sein Besitzer die Kirche Luthers über alles geliebt hat, dann aber auch daß er ein warmer Bücherfreund gewesen sein muß. Vielleicht hat er nicht einmal viele Bücher sein eigen genannt, als Schulmeister braucht er nicht mehr als eine Bibel, einen Katechismus, ein paar Schulschriften besessen zu haben, aber sicher hat er diesen Besitz als kostbaren Schatz gewertet und gehütet. Er konnte sich in der Ausschmückung des geliebten Sammelbandes gar nicht genug tun und sann auf eine besonders feine Zutat. Und siehe, er kannte in den Mauern Nürnbergs einen Freund, der aus dem reichen Quell seiner Dichterkraft gar schöne Verse zu spenden wußte und gegen Geld und gute Worte Gelegenheitsgedichte in Hülle und Fülle gab. So wie man in der Dresdener Hans Sachs-Handschrift M 192 auf Blatt 33 die Bitte lesen kann: „Mein freundlich grus und alles guets, herzlieber vater Sachsse, ir wolt mir ein schon lied schreiben auf die seiten"[2], so wird nun auch unser Nürnberger Schulmeister sein Buch zu Hans Sachs gebracht haben, auf daß der Dichter es mit einem frommen Spruche noch besonders weihe. Und der bis in sein tiefstes Alter versefrohe Meister hat die Bitte nicht unerfüllt gelassen. Hören wir, was er mit seiner kräftig-schönen Hand, sie mochte vor Alter zittern, sie mußte sich dem Willen des Dichters fügen, auf das vordere Deckblatt des Einbandes schrieb (Bild 2):

L obſpruch der ſchen confeſſion
E wangeliſcher warheit fron
O n Carolum den kaiſer wert
N ach dem ers zu Augſpurg pegert
H at als man zelet dreiſſig jar
A n ſieben fuerſten lauter clar
R eichlich und auch an zwo reichſteet
T refflich ſe ein verſamlung het
D a dieſe rain und criſtlich ler
E hrlich wart bſchloſſen got zu er
F alſch menſchen ler verworffen darneben
N it criſtlich ſey darnach zu leben
E her lob ſey gottes mayeſtat
R ain er uns ſein wort geben hat.

V nd das es fruchtparlich auf wachs
W ünſcht der das gſchrieben hat Hans Sachs

Anno ſalutis 1573
ſeins alters im 78.

1 Vgl. Martin Luthers Werke, Bd. 30, Abt. 3. Weimar 1910, S. 252ff.

2 Von mehreren Sachs-Handschriften kennen wir die Besitzer, für die sie der Dichter geschrieben hat, so Sebastian Hilprant (Dresden M. 11), Linhart Hachenberger (Dresden M. 12), Kaspar Petz (Dresden M. 8a), Hans Lautzdorffer (Göttingen, Philol. 194).

Digitized by Google

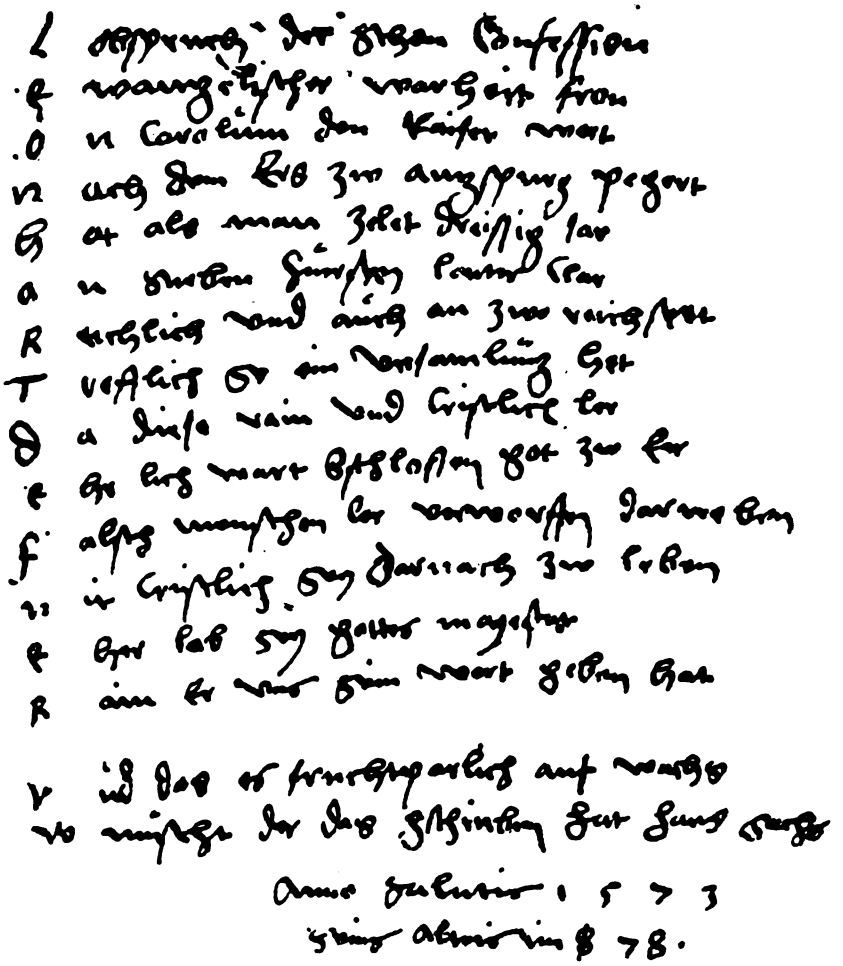


Bild 2.
Verse von Hans Sachs mit dem Akrostichon: Leonhard Deffner v[on] W[eißenburg].

Der greise Dichter, der in diesem Spruche nicht bloß der Augsburger Konfession, sondern mit den Anfangsbuchstaben auch seinem Freunde ein Denkmal setzen wollte, mag nicht wenig froh und stolz gewesen sein, daß er in so hohem Alter noch die Reime und die Feder führen konnte, und trug in heller Freude hierüber auf dem drittletzten Vorsatzblatt für seinen Freund noch folgende zwei Zeilen ein (Bild 3):

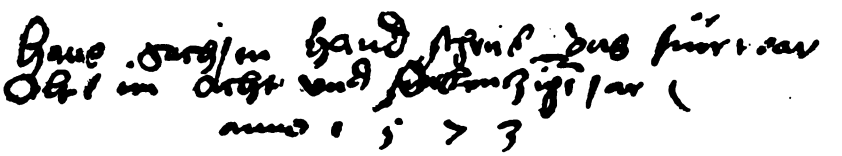


Bild 3.

„Hans Sachsen hand schrieb das fuerwar
Alt im acht und siebenzigsten jar
anno 1573."

Man sieht es den nachlassenden Schriftzügen an, daß die Hand dem Schreiber jetzt nicht mehr so willig folgte, daß sie müde geworden war.

Digitized by Google

Der „Lobspruch auf das Augsburger Bekenntnis" ist das vorletzte Gedicht, das wir von Hans Sachs kennen. Seiner Gewohnheit gemäß hat er die Verse nochmals abgeschrieben und in den 12. Band der Sprüche aufgenommen, der heute im Besitze des Rates von Zwickau ist. Daraus hat sie Edmund Goetze unter den Werken des Dichters veröffentlicht[1]. Die Zwickauer Abschrift weicht von der Vorlage in zwei Dingen ab: einmal führt sie einen Titel, nämlich die Überschrift: „Lobspruech der cristlichen confession zu Augspurg, peschlossen im 1530 jar. Den cristlichen glauben erclert Leonhart Deffner v. Wiesenpurg"; sodann ist der letzte Vers geändert, indem es hier sprachlich viel härter, heißt:

„Und das es fruchparlich auf wachs,
Wünschet uns der schreiber Johann Sachs.
Anno salutis 1573, am 19tag Marci
Seins alters im 78 jar volent."

Nach dem Lobspruch auf das Augsburger Bekenntnis hat Sachs nur noch ein einziges Gedicht: „Das neu Fähnlein deutscher Landsknecht" und dieses am 15. Mai, also zwei Monate später, niedergeschrieben. Dann ist seine Stimme endgültig verklungen, nachdem sie oft und oft das letzte Lied verkündet, aber immer wieder ein neues hatte singen müssen.

Was Hans Sachs seinem Freunde Leonhard Deffner zuliebe gedichtet hat, mutet uns wie ein letztes Vermächtnis an, wie der stille Ausklang eines tief erlebten Bekenntnisses, das vierzig Jahre früher in der „Wittenbergischen Nachtigall" so wuchtig einhergerauscht war.

Über Leonhard Deffner, auch Däphner geschrieben, läßt sich nicht viel sagen[2]. Er stammte „e fossis Carolinis", war eine Zeitlang als „Schuldiener" (Collaborator) an der Schule zu St. Sebald in Nürnberg, schrieb im Jahre 1574 ein Hochzeitsgedicht auf den evangelischen Geistlichen Ulrich Scheurer in Lauf[3] und starb fern von Nürnberg am 13. September 1575, also noch vor Hans Sachs: das ist alles, was der sonst so beredte Georg Andreas Will in seinem Nürnbergischen Gelehrten-Lexicon[4] zu melden weiß. Den angegebenen Todestag bestätigt uns auch ein Nürnberger Totenbuch[5], wo es heißt: Pfarr Sebaldi Monats Septembris Anno 1575, Tag 13. Lienhardt Deffner, Jungergesell[6] Schuldiener bei Sandt Sebaldt außwendig[7] verschieden.

Als Heimat Deffners ist wohl Weißenburg in Bayern an der heutigen Bahnhofslinie Nürnberg-Ingolstadt anzunehmen; wenigstens nennt ihn Hans Sachs „Leonhard Deffner aus Wiesenburg". Dieser selbst gibt freilich an, daß er „e fossis Carolinis" stamme: es wäre also an erster Stelle an den geschichtlich wohlbekannten Ort Graben[8] bei Weißenburg zu denken, wo sich noch heute der berühmte Kanalversuch Karls des Großen nachweisen läßt[9]. Es kann aber Deffner in einer humanistischen Anwandlung die gesamte Gegend des Karlsgrabens gemeint und in diese prunkende Bezeichnung seine Heimatstadt Weißenburg, wo auch der Hans Sachs-Band später verblieben ist, einbezogen haben. Trotz solcher Erwägungen ist es aber doch wohl möglich, daß

---

1 Hans Sachs. Herausgegeben von A. v. Keller und E. Goetze. Bd. 23 (207. Publikation des Literarischen Vereins in Stuttgart), Tübingen 1895, S. 495. Vgl. die Beschreibung im Bd. 25, S. 652, Nr. 6168.

2 Für die gütigen Bemühungen der Herren Geh. Hofrat Dr. Edmund Goetze, Archivrat Dr. Ernst Mummenhoff, Direktor Dr. Theodor Hampe und des Kgl. Kreisarchivs in Nürnberg möchte ich auch an dieser Stelle bestens danken.

3 Epithalamium scriptum in nuptias Dr. Ulrici Scheurerii Bavari, Verbi Domini Ministri in oppido Lauf, et Annae Maderinae, Joh. Maderi, civis Spirensis, piae memoriae filiae. Nürnberg 1574. Ich konnte das seltene Schriftchen nicht erreichen. Über Scheurer vgl. Carl Chr. Hirsch und Andr. Würfel, Lebensbeschreibungen aller Geistlichen in der Reichsstadt Nürnberg. Nürnberg 1756, St. Laurenz, S. 95 ff.

4 4. Theil. Nürnberg 1758, S. 382 f.

5 Nürnberg, Kreisarchiv: Totenbücher Nr. 7, Fol. 3.

6 unverheiratet.

7 auswärts.

8 und nicht Carlsbad, wie Will gemeint hat. Auf die richtige Auflösung brachten mich mein Kollege Dr. Simon Höpfl und mein Landsmann Dr. Jos. Widemann.

9 Vgl. Friedrich Beck, Der Karlsgraben. Eine historische, topographische und kritische Abhandlung. Nürnberg 1911.

Digitized by Google

Graben die Heimat Deffners ist: dann hätte eben Sachs statt des eigentlichen Geburtsortes das nahe gelegene größere Weißenburg genannt, eine Heimatsbezeichnung, die im 16. Jahrhundert keine Seltenheit ist; vielleicht hat dabei auch die Anordnung der Verse mitgespielt.

Da Deffner unverheiratet gestorben ist, wird seine Hinterlassenschaft bald in alle Winde zerstreut worden sein. Unser Hans Sachs-Band wurde bald hernach von dem evangelischen Prediger Johann Albrecht[1] erworben, der in Weißenburg, dem wahrscheinlichen Geburtsorte Deffners, seines geistlichen Amtes waltete; hier mag Deffner auch gestorben sein. Der neue Besitzer, vermutlich ein Freund des Verstorbenen, wußte das Buch so wohl zu schätzen, daß er es zu seinem Stammbuch ausersah, in das er seine nächsten Freunde Erinnerungssprüche einschreiben ließ. Wir finden folgende Namen mit Stellen aus der hl. Schrift oder mit Versen vertreten: Georg Pottinger, Pfarrer in Lietzheim[2], Georg Reger, Pfarrer in Rorenfels[3] und Michael Preu, Magister und Bürger, der sich am 7. Januar 1577 eintrug[4]. Vier weitere Sprucheinträge entbehren der Unterschriften.

Von den späteren Besitzern des Bandes werden nur noch Johann Weber, Pfarrer in Wendelstein und endlich der als medizinischer Schriftsteller bekannte Dr. phil. et med. Johann Michael Bernhold[5] mit der Zeitangabe: 25. April 1777 genannt. Bernhold starb am 12. Januar 1797, also unmittelbar vor der Säkularisation, die der Münchener Hof- und Staatsbibliothek ihre weltberühmten Schätze zugeführt hat. Wie der Hans Sachs-Band nach München gekommen ist, läßt sich nicht mehr feststellen; doch darf als sicher gelten, daß er sich schon mit den aufgehobenen Büchersammlungen eingefunden hat; denn als man nach einer Umstellung in den zwanziger Jahren die ganzen Bestände der Staatsbibliothek einer Durchsicht unterzog und einzeln kennzeichnete, hat auch unser Band sein Merkzeichen erhalten.

---

1 Vgl. über ihn Karl Ried, Die Durchführung der Reformation in der ehemaligen Reichsstadt Weißenburg i. B. (Histor. Forschungen und Quellen, herausg. von Josef Schlecht, Heft 1). München 1915, S. 55ff.

2 wohl Zeilitzheim, Bezirksamt Gerolzhofen in Unterfranken.

3 Rohrenfels, Bezirksamt Neuburg a. D.

4 Von Preu erfahren wir auch die genaue Adresse seiner Widmung: „Reverendo domino Johanni Alberto praeconi verbi dei apud Weissenburgenses Noricos".

5 Vgl. über ihn Joh. Aug. Vocke, Geburts- und Todten-Almanach Ansbachischer Gelehrten, Schriftsteller und Künstler, T. 1, Augsburg 1796, S. 392.

Digitized by Google

Heinrich Heine als Friedensanwalt.

Von

Geh. Hofrat Prof. Dr. Oskar Walzel in Dresden.

In Heines Schriften steht ein unbedingtes Bekenntnis zum ewigen Frieden. An einer Stelle, die nicht nur besonders leicht zugänglich ist, die überdies den Anschein eines Augenblickseinfalls mit Willen meidet und dafür den Eindruck eines Lebensprogrammes wecken möchte, verficht er den Gedanken friedlichen Zusammenschlusses aller Völker. Es geschah, als er die Berichte, die er seit seiner Übersiedlung nach Paris an die Augsburger Allgemeine Zeitung gesandt hatte, zu einem Buch unter der Überschrift „Französische Zustände" vereinigte. Die Vorrede, „geschrieben zu Paris, den 18. Oktober 1832", enthält gleich im dritten Absatz die Wendung: „Wenn wir es dahin bringen, daß die große Menge die Gegenwart versteht, so lassen die Völker sich nicht mehr von den Lohnschreibern der Aristokratie zu Haß und Krieg verhetzen, das große Völkerbündnis, die Heilige Allianz der Nationen, kommt zustande, wir brauchen aus wechselseitigem Mißtrauen keine stehenden Heere von vielen hunderttausend Mördern mehr zu füttern, wir benutzen zum Pflug ihre Schwerter und Rosse, und wir erlangen Friede und Wohlstand und Freiheit."

Heine fügt noch an: „Dieser Wirksamkeit bleibt mein Leben gewidmet; es ist mein Amt. Der Haß meiner Feinde darf als Bürgschaft gelten, daß ich dieses Amt bisher recht treu und ehrlich verwaltet." —

Selbstverständlich war es wohlberechnete Absicht, daß Heine dieses Bekenntnis dem Jahrestag der Schlacht von Leipzig zuwies. In solchem Augenblick niedergeschrieben, und zwar zu Paris, gewann das Bekenntnis an Bedeutung. Die Spitzen, die es gegen Preußen richtet, werden dadurch noch schärfer, freilich nicht schärfer als die Angriffe, die im weiteren Verlauf der Vorrede sich gegen die gleiche Macht kehren.

Heine ist viel zuviel Augenblicksmensch, ist von Eindrücken viel zu sehr abhängig, als daß er auf das feierlichst vorgetragene Lebensprogramm festgenagelt werden dürfte. Heine ist ferner auch in politischen Fragen viel zu sehr Ästhet, als daß er einen Satz, den er aus Gründen des Verstandes heute verfocht, nicht morgen aus Gründen künstlerischen Gefühls verworfen oder mindestens eingeschränkt hätte. Zufälligerweise läßt das Buch, an dessen Spitze Heine sein Leben dem Friedensbündnis der Völker widmet, gleich zu Beginn die Beweglichkeit und die künstlerische Tönung seiner politischen Anschauungen und obendrein seines Urteils über Krieg und Frieden erkennen.

Der zweite Artikel der „Französischen Zustände" — vom 19. Januar 1832 — vergleicht Napoleon und Lafayette, die beiden Namen, „die jetzt in Frankreich am schönsten blühen". Ihr Ruhm sei verschiedener Art: Lafayette kämpfte mehr für den Frieden als für den Sieg, Napoleon mehr um den Lorbeer als um den Eichenkranz. Lächerlich wäre es freilich nach Heines Ansicht, wenn man die Größe beider mit dem gleichen Maßstabe messen und den einen hinstellen wollte auf das Postament des andern. Heine denkt an die Vendômesäule, die aus den erbeuteten Kanonen so vieler Schlachten gegossen worden sei, und er erinnert sich der Worte Auguste Barbiers: „Ce bronze que jamais ne regardent les mères, ce bronze grandi sous leurs pleurs." Auf diese Säule gehöre Napoleon, der eiserne Mann, hier wie im Leben fußend auf seinem Kanonenruhm, schauerlich isoliert emporragend in den Wolken, so daß jedem ehrgeizigen Soldaten das gedemütigte Herz geheilt werde von der eitlen Ruhmsucht und die Metallsäule als Gewitterableiter des Heldentums den friedlichsten Nutzen stifte in Europa. Lafayette hingegen gründe sich eine bessere Säule und ein besseres Standbild als von Metall und Marmor. Wo gäbe es einen Marmor so rein wie das Herz, wo gäbe es Metall so fest wie die Treue des alten Lafayette?

Digitized by Google

Das klingt ja zunächst ganz wie unbedingte Verherrlichung des Friedens, wie Verurteilung sogar eines Kriegshelden, den Heine so hoch einschätzt wie seinen Abgott Napoleon. Aber bald läßt sich erkennen, daß hinter den Lobesworten auf Lafayette etwas Ironie verborgen ist. Wirklich dürfte Heine damals wie jederzeit geneigt gewesen sein, einige Dutzend Lafayettes für den einen Napoleon hinzugeben. Zwar entwickelt er noch eine längere Reihe von verherrlichenden Wendungen für den „getreuen Eckart der Freiheit", doch gleich darauf gesteht er gern zu, daß der tote Napoleon von den Franzosen mehr geliebt werde als der lebende Lafayette, erzählt er rührende Anekdoten von der Anhänglichkeit, mit der zu Paris vom dreijährigen Kinde bis zum alten krüppelhaften Bettler alles an Napoleon hänge, erzählt sie als eigene Erlebnisse. Dann aber kann er die boshafte Bemerkung nicht unterdrücken, wie komisch es auf ihn gewirkt habe, den Gesang von „Lafayette aux cheveux blancs" anhören zu müssen, während Lafayette selbst mit seiner braunen Perücke neben ihm stand.

Heine kann dem Kriege nicht ganz gram sein, wenn er an die Schlachten und Siege Napoleons denkt. Wer in frühester Jugend die metallenen Klänge der beiden Grenadiere anschlagen kann, ist für einen unbedingten Friedensapostel ein für allemal verdorben. Die Soldaten des Soldatenkaisers fanden in Heine jederzeit einen unbedingten Verehrer. Noch wenn er gegen Napoleon Einwände erhebt, huldigt er ihnen. Er rückt sie in den Vordergrund, wenn er von Napoleons Taten zu melden hat. Das unbedingteste Loblied, das er jemals auf Napoleon sang, das „Buch Le Grand" der Reisebilder, führt seine Überschrift nach einem Trommler Napoleons, während der Name Napoleons auf keinem Titel einer Dichtung Heines erscheint. Im achten Kapitel vergegenwärtigt Heine mit treffsicherer Kunst den Einzug Napoleons in Düsseldorf: den Kaiser in seiner scheinlosen grünen Uniform mit dem kleinen welthistorischen Hütchen, auf dem weißen Rößlein, das so ruhig stolz, so sicher, so ausgezeichnet ging; die sonnigmarmorne Hand, eine mächtige Hand, eine von den beiden Händen, die das vielköpfige Ungeheuer der Anarchie gebändigt und den Völkerzweikampf geordnet hatten, und die jetzt gutmütig den Hals des Pferdes klopfte; das Gesicht von der Farbe marmorner Griechen- und Römerköpfe, die lächelnden Lippen und das lächelnde Auge, das, klar wie der Himmel, im Herzen der Menschen lesen und rasch alle Dinge dieser Welt sehen konnte, die Stirne, auf der die Geister zukünftiger Schlachten nisteten und über die bisweilen die schaffenden Gedanken zuckten. Und hinter ihm, stolz auf schnaubenden Rossen und belastet mit Gold und Geschmeide, sein Gefolge. Die Trommeln wirbelten, die Trompeten erklangen ... Mitten durch die Allee ritt der Kaiser mit seinem Gefolge, trotz der Polizeiverordnung, daß man bei fünf Taler Strafe nicht durch die Allee reiten dürfe.

Heines Gefühl und Heines Darstellung dreht sich um diesen Gegensatz, treibt ihn ironisch zu spitzem Sarkasmus empor und macht ihn zum Symbol des ganzen Vorgangs. Aber schon vorher, im sechsten Kapitel, ziehen die Soldaten Napoleons in Düsseldorf ein; und es ist, als sei Heines Herz da noch weit stärker beteiligt. Da spricht ein Gefühl mit, wärmer als staunende Bewunderung, die sich mit Spott über Napoleons Gegner mischt. Das ist der eigentliche Ton des Buchs, dieses Denkmals napoleonischer Trommlerherrlichkeit, ihres Glückes und ihres Endes. In strahlendem Licht enthüllt sich das freudige Volk des Ruhmes, das singend und klingend die Welt durchzog, die heiter-ernsten Grenadiergesichter, die Bärenmützen, die dreifarbigen Kokarden, die blinkenden Bajonette, die Voltigeurs voll Lustigkeit und Point d'honneur, und der allmächtig große, silbergestickte Tambourmajor, der seinen Stock mit dem vergoldeten Knopf bis an die erste Etage werfen konnte und seine Augen sogar bis zur zweiten Etage — wo ebenfalls schöne Mädchen am Fenster saßen.

Die Trommeln haben es Heine angetan. Monsieur Le Grand erzählt ihm von den Kriegstaten des großen Kaisers und schlägt dazu die Märsche, die während jener Zeit getrommelt wurden. Lebendig sieht und hört Heine den Zug über den Simplon — der Kaiser voran und hinterdrein klimmend die braven Grenadiere, während aufgescheuchtes Gevögel sein Krächzen erhebt und die Gletscher in der Ferne donnern. Er sieht den Kaiser, die Fahne im Arm, auf der Brücke von Lodi, im grauen Mantel bei Marengo, zu Roß in der Schlacht bei den Pyramiden — nichts als Pulverdampf und Mamelucken —, in der Schlacht bei Austerlitz — hui; wie pfiffen die Kugeln über die glatte Eisbahn —, er sieht, er hört die Schlacht bei Eylau, bei Wagram.

Dem Zauber, der von Napoleons Soldaten ausging, konnten auch andere nicht widerstehen. Und doch ist es ein grundverschiedenes Gefühl, wenn Frau Rat Goethe am 27. Oktober 1807 ihrem Sohne von dem „prächtigen Schauspiel" berichtet, daß sie seit Tagen genießt: die kaiserliche Garde zieht durch Frankfurt und Mainz in die Heimat. „Nein, so was hat die Welt noch nie gesehn — alle wie aus einem Glasschrank kein schmützgen — kein Fleckgen — und die Prächdigte Musick — mir gehts wie dem Hund in der Fabel — abwehren kans ichs nicht — zerzaußen mag ich mich nicht laßen — gerade wie der Hund, ich — Eße mit. Das ist verdollmescht — Ich freue

Digitized by Google

mich des Lebens weil noch das Lämpchen glüht." Ihre Einquartierung soll denn auch bei ihr mit Schweinebraten „gelalirt" werden.

Frau Rat nahm gern mit, was ihrer Phantasie ein reiches Schauspiel bot. Das hält Heine nicht anders; aber sie kam nicht in die Lage, eines Tages sich in die Pose eines Friedensanwalts zu werfen. Ein seltsamer Vorkämpfer des ewigen Friedens aller Völker! Seine künstlerische Empfänglichkeit spielt ihm einen schlimmen Streich. Wie ganz anders erscheinen ihm die stehenden Heere von vielen hunderttausend Mördern, wenn er sie im Glanze von Napoleons Kriegsgloria erblickt! Und zwar nach dem Befreiungskrieg, nach Leipzig und nach Waterloo. Frau Aja durfte billig die Dinge so sehen im Jahr 1807, zu einer Zeit, da besonders der deutsche Westen fast ausnahmslos vor Napoleon auf den Knien lag. Im nächsten Jahre sollte ihr Sohn mit Napoleon zusammentreffen, sollte die politische Großmacht mit der dichterischen Großmacht sich in wechselseitiger Huldigung aussprechen.

Das „Buch Le Grand" und die „Französischen Zustände" stehen einander nicht gegenüber wie älteres und jüngeres Bekenntnis, wie Jugendüberschwang und reife Anschauung. 1827 erschien der zweite Band der Reisebilder mit dem Panegyrikus auf den Trommler, fünf Jahre später traten die „Französischen Zustände" auf. In dieser Zeit schränkt Heine die Bewunderung, die ihm Napoleon einflößt, zeitweilig ein. Und auch nachher bedient sie sich gedämpfterer Ausdrücke. Aber noch 1843 beweist das Gedicht „Der Tambourmajor", daß Napoleons Soldaten noch ganz so vor Heines Augen stehen, wie einst, als er den Einzug in Düsseldorf zu erzählen hatte. Nur mit einem anderen Gegensatz arbeitet diesmal Heine. Dort folgt auf den Trommler Le Grand, der im Vollgefühl von Napoleons Unbesiegbarkeit das Hohe Lied von dessen Siegen trommelt, der arme Le Grand, der in schmutzig zerfetzter grauer Kapotte, zitternd vor Frost, aus Rußland heimkehrt, und in dessen Getrommel sich ein weites weißes Eisfeld spiegelt, bedeckt mit Leichen: die Schlacht an der Moskwa. Hier tritt dem Flor, in dem der Tambourmajor zur Kaiserzeit stand, das Elend gegenüber, das durch die Restauration über die Soldaten Napoleons kam. Um nicht zu verhungern, dient er jetzt als Hausknecht im Hotel,

Er heizt den Ofen, er fegt den Topf,
Muß Holz und Wasser schleppen.
Mit seinem wackelnd greisen Kopf
Keucht er herauf die Treppen.

Klingt dort der Ton an, der den „Grenadieren" eigen ist, so nähert sich Heine hier noch weit mehr der französischen Dichtung, die in bewußtem Widerspruch zu der bestehenden Regierung ihre Landsleute auf die großen Tage der unmittelbaren Vergangenheit hinwies, indem sie ihnen ein eindringliches Lied sang von dem Elend der Helden von einst. So wird der „Tambourmajor" ausgiebiger als die „Grenadiere" der Lieblingsstimmung Bérangers gerecht. Und gleich Béranger bewirkt Heine durch das Grelle des Gegensatzes einen um so nachhaltigeren Eindruck der einstigen Herrlichkeit.

Sie zu malen, bedient Heine sich fast durchaus der gleichen Farben, die er schon im „Buch Le Grand" brachte: wie der Tambourmajor den großen Stock balancierte, wie die silbernen Tressen auf seinem Rock im Sonnenlicht glänzten, wie den Weibern und Mädchen im Widerhall das Herz schlug, wenn er im Trommelwirbelschall einzog.

Er kam und sah und siegte leicht
Wohl über alle Schönen;
Sein schwarzer Schnurrbart wurde feucht
Von deutschen Frauentränen.

Die freche Spitze des Schlusses treibt das noch weiter. Keiner von Germanias Söhnen dürfte jetzt diese gefallene Größe verhöhnen.

Du solltest mit Pietät, mich deucht,
Behandeln solche Leute;
Der Alte ist dein Vater vielleicht
Von mütterlicher Seite.

Übler noch als diese Schlußwendung, deren Zynismus stimmt zu den übrigen „Neuen Gedichten" der ersten Pariser Zeit Heines, berühren im „Tambourmajor" die Spottworte, mit denen der Be-

Digitized by Google

freiungskrieg bedacht wird. Als die hohe Obrigkeit das Befreiungszeichen gab, da erhuben wir unsere Hörner wie in der Kampfbahn der Auerochs. Wir sangen die Lieder von Körner.

Entsetzliche Verse! Sie klangen ins Ohr
Gar schauderhaft den Tyrannen!
Der Kaiser und der Tambourmajor,
Sie flohen erschrocken von dannen.

Das könnte noch wie das ästhetische Urteil eines Dichters klingen, dem Körners Verse, die er schon in den „Briefen aus Berlin" fade, schal, flach und poesielos schalt, durchaus nicht zusagten. In der „Romantischen Schule" übergießt Heine ja gleichfalls die Patrioten von 1813, die frommen Jünglinge und minniglichen Jungfrauen, mit bitterem Spott, weil sie in Uhlands Gedichten vaterländische Lieder fanden, die selbst Schenkendorf oder Arndt nicht besser gedichtet hätten. Und ebenso ironisch fragt er, welcher Enkel des biderben Arminius und der blonden Thusnelda nicht befriedigt werde durch Uhlands Lied auf den Marschall Vorwärts.

Indes nur zum Schein wahrt er an allen diesen Stellen die Miene eines strengen Beurteilers dichterischer Leistungen. Tatsächlich verdarben ihm nicht die Befreiungslieder alle Freude an den Befreiungskriegen, sondern die Lieder widerstanden ihm, weil er in den Befreiungskämpfern nur irregeleitete Toren erblickte. Im ersten Buch der „Romantischen Schule" sagt er es deutlich genug. Als Gott, der Schnee und die Kosaken die besten Kräfte Napoleons zerstört hätten, sei an die Deutschen der allerhöchste Befehl ergangen, sich vom fremden Joche zu befreien, und sie loderten auf in männlichem Zorn und begeisterten sich durch die guten Melodien und schlechten Verse der Lieder Körners und erkämpften die Freiheit. „Denn wir tun alles, was uns von unseren Fürsten befohlen wird."

Es ist unnötig noch mehr Stellen anzuführen, in denen sich Heines Verhältnis zu der größten Leistung des ganzen deutschen Volks ausspricht, die er miterleben durfte. Nur noch der schlimmen Lage sei gedacht, in die bei Heine die Heerführer der Befreiungskriege gerieten.

Am 1. Mai 1827 schrieb Heine an Varnhagen. Er weilte damals in London und hatte Varnhagens Buch über Blücher gerade gelesen. Er sagt dem Freunde viel Schönes über das Werk. Er bewundert, wie der feine Diplomat diesen rohen Stoff behandelt, ohne ihm Gewalt anzutun; dabei unterstreicht er das Wort „*rohen*". Die Gestalt trete mächtig hervor. Blüchers Gastrollen in England seien unübertrefflich geschildert. Doch trotz diesen und anderen Lobeserhebungen muß Heine zugeben, daß er das Buch nicht mit Liebe lesen könne. „Vielleicht ist noch in mir der Widerhall der Le Grandschen Märsche, ich ärgere mich, wenn ich bedenke, daß der Mann der Idee, der ideegewordene Mensch, nämlich Napoleon, durch jene zwei Menschen vernichtet worden ist, wovon der eine ein pharaospielender Husar und der andre ein von allem Enthusiasmus entblößter englischer Taugenichts war, oder besser gesagt noch ist." Heine schildert, was er soeben hatte beobachten können: Wellingtons jämmerliches Aussehen und die über ihn lachenden Gesichter der Engländer; im Kampfe mit Canning hatte der Sieger von Waterloo den kürzeren gezogen. „Die Idee siegte diesmal ohne Kanonen."

In den „Englischen Fragmenten" mußte Heine bald darauf melden, daß Wellington der Nachfolger Cannings geworden sei. Nun formte er auf ihn das bitterböse Epigramm: der Mann habe das Unglück, überall Glück zu haben, wo die größten Männer der Welt Unglück hatten, und das empöre und mache ihn verhaßt. Das sei nur der Sieg der Dummheit über das Genie: Arthur Wellington triumphiert, wo Napoleon Bonaparte untergeht! Und er siegt ebenso, wo Canning, der vielbeweinte, angebetete, große Canning zugrunde ging!

Doch Heine hat noch Spitzeres daraufzusetzen. Wie Pontius Pilatus unsterblich geworden sei durch Christus, so Wellington durch Napoleon. Und dann stellt er die äußere Erscheinung Wellingtons und die Napoleons einander gegenüber: ein dummes Gespenst mit einer aschgrauen Seele im steifleinenen Körper, ein hölzernes Lächeln in dem frierenden Gesichte — und Napoleon, jeder Zoll ein Gott! Wieder gedenkt Heine des Anblicks, der ihm einst zuteil geworden war.

Aber er hat noch eine Waffe gegen Wellington übrig. Er gesteht, daß er Wellington einmal sogar mit vollen Segeln gelobt habe. Sein Barbier erging sich in wütenden Ausfällen gegen Wellington, als er Heine rasierte. Heine suchte den Mann zu besänftigen und sagte ihm alles Gute über Wellington — als ihm das Messer an der Kehle stand.

Der junge, ganz junge Heine hatte für Blücher Worte der Bewunderung, und zwar ohne daß ihm das Messer an der Kehle stand. In dem langen Bekenntnisbrief an Christian Sethe, aus Hamburg vom 27. Oktober 1816, heißt es: „Der homerisch göttliche herrliche Blücher ... war unlängst hier, und ich habe das Glück gehabt in seiner Gesellschaft zu speisen bei Onkel; so ein

Digitized by Google

Kerl macht Freude." Sichtlich geschmeichelt fühlte sich der Jüngling, mit einem großen Mann in Berührung gekommen zu sein. Solche Schwächen hingen ihm lange an, und nur spät, vielleicht nie überwand Heine die kindische Eitelkeit, die einer Kämpfernatur gar nicht zu Gesicht stehen will: die Freude und den Stolz, wenn er von seinem Verkehr mit vielgenannten Leuten reden konnte. Ein weiter Weg liegt jedenfalls zwischen dem Brief an Sethe und den späteren Urteilen über Blücher. Was in dem Schreiben an Varnhagen vom Jahre 1827 noch vertrauliche Äußerung geblieben war, gerichtet nur an einen Nahestehenden, das ließ Heine immer deutlicher auch öffentlich vernehmen. Zuletzt spotteten die „Geständnisse" noch schlimmer über „diese alte Spielratte, diesen ordinären Knaster, welcher einst einen Tagesbefehl erteilt hatte, worin er sich vermaß, wenn er den Kaiser lebendig finge, denselben aushauen zu lassen". Daß die Stelle ursprünglich noch beträchtlich gröber war, wird bezeugt durch Heines Brief an Campe vom 1. Juli 1854, der in der endgültigen Fassung ausdrücklich eine Milderung vorschlägt. Die französische Fassung übersteigt vollends alle Grenzen. Sie nennt Blücher „ce pilier des tripots, qui avait toujours les cartes à la main et la pipe à la bouche, et dont la verve ordurière se plaisait à parodier les paroles sublimes des harangues napoléoniennes". Und „cet infâme ordre du jour" veranlaßt Heine, an Blücher noch das Wort „cet animal" zu wenden.

Die „Geständnisse" sollten noch Schlimmeres bringen. Heine hatte es dem Freimut seines Verlegers zu danken, daß es damals unveröffentlicht blieb. Strodtmann druckte nach Heines Tod das ausgeschiedene Stück unter dem Titel „Waterloo" ab. Jetzt ist es unter den Lesarten der kritischen Ausgaben zu finden. Es enthält das Herbste, was Heine jemals über die Befreiungskriege zu sagen hatte. Napoleon ist ihm nunmehr bei Waterloo der Gonfaloniere der Demokratie, Wellington der Fahnenjunker der Aristokratie. Die schlechte Sache des verjährten Vorrechts, der servile Knechtssinn und die Lüge triumphierten; die Interessen der Freiheit, der Gleichheit, der Brüderschaft, der Wahrheit und der Vernunft, kurz die Menschheit verloren zu Waterloo die Schlacht.

Das aber wird diesmal weniger zu Napoleons Ehren verkündigt, als zum höheren Ruhme des Mannes, der kurz vorher das französische Kaiserreich zu einem Scheinleben wiedererweckt hatte. In Heines Augen verbürgt Napoleon III., daß die Schlacht von Waterloo ihre frühere Bedeutung verloren habe, daß Waterloo nur noch der Name einer verlorenen Schlacht sei, nichts mehr nichts weniger als etwa Crécy und Azincourt „oder, um deutsch zu reden, wie Jena und Austerlitz".

Mit grimmem Humor mag es den Deutschen von heute erfüllen, daß die ganze Auseinandersetzung sich weit unmittelbarer gegen England als gegen die Deutschen richtet. Wellington und nicht Blücher ist diesmal das Zielblatt. Dieser Achilles der alten Waterloohelden habe wohl schon einen Vorgeschmack des Kommenden gehabt. Bei seinem letzten Waterloodiner habe er miserabel und katzenjämmerlicher als je ausgesehen. „Er ist auch bald hernach verreckt, und John Bull steht an seinem Grab, kratzt sich hinter den Ohren und brummt: ‚So hab ich mich nun umsonst in die ungeheure Schuldenlast gestürzt, die mich zwingt, wie ein Galeerensklave zu arbeiten — was nutzt mir jetzt die Schlacht bei Waterloo?'"

Als Campe das las, schrieb er an Heine, er scheine zu vergessen, daß er ein deutscher Schriftsteller sei. Mit geballter Faust schlage Heine der ganzen deutschen Bevölkerung ins Gesicht. Ganz anders hätten die Dinge gestanden, als Heine im „Buch Le Grand" den ersten Napoleon feierte. Für diesen Napoleon hätten sich unter den Deutschen Bewunderer in Menge gefunden, der denkende Teil unter den Deutschen erkannte sein Streben. Heine habe damals sich enthusiastisch, jugendlich und glühend geäußert, ohne Nebenzwecke und Nebengedanken. Möge indes die Welt den dritten Napoleon immerhin nicht entbehren können, so gebe das noch nicht einmal einem Franzosen das Recht, ihn auf Kosten der Deutschen so hoch zu heben, wie Heine es tue. „Ich garantiere Ihnen, daß diese ... Sachen Sie um den Rest Ihrer Popularität unter den Deutschen bringen, bei denen Sie weit schlechter angeschrieben stehen, als Sie es vermuten."

Scharfe Prüfung mag in Campes Einwänden vielleicht mehr geschäftliche Berechnung als vaterländische Gesinnung erkennen. Mindestens sucht er auf Heine zu wirken, indem er ihm trübe Geschäftsaufsichten eröffnet. Trotzdem ist das Zeugnis hochwertvoll. Es erhärtet, daß Heine zu der Zeit, da er die „Geständnisse" niederschrieb, alle Fühlung mit dem deutschen Volksbewußtsein verloren hatte. Es legt auch nahe, daß die älteren Kundgebungen, die oben anzuführen waren, diesem Volksbewußtsein minder fern standen, als es vielleicht manchem heute scheinen möchte. Das Bild Napoleons, das Heine im „Buch Le Grand" und in anderen seiner Schriften zeichnet, entspricht in seinen wesentlichen Zügen der Anschauung einer großen Anzahl der deutschen Zeitgenossen Heines. War in den Befreiungskriegen die nicht unbeträchtliche Schar deutscher Bewunderer Napoleons auch stiller und stiller geworden, hatten Ausbrüche eines scheinbar unversöhnlichen Hasses alle anderen Stimmen damals übertönt, so trat bald darauf ein Rück-

Digitized by Google

schlag ein, der für viele Deutsche den Soldatenkaiser zur größten und beachtenswertesten Persönlichkeit der neueren Geschichte stempelte.

Goethe und Hegel gingen voran. Goethe hatte zwar nach langem Zögern zugeben müssen, daß auch ein Napoleon nicht unüberwindlich sei. Allein zu felsenfest war er überzeugt von dem Werte, der in der Entwicklung der Menschheit dem einzelnen großen Individuum zufalle, als daß er in Napoleons Wirken etwas anderes erblickt hätte als die Voraussetzung eines neuen Stücks Weltgeschichte. Anders nahm Hegel die Frage, doch machte auch er den Kaiser der Franzosen zur Bedingung einer Weiterentwicklung der Welt. Die eigentümliche Wendung, durch die Hegel das Verhältnis des einzelnen zur Weltentwicklung zu bestimmen suchte, ist sogar unmittelbar gegründet auf Napoleons Schicksal. In diesem Schicksal erkannte er nur das Geschick Alexanders des Großen und Cäsars wieder.

Hegels „Philosophie der Geschichte" entwickelt seine Lehre von den weltgeschichtlichen Individuen, die ihren Zweck zu erfüllen und dann abzutreten haben. List der Vernunft nennt er diese Nutzung und Beseitigung der weltgeschichtlichen Persönlichkeit. In seiner Sprache lautet die Formel: „Die Idee bezahlt den Tribut des Daseins und der Vergänglichkeit nicht aus sich, sondern aus den Leidenschaften der Individuen."

Kennzeichen des großen Menschen ist nach Hegel, daß seine eignen partikularen Zwecke das enthalten, was Wille des Weltgeistes ist. Der große Mensch ahnt, was an der Zeit ist. Andere folgen ihm, weil sie in ihm die unwiderstehliche Gewalt ihres eigenen inneren Geistes fühlen.

Etwas Neues will erstehen. Die Weltgeschichte will einen Schritt vorwärts tun. Dunkel fühlen die Menschen, daß dies Neue sich ankündigt. Der aber schwingt sich zum Führer auf, dessen persönliche leidenschaftliche innere Anliegen diesem Neuen entgegenkommen. Er wird zum Geschäftsführer des Weltgeistes, aber er gelangt nicht zum ruhigen Genuß. Sein ganzes Leben ist Arbeit und Mühe. Ist seine Bestimmung erfüllt, so fällt er ab wie eine leere Hülse. Der Kern bedarf seiner nicht mehr. Er stirbt früh wie Alexander, er wird wie Cäsar ermordet, wie Napoleon nach St. Helena übergeführt.

Heine nannte sich selbst einen Schüler Hegels. Der Brief an Varnhagen vom Jahr 1827 arbeitet sichtlich mit Hegels Lieblingsbegriff, wenn er in Napoleon den Mann der Idee, den ideegewordenen Menschen feststellt. Das Wort „Idee" weist unverkennbar auf Hegel. Die ganze Wendung kann mit Hegels Lehre vom weltgeschichtlichen Individuum in Einklang gebracht werden. Fraglich mag es bleiben, ob Heine diese Lehre noch in klarer Erinnerung hatte, als er die Worte niederschrieb. Ein Zusammenhang scheint sicherlich zu bestehen.

Ich möchte nicht die vielen Stellen buchen, an denen Heine den Namen Napoleons zusammen mit denen Alexanders und Cäsars nennt. Ganz gleichgültig ist auch, ob Hegel ihn zu dieser steten Verbindung veranlaßt hat oder nicht. Aber unbestreitbar bleibt, daß Heine die drei Großen wie Hegel als etwas Urverwandtes empfand. Solchem Gefühl, das doch immerhin damals nichts völlig Selbstverständliches war, gibt er Ausdruck in dem englischen Fragment von Wellington, wenn er behauptet, Napoleons Name klinge schon wie eine Kunde der Vorzeit und ebenso antik und heroisch wie die Namen Alexander und Cäsar.

Gleichwohl ahnte Heine in Alexander noch etwas anderes, als in Napoleon. War er ein Wahnsinniger oder ein Gott, fragt sein Werk über Religion und Philosophie in Deutschland. Und kühnes Wagen des Helden vergegenwärtigte Heine nie wieder so berauschend wie in dem Gedicht „An die Jungen" der „Lamentationen", das auf den Grundton gestimmt ist: „Ein Alexander erbeutet die Welt." „Die Schwerter klirren, die Pfeile schwirren, doch halten sie nicht den Helden auf." „Wir wagen, wir werben! besteigen als Erben des alten Darius Bett und Thron. O süßes Verderben! o blühendes Sterben! Berauschter Triumphtod zu Babylon!" Sehr selten spielt Heine auf dieser Saite des kriegerischen Heldentums. Lockt ihn bei der Betrachtung Napoleons etwas Ästhetisches, so liegt auch hier etwas Ästhetisches zugrunde, aber es ist nicht die ruhigfeierliche Pose des Imperators, es ist die überschäumende Lebensfülle, der besinnungslose Drang nach Tat und Ruhm und Genuß. Selten genug versinnlicht Heine Züge des Kriegerdaseins, die nicht in den Umkreis Napoleons und seiner Gegner fallen. Um so wertvoller ist dies eine Gedicht. Es erhärtet, daß Heine den Krieg noch mit Mitteln seiner Phantasie anzupacken verstand, die an Napoleon nicht zu wenden waren. Und abermals spricht das nicht für einen Anwalt des ewigen Friedens.

Der Ästhet Heine vertrug sich nicht mit unentwegter Vertretung des ewigen Friedens. Allein wenn er seine künstlerischen Bedürfnisse schweigen ließ, wenn er sich völlig auf die Seite des gesunden Menschenverstands stellte (sie lag ihm gar nicht fern), eiferte er gegen das Kriegführen und machte es sogar seinem Abgott Napoleon zum Vorwurf.

Digitized by Google

Durchaus anders fühlte der deutsche Dramatiker, der zur Zeit des „Buches Le Grand" aufs kräftigste mit Heine wetteiferte in der Verherrlichung Napoleons: Grabbe. Während andere das Problem Napoleon auf die Bühne brachten, indem sie es an einem Kriegshelden der Vergangenheit entwickelten, an Attila oder Ottokar oder an einem Hohenstaufen, stellte Grabbe den Kaiser selber auf die Bretter. Partei nahm er für ihn wie Heine; er ließ nur den Gegnern mehr Recht widerfahren. Wenn Grabbe sich an eine Tragödie „Napoleon" wagte, so war ihm überdies wichtig, was bei Heine fast völlig im Hintergrund bleibt. Grabbe ist viel mehr Dichter des eigentlichen Krieges, des Lagerlebens, der Schlacht und der Feldherrnkunst. Heine gelangt nur sehr spät über die Spiegelung hinaus, die dem Krieg fern vom Schlachtfeld ersteht. Er schildert lieber Paradeaufzüge, er erzählt Kriegserinnerungen, gute und böse, schöne und traurige. Er zeigt das schlimme Schicksal des Soldaten von einst. Grabbe ist kühn genug, die Schlachten Napoleons der Bühne zuzumuten, in einer Technik, der auch heute die Bühne noch immer nicht gerecht werden kann. Er wartet buchstäblich auch heute noch auf ein Theater, das da kommen soll. Angesichts seines „Napoleon oder die hundert Tage" fragt man sich, ob er den Ruhm eines dichterischen Vergegenwärtigers von Schlachten nicht höher einschätzte als den Ruhm eines Dramatikers. Schon an seinem „Gothland" läßt sich Verwandtes verspüren. Die Hermannsschlacht wird ihm vollends zu einem strategischen Vorwurf. All das ist dem Dichter und dem Schriftsteller Heine fremd.

Doch in einem traf Heine zusammen mit Grabbe. Beiden ist Napoleon nicht nur wegen seiner Persönlichkeit und wegen seiner Taten bedeutsam. Wir stehen an der Stelle, an der auch für Heine die Verherrlichung Napoleons über die Grenzen einer künstlerisch empfundenen Verklärung des Großen, Außerordentlichen, Kühngeformten hinausgeht. Hier scheidet sich Heine mit Grabbe auch von dem Verhalten Goethes und Hegels. Heine und Grabbe sind im Gegensatz zu Goethe und Hegel durchaus Vertreter der Partei, die sich durch die politische Wandlung der nachnapoleonischen Zeit enterbt und entthront fühlte. Grabbe und vollends Heine hätten sich für Napoleon niemals so kräftig eingesetzt, Heine hätte den Gegnern und Besiegern Napoleons nie so böse Worte gegeben, wenn im Hintergrund nicht eine bedeutsame Macht-, ja Lebensfrage wirksam gewesen wäre.

Am Ende von Grabbes Drama zieht Napoleon in einer Vorhersagung das Ergebnis der Schlacht von Waterloo: statt eines großen Tyrannen, wie man ihn nennt, werden bald lauter kleine erstehen, statt ewigen Friedens wird ein ewiger Geistesschlaf, statt einer goldenen Zeit eine sehr irdene, zerbröckliche kommen, voll Halbheit, albernen Lugs und Tandes. Von gewaltigen Schlachttaten und Heroen wird man nichts hören, desto mehr aber von diplomatischen Zusammenkünften, Konvenienzbesuchen hoher Häupter, von Komödianten, Geigenspielern und Opernhuren. Am Ende des dritten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts ist das aufgezeichnet. Es entspricht dem Gefühl fast der ganzen deutschen Jugend der Zeit.

Die Mitkämpfer der Befreiungskriege und ihre nächstjüngeren Zeitgenossen hielten sich für enterbt. Sie hatten gehofft, daß die gewaltige Leistung zu einem einigen, kraftvoll vorwärtsschreitenden Deutschland führen werde, und erblickten in allen Maßregeln deutscher Regierungen nur den Versuch, das Rad der Zeit zurückzudrehen. So waren aus Sängern der Befreiungskriege die ersten aufwiegelnden Dichter des Jahrhunderts geworden. Gerade die eifrigsten Vorkämpfer des Deutschtums gingen den gleichen Weg. Sie wurden überholt durch die sogenannte jungdeutsche Altersschicht; und noch kühner gebärdeten sich die politischen Dichter der Vierziger Jahre, bis endlich 1848 auch in Deutschland zum Ausbruch kam, was in Frankreich schon 1830 versucht worden war. Der Julirevolution hatten die Jungdeutschen zugejubelt. Die Märzrevolution sollte für Deutschland nachholen, was vor achtzehn Jahren versäumt worden war, aber auch was durch die Julirevolution in Frankreich noch nicht sich durchgesetzt hatte.

Ernste Männer und gute Vaterlandsfreunde machten in sich den Stimmungsumschwung mit. Uhland hatte einst den Marschall Vorwärts gefeiert; 1816 rief er nach dem Manne, der, zugleich ein Sänger und ein Held, den Lohn fordere für das bei Leipzig vergossene Blut; jetzt verdachte er seinem König, daß er eine Welt, die nach Freiheit dürste, mit Freiheit nur tränken wolle und seinem Volk das Recht der Selbstbestimmung vorenthalte. Chamisso, preußischer Beamter und trotz seiner französischen Abkunft ein guter Deutscher, sang unentwegt von Versprechungen, die unerfüllt geblieben seien, und von der Zukunft, die sich nicht durch diplomatische Ränke unterschlagen lasse. Ihm und anderen wurde Napoleon zum Sinnbild dieser Zukunft. Er wurde darum nicht müde, ihn zu feiern.

Menschlich begreiflich ist, daß am stärksten die eiferten, die einst die höchsten Hoffnungen in sich getragen hatten. Heine verspottete in den guten Deutschen, die sich durch leere Worte zu großen Anstrengungen verleiten lassen, sich selbst am allermeisten. Wie bereit Heine einst ge-

Digitized by Google

wesen war, Deutschlands Ruhm zu besingen, läßt sich aus seinem ebenso langen wie schwächlichen Jugendgedicht „Deutschland" erkennen, durch dessen Veröffentlichung Steinmann dem Dichter im Jahre 1829 böse mitspielte. Da steht dem frommen, deutschen Land die Hölle des Frankenlandes gegenüber, da wird in der heißen Frankenschlacht Meineidslüge blutig gerächt, da ertönt nur ein Wort des Bedauerns für die armen, armen Frankensöhne, denen das Schicksal nicht hold war, da wird die deutsche Frau ausgespielt gegen die Schöne an der Seine Strand, die nur nach feilem Geld buhlt. Ein ärmlicheres Lobgedicht auf Deutschland wurde nach Waterloo kaum gesungen; es nimmt den Mund gar zu voll. Aber es entspricht der Stimmung, in der Heine für den homerisch göttlichen Blücher schwärmte.

Wenige Jahre später entstand das Bruchstück gleichen Namens, das noch immer dem Deutschen der Vorzeit bedingungslos huldigt, dafür aber desto eifriger die Gegenwart anklagt, in der ein schöner Traum verfliegt.

Such' ich jetzt den goldnen Frieden,
Den das deutsche Blut ersiegt,
Seh' ich nur die Kette schmieden,
Die den deutschen Nacken biegt.
Narren hör' ich jene schelten,
Die dem Feind in wilder Schlacht
Kühn die Brust entgegenstellten,
Opfernd selbst sich dargebracht.

Da ist schon viel vorhanden von den Vorwürfen, die Heine später unablässig wiederholt. Allein er schmückt sich in dem Bruchstück noch unbedenklich mit den schwarzrotgoldenen Farben, über die er später unablässig spottet. Noch hatte er zu erkennen, daß die Altdeutschen aus dem Kreise der Burschenschaft ihn nicht für voll nahmen. Enttäuschte Liebe machte ihn zu einem Abtrünnigen. Gern hätte er weiter mitgetan, ja er war bereit, auch dem deutschen Adel zu huldigen, dem er hinterdrein alle Schuld an den politischen Zuständen Deutschlands zuschob. Und nicht einmal mit einem einzigen Schlage vollzog sich seine Abkehr von den Zielen seiner Jugend. Noch in Paris gab es Zeiten, in denen er Fühlung suchte mit den Mächten, die er schon aufs schärfste angegriffen hatte. Viel Eitelkeit und Sucht, gesellschaftlich zu glänzen, spielte mit. Gesellschaftliche Enttäuschungen machten Heine zu einem Adelshasser, ebenso wie sie ihn aus dem Lager der Deutschtümler vertrieben hatten. Göttinger, Berliner und besonders Münchner Erfahrungen dürften mitgewirkt haben. Der Kampf gegen Platen wurde unter Heines Hand zu einer Befehdung des Adels überhaupt. Was in diesem Kampf noch nicht zum Ausdruck gelangt war, drängte sich alsbald zusammen in der Einleitung, die Heine 1831 zu Kahldorfs Briefen über den Adel schrieb. Fast möchte man von einem Verfolgungswahn sprechen; denn Heine macht den Adel hier zum Träger und Anwalt aller Absichten, die er selbst bekämpfte. Die Julirevolution und das neue Frankreich Ludwig Philipps sind in seinen Augen vor allem Zeugnisse des Sieges, der endlich über den Adel erfochten wird. Natürlich wittert er Gegenmaßregeln. Rußlands Kampf gegen die Polen ist ihm das Ergebnis adeliger Machenschaften. Seine Phantasie gaukelt ihm vor, wie die Berliner Offiziere und Diplomaten über das Blut von Warschau jubeln. „Dabei sollen wir uns noch obendrein marschfertig halten, um gegen Frankreich zu fechten. Heiliger Gott! Gegen Frankreich? Ja, hurra! es geht gegen die Franzosen, und die Berliner Ukasuisten und Knutologen behaupten, daß wir noch dieselben Gott-, König- und Vaterlandsretter sind wie anno 1813, und Körners Leier und Schwert soll wieder neu aufgelegt werden, Fouqué will noch einige Schlachtlieder hinzudichten . . ."

Der Adelshaß, der da zutage tritt, gehört mit zu dem Bilde, das Heine sich von den Befreiungskriegen und vom deutschen Volke überhaupt machte. Dieses Bild legte er in Paris den Franzosen vor, und sie nahmen es ohne Einsprache hin. Es trug viel bei zu der Legende vom deutschen Wesen, die in Frankreich heute wie einst blüht, es gestaltete die Züge dieser Legende aus. Das ist die große und traurige Bedeutung der Äußerungen Heines, die hier gebucht wurden, die indes nur eine Auslese aus der Fülle verwandter und gleichgerichteter darstellen. Die französische Legende von Deutschland mit ihren vielen Mißverständnissen und Mißdeutungen ist ganz wesentlich auf Heines Rechnung zu setzen. Diese Legende ist heute noch in voller Kraft, noch mehr, sie ist die Voraussetzung der grundfalschen Vorstellungen von dem Deutschland der Gegenwart, die in Frankreich bestehen und den großen Weltkrieg dem Franzosen in ganz verkehrtem Licht zeigen.

Oder stimmt es nicht zu Heines Worten, wenn der Franzose und seine Helfershelfer sich jetzt den Deutschen als Befreier vom Joch des Adels und der Offiziere ankündigen? Sie meinen noch immer das Deutschland vor sich zu haben, das nach frühen Enttäuschungen vor Heines Phantasie

Digitized by Google

stand: ein weltfremdes, der Obrigkeit gefügiges, um seinen Lohn leicht betrügbares deutsches Volk; eine militaristische Adelskaste, die dieses Volk für seine Zwecke ausnutzt; und eine rückschrittliche Regierung, die um ihres eigenen Heiles willen dem adeligen Militarismus nachgibt.

Heine ging dahin, ehe er ahnen konnte, wie den Befreiungskriegen eine würdige Fortsetzung erwachsen und wie aus einem Kampf gegen Frankreich, der Deutschland wieder freimachte, endlich ein zweiter Kampf gegen Frankreich werden sollte, der zu Deutschlands Einigung führte. Die deutsche Geschichte gab ihm nach seinem Tode gründlich unrecht. Sie erfüllte die Wünsche, deren Erfüllung er den deutschen Machthabern seiner Zeit nicht zutraute. Sie versöhnte die Gegensätze, die damals noch unüberbrückbar schienen.

Zu Heines Verteidigung darf gesagt werden, daß viele der besten Söhne Deutschlands das Kommende so wenig ahnten wie er. Daß Deutschland durch Preußen erlöst werden sollte, begriffen zu Heines Lebzeiten nur wenige. Am wenigsten er selbst. Er war zur Welt gekommen an einer Stelle deutschen Landes, die erst nach Napoleons Sturz preußisch werden sollte. Der Knabe Heine hatte miterlebt, wie diese Stelle in französischen Besitz überging. Dem preußischen Wesen entfremdete er sich mehr und mehr, obwohl er in Preußen noch um Gegenliebe warb, als er sich den Weg nach Preußen schon völlig verbaut hatte. In Paris entwickelte er sich immer stärker zum Feind Preußens. Wurden seine Angriffe auf die Helden der Befreiungskriege erbitterter und erbitterter, so lag das auch an der Tatsache, daß sie zum guten Teil Preußen waren, vor allen Blücher. Nun erzählte er in den „Geständnissen" der Welt von dem „traurigen Augenblick", in dem er einst Preuße geworden war. Und er nutzte seine schriftstellerische Macht, um den Preußen mit Zins und Zinseszins heimzuzahlen, was sie ihm damit angetan hatten. Folge war eine Bloßstellung Deutschlands, deren Nachteile heute noch zu verspüren sind, war eine völlige Irreleitung des ausländischen, vor allem des französischen Urteils über Deutschland.

Viel im üblen Sinn Persönliches wirkte sich da aus. Heines gekränkte Eitelkeit tat in entscheidendem Umfang mit. Eitel wie er war, ließ er sich zu immer heftigeren Angriffen hinreißen, verlor er alles Maß, aber endlich auch alle Fühlung mit seinen deutschen Lesern. So völlig wollte man sich in Deutschland die Erinnerung an die Befreiungskriege nicht verunzieren lassen. Campe fühlte sehr richtig, daß Heine in diesem Kampf zuletzt nahe daran war, sich mit seinen eigenen Waffen tödlich zu verletzen.

Heines Kriegserlebnis hieß ein für allemal Napoleon. Wie schon anzudeuten war, überschritt er als Dichter nur sehr selten den Umkreis, der durch dieses Erlebnis vorgeschrieben war. Selbstverständlich hatte auch Heine, wenn er sich an Handlungsdichtung machte, von Heldentaten, Kämpfen, Sieg, Niederlage zu berichten. Er berührt das alles ebenso im Drama wie in der Ballade. Von einem besonderen persönlichen Merkmal ist da indes kaum etwas zu erkennen. Das Gebräuchliche wird verwertet, wie denn Heine überhaupt es nicht scheut, vorbereitete und von andern geprägte Motive in seine Dichtungen zu versetzen. Sein Verhältnis zu dem Daseinskampf der Polen gewann einen eigenen Ton nur, als es von Bewunderung und Huldigung zu herbem Spott überging.

Das Gedicht von Crapülinski und Waschlapski zählt zu den „Historien" des „Romanzero". Der gleichen Gruppe gehören auch einige Gedichte an, die in kräftigeren Farben als seine ältere Dichtung von Krieg und Kriegerschicksal melden. Sie haben den reichbewegten Rhythmus der Spätdichtung Heines, ihre merkliche Vorliebe für wirkungsvolle Gegensätze, für Grelles und Grausames; und samt und sonders vertreten sie die trübe Einsicht vom notwendigen Untergang des Besseren, vom unaufhaltsamen Sieg des Schlechtern. Die „Valkyren" singen: „Und das Heldenblut zerrinnt und der schlechtre Mann gewinnt." Die Mönche, die ausgesendet werden, unter den Toten der Schlacht von Hastings die Leiche König Harolds zu suchen, bringen die traurige Kunde:

Gefallen ist der beßre Mann,
Es siegte der Bankert, der schlechte,
Gewappnete Diebe verteilen das Land
Und machen den Freiling zum Knechte.

Die Trilogie „Vitzliputzli" erzählt von „dem gringern Mann, dem Cortez", der seinen Namen schrieb unter des Kolumbus Namen:

Heldenschicksals letzte Tücke:
Unser Name wird verkoppelt
Mit dem Namen eines Schächers
In der Menschen Angedenken.

Digitized by Google

Kolumbus ist für Heine ein Held, nicht wegen irgendwelcher Kriegstaten, sondern weil er der Welt eine ganze Welt geschenkt hat. Besseres gab nur einer: „Moses heißt er, und er ist mein bester Heros." Wieder einmal und aufrichtiger als früher kämpft Heine für den Friedenshelden gegen den Kriegshelden. Und jetzt wühlt die Phantasie des Erblindenden in grausen Bildern der Kriegsgreuel. Die geschichtlichen Quellen, aus denen er schöpfte, als er „Vitzliputzli" dichtete, können ihm gar nicht genug bieten an Zügen des Erdrosselns, des Würgens, des Gemetzels. Er sieht der Spanier Rüstungsarabesken, die sich auf mancher nackten Indianerbrust abdrücken, während Leib an Leib sich beim Ringen preßt. Er erblickt die gefangenen Spanier, die, schmählich nackend, ihre Hände festgebunden auf dem Rücken, zum Tempel des Vitzliputzli geschleppt und geschleift werden, um da Possentänze zu tanzen, gezwungen durch grausame und entsetzliche Torturen.

Gleiche Augenkunst vergegenwärtigt das „Schlachtfeld zu Hastings" nach dem Kampf: der Nebel zerfließt, die Dohlen flattern mit abscheulichem Gekrächz auf.

Viel tausend Leichen lagen dort
Erbärmlich auf blutiger Erde,
Nackt ausgeplündert, verstümmelt, zerfleischt,
Daneben die Aeser der Pferde.

Mit nackten Füßen watet Edith Schwanenhals im Blut; sie sucht den toten König Harold ...

Schreckenerregende Gesichter, nicht der Wirklichkeit abgesehen und nachgezeichnet, sondern geboren aus der Phantasie eines Kranken, der hilflos und lebensmüde auf seiner Matratze liegt. Ganz andere Bilder hatte einst Le Grands Trommel in ihm erweckt, noch wenn sie von der Schlacht an der Moskwa trommelte. Aber war in dieser späten Kriegsdichtung Heines, in dieser Dichtung, die vom Kriege abschrecken wollte, nicht doch ein Nachklang der altgewohnten Gefühlswelt Heines, in deren Mittelpunkt Napoleon stand? Ihm war und blieb ja Napoleon der Bessere, über den die Schlechteren gesiegt hatten. Und so zielt sogar die späte Kriegsdichtung des „Romanzero" auf das eine Erlebnis, das für Heines Verhältnis zum Krieg alles bedeutet: auf Napoleon. —

Das Ganze ist ein trauriges Blatt aus der Geschichte deutscher Vergangenheit, ein betrübendes Zeugnis von Gefühlen, die heute überwunden sind und deren Träger wir kaum noch begreifen können. Persönliche Anlage und Zeitumstände wirkten zusammen, steigerten, was bei andern minder verhängnisvoll zur Entfaltung kam, und stempelten Heine auf dem Feld deutschen Volksempfindens zum Prediger des Nihilismus. Deutsche Anpassungsfähigkeit, deutsche Neigung, andere Völker nach Kräften zu verstehen und das eigene mit schärfsten Blicken zu beschauen, tat mit. Gleichwohl verbarg sich hinter all dem eine starke Liebe und der heiße Wunsch, ein großes Deutschland erstehen zu sehen. Unglücklicher konnte sich diese Liebe, dieser Wunsch freilich nicht äußern, als in den Kundgebungen Heines, die hier zu mustern waren. Sie haben nur Schaden gestiftet. Bitterste Ironie des Schicksals aber ist es, daß Heine einen guten Teil dieser Äußerungen mit der Gebärde eines Friedensapostels vortrug. Denn in Wirklichkeit sind sie die Ursache von Mißverständnissen und Mißdeutungen, die zu neuen Kriegen, zu neuem Blutvergießen und zu neuem Völkerhaß führen mußten.

Digitized by Google

Briefe von Ludwig Tieck.

Mitgeteilt von

Dr. Josef Körner in Prag.

Zweimal weilte Ludwig Tieck, der unstete Weltfahrer, in Wien. Im Sommer 1808 kam er zum erstenmal dahin, in jenem Jahre, das auch die kritischen Häupter der romantischen Schule, die Brüder Schlegel, an die Kaiserstadt fesselte. Von Dresden her reisend, langte Tieck am 1. August an und nahm bei seiner Schwester Sophie Wohnung, die mit ihrem zweiten Gatten (vor 1810 war dies freilich nur eine Gewissensehe), Johann Ludwig von Knorring, schon im Vorjahre aus Italien hierhergezogen war. In ihrem gastfreien Hause auf der Landstraße versammelte sich ein bedeutender Kreis, dem u. a. die Brüder Collin, Hormayr, Leo von Seckendorff und Friedrich Schlegel angehörten. Es waren ungefähr die gleichen Gäste, die auch im Salon der Karoline Pichler verkehrten, und so sah sich der romantische Dichter mit den literarischen Größen Wiens sehr bald und sehr innig befreundet. Fleißig studierte er das Theatertreiben, ganz besonders die Vorstadtbühne, und bereits gingen einflußreiche Personen mit dem Plane um, ihm eine Anstellung am Burgtheater zu verschaffen, um ihn völlig zu behalten. Aber schon im Oktober zog er nach München fort[1].

Die Beziehungen zu den Wiener Freunden nahmen damit kein Ende, wie die zahlreichen Episteln von Collin, Hormayr, der Pichler in Karl Holteis vierbändiger Sammlung der „Briefe an Ludwig Tieck" (Breslau 1864) seit langem bezeugen. Die im folgenden nach Autographen der Wiener k. k. Hofbibliothek mitgeteilten Briefe des Dichters bieten eine kleine Ergänzung dieser einseitigen Korrespondenzen.

1.

Vor den kriegerischen Wirren des Jahres 1813 wich, wie viele andere Männer von Rang und Ansehen, von öffentlicher und künstlerischer Bedeutung, so auch Ludwig Tieck nach dem sicheren Prag aus. Hier lebte er mit dem ihm schon von Jena her bekannten Clemens Brentano in besonders vertrautem Umgang. Und als dieser anfangs Juli nach Wien abreiste, gab er ihm bereitwillig Empfehlungsbriefe an Matthäus von Collin und Frau Pichler mit. Der Brief an die Dame, die davon auch in ihren Denkwürdigkeiten Erwähnung tut, ist erhalten[2].

Prag, den 4ten Julius. 1813.

Mit der innigsten Freude erinnere ich mich stets der schönen Stunden, die ich in Ihrem Hause und in der Gesellschaft des verewigten Collin zubrachte. Gern gönnt man dem Freunde denselben Genuß und die Bekanntschaft liebenswerther Charaktere und verehrter Talente, und darum wünsche ich daß Sie dieses Blatt mit Nachsicht und meinen Freund, Herrn Clemens Brentano, mit Ihrer gewöhnlichen Güte aufnehmen mögen. Wenn meine Wünsche erfüllt werden, so habe ich wohl noch das Glück, Sie in Wien besuchen zu können, und Ihnen zu sagen, mit welcher Verehrung ich bin

Ihr Ergebenster,

L. Tieck

Ihrer Hochwohlgebhr
der Frau von Pichler
Alservorstadt in Wien.

1 Rudolf Köpke, Ludwig Tieck (Leipzig 1855) I, S. 339/41; Karoline Pichler, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben, hg. von E. K. Blümml [= Denkwürdigkeiten aus Altösterreich V/VI] (München 1914) I, S. 644 f; Ludwig Tieck, Dramaturgische Blätter (Breslau 1826) II, S. 235; Aus dem Leben Theodor von Bernhardis I (Leipzig 1893), S. 23 ff.

2 Köpke I, S. 351 ff; Reinhold Steig, Achim von Arnim und Clemens Brentano (Stuttgart 1894), S. 315 f; Pichler I, S. 419.

Digitized by Google

2.

Inniger als mit dem in diesem Briefe erwähnten, bereits 1811 verstorbenen Heinrich von Collin hatte Tieck in seinen Wiener Wochen mit dessen jüngerem Bruder Matthäus verkehrt und war diesem bei seinen dichterischen Versuchen ein so getreuer Berater und Helfer gewesen, wie A. W. Schlegel dem älteren[1]. Deutlich geht das aus einem Schreiben vom 19. V. 1817[2] hervor, mit dem Matthäus dem verehrten Freunde die neuen Bände seiner „Dramatischen Dichtungen"[3] übersendet.

„Wenn sie sich", heißt es dort, „noch an das erinnern sollten, was Sie mir über Friedrich den Streitbaren und Bela bemerkten, so werden Sie finden, daß ich, soviel es mir möglich war, Ihre Bemerkungen benützte. . . . Ich ersuche Sie recht sehr . . . mir Ihre Bemerkungen ohne Umschweife mitzuteilen, und mich auf dasjenige aufmerksam zu machen, was ich nach Ihrer Meinung etwa versäumt oder verfehlt haben könnte. Sie kennen mich hinlänglich, um zu glauben, daß ich dies Ersuchen in ganz reiner Absicht an Sie stelle." Weiterhin berichtet Matthäus, daß die aus seiner Feder stammende Lebensbeschreibung Heinrich von Collins, die dem letzten Bande von dessen Schriften beigefügt worden, Ludwig Tiecks und seiner Freundschaft zu dem Verschiedenen ehrenvoll erwähne, und verspricht, einen Sonderabdruck zu senden[4]. Auf diesen Brief hat Ludwig Tieck spät aber auch ausführlich genug mit dem nachfolgenden Schreiben geantwortet:

Ziebingen, bei Frankfurt an der
Oder, den 15t Febr. 1818.

Mein sehr geehrter Freund:

Nicht leicht habe ich eine solche Freude empfunden, als an dem Tage, da mir der Dr. Büsching[5] die Ueberraschung machte, und mir das Paket mit ihren Schauspielen und ihrem lieben Briefe übergab. Ihr Brief ist schon vom 19t May 17, ich erhielt ihn aber erst im Oktober, da ich im September erst von meiner Reise nach England zurückgekommen war[6]. Seitdem habe ich auch Ihre gedruckte Einladung[7] erhalten, u hier fühle ich mich sehr in der Schuld, daß ich nicht sogleich Ihre freundschaftlichen Anmahnungen beantwortet habe. Fr. Schlegel schrieb mir schon vor Jahren, daß Sie mir Ihr Wohlwollen u Ihre Freundschaft erhalten hätten: im August dieses Jahrs war ich in Frankf. a. Main u sah nach vielen Jahren meinen lieben Schlegel wieder[8], er reiste mit mir nach Darmstadt, und wir verlebten auch dort noch einen vergnügten Tag: viel sprachen wir von Ihnen, und ich freute mich, daß ich noch in Ihrem Andenken lebte.

Den ersten u zweiten Band Ihrer dramatischen Werke kannte ich schon, ich glaube auch [dort][9] im ersten Schauspiel von Friedrich dem Streitbaren wieder zu erkennen, was Sie geändert haben, was ich alles, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, sehr billigen muß. Sehr war ich erfreut, noch[10] drei vaterländische und historische Schauspiele anzutreffen, u da Sie mich so edel und wahr auffordern, Ihnen ohne Umschweif den Eindruck mitzutheilen, den diese neuen Arbeiten auf mich gemacht haben, so will ich ganz zu Ihnen wie zu einem alten vertrauten Freunde sprechen, da ich Ihre Wahrheitsliebe und

1 Josef Wihan, Matthäus von Collin. (Euphorion, V. Ergänzungsheft, 1901), S. 120; vgl. Zeitschrift für Bücherfreunde N. F. VI, S. 94.

2 Abgedruckt bei Holtei I, S. 142 ff.

3 Dramatische Dichtungen von Matthäus von Collin. Pesth, bei Konrad Adolph Hartleben. I., II. Bd.: 1813; III., IV. Bd.: 1817. Die Bände enthalten: I. Friedrich der Streitbare. — Der Cid. II. Marius. — Calthon und Colmal. III. Bela's Krieg mit dem Vater. — Die feindlichen Brüder [Im Innern des Bandes Die feindlichen Söhne betitelt]. — Der Tod Heinrichs des Grausamen [kurzes Trauerspiel in einem Aufzuge, das Tieck in dem untenstehenden Briefe offenbar nicht mitrechnet]. IV. Butes. — Der Streit am Grabe [Vorspiel zu den Kunringern]. — Die Kunringer.

4 Heinrich J. v. Collins sämtliche Werke VI (Wien 1814), S. 251—447: „Über Heinrich Joseph Edlen von Collin und seine Werke". Hier heißt es S. 431 f: „Die Bekanntschaft Ludwig Tiecks, der im Sommer 1808 nach Wien gekommen, und aus dessen sinnreichen Gesprächen er so manche Aufklärung über die ihm teuersten Gegenstände der Betrachtung zog, erhöhte noch mehr sein Interesse für vaterländische Dichtungsart."

5 Der bekannte Germanist Johann Gustav Gottlieb Büsching (1783—1829).

6 Köpke I, S. 371, 379.

7 sc. zur Mitarbeit an den „Jahrbüchern der Literatur", die unter Collins Leitung seit 1818 bei Carl Gerold in Wien erschienen.

8 Vgl. Friedrich Schlegels Briefe an seinen Bruder August Wilhelm, hg. von Oskar Walzel (Berlin 1890), S. 573 (Frankfurt, 23. IX. 1817): „Tieck war auf der Rückreise von England hier."

9 [. . .] bedeutet Durchstrichenes.

10 Könnte ebensogut auch gelesen werden.

Digitized by Google

Ihr edles Streben kenne, das gantz wie in Ihrem theuern verewigten Bruder ist, über alle Eitelkeit erhaben, vielleicht in Ihnen heiterer und gesünder, da mir unser verehrter Abgeschiedner an Hypochondrie zu leiden schien, deren innere Ursachen ihn uns auch wohl so früh entrissen haben.

Ich setze voraus, daß Sie alles, was ich Ihnen so kurtz und unvorbereitet sagen kann, für keine Critik nehmen werden, sondern nur für ein freundliches Gespräch. Ich glaube zu fühlen, daß unser Standpunkt, wie wir das historische Drama, die Bühne überhaupt, und das vaterländische Schauspiel ansehn, der nehmliche ist. Ich war sehr erfreut, daß Sie alles Kleinliche, Zufällige verworfen haben, den Geist der Mode, den wir so oft selbst in unsern Geschichtschreibern wiederfinden, wenn sie alte Zeiten mahlen wollen. Welche Fülle von Gestalten, alten Erinnerungen, edler Gefühle u Ansichten erheben sich in diesen Poesieen so gelinde, und umgeben uns freundlich, allenthalben klingt Deutschland, und mit vollem Rechte das herrliche Oesterreich an, es ist kein provinzieller, kleinlicher Patriotismus, der so leicht willkührlich alle Gefühle u Gedanken umkehrt, um einen bedingten Effekt hervorzubringen, sondern wir glauben die Töne aus der Geschichte und Vorzeit selbst zu hören. — Der Krieg mit dem Vater ist äusserst glücklich in seinen Situationen, bis zum Ende spannend und ergreifend, und vortrefflich haben Sie den Zwiespalt zwischen Vater und Sohn aufgefaßt, so daß beide edel bleiben, und unsre Theilnahme rein und ungetrübt sein kann. Bolso ist als Nebenfigur vortrefflich, der Knoten ist sehr gut geknüpft, und kunstreich und aus der Sache u den Umständen selbst wieder aufgelöst. Die wilde Jungfer, der gantz ergebne Frangipan sind unvergleichlich, und Boritz macht den Contrast lebhaft und natürlich.

Die feindlichen Söhne haben mich, ohngeachtet ihrer mannigfaltigen Schönheiten nicht so befriedigt, kann auch sein, daß ich zu sehr Parthei für Heinrich nahm, den ich, obwohl uns Chroniken manches Böse von ihm erzählen nie so schlimm habe finden können. Am meisten that es mir weh, daß sie ihn so feige schildern. Sie sehn, ich bin hier mehr auf einem vielleicht willkührlichen historischen Standpunkte, als auf dem ästhetischen. Aber war diese Hauszwietracht, dieser Brüderstreit, diese Entzweiung mit dem Vater, die wir so oft in der Geschichte antreffen, nicht schon ein Vorspiel von dem Untergang des Hauses? War Friedrich eigentlich besser als Heinrich? Grösser, ohne Zweifel, aber mir scheint, alles Herrliche jener Zeit, so wie alles Wilde eines Despoten und übermüthigen Jünglings vereinigte sich in ihm, u machte die grosse Erscheinung möglich, die wir in jenem Zeitalter öfter mit verschiedenen Nuancen wiederfinden. In diesem Kampf der Natur zu zeigen, wie die edlere [Na(tur)] Humanität siegt, ist eine herrliche Aufgabe für den Dichter, u so leuchtet im Streitbaren am grellsten u herrlichsten der Glantz seiner Vorfahren auf, ihre Milde ist zurückgedrängt und schimmert gleichsam nur, u so beschließt er wahrhaft tragisch die Reihe seiner grossen Ahnen. Ich bin also auch über diesen Char.(akter) in einer Ansicht befangen, die etwas von der Ihrigen abweicht u. was ich also historisch vielleicht an den Kunringern tadeln möchte, ergiebt sich aus diesem. Uebrigens streitet dieses Stück in meinem Gemüth mit dem Streit mit dem Vater, u ich weiß nicht, welchem ich den Vorzug geben möchte, ein individuelles Gefühl in mir spricht für die Kunringer, in denen ich die Sprache, die Anordnung, u die Entwicklung besonders glücklich finde. Nur wünscht' ich, wie Sie selber, Sie hätten in die Wagschale der Empörer noch etwas mehr Recht gelegt, in die des jungen Herzogs noch mehr Unrecht. Historisch angesehn, (als Portrait)[1] ist mir auch Heinrich Lichtenstein etwas zu brav u tapfer, er war mehr klug, und, wenn ich nicht irre, selbst schwächlich von Körper. Es kann sein, daß Sie diese Forderungen der Treue nicht billigen u sie pedantisch finden; ich sage Ihnen alles, weil mir scheint, daß Sie den Beruf haben, uns ächte Volksstücke der Geschichte u Tragödien zu liefern.

In diesem Schauspiele aber hat mich der mir sonst werthe u liebe Caspar von Rastenberg sehr gestört. Diese Kühnheit, diese Parodie der ernsten Geschichte, kann ich Ihnen unmöglich zugestehn; berufen Sie sich nicht auf unsern vergötterten Shakspear, im Heinr.(ich) VI. findet (sic!) Sie nicht dergleichen, u Heinr.(ich) IV. u. V. sind wohl wie historische Lustspiele anzusehn. — Mein geehrter Freund, lassen Sie diesen Brief, wenn Sie mich lieben, als Vorrede zu einer fortgesezten Correspondentz dienen, das Blatt ist mir zu schnell unter den Händen verschwunden. Antworten Sie recht bald, ich verspreche, nicht saumselig zu sein, schreiben Sie mir Ihre Addresse, ich schicke diesmal den Brief an den Buchhändler, der Sicherheit wegen; schreiben Sie hieher, oder über Berlin an den Buchhändler G. Reimer, oder über Breslau durch H. Bürck.

An dem kritischen Journal nehme ich mit Freuden Antheil u ich unterziehe mich gern der Beurtheilung des Vossischen Shakspear[2], da ich hierüber vielleicht gründlicher wie über etwas andres sprechen kann; ich kann Ihnen aber erst nach Ostern die Recension senden, die auch nicht kurtz sein wird, eben weil Sie (sic!) gründlich sein soll.

---

1 Könnte auch gelesen werden: als Poet mit.

2 Shakespeares Schauspiele übersetzt von J. H. Voß und dessen Söhnen Heinrich Voß und Abraham Voß. Mit Erläuterungen. Leipzig, Brockhaus. 1818—1829. IX Bände.

Digitized by Google

Nun noch eine Bitte: Sie haben mich auf die Biographie Ihres von mir so herzlich geliebten Bruders begierig gemacht, umso mehr, da Sie meiner so gütig darinn erwähnen, — senden Sie mir aber doch mit ihr zugleich alle Werke Ihres Bruders, wir können ja mit dem Buchhändler wegen der Recensionen und des Honorars abrechnen. Zugleich bitte ich auch um Hafners Lustspiele, oder wie der Titel heißt, (aber die ächte Ausg.) nicht zu Operetten verarbeitet[1]; in der Liebe zu diesem Dichter begegnete ich mich mit Ihrem Bruder. [Hier verweist ein Zeichen auf die am linken Rande von oben nach unten geschriebene Anm.: Er versprach mir auch sein Exempl. zum Geschenk, hat es aber (unleserliches Wort) vergessen.] Ich habe auch Lust ein Stück in meinem deutschen Theater aufzunehmen[2], u über ihn zu sprechen.

Wenn ein neuer Band von Bouterwecks Geschichte der Dichtkunst herauskommen wird (jezt sind 9 Bände erschienen) hätte ich Lust eine Kritik des gantzen Buchs zu schreiben, u die vielen Mißgriffe, Widersprüche, ja groben Unwissenheiten den Deutschen zu zeigen. Können Sie eine solche Rezension brauchen? Die freilich, etwas Raum einnehmen würde. — Noch vieles, mein Liebster, behalte ich auf dem Hertzen, nächstens mehr, nur erfreuen Sie mich bald mit einer Antwort, in der Sie mir sagen, daß Sie so mein Freund sind wie ich

der Ihrige,

L. Tieck.

Collin, der den Wert von literarischen Versprechungen Tiecks offenbar nicht kannte, zögerte, in Erwartung der angekündigten Voß-Rezension, lange mit der Antwort — bis er erfuhr, daß die zu beurteilende Übersetzung noch gar nicht erschienen war. So bittet er denn, als er am 11. Juli endlich schreibt[3], Tieck möchte bis zum tatsächlichen Erscheinen der neuen Shakespeare-Verdeutschung etwas anderes übernehmen, etwa Solgers „Erwin"; bezüglich der Ausdehnung seiner Rezensionen solle er nur ohne Sorge sein: je umfänglicher, desto besser; und den Bouterwek[4] wolle er nur gleich vornehmen, ob ein neuer Band erscheine oder nicht. Allein nichts von alledem hat Tieck je geleistet[5], die Wiener Jahrbücher konnten sich seiner tatsächlichen Mitarbeit niemals erfreuen. Da kam Collin den Wünschen des Freundes besser entgegen: den Hafner hatte er ihm schon vor Abgang dieser Antwort durch Reimer zugestellt, ein Exemplar der Werke H. v. Collins sandte er ihm mit einem seiner nächsten Briefe[6]. Tiecks offenherzige Kritik seiner Dichtungen nahm er gar nicht übel; er schreibt: „Wie sehr mich das, was Sie über meine dramatischen Arbeiten schrieben, aufgemuntert hat, kann ich unmöglich sagen." Er wehrt sich gegen Tiecks Einwände: seine Schauspiele seien im *historischen* Stil, der gleichberechtigt neben dem romantischen und dem antiken eine dritte Dichtungsform darstelle; und auch die parodierende Gestalt des Caspar von Rastenberg versucht er zu rechtfertigen.

3.

Im Mai 1825 sah Tieck die Kaiserstadt wieder. Er war mit Beginn dieses Jahres zum Dramaturgen der Dresdener Hofbühne bestellt worden, zum literarischen Ratgeber des neuen, ihm schon längst befreundeten Intendanten August von Lüttichau; und nun war es eine seiner ersten Amtspflichten, mit seinem Chef eine theatralische Rundreise durch Deutschland zu unternehmen. Wien war das nächste Ziel. Hier erneute Tieck alte Beziehungen, knüpfte frische an. Grillparzer lernte er kennen, Schreyvogel-West, den Komponisten und Musikschriftsteller Ignaz Franz von Mosel, der damals die Stelle eines Vizedirektors der Hoftheater bekleidete[7]. Den vertrauten Umgang mit *J. F. Castelli* bezeugt ein mit Versen bedecktes Blatt:

---

1 Die Ausgaben verzeichnet: Philipp Hafners Gesammelte Werke, eingel. und hg. von Ernst Baum [Schriften des Literarischen Vereins in Wien, Bd. 19, 21] I (Wien 1914) S. 239 ff.

2 Über Tiecks Plan, die Sammlung (von der nur zwei Bände erschienen) auf sechs Bände auszudehnen und „bis zu den neuesten Tagen herab fortzusetzen", vgl. sein „Deutsches Theater" (Berlin 1817) I, S. IV und „Kritische Schriften" (Leipzig 1848) I, S. XII.

3 Holtei I, S. 146 ff.

4 Friedrich Bouterwek (1766—1828), Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des 13. Jahrhunderts XII Bde. (Göttingen 1801—1819).

5 Collins Brief vom 14. III. 1820 verlangt eine endgültige Erklärung, ob die Voß-Rezension von Tieck noch zu erwarten oder einem andern zu überantworten sei.

6 Vom 18. November 1818: Holtei I, S. 153.

7 Köpke II, S. 36/8.

Digitized by Google

Aus dem ungetreuen Gedächtnis fehlerhaft[1] aus dem Zerbino[2] für den heitern Freund Castelli zum Angedenken aufgezeichnet von

Ludwig Tieck.

Wien
den 20t May
1825.

Castellis „Schicksalsstrumpf" spenden ja auch die „Dramaturgischen Blätter" (I, S. 175) ein paar freundliche Worte, was der Belobte in seinen Memoiren stolz hervorhebt[3]; im Mai 1839 sahen sich die beiden in Dresden wieder[4]. Wie aber Tiecks diesmaliger Besuch zumeist dem Theater galt, so schloß er vornehmlich unter den Burgschauspielern neue Bekanntschaften. Die interessantesten waren wohl die der Sophie Müller und des Heinrich Anschütz. „Diese persönlichen Beziehungen zu Tieck", schreibt der letztere in seinen „Erinnerungen" (Wien 1866, S. 310), „sollten nicht vorübergehend bleiben. Bei meinen öfteren Gastspielen in Dresden hatten sie einen näheren geistigen Verkehr zur Folge. Ich verdanke dem Urteilsspruche Tiecks über meine schauspielerische Befähigung unendlich viel. Er erhöhte mein Selbstvertrauen und trug vielleicht das meiste bei, daß mein Name allgemein bekannt wurde." Anschütz mag da vor allem an das schier grenzenlose Lob gedacht haben, das die „Dramaturgischen Blätter" (II, S. 247ff.) seiner Lear-Darstellung aussprachen.

Mit manchem dieser neu gewonnenen Bekannten hat Tieck auch späterhin gelegentlich einen Brief gewechselt[5]. Der nachfolgende, an Schreyvogel gerichtete, war — wohl nicht dem Wortlaute, doch dem Inhalte nach — seit langem bekannt. Der Wiener Hofschauspieler C. L. Costenoble erzählt nämlich in seinen Tagebuchblättern unter dem 10. November 1833, Ludwig Löwe habe ihm aus dem Nachlasse Schreyvogels einige Briefe berühmter Zeitgenossen vorgelesen. „Wir lachten herzlich", heißt es da[6], „über ein Schreiben Tiecks, worin er die Verdienste des in Dresden gastierenden Schauspielers Schwarz als Lorenz Stark über Iffland und Liebich setzt und Feinheiten des Spiels an diesen Männern entdeckt, wovon das schärfste Auge bisher nichts bemerken konnte. In einem Briefe Hormayrs[7] an Schreyvogel witzelt dieser Historiograph recht derb über Tiecks Kritik und meint, Tieck habe sich wohl vom Anfangsbuchstaben des Namens Schwarz begeistern lassen, weil er im Sch. ein gutes Omen gefunden, des Schröderschen Namens wegen; aber es würden ja, schloß er, noch andere Dinge mit dem Anfangsbuchstaben: Sch. geschrieben." Tieck schreibt:

Ew. Wohlgebohrn

verzeihen gütigst, daß ich Sie durch dieses Blatt begrüsse, welches Ihnen Herr Schwartz überbringt, um mein Andenken bei Ihnen zu erneuern. — Ich habe mich ausserordentlich gefreut, die Bekanntschaft dieses Mannes und trefflichen Künstlers gemacht zu haben. Ich habe, weil ich in **Teplitz** das Bad brauchen muste, seine übrigen Gastdarstellungen versäumt, und nur seine lezte, den **Lorenz Stark** sehen können, und ich gestehe Ihnen, daß ich lange im Theater nicht so hingerissen und erschüttert war, als an diesem Abend. Dieser Mann ist noch ganz aus jener Schule unserer Schauspielkunst, die ich immer die ältere nennen, und bei weitem der neueren vorziehn muß, wenn diese auch in der That grössere Fortschritte machen sollte, als ich bis jezt habe bemerken können. Ein leichtes, sichres Spiel, ein Wirken durch wenige Mittel, ein Humor, der liebenswürdig ist, und doch scharf die Rolle karakterisirt.

Ich habe Iffland öfter in der Rolle gesehn, auch **Liebich** in Prag, welchen ich zu den vorzüglichsten Darstellern in diesem Fache rechnen muste, aber ich gebe unbedingt dem Herrn Schwartz den Vorzug, weil die kleinen Tücken, der Witz und die Schalkheit, die diese Rolle beleben, mir noch nie mit dieser erfreulichen **Bonhommie**

1 Die ersten zwei Zeilen sind es in der Tat.

2 Es sind die Verse: Schriften X (Berlin 1828), S. 96 Mit Leiden bis zu unterscheiden.

3 Memoiren meines Lebens, hg. von J. Bindtner [= Denkwürdigkeiten aus Altösterreich IX/X] (München 1914) I, S. 427.

4 Ebenda II, S. 131 f.

5 So druckt Anschütz a. a. O. S. 399 einen (bei Goedeke nicht gebuchten) Brief Tiecks (Dresden, 23. V. 1829) ab.

6 C. L. Costenoble, Aus dem Burgtheater 1818—1837 (Wien 1899) II, S. 172.

7 Dieser Brief findet sich nicht unter den Hormayr-Autographen der Hofbibliothek.

Digitized by Google

vorgetragen wurden, und ich den Mann noch nie habe vorstellen sehn, daß Alles so aus einem Gusse, und auch das Kleinste nothwendig erschien. Die ernsten und grossen Momente waren ebenso trefflich. Wie glücklich sind Sie in Wien, daß selbst Künstler, die, wie ich höre, nicht oft gebraucht werden, von solcher Trefflichkeit sind. Es freut mich, daß hier das ächte Verdienst dieses wackern Mannes so schön anerkannt wurde, denn das gewählte, aber freilich nicht gedrängte Publikum, wie es sich hier im Sommer nicht leicht findet, empfand jeden gelungenen Zug, u der laute Beifall kam recht aus dem Herzen. — Mit der Bitte, mich Herrn von Mosel u H. Anschütz zu empfehlen, nenne ich mich mit der vollkommensten Hochachtung

Dresden
den 26. Julius
1826

Ew. Wohlgebh.
ergb. Diener,
L. Tieck.

Durch eine Indiskretion Schreyvogels scheint der Inhalt von Tiecks Schreiben sofort in ganz Wien bekannt geworden zu sein, denn desselben Costenoble Tagebuch notiert schon am 25. August 1826: „Tieck, der bei aller Geistesgröße zuweilen mit seinen Urteilen ins Kindliche strauchelt, hat zur eigenen Schmach in einem Briefe an Schreyvogel den Lorenz Stark des Schwarz über den Ifflandschen gestellt und zugleich dieses rasende Urteil in die Wiener Theaterzeitung einrücken lassen wollen. Schreyvogel, ärgerlich darüber und wohl wissend, daß Schwarz auf solchen Lobhudelsleitern gern wieder in ein verlorenes Rollenfach steigen möchte, strich als Zensor den ganzen unsinnigen Bericht des großen Tieck"[1].

Tatsächlich wird am genannten Orte Schwarz' Dresdener Gastspiel von 1826 mit keinem Worte erwähnt — im Gegensatz zu dem früheren von 1824, über das die Theaterzeitung (s. Anm.) ausführlich berichtete.

Lorenz Stark ist die Hauptfigur in F. L. Schmidts nach J. J. Engels bekanntem Roman gearbeitetem, Leipzig 1804 erschienenem Schauspiel, das am Wiener Burgtheater unter dem Titel „Die deutsche Familie" von 1803—1834 siebenunddreißigmal gegeben wurde[2]. Wirklich scheint Ludwig Tieck dem Schauspieler Karl Schwarz (1768—1838, seit 1813 Mitglied des Burgtheaters), der als „Kalif" der Ludlamshöhle berühmter war denn als Darsteller[3], unverdient viel Lob gespendet zu haben; andere Kritiker urteilen weit strenger, am abfälligsten Wurzbach[4], der ihm überdies allzu großen Durst vorwirft. — Johann Karl Liebich (1773—1816), den trefflichen Darsteller und Direktor der Prager Bühne, hat Tieck während seines Prager Aufenthalts kennen gelernt; im „Phantasus" widmete er seinem eindrucksvollen Spiel anerkennende Worte[5].

Noch mit einem anderen hochberühmten Mitgliede des Burgtheaters war Tieck durch ebenso innige wie wechselvolle Beziehungen verbunden: mit Julie Gley-Rettich, deren Anfänge er väterlich begleitete. Aus der Zeit der beginnenden und vollendeten Erkaltung dieses Verhältnisses haben sich einige Briefe im Besitze der Hofbibliothek erhalten, die indes schon vor ein paar Jahren der Öffentlichkeit übergeben worden sind[6].

---

1 A. a. O. I, S. 317; die Herausgeber des Costenoble, Glossy und Zeidler, haben diese Stelle versehentlich unter dem Datum vom 25. August *1824* eingereiht, was unmöglich ist, denn in diesem Jahre hat Schwarz wohl auch ein Gastspiel in Dresden absolviert, aber nicht den Lorenz Stark gegeben. Er ist damals aufgetreten: am 6. Juli 1824 in K. Töpfers Familiengemälde „Herrmann und Dorothea" und in dem nach dem Französischen des Florian bearbeiteten Lustspiel „Der gutherzige Alte"; am 9. Juli in Kotzebues Schauspiel „Die Versöhnung"; am 12. Juli in Ifflands Familiengemälde „Verbrechen aus Ehrsucht". Vgl. [Dresdener] Abend-Zeitung, hg. von C. G. Th. Winkler (Th. Hell) vom 19. VII. 1824, Nr. 172, S. 688 und Allg. Theaterzeitung und Unterhaltungsblatt für Freunde der Kunst, Literatur und des geselligen Lebens [hg. von Bäuerle] XVII (Wien 1824) Nr. 100, S. 400.

2 Das Burgtheater. Statistischer Rückblick, zusammengestellt von Otto Rub (Wien 1913), S. 33.

3 Vgl. Castellis Memoiren II, S. 10 ff. (hier auch Bildnis und Karikatur) und Anschütz a. a. O. S. 316.

4 Biographisches Lexikon des österr. Kaiserthumes XXXII, S. 320.

5 L. Tieck, Schriften V, S. 473 f.

6 Man findet die Briefe vom 17. VII. 1827; 6. X. 1828 (nebst einem undatierten Billettchen aus demselben Jahre); 22. XI. 1830 bei Alexander von Weilen, Julie Rettich. Erinnerungsblätter zum Gedächtnisse ihres hundertsten Geburtstages. (Wien 1909), S. 10/19, 26/32; allerdings in einem durch Lesefehler und Flüchtigkeiten arg entstellten Abdruck. Zur Begründung dieses Urteils nur *ein* Beispiel: in dem letztgenannten Briefe heißt es bei Weilen: „Hören Sie im Leben, *was* und *wie* man lobt"; das Original hat natürlich: „im *Lobe*". Auch Weilens Kommentar ist besserungsbedürftig: an Stelle der S. 17 geäußerten Vermutung, Tieck habe die Schauspielerin Peche wahrscheinlich in Bonn gesehen, hätte einem (gleichfalls in der Hofbibliothek verwahrten) Briefe der Agnes Tieck an Julie Gley (Bonn, 2. VII. 1828) die ausdrückliche Mitteilung entnommen werden können, daß dies vielmehr in Darmstadt geschah. — Künftige Biographen Tiecks und Geschichtschreiber des Dresdener Hoftheaters seien nachdrücklich auf die zahl- und inhaltsreichen Briefe hingewiesen, die Tiecks Gattin und Töchter der befreundeten Künstlerin nach Wien geschrieben haben.

Digitized by Google

4.

Der Empfänger unseres letzten Schreibens ist nicht genannt; doch leidet es kaum einen Zweifel[1], daß es an den Prager Schauspieler Franz Rudolf Bayer (1780—1860) gerichtet ist, den Vater der Marie Bayer-Bürck, die 1836—1841 an dem — damals von Franz von Holbein geleiteten — Hoftheater zu Hannover wirkte. Nach zweimaligem erfolgreichen Gastspiel auf der Dresdener Hofbühne (1839 und 1840) ist sie, sobald ihr Vertrag mit Holbein ablief, bereits im September 1841 dahin engagiert worden. Im Jahre 1891 konnte sie den Gedenktag fünfzigjähriger ununterbrochener Tätigkeit an dieser Kunststätte begehen. Fast neunzigjährig ist sie am 10. Februar 1910 in Dresden gestorben[2].

Geehrter Herr u. Freund,

Sie werden gewiß über meine Correſpondenz lachen, u daß Sie ſchon wieder, einen eigentlich überflüſſigen Brief von mir erhalten. Ich wollte Ihnen nur in Eile ſagen, daß ſowie mein letzten (sic!) Blatt zur Poſt abgegangen war, ich Ihren werthen Brief wieder fand, an jenem wohl bemerkten Ort, wo ich ihn in Haſt vergebens geſucht u überſehn hatte.

Ich bin eigentlich ganz Ihrer Meinung, u hoffe den Herrn Intendanten ſo (sic!) überzeugen, daß es beſſer ſei, dieſe Clauſel, die Ihre Tochter gekränkt hat, auszulaſſen; bei einem ſo entſchiednen Talent iſt ein mehrjähriger Contrakt auch für die Direction vortheilhafter. H. v. Lüttichau war nur darum etwas ängſtlich, weil der Hof noch Ihre Tochter nicht geſehn hatt.

Traurig iſt es freilich, daß H. v. Holbein ihren Contrakt nicht löſen will. Ich vertraue Ihrem Wort, daß Sie Alles thun werden, um es möglich zu machen. Wiſſen wir nur erſt gewiß, daß Sie in Einem Jahr kommen kann, ſo machen wir unſre Einrichtungen danach. Sein Sie alſo von der Güte, es mir, oder dem H. Intendanten zu melden, ſo wie ſich etwas entſchieden hat. Sollten unvorhergeſehne Fälle es möglich machen, daß die Tochter früher eintreten kann, ſo iſt es um ſo beſſer.

Nochmals um Entſchuldigung bittend, daß Sie zwei unnütze Blätter enthielten (sic!), nehme ich die Freundſchaft eines mir ſo theuern Mannes in Anſpruch, u nenne mich mit Vertrauen u Hochachtung

Ihren

ergebenſten

L. Tieck.

Dr.[esden]
den 14t Sptbr. 39.

1 Vgl. Hermann Müller, Chronik des Hoftheaters Hannover (1876), S. 214; Robert Proelß, Geſchichte des Hoftheaters zu Dresden (Dresden 1878), S. 654.

2 Biographiſches Jahrbuch und deutſcher Nekrolog, hg. von A. Bettelheim XV, S. 114 f. (A. v. Weilen).

Digitized by Google

Württemberg und das „Junge Deutschland".[1]

Von

Paul Marx in Karlsruhe, z. Zt. Tübingen.

Am 29. Oktober 1835 hatte das Präsidium der deutschen Bundesversammlung, Graf Münch, sich verpflichtet gehalten, bei der Bekanntgabe des Verbots von Wienbargs „Wanderungen durch den Tierkreis" in Preußen, „auf die Verbindung mehrerer Schriftsteller aufmerksam machen zu müssen, welche sich unter der Benennung ‚Die junge Literatur' gebildet hat, und deren Tendenz dahin gerichtet ist, durch Erschütterung aller bisherigen Begriffe über Christenthum, Obrigkeit, Eigenthum, Ehe usw. in allen sozialen Verhältnissen eine heillose Anarchie zu verbreiten, und eine allgemeine Umwälzung vorzubereiten. Präsidium gibt daher den Herren Gesandten anheim, diesen Gegenstand bei den höchsten und hohen Regierungen in Anregung zu bringen, damit in reife Berathung gezogen werden könne: ob und wie diesem Übel durch gemeinsame Maasregeln entgegenzuwirken sey?"[2]

Der württembergische Gesandte von Trott stand dem Vorschlag gar nicht geneigt gegenüber und fügte deshalb beim Übersenden des Protokolls der 26. Sitzung an seine Regierung hinzu: „Bei dem ad § 414 über den schriftstellerischen Verein, die junge Literatur, gehabten Vortrag äußerte Präsidium selbst, daß es ihm zweifelhaft scheine, ob dagegen von Bundes-wegen Maasregeln zu treffen, oder aber die Gegenwirkung dem besser gesinnten schriftstellerischen Publikum zu überlassen sei, aus dem sich bereits Stimmen gegen jenes Unwesen erhoben hätten, er ersuche deshalb die Gesandten, sich darüber die Ansichten ihrer Höfe zu erbitten. Unter den Vorschriften des provisorischen Preßgesetzes von 1819 würde ein solches Verbot nicht zu stellen sein, wie dies auch bei keinem der aus politischen Gründen hin und wieder ergangenen Verboten von Schriften geschehen ist. Wenn nun auch nicht in Abrede zu stellen ist, daß die in Rede stehenden Schriften darum eine besondere Aufmerksamkeit verdienen, weil die für selbige gewählte Form, sie aus Leibiblotheken und ähnlichen Anstalten unter die unteren Volksklassen bringt, so möchten doch gemeinsame Maßregeln nur dann gerechtfertigt erscheinen, wenn sich ergäbe, daß die schriftstellerische Gegenwirkung und vereinzelte Maßregeln der Regierungen dem Übel nicht gewachsen seyn."

Von diesem Aktenstück wurde am 16. November an das Ministerium des Inneren eine Inhaltsangabe geschickt, mit der Bitte, sich zu dieser Frage zu äußern, damit dem Bundesgesandten Instruktionen gegeben werden könnten. Doch hielt der Staatsrat von Harttmann[3] vorläufig den Bundestag nicht für maßgebend, in dieser Sache Beschlüsse fassen zu können, sondern hielt es für eine Angelegenheit, die jeder Staat nach seinem Gutdünken behandeln könne, da es „lediglich als Gegenstand der jedem B. Staat nach der Bundesverfassung bleibenden Vorsorge für Aufrechterhaltung der inneren Ruhe und Ordnung zu beurtheilen sein dürfte." Das Ministerium ging dabei von dem völlig verständlichen und anzunehmenden Standpunkt aus, daß jede Landesbehörde nach den besonderen Verhältnissen zu urtheilen habe und daß überhaupt „noch sehr zu erwägen bleibe, ob ein direktes Einschreiten der B[undes] R[egierungen] das besagte Übel nicht herbeizuführen als zu entfernen geeignet seyn möchte."

Am 20. November antwortete das Ministerium des Inneren darauf:[4] „Dem K. Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten beehrt sich der Unterzeichnete auf die verehrliche Note vom 16. d. M. in Betreff des seitwärts bemerkten Gegenstandes folgendes zu erwidern:

---

1 Bei einer Arbeit über einen jungdeutschen Dichter bekam ich von dem Kgl. Württ. Geh. Haus- und Staatsarchiv durch den Archivarvorsteher zwei Aktenbündel. Ich danke der Archivdirektion für die freundliche Überlassung dieses bisher ungedruckten Materials.

2 Prot. 1835, 26. Sitz., § 414, Seite 869f.

3 Die meisten hier vorliegenden Schriftstücke sind nicht vom Minister selbst, sondern von dessen vortragendem Rat und Direktor des Lebensrats, der auch Vorsitzender der Zensurkommission war, unterzeichnet. Und erst unter dessen Unterzeichnung machte noch Graf Berddingen sein markantes GB.

4 Note des Ministerium des Innern an das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Betreff einer — am Bundestag in Aregung gekommenen Einleitung gemeinsamer Maasregeln gegen die Tendenz der — unter Benennung „Die junge Literatur" gebildeten Verbindung mehrerer Schriftsteller.

Digitized by Google

Der Unterzeichnete besitzt keine nähere Bekanntschaft der Tendenz der Schriftsteller, auf welche die bei der Bundesversammlung eingeleiteten Verhandlung sich bezieht, ausgenommen, soweit sie aus der Polemik eines hiesigen kritischen Blatts gegen dieselben und einigen von der Seite der Angegriffenen erschienenen Gegenschriften zu schöpfen ist.

Hieraus erhellt, daß die Thätigkeit jener Schriftsteller auf dem Gebiet der Aesthetik und Philosophie sich bewegt und das der Politik nur indirect und insofern berührt wie diß der Regel nach bei allen Erörterungen ethischer und socialer Fragen der Fall ist, sowie daß ihre Schriften nicht auf die Volksmasse, sondern auf das literarische Publikum berechnet sind. Wenn dieselben nun auch wirklich sittliche und religiöse Begriffe antasten, die zu den Grundpfeilern der gesellschaftlichen Ordnung gehören, so geschieht diß doch auf einem Felde, auf welchem die öffentliche Stimme des literarischen Publikums einem solchen Treiben sein Recht am besten anthut, und wenn die Beleidigung der öffentlichen Moral ein Einschreiten der Staatsgewalt begründen sollte, so ist doch durchaus kein Grund abzusehen, warum hirzu die Thätigkeit der Landesbehörden nicht genügen und das Eingreiffen des Bundes erfordert werden sollte. Die Voraussezungen, durch welche der § b des Preßgesetzes vom 20. Sept. 1819 das leztere bedingt, sind bei Schriften nicht gegeben, welche religiöse und moralische Fragen ganz allgemein und ohne nähere positive Beziehung viel weniger in specieller Richtung auf die Verfassung und Verwaltung des Bundes oder einzelner Bundesstaaten erörtern.

Der Unterzeichnete ist sonach mit dem K. Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten völlig darüber einverstanden, daß es zur Zeit gänzlich am Nachweis der staatsrechtlichen Bedingungen für die Competenz der Bundesversammlung zum Einschreiten gegen die literarische Thätigkeit der in Frage stehenden Schriftsteller mangelt, und wenn es unter diesen Umständen noch der Erörterung politischer Gründe bedarf, so scheinen ihm dieselben ebenfalls gegen eine solche Einschreitung zu sprechen. Es wurde durch dieselbe diesen Schriftstellern, in deren ganzem Treiben der Unterzeichnete nicht mehr als eine ephemere Erscheinung erblicken kann, eine Bedeutung, die ihnen nicht zukommt, beigelegt, und sie würden der Verurtheilung durch die öffentliche Meinung, die ihnen beim Beharren in einer gegen die sittlichen und religiösen Begriffe der Gesellschaft verstoßenen Tendenz sicher wartet, entzogen werden.

Die bereits erschienenen Schriften derselben, soweit sie wirklich gesezwidrig seyn sollten, können durch Verfügungen der Landesbehörden ebensowohl in der Verbreitung gehemmt werden, als durch einen Ausspruch der Bundesversammlung, die Zeitschriften aber, deren Herausgabe einen Vereinigungspunkt für die in Frage stehenden Schriftsteller bilden soll, und welche der Präsidialvortrag in der Bundesversammlung zunächst im Auge gehabt haben dürfte, kann keinen Falls schon vor ihrem Erscheinen von der Bundesversammlung verurtheilt werden. Zu verkennen ist nebenbei nicht, daß diese Schriftsteller mit den von ihnen erregten literarischen Kämpfen manche Kräfte beschäftigen, die sonst auf dem Felde der speziellen Politik in einem den Regierungen nicht günstigen Sinne thätig waren, und daß sie Uneinigkeit in einem Lager hervorbringen, von welchem auch sonst mit vereinten Kräften gegen die Regierungen gekämpft wurde, Umstände, in welchen für die lezteren gewiß kein Grund liegt auf Unterdrückung ihrer schriftstellerischen Thätigkeit überhaupt auszugehen."

Bemerkenswert ist dieses Schreiben, weil es im Gegensatz zur österreichischen Politik Verständnis für die zeitgenössische Literatur zu erkennen gibt. Interessant ist auch der Hinweis auf die einflußreiche Kritik der Presse, unter der man wohl nichts anderes erkennen kann als die Menzelschen Angriffe auf das junge Deutschland, die im September dieses Jahres im Literaturblatt, das als Beigabe des Morgenblatts für gebildete Stände von Menzel herausgegeben wurde, erschienen waren, und gegen die sich dann auch die ebenerwähnten Broschüren Wienbargs, Kottencamps u. a. richteten. Schon dadurch, daß Menzel in diesem offiziellen Schreiben als Zeuge angeführt wird, wird seine überaus einflußreiche Stellung gekennzeichnet. Diese Erwähnung gibt auch von neuem Anlaß, darauf hinzuweisen, daß sogar die persönlichen Angriffe gegen Menzel einer berechtigten Grundlage nicht entbehren.

Auf Grund dieses Schreibens wurde der Gesandte von Trott instruiert (am 26. XI. 1835)[1]. Trott überbrachte seine Anweisungen dem Präsidial-Gesandten und berichtet darüber[2]:

---

1 Die Wiedergabe des Schreibens ist überflüssig, da es bereits angeführtes wiedergibt, und auch von Geiger nach den Wiener Archivfunden abgedruckt ist.

2 Hierdurch klärt sich auch die von Houben erwähnte „dreiste Indiskretion" (S. 70) als sehr harmlos auf. Der Fehler liegt übrigens bei Ludwig Geiger (Das jg. Dtschl. und die preuß. Zensur), der behauptet, die Stuttgarter Archivakten eingesehen zu haben. Er muß dies aber in einer so oberflächlichen, unwissenschaftlichen Weise getan haben, daß er gerade die wichtigsten Akten völlig übersah. Auch Houben macht mehrere Male auf die für einen Forscher etwas merkwürdige Art Geigers aufmerksam.

Digitized by Google

„Ich habe nicht gesäumt, den Inhalt des verehrlichen Erlasses des Königlichen Ministeriums der Auswärtigen Angelegenheiten vom 26ten November 1835 in nebenstehenden Betreff, vertraulich zur Kenntniß des Herrn Präsidial-Gesandten zu bringen, auch keinen Anstand genommen, dem von ihm geäußerten Wunsche gemäs, denselben in gleicher Weise, eine Abschrift davon mitzutheilen, da ich mir für die weitere Behandlung dieses Gegenstandes, von einer ruhigen Prüfung des in dem Erlasse enthaltenen bündigen Resonnements, mehr Wirkung, als von einem einmaligen Vorlesen versprechen durfte.

Bis jetzt beschränkte sich Graf Münch auf die Äußerung, wie er nicht der Ansicht sey, daß die Regierungen, ohne selbst einzuschreiten, die Bekämpfung dieses litterarischen Unwesens, dem besser gesinnten schriftstellerischen Publikum und dessen Verurtheilung der gesunden öffentlichen Meinung zu überlassen hätten, gedachte jedoch für jezt einer Einschreitung der Bundes-Versammlung nicht weiter.

Wahrscheinlich will er erst hören, wohin die Ansichten neigen[1]. Dagegen gab der Königlich Preußische Gesandte in der gestrigen Sitzung, die als schriftlich beifolgende Erklärung, *ausdrücklich nur als eine vertrauliche Mittheilung*, ab.

... Hierdurch sah sich der Grosherzoglich Hessische Bundes Tags Gesandte als Stell-Vertreter des Grosherzoglich Badischen veranlaßt, die Bundes-Versammlung von dem Inhalte des als schriftlich beifolgenden Erlasses des Grosherzoglichen Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten ebenfalls vertraulich in Kenntniß zu setzen. Ich hatte von diesen Erklärungen vor der Sitzung nichts in Erfahrung gebracht und war daher mit der dißfallsigen Äußerung nicht vorbereitet und glaube nach diesen Vorgängen mir darüber eine weitere Weisung erbitten zu sollen, ob — da der Anfang mit vertraulichen Mittheilungen über diesen Gegenstand in der Bundesversammlung gemacht worden ist, ohne auf dessen Behandlung von Bundeswegen einzugehen — ich nunmehr auch, ohne eine weitere Veranlaßung abzuwarten, mit der disseitigen Ansicht, wornach eine Einschreitung der Bundes Versamlung als nicht begründet angesehen wird, voranzugehen habe.

Diese Ansicht verbunden mit der, daß, wenn dergleichen Schriften sich als gesezwidrig darstellen sollten, so werde die Verbreitung der bereits erschienenen am Füglichsten, durch Verfügungen der Landesbehörde jedes Staats nach Maaßgabe der Verschiedenheit der dabei in Betracht kommenden besondern Verhältnissen der Localität verhindert werde, dürfte indessen ihre Rechtfertigung besonders darin finden, wenn ich zugleich ermächtigt würde, die Anordnung derartiger Maaßregeln für Württemberg zur Anzeige zu bringen, da — wenn dieses von mehreren Seiten, wie bereits von Preußen und Baden geschehen, erfolgt, eine Einschreitung der Bundesversamlung sich von selbst als überflüssig und verspätet darstellt."

Daß diese Instruktionen, von denen man natürlich genau wußte, daß sie von dem Minister Beroldingen stammen, sofort nach Wien an Metternich gesandt wurden, ist ja begreiflich, wenn man die vorhergegangenen Anweisungen liest, die Preußen und Oesterreich ihren württembergischen Gesandten gaben. Trotzdem diese von der ablehnenden Haltung Württembergs, das sowohl Interesse an dem Buchhandel als solchen hatte, als auch den Schriftstellern liberal gegenüberstand, völlig überzeugt waren, wurden immer und immer Versuche gemacht, die maßgebenden Persönlichkeiten umzustimmen[2]. Ich vermute auch, daß der Wiener Hofrat Jarcke, von dem die ersten gegen die jungdeutsche Literatur gerichteten Geheimberichte stammen, sogar nur aus diesem Grunde im Jahre 1835 längere Zeit in Stuttgart war; denn ein eigentlicher Zweck seines Aufenthalts läßt sich nach den bisherigen Funden nicht feststellen. Merkwürdig ist nur, daß Graf Münch dieses Schriftstück, „worin die Kurzsichtigkeit und Verkehrtheit der Ansichten bis auf den Punkt gesteigert ist, diese Tätigkeit der jungen Schriftsteller sogar im Interesse der Regierung zu finden", nicht sofort an Metternich sandte, sondern es über acht Tage behielt und sogar den Bundesbeschluß abwartete, bei dessen Zustandekommen ja Trott eine nicht ganz ehrliche Rolle spielte.

Trott sandte an das Ministerium des Auswärtigen zusammen mit der oben wiedergegebenen Mitteilung noch die später doch als Anlage in den Protokollen der Bundesversammlung veröffentlichte vertrauliche Mitteilung Preußens über das Verbot der Schriften der ‚Jungen Literatur'[3], sowie die Mitteilung über das Einschreiten der Badischen Regierung gegen den Verleger der Gutzkowschen ‚Wally'[4]. Trott hatte in der Sitzung sich zu den Fragen nicht äußern können, da er nicht auf diese Mitteilungen vorbereitet war. Er bittet deshalb um nähere Instruktion, legt aber seiner Regierung nahe, durch eine Verfügung der Landesbehörde — ähnlich wie Preußen und Baden — einem Eingreifen der Bundesversammlung zuvorzukommen. Zwei Tage darauf, am

1 Ähnlich berichtet auch Trott an Bayern, dessen beurlaubten Gesandten er vertrat.
2 Geiger (Das junge Deutschland) S. 182f. Houben, S. 64ff.
3 Prot. 1835 Seite 1148, Registratur aufgenommen in der 30. Sitzung vom 13. XII. 1835.
4 Belegt durch eine Abschrift eines Briefes des badischen Ministers des Auswärtigen, Blittersdorff.

Digitized by Google

6. Dezember, schickt er dann an das Ministerium den Bericht des Oberzensurkollegiums in Berlin vom 11. November sowie die darauf erfolgte Verfügung des Ministeriums des Innern vom 14. November, macht aber hierzu keine besonderen persönlichen Bemerkungen[1]. Graf von Beroldingen war natürlich schon in die Sachen eingeweiht. Am 23. November hatte der Minister des Auswärtigen in Berlin an seine einzelnen Gesandten den Bericht des Oberzensur-Kollegiums vom 11. November zusammen mit dem Reskripte des K. Ministeriums des Inneren und der Polizei vom 14. November übersandt. Diese beiden Schriftstücke wurden dann von dem Preußischen Gesandten von Rochow in Stuttgart am 2. Dezember vertraulich dem Grafen von Beroldingen mitgeteilt. Es sind wörtlich dieselben Erlasse, die von Trott am 6. Dezember ebenfalls nach Stuttgart sandte[2]. Der Brief an Rochow lautete:

„Schon seit einiger Zeit waren unsere Censur-Behörden auf eine Reihe von litterarischen Erscheinungen aufmerksam geworden, welche für ein großes Publikum bestimmt, die verderblichsten Grundsätze verbreiteten.

Bei fortgesetzten Beobachtungen dieser Erscheinungen ließ sich leicht erkennen, daß sie von einer durch Gemeinschaft der Geistes Richtung und der litterarischen Bestrebungen verbundenen Schule von Schriftstellern aus giengen, die sich selbst als ‚das junge Deutschland' oder ‚die junge Literatur' bezeichnet.

Die Verbindungen dieser Schriftsteller scheinen sich über einen großen Theil von Deutschland zu verbreiten und leider läßt sich nicht läugnen, daß die von ihnen publicierten Schriften an vielen Orten Anklang gefunden haben.

Um so dringender war es, mit Ernst dieser Schriftstellerei entgegenzutreten, welche im Allgemeinen in Richtung der sogenannten französischen Philosophen des vorigen Jahrhunderts verfolgt, und den Mangel an wahren Witz und an Neuheit der Gedanken durch eine oft sehr einnehmende Gewandtheit des Ausdrucks und durch eine alles ihr Vorangegangene überbietende freche Verhöhnung des Heiligsten zu ersetzen versteht [es folgt die Mitteilung des Verbots der deutschen Revue sowie aller Schriften der ‚vorgedachten Schule' und über die Absicht eines Antrags bei der Bundesversammlung]. Indem wir diesen Antrag kräftig zu unterstützen gedenken, dürfen wir auch der Hoffnung Raum geben, daß selbst ohne förmlichen Bundesbeschluß die deutschen Regierungen in eigenem Interesse, wie im Gesamtinteresse Deutschlands, sich veranlaßt finden werden, strenge Maasregeln zur Unterdrückung des obenbezeichneten schmählichen Mißbrauchs der Presse zu ergreifen.

Wir vertrauen insonderheit, daß das K. Württembergische Gouvernement keine Bedenken tragen wird, solche Maasregeln zu ergreifen ....."

An demselben Tage, an dem die Mitteilungen Trotts in Stuttgart einliefen, überreichte auch — natürlich ebenfalls vertraulich — der österreichische Gesandte Fürst von Schönberg dem Grafen Beroldingen die Abschrift eines Briefes[3] des Fürsten Metternich vom 2. XII. 1835, der nach einer sehr harten Kennzeichnung der befehdeten Literatur und dem Hinweis darauf, daß auch Preußen[4] schon eingeschritten sei und davon doch Württemberg benachrichtigt habe, fortfährt:

„Wenn nun aber auch durch partielle Maasregeln der eben angeführten Art das Übel auf diesem oder jenem deutschen Gebiete in seiner Wirksamkeit allerdings mit Erfolg gelähmt werden kann, so wird es demungeachtet in der Wurzel nur dann anzugreifen und am Ende ganz zu vertilgen seyn, wenn es gleichmäßig in allen deutschen Ländern mit dem Banne belegt, und ihm auf diese Weise die rechte Bedingung des Lebens entzogen ist. Hier kann nur der *Bund* erfolgreich, weil allgemein, wirken". Metternich kommt auf den Antrag zu sprechen, der in nächster Zeit gestellt werde, „um Verleger und Schriftsteller außer Stand zu setzen, das von ihnen ausgesuchte gifttragende Feld ferner zu bebauen". So hofft er, daß auch Württemberg diesen Antrag unterstütze. Rein stilistisch genommen ist das weitaus das beste und formvollendetste Schriftstück, das uns aus diesen Kämpfen erhalten ist. Es ist mit einer solchen Sicherheit und gewandten Ruhe, mit einer solch selbstverständlichen Überlegenheit und dabei mit einer so spitzfindigen Diplomatie geschrieben, daß sich allein durch diesen Brief ganz deutlich die große Überlegenheit Metternichs gegenüber allen anderen Staatsmännern jener Zeit ersehen läßt.

---

1 Houben S. 43 bis 46 hat nach den Akten in München das eine mit dem mir vorliegenden Stuttgarter völlig übereinstimmende Schriftstück vollständig und das zweite wenigstens zum Teil abgedruckt.

2 Der ähnliche Brief nach München, Houben, Seite 87f.

3 Ein Teil davon ist abgedruckt in Geiger: Das jg. D. und die preußische Zensur, Seite 136f. Doch hat Geiger gerade den Absatz, der für den späteren Bundesbeschluß maßgebend wurde, weggelassen.

4 Ich glaube sogar annehmen zu dürfen, daß Preußen auf Wunsch Metternichs zuerst seine Maßnahmen mitteilte, damit dann der allgewaltige Minister darauf fußend hervortreten könne, um die letzten Widerstände zu brechen.

Digitized by Google

Hier beginnt das Doppelspiel Württembergs. Beroldingen versprach[1] möglichst den Wünschen Österreichs zu willfahren, hielt sich aber durch das Wort ‚möglichst' zu nichts verpflichtet, sondern gibt sogar am gleichen Tage dem Bundesgesandten die gegenteiligen Verhaltungsmaßregeln. Er beauftragt ihn am 8. Dezember, in einer vertraulichen Mitteilung dem österreichischen bzw. preußischen Gesandten bekannt zu geben, daß bereits ‚die polizeyliche Beschlagnahme des im Verlag von Löwenthal erschienenen berüchtigten Romans: ‚Wally' von Gutzkow verfügt worden ist. Hierdurch . . . wird sich ein auf diesen Gegenstand gerichteter Bundesbeschluß . . . als überflüssig darstellen'. Von diesem Brief sowie von den bisher eingelaufenen wichtigen Schreiben sendet Beroldingen Abschriften an das Ministerium des Inneren, damit dieses dementsprechend seine Maßnahmen treffen könne. Am 11. Dezember sendet Schlayer die Papiere zurück und fügt die Abschrift des Ministerialerlasses an die Kreisregierungen vom 11. Dezember bei: „Die öffentliche Aufmerksamkeit ist in neuerer Zeit vielfach durch die Schriften einer Anzahl meist jüngerer deutscher Schriftsteller angeregt worden, die sich unter dem Namen ‚das junge Deutschland' oder „die junge Literatur" als eine besondere literarische Schule ankündigen, und deren Tendenz auf die Untergrabung sittlich religiöser Begriffe und kirchlich politischer Institute gerichtet scheint, die zu der Grundlage der öffentlichen Moral und der gesellschaftlichen Ordnung gehören.

Bereits ist eine aus dieser Schule hervorgegangene Schrift

Wally oder die Zweiflerin, ein Roman von Carl Gutzkow,

von der Stadt-Direktion Stuttgart wegen Verletzung der §§ 4 und 5[2] des Preßgesetzes mit Beschlag belegt worden.

Neben Gutzkow werden als Koryphäen der Schule Ludolf Wienbarg, Heinrich Laube und Theodor Mundt genannt[3], und als weitere Schriften, worin jene Tendenz mehr oder weniger hervortrete, bezeichnet:

Briefe (Schleiermachers) über die Luzinde, herausgegeben von Gutzkow,
Ästhetische Feldzüge von Ludolf Wienbarg,
Reise durch den Thierkreis von demselben,
Reise-Novellen von Heinrich Laube.

Die Kreis-Regierung wird beauftragt, diejenigen der ihr untergebenen Bezirks Polizei-Aemter, welche nach dem in ihren Bezirken stattfindenden literarischen Verkehr, und den sonstigen einschlagenden Verhältnissen sich vorzugsweise in der Stellung befinden, um den Umlauf geseзwidriger Schriften zeitig zu entdecken, und durch das vorgeschriebene Verfahren dessen Hemmung in und außer ihren Bezirken zu bewirken, durch Mittheilung des Vorstehenden auf diese schriftstellerische Schule mit der Weisung aufmerksam zu machen, sich die Produkte derselben von den Buchhandlungen und öffentlichen Leihbiblotheken, oder Lese Anstalten, denen sie zukommen oder zugekommen sind, vorlegen zu laßen, und bei wahrgenommenen Vergehen gegen die bestehenden Geseze namentlich die obengenannten Artikel des Preß-Gesezes mit vorläufiger Beschlagnahme und Einleitung des gesezlichen Erkenntnißes über das Verbot derselben zeitig und nachdrücklich vorzuschreiten."

Am 10. Dezember fand dann die Bundesversammlung statt, in der das Verbot der Schriften des jungen Deutschland ausgesprochen wurde. Der württembergische Gesandte von Trott vertrat auch dieses Mal den beurlaubten Gesandten Bayerns, dessen Regierung ja ebenfalls auf einem ähnlichen Standpunkt wie die Regierung Württembergs stand. Trott berichtete darüber sofort nach Stuttgart und München, und zwar mit einer einzelnen kleinen Abweichung an beide Regierungen dasselbe, nur daß er an seine Regierung noch als Schlußsatz hinzufügt: „Insbesondere schmeichle ich mir, der — mir durch Ministerial-Erlaß vom 26ten vorigen Monats ertheilten

---

1 Vgl. Geiger (Das jg. Dtschl.), Seite 182 und Houben, Seite 67.

2 § 4 und 5 des Preßgesetzes verbieten die Schriften gegen die Kirche und gegen die Sittlichkeit. Vgl. Kgl. Württembergisches Staats- und Regierungsblatt 1819 (I. Februar). Houben, Seite 71 ff. Bei dieser Gelegenheit möchte ich doch darauf hinweisen, daß bei dem Abdruck von alten Manuskripten doch ein wenig mehr Sorgfalt auf die genaue Schreibung verwendet werden sollte. Entweder druckt man wörtlich nach der alten Orthographie ab, oder man schreibt durchweg nach der heutigen Rechtschreibung. Aber, daß Houben in demselben Schriftstück bald nach dem Original, bald nach seiner Umschreibung in das heutige Schriftdeutsch sich richtet, wirkt durchaus störend; also entweder durchweg seyn, Maaß, Gesez usw., oder immer „sein, Maß, Gesetz" u. a. Dies wirkt desto auffallender, wenn Houben den offenkundigen Schreibfehler: „Hein" (ein paar Zeilen später kommt nämlich richtig Heine) mit einem „sic!" bezeichnet.

3 Heinrich Heine wird merkwürdigerweise nicht erwähnt, trotzdem von ihm die Vorrede zu den französischen Zuständen (herausgegeben Ggr.) auf der Liste der verbotenen Bücher steht, die Württemberg dem Bundestag mitteilte. Nur steht am Rande mit Bleistift — nach der Schrift zu schließen von Beroldingen — vermerkt: Heine. Vgl. Prot. 1835, Beilage zur 9. Sitz., § 102.

Digitized by Google

Instruktion durch die — der Verhandlung gegebenen Wendung entsprochen zu haben. Da nun hiermit diese Angelegenheit bis zur Erstattung des Commisionsberichts, welche vor dem Eintritt der Weihnachtsferien nicht mehr stattfindet, am Bundes Tage nicht weiter verhandelt wird, auch die Bundes Versammlung von den in Württemberg getroffenen Anordnungen in Kenntniß gesezt ist, nicht weniger die Ansichten, von denen die Instruktion vom 26ten vorigen Monats ausgeht, im Laufe der Discussion von mir angeführt worden sind, so bitte ich Eure Königliche Majestät, mir die Allerhöchste Entschließung darüber zukommen zu lassen, ob ich demungeachtet noch die beabsichtigte vertrauliche Erklärung abzugeben habe . . ." Trott hatte also, nachdem er eingesehen hatte, daß durch die Ablehnung des Beschlusses nur eine Verzögerung und dann voraussichtlich erst recht das Zustandekommen des Verbotes erreicht würde, plötzlich dem Vorschlag zugestimmt. Die Folge war ein Beschluß[1], der im Grunde genommen den einzelnen Staaten völlig freie Hand ließ. Als diplomatischer Schachzug war dies natürlich eine Glanzleistung, aber vom ethischen Standpunkt aus kann man nicht mit allzu großer Freude dieser Manipulation zustimmen, und die bayrische Regierung ließ dies auch Herrn von Trott deutlich fühlen. Graf Beroldingen bemerkte vorerst gar nichts weiter über den Bundestagsbeschluß, sondern sieht die Angelegenheit als erledigt an und wünscht auch, daß der Bundesgesandte von weiteren vertraulichen Erklärungen in Frankfurt absehen wolle[2]. Am 17. Dezember teilt dann Trott noch kurz mit, daß in der letzten Sitzung der ursprüngliche Beschluß einige kleine Änderungen erlitten habe[3]. Da die Bundesprotokolle vorerst noch nicht gedruckt vorlagen, so übersandte Graf Beroldingen die von Trott erhaltenen Akten an das Ministerium des Inneren, um sie „zur Vollziehung jenes Beschlußes, auch hinsichtlich der Buchhändler zu machenden Prüfung, anheimzugeben". Am nächsten Tage, den 24. XII. 1835, teilte er der Zensurkommission den Beschluß des Bundestages durch ein Schreiben mit, das bei den einzelnen Mitgliedern in Umlauf gesetzt wurde. Der erste Zensor, von Bilfinger, machte weiter keine Bemerkungen dazu. Dagegen wünscht von Wächter „eine nähere Belehrung inwiefern der angeführte Bundesbeschluß in *besonderer Weise* in den Wirkungskreis der Censoren einzugreifen hat, und ob es allenfalls die Absicht seyn sollte alle Schriften der bezeichneten Männer selbst die Anzeige in den diesseitigen Blättern zu versagen." Der andere Zensor, von Roser, geht von „der Voraussetzung aus, es werde der Beschl[uß] die Censoren nur insofern angehen, daß diejenigen, welchen ein Werk der bezeichneten anrüchigen Schriftsteller zur Censur zukommt, die bestehenden Vorschriften in ihrer vollen Strenge darauf anwenden. Ein Verbot der Anzeige *aller* Schriften scheint" ihm nicht beabsichtigt. Dieser Meinung schloß sich auch der Legationssekretär von Linden an. Hierzu bemerkte nun der Minister: „Eine andere Absicht, als die von den beiden lezten Herren anerkannte, konnte mit dem Erlaß wohl nicht verbunden seyn, u. wird daher unbedenklich hiervon ausgegangen werden können."

Über weitere Maßnahmen gegen einzelne Schriftsteller ist nichts bekannt. Trott hatte unterdessen in Frankfurt sich mit den anderen Gesandten persönlich besprochen, war sich aber nicht recht klar, wie sich seine Regierung zu seinem Verhalten in der Sitzung vom 10. Dezember gestellt habe. Er sendet deshalb am 27. Dezember nochmals einen Bericht an das Ministerium des Auswärtigen[4], dem er ein Schreiben des bayrischen Ministers Freiherrn von Gise beilegt, das zwar das Vorgehen Trotts lobt, aber nicht billigt: „Mit wahrem Vergnügen hat man aus dem vorläufigen Berichte vom 11ten December über die 31te Bundes Sitzung ersehen, welche Wendung die Sache in Beziehung auf den rücksichtlich ‚des jungen Deutschland' beabsichtigten Bundesbeschluß genommen hat.

Indem man anerkennt, daß dieses Resultat lediglich aus der klugen und gewandten Einleitung des substituirten Kgl. Bundestagsgesandten entsprungen, und im vorliegenden Falle die Fassung eines Beschlusses ohne vorausgegangene Instruktions Einholung nach Lage der Umstände nützlich geworden sey, kann man doch nicht bergen, daß man dergleichen Beschlußfassung mit der Stellung der Bevollmächtigten am Bundestag nicht zu vereinen vermöge, und in andern Fällen vermieden wünschen müsse."[5]

1 Der Bundestagsbeschluß sowie der Antrag sind abgedruckt: Houben Seite 63 sowie Johannes Proelß (Das junge Deutschland 1892) Seite 611 ff.

2 Den ersten Entschluß hatte Beroldingen mit Bleistift an den Rand des Berichtes aus Frankfurt geschrieben, und dann am 14. Dezember ein Schreiben mit entsprechendem Inhalt an Trott abgehen lassen. Vgl. auch Prot. 1835, 31. Sitz., § 515, Seite 1168 ff.

3 Prot. 1835, 31. Sitz., § 515, Seite 1171. Trott teilte jedoch am 21. Dezember mit, daß die Protokolle insofern unrichtig seien, „als die ursprüngliche vom Präsidiae gesandte gestellten Anträge weggelassen und dieselbe die aus der Berathung hervorgegangenen Beschlüsse als Anträge des Präsidiums substituiert worden sind."

4 Dieses Schreiben ist übrigens das erste, das nicht an den König selbst, sondern an das Ministerium gerichtet ist. Es scheint fast so, daß es Trott zu aufdringlich zu sein schien, sich mit der Bitte um ein Lob, denn anders kann man den Brief nicht auffassen, an den König selbst zu wenden.

5 Trott ließ sich den bayrischen Tadel nicht gefallen, vgl. Houben, Seite 34 f.

Digitized by Google

Gleichzeitig teilt auch Trott mit: „Wie wesentlich es übrigens war, daß diese Angelegenheit noch in derselben Sitzung auf angemessene Art abgemacht und daß dadurch die Vorstellung zur Instruktions Einholung der Präsidial Proposition in ihrer ursprünglichen Fassung abgewendet wurde, ergab sich schon nach wenigen Tagen, indem zwei Gesandte, welche bei der Umfrage für Instruktions-Einholung gestimmt haben, von ihren Höfen, ehe man den gefassten Beschluß kannte, auf die dort gemachte Eröffnung, Weißungen erhielten, welche ihnen gestatteten, ungleich weiter zu gehen, als der gegenwärtige Beschluß.

Nur die Überzeugung, daß es so komme und daß sich eine bedeutende Mehrheit für die Oesterreichische Proposition erklären werde, wenn diese zur Instruktions Einholung verstellt würde, verbunden mit der Erwägung, daß der gefaßte Beschluß für keine Regierung präjudizierlich ist, hat mich daher auch bestimmt, zu einer sofortigen Beschlußnahme mitzuwirken."

Hierzu bemerkte v. Harttmann an den Rand (von Graf Beroldingen genehmigt): „Da dem Bundesgesandten bereits durch diesseitig. Erlaß v. 14. die Anerkennung seiner zweckmäßigen Einwirkung auf den gefaßten Beschluß bezeugt worden ist, wird es genügen, wenn etwa noch durch Min-Schreiben das Interesse erwähnt wird, womit die von ihm mitgetheilten Ansichten der Bayr. Regierung u. die gleichmäßige Anerkennung seiner klugen Einleitung von S. K. M. zur Kenntniß genommen worden seyen."

Das entsprechende Schreiben ging am 31. Dezember 1835 ab, doch obwohl dieses Schreiben nicht den von Bayern erhobenen Vorwurf aufnimmt, so ist auch daraus eine gewisse Kälte zu entnehmen, mit dem dies nicht ganz ehrliche Vorgehen, wenn es auch im Interesse des eigenen Landes geschah, von seiten der Regierung aufgenommen wurde. Das Ministerium des Innern hatte unterdessen natürlich auch seine Maßnahmen getroffen und konnte am 30. Dezember dem Ministerium des Auswärtigen darüber berichten, obwohl der Minister Schlayer durch den Bundesbeschluß überrascht wurde und es ihm anscheinend gar nicht angenehm war, daß der württembergische Staat dem preußischen Vorschlag beigetreten war, zu dem nach seiner Meinung Herr von Trott gar nicht bemächtigt gewesen zu sein scheint.

„Wenn aber auch gegen den Inhalt des Beschlusses keine Erinnerung Plaz greifen sollte, so dürfte doch die wachsende Ausdehnung, welche die Bundesversammlung durch solche Maasregeln ihrer Einwirkung in Preßsachen gibt, und das rasche Verfahren, mittelst dessen durch Abstimmungen der Gesandschaften wo nicht gegen ihre Instruction[1], so doch ohne eine solche Verpflichtungen für die Bundesregierungen herbeigeführt werden, sehr geeignet seyn, Bedenken zu erregen und eine ernsthafte Erwägung von Seiten der Bundesregierungen zu veranlassen.

Der Gegenstand, um den es sich im vorliegenden Fall handelt, berührt die Politik, und insbesondere die in dem Bundes Preßgesez vom 20. Sept. 1819 unter die Obhut des Bundes gestellten Verhältnisse nur sehr indirect, und es wird ein starker Aufschwung der Phantasie und ein gänzliches Vergessen des in dem Vertrag des präsidirenden Bundes Gesandten selbst geschilderten öffentlichen Unwillens über die in Frage stehenden literarischen Erscheinungen erfordert, um dem raschen Sprung zu folgen, in welchem derselbe Vortrag von dem an sich gar nicht neuem Erscheinen einiger in verführerischem Gewande, aber mit seichten Raisonnement die öffentliche Moral angreifende Schriften zum Einsinken des seiner lezten Grundlagen beraubten Staatsgebäudes fortschreitet.

Das eigentliche Gebiet, welchem diese Schriften angehören, ist ein solches, auf welchem man bei aller Strenge gegen eine entschieden die öffentliche Moral oder die anerkannten Religionsbekenntnisse beleidigende Tendenz behutsam zu Werk zu gehen hat, wenn nicht statt des Schadens, den man bekämpft, durch einen die geistige Thätigkeit in ihrer eigensten Freistätte störenden Zwang und die natürliche Rückwirkungen gegen einen solchen Zwang ein anderer, vielleicht größerer Schaden gestiftet werden soll.

Schriften, welche der Schilderung des Präsidialvertrages entsprechen, sind durch das diesseitige Preßgesez und sind wohl durch alle Preßgesezgebungen, welche nicht Religion und Sitte einem falschen Freiheitsbegriff opfern, verboten, und da sie für den großen Kreis der unterhaltungsbegierigen Leser zugängliche und anlockende Form solcher Schriften macht allerdings die Einschreitung gegen ihre Verbreitung zweifach dringend, aber es muß auffallen, wenn auf diesen, die Merkmale und Bedingungen des Verbotenen genau nach dem Inhalt der Schriften bezeichnenden Vortrag ein Beschluß folgt, nach welchem die Personen der Verfasser das Verbot begründen zu sollen scheinen, Personen, die zum Theil von Seiten des Talents einen ausgezeichneten Ruf in der Schriftstellerwelt genießen, von den die Literatur manche Schriften aufweist, welche entfernt

1 Gegen diesen Vorwurf nahm Beroldingen seinen Gesandten in einem sonst unwesentlichen Schreiben vom 5. Januar 1836 in Schutz.

Digitized by Google

nicht mit der Schilderung des Präsidial Vortrags übereinkommen, und die, um Aufsehen zu erregen und sich ein großes Publikum zu gewinnen, nicht nöthig haben, eine strafwürdige Tendenz zu verfolgen und der Schlechtigkeit zu schmeicheln.

Hiernach weiß daher der Unterzeichnete die Vollziehung des Bundesbeschlußes mit dem diesseitigen Geseze und überhaupt mit richtigen Grundsäzen nur in der Art zu vereinigen, daß in dem ersten § des Beschlußes ein Hauptnachdruck auf die Worte

> Schriften aus der unter der Bezeichnung ‚Das junge Deutschland'
> oder ‚die junge Literatur' bekannte Schule

gelegt und angenommen wird, diese Worte sollen Schriften bezeichnen oder, als aus der gedachten Schule stammend sollen Schriften betrachtet werden, welche von Personen, die man zur jungen Literatur rechnet, ausgegangen, der Schilderung des Präsidialvortrags entsprechen.

In diesem Sinn genommen hat zwar die diesseitige Verfügung vom 11. d. M. dem Bundesbeschluß im Allgemeinen Genüge geleistet, um jedoch kein verfassungsmäßiges Mittel für die richtige Würdigung der in Frage stehenden Schritten und die Hemmung des Umlaufs der wirklich gesezwidrigen unter denselben unangewendet zu lassen, hat der Unterzeichnete unter Beziehung auf § 20[1] des Preß-Gesezes auch noch die in Abschrift hier beifolgende Weisung an den Studienrath erlassen.

Zugleich ist durch den gleichfalls in Abschrift angeschlossenen Erlaß an die Kreis-Regierungen dem § 2 des Bundesbeschlußes entsprochen worden."

Dieses von Schlayer unterzeichnete Schriftstück fällt schon von vorneherein durch den etwas altertümlichen, barocken Stil auf. Aber auch in der ganzen Schreibweise und Auffassung liegt etwas, was bei dem Minister des Inneren einem ganz neuartig anmutet, nämlich das plötzliche Verstehen und die gute Kenntnis des Wesens der neuen Literatur. Während er am 20. November noch behauptet, diese Literatur nur mehr vom Hörensagen nach zu kennen, ist er jetzt wirklich sehr gut beschlagen und versteht es in einer geistvollen Weise für die zu unterdrückende Literatur Partei zu ergreifen. Natürlich hat der Minister diese Schreiben *nicht* selbst angefertigt, sondern einer seiner Räte bearbeitete die eingelaufenen Sachen und er setzte nur den Namen darunter, doch muß man immerhin annehmen, daß in diesen Jahren — nach den vorliegenden Umständen zu urteilen, die Hilfskräfte dieses Ressorts viel besser waren als die des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten.

Die beiden erwähnten Erlasse bringen einige neue Tatsachen in der Bekämpfung des jungen Deutschlands. Zuerst wird der Studienrat auf den oben abgedruckten Erlaß vom 11. Dezember nochmals ausdrücklich hingewiesen und ihm auch mitgeteilt, daß der Bundestag beschlossen habe, gegen die junge Literatur vorzugehen: „Um nun unter den mehrfachen literarischen Erzeugnissen der betreffenden Schriftsteller diejenigen gegen deren Verbreitung nach Maasgabe des Preßgesezes vom 30. Jan. 1817 und namentlich der §§ 4 und 5 desselben eine amtliche Einschreitung begründet seyn dürfte schnell und mit Sicherheit zu unterscheiden, wird der Studienrath auf dem Grund des § 20 des Preßgesezes aufgefordert, ungesäumt von diesen Schriften Kenntniß zu nehmen, und über diejenigen derselben, deren Beschlagnahme und Unterdrückung ihm begründet erscheint, seine motivirte Ansicht theils hierher vorzutragen, theils gleichzeitig der Regierung des Neckar Kreises mitzutheilen.

Namentlich wird hierbei außer den in dem Erlaß vom 11. d. M. an die Kreis-Regierungen genannten Schriften auch der zweyte Band von Heines Salon und die Madonna von Theodor Mundt der Aufmerksamkeit des Studienraths empfohlen.

Bei der vorzunehmenden Prüfung wird der Studienrath die Form der fraglichen Schriften, wonach dieselben nicht für einen engen wissenschaftlichen Kreis, sondern für die große und gemischte Masse unterhaltungsbegieriger Leser bestimmt sind, nicht außer Augen lassen." Da möglicherweise die Bücher beim Buchhändler nicht mehr zu bekommen sind, empfiehlt das Ministerium dem Studienrat, sich mit dem ersten Bibliothekar der öffentlichen Leihbibliothek ins Vernehmen zu setzen. Die vier Kreisregierungen bekamen ähnliche Anweisungen, nur daß sie über die polizeilichen Beschlagnahmungen an den Studienrat berichten müssen und ein Exemplar des verbotenen Buches an das Ministerium senden sollen. Doch scheinen sich die Behörden nicht allzuviel um die strenge Durchführung dieser Erlasse gekümmert zu haben, sondern warteten lieber erst ab, wie sich die anderen Staaten zu den neu herausgekommenen Büchern stellte. So teilte auch am 31. Dezember 1835 von Trott seiner Regierung mit, daß der Roman „Wally" von Bacherer,

1 § 20 Preßgesezes: Die Verleger hingegen, welche die Pflicht haben, den Inhalt des Werkes, das sie verlegen, vor dessen Übernahme zu prüfen oder prüfen zu lassen, sind nicht nur wegen bösen Vorsatzes, sondern auch wegen Nachlässigkeit nach Vorliegenheit der Umstände doch im 1. Falle immer weniger als der Verfasser zu bestrafen.

Digitized by Google

sowie die „romantische Schule" von H. Heine und auch dessen übrige Schriften in Preußen verboten worden seien. Preußen muß sehr viel an der Unterdrückung dieser Bücher gelegen haben, denn der nunmehrige Gesandte übersandte an den württembergischen Gesandten noch ausdrücklich die Abschrift des Ministerialerlasses über das Verbot der beiden Schriften[1]. Das Ministerium des Äußeren verfügte weiteres nichts darüber, „sondern sandte die Papiere an das Ministerium des Inneren und stellt es demselben anheim, ob es nicht für angemessen erfunden werden dürfte, sofort die Polizey-Behörden auf die bezeichneten Schriften aufmerksam zu machen u. zu den — durch den Inhalt begründet erachtet werdenden gesezl. Einschreitungen anzuweisen, ohne die vom B. V. auf die — preußischer Seite beabsichtigte Anzeige etwa erfolgenden Veranlassungen abzuwarten[2]."

Das Ministerium des Inneren stand jedoch ganz und gar nicht auf dem Standpunkt, sich von irgendeinem Bundesstaat Vorschriften machen zu lassen, besonders nachdem es einmal gestattet hatte, daß das Buch von Bacherer gedruckt werde, hätte sich ja die Zensur lächerlich gemacht, wenn sie es nunmehr verboten hätte. Die Note des Ministerium des Inneren vom 13. Januar 1836 lautete deshalb:

„Auf die verehrliche Note des königl. Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten vom 8. d. M. in Betreff des seitwärts bemerkten Gegenstandes hat der Unterzeichnete dem Studienrath angewiesen, die ihm aufgetragene Prüfung der Erzeugnisse des sogenannten jungen Deutschlands auf die zur Seite genannte Schrift[3] von Heine auszudehnen.

Die gleichfalls angeführte Schrift von Dr. Bacherer[4] ist ihrem Verlagsort und Umfang nach unter württembergischer Censur erschienen. Aber auch abgesehen hiervon könnte in einem Staat, wo Bücherverbote nicht nach administrativen Gründen, sondern nach weltlicher Würdigung zu bemessen sind, wohl nicht mit Erfolg gegen eine Schrift eingeschritten werden, die, wie das dem Unterzeichneten bekannte Werkchen von Bacherer, tadelnswerthe Aeußerungen eines anderen Schriftstellers nur anführt, um sie zu bekämpfen und dem Aeschen preis zu geben.

Dieselben Gründe, welche einer polizeilich gerichtlichen Einschreitung gegen die gesammte Schrift entgegenstehen, dürften nach der Ansicht des Unterzeichneten auch die diesseitige Bundesgesandschaft zu bestimmen haben, sich einem gegen dieselbe zu richtenden Bundesbeschluß zu widersetzen. Ohnehin kann es selbst im Sinne des Bundesbeschlusses vom 10. d. M. nicht Sache der Bundesversammlung seyn, sich auf eine specielle Cognition über die zu dem in Frage stehenden Zweig der Literatur gehörigen Schriften im Einzelnen einzulassen, und, wenn einerseits Bacherers dürftiges, höchst ephemeres Schriftchen einen ganzen unbedeutenden Gegenstand für die Kenntnißnahme der deutschen Bundesversammlung bildet, so muß sich andererseits das literarische Publikum Deutschlands gar zu sehr als unwürdiges Kind behandelt fühlen, wenn man ihm selbst die Widerlegungen unmoralischer Schriften aus der Hand nimmt, nur, damit es die widerlegten unmoralischen Stellen nicht lese."

Da einige Aktenstücke verlegt[4] waren, so zögerte sich die Antwort an den Bundesgesandten etwas hinaus und erst am 23. März 1836 erfolgte ein Erlaß an den Gesandten in Frankfurt, der sich inhaltlich fast Wort für Wort mit der Note des Ministeriums deckt[5]. Außerdem wird er angewiesen, für den Fall, daß Preußen einen dementsprechenden Antrag durchsetzen wolle, energisch dagegen aufzutreten und die beigefügten Gründe ins Feld zu führen.

Unterdessen hatten in Frankfurt zwei Sitzungen des Bundestages stattgefunden. In der ersten Sitzung, in der sich die einzelnen Gesandten über die Maßnahmen ihrer Regierungen äußerten, überreichte der württembergische Gesandte ohne besondere Erklärung das „Verzeichniß der in Württemberg seit Februar 1835 theils mit gerichtlichem Verbote, theils mit polizeilichem Beschlage belegten oder von der Censur unterdrückten, theils den Polizeibehörden zur Einschreitung im Falle versucht werdender Verbreitung bezeichneten Druckschriften[6]."

In der nächsten Sitzung ist nach den Protokollen der Bundesversammlung nicht näher über diese Frage gesprochen worden, nur von Preußen kam eine kurze Mitteilung, die der württembergische Gesandte nicht einmal referierte, dagegen meldet Trott ausführlich über die vertraulichen Mitteilungen, die der preußische Gesandte abgegeben hat und fügt die von Preußen übergebenen

1 Brief des Herrn von Schöler an den Bundestags-Gesandten vom 28. XII. 1835.

2 Randbemerkung der Herren von Harttmann und Berolfinger auf das Schreiben des Bundesgesandten und außerdem Schreiben an das Ministerium vom 8. I. 36.

3 Romantische Schule.

4 Die junge Literatur und der Roman „Wally".

5 Anwendung auf die Note des Ministeriums des Innern vom 12. I. 1836.

6 Prot. 1836, Beilage Nr. 4 zu 1. Sitz., § 8.

Digitized by Google

Schriftsätze bei. Preußen war ganz plötzlich in seinen Ansichten viel liberaler geworden und betont ausdrücklich, daß es gar nicht im geringsten daran gedacht habe, die ganze schriftstellerische Tätigkeit der Mitglieder der jungen Literatur zu unterbinden[1]. Als diese Schriftstücke dem Bundestag vorgelegt, fragte der hannoversche Gesandte „ob mit jenem Beschluß ein unbedingtes, alle bereits erschienenen, oder noch zu erscheinenden Schriften der darin bezeichnenden Art begreifendes Verbot beabsichtigt worden sey.

Nachdem dem hanoverschen Gesandten bemerkt worden war, daß die Form seiner Anfrage es mit sich bringe, daß die darauf erfolgenden Äußerungen nur als von den Gesandten ausgegangen, nicht aber als eine Erläuterung des Beschlusses betrachtet werden könnten, so ergriff ich [den Brief schrieb Trott am 26. April an seinen König], da ich auf die Fassung jenes Beschluß einen Einfluß geäußert hatte, das Wort, und führte aus, daß ein solches unbedingte Verbot, wie sich die Bundes Versammlung erinnern werde, zwar allerdings in Antrag gebracht werden, jedoch nicht in den Beschluß übergegangen sey und daß eben in der Abweichung des Beschlußes von dem ursprünglichen Antrage, der entscheidendste Beweis für den beschränkten Sinn und Zweck des ersten liege.

Dieser sey kein anderer gewesen, als die Mißbilligung der in den gedachten Schriften sich herausstellenden Tendenz auszusprechen, die Aufmerksamkeit der Regierungen darauf zu lenken und sie aufzufordern gegen solche, die Straf und Polizei-Geseze ihres Landes sowie die gegen den Mißbrauch der Presse bestehenden Vorschriften, nach ihrer vollen Strenge in Anwendung zu bringen.

Nach den jedesmaligen Landesgesezen sey daher auch allein der Umfang und die Beschaffenheit der zu ergreifenden Maasregeln zu bemessen.

Dieses wurde auch hierauf als der wahre Sinn des Beschlußes anerkannt, wenn gleich von einigen Gesandten bemerkt wurde, daß die Regierungen hin und wieder einen ausgedehnteren Sinn damit verbunden hätten."

Die preußische Regierung und auch die anderen Regierungen machten in den folgenden Sitzungen höchstens einmal die Mitteilung, daß sie dieses oder jenes staatsgefährliche Buch beschlagnahmt hätten[2] und dementsprechend handelte erst recht Württemberg. Natürlich findet man in dem Staatsanzeiger noch des öfteren das Verbot irgendeines Buches, doch ging dieser Befehl im allgemeinen von den Kreisdirektionen aus, während das Ministerium sich von nichts wissen machte. Als Hauptgrund kann man wohl annehmen, daß der König, der zwar nur indirekt in diesen Verhandlungen hervorgetreten war, sich wohl bewußt war, welche Vorteile ein blühender Buchhandel seiner Landeshauptstadt brachte, und dementsprechend auch für eine freie Entfaltung desselben bemüht war[3].

---

1 Prot. 1836, 2. Sitzung, § 32, S. 10f.

2 Houben, Seite 48f.

3 Ich habe diese Akten möglichst ohne großes Beiwerk wiedergegeben, weil ich mich entweder sonst zu stark an das gedruckte Material hätte anlehnen müssen oder auch die Arbeit zu sehr in die Länge gezogen hätte.

Abkürzungen: Prot. = Protokolle der Deutschen Bundesversammlung vom Jahre 1835 (1836) Frankfurt o. J.
Houben = Jungdeutscher Sturm und Drang. Ergebnisse und Studien von Dr. H. H. Houben. Leipzig 1911.
Geiger, D. jg. Dtschl. = Das junge Deutschland. Studien und Mitteilungen von Ludwig Geiger. Berlin o. J. [1907].
Geiger, D. jg. Dtsch. u. Zensur = Das junge Deutschland und die preußische Zensur. Nach ungedruckten archivalischen Quellen von Ludwig Geiger. — Berlin 1900.

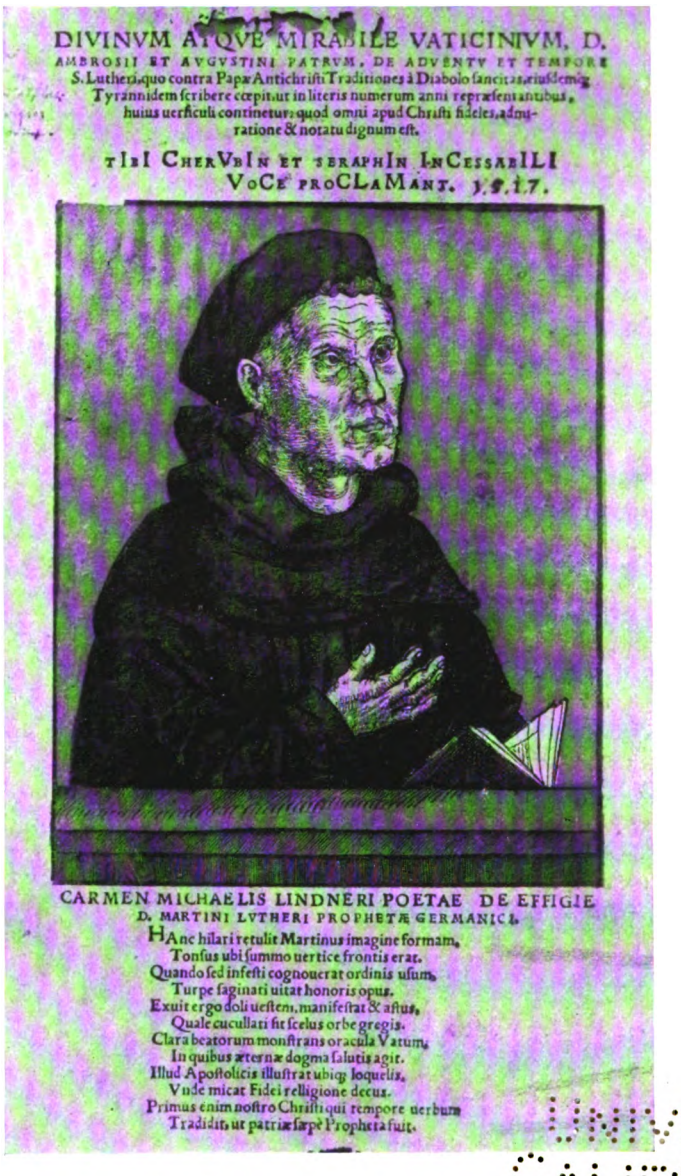
Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck verboten.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G. Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.
Druck von *Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.

Digitized by Google

EIN UNBEKANNTES LUTHERBILD?

Zu dem Aufsatze von Professor August Schnizlein



UNIV. OF CALIFORNIA

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

IX. Jahrgang | April 1917 | Heft 1

Pariser Brief.

Kurz vor dem plötzlichen und tragischen Tod Emile Verhaerens hat Albert de Bersaucourt im Mercure de France eine beachtenswerte Parallele zwischen Maxime du Camp und Emile Verhaeren gezogen.

„Wie glücklich wäre Maxime du Camp gewesen," schreibt Bersaucourt, „wenn er das Werk Verhaerens gekannt hätte! Der Belgier hat die grundlegenden Gedanken des Verfassers der „Chants d'un Moderne" in wundervollen Gedichten zum Ausdruck gebracht. Wir brauchen nur die Gedichtsammlung Maxime du Camps zu öffnen und das Vorwort zu lesen. Nach dem Versuch, den Verfall der Malerei, Architektur, Skulptur und Musik zu beweisen, greift Maxime du Camp alle Dichter, außer Victor Hugo, Vigny und Lamartine, an. Er wirft ihnen vor, nur Virtuosität zu üben, die Form dem Gedanken unterzuschieben, um alte Geschichten zu erneuern; ferner einen Mangel an Glauben und Liebe, Gleichgültigkeit gegen ihre Zeit, ihre Gegenstände nur aus der Vergangenheit und Tradition wählend, anstatt neue Wege zu bahnen, der Zukunft entgegenzuschreiten und sie zu verkünden. Nach Maxime du Camp ist der übertriebene Kultus der Vergangenheit die Gefahr, von der die Dichter bedroht werden. Der naive und dumme Respekt, den die Vergangenheit den Künstlern und Dichtern einflößt, hindert sie, an der Arbeit ihres Jahrhunderts teilzunehmen. Er zwingt sie, sich im Kreise der ewig gleichen Ideen zu drehen, beengt und routiniert ihren Geist und begünstigt die natürliche Faulheit, die uns alle eher geneigt macht, ein altes Erbe anzutreten, als neue hochherzige Bestrebungen zu verstehen und zu versuchen. Als wolle er im voraus Verhaeren gegen seine Verfolger, gegen Ruskin, der die Zerstörung der Fabriken predigte, Tolstoi, der die Menschen zur Trennung von ihresgleichen aufforderte, und noch so viele andere in Schutz nehmen, rief Maxime du Camp:

„Was! Wir leben im Jahrhundert, in dem man Sterne und Monde entdeckt, in dem man die Dampfkraft, die Elektrizität, das Gas, das Chloroform, die Schraube, die Photographie, den Galvanismus gefunden hat! Tausend herrliche, unverständliche Wunder, durch die der Mensch zwanzigmal mehr und zwanzigmal besser wie früher lebt; wir haben aus der Erde Ton gewonnen, um daraus ein schöneres Metall als Silber zu machen, wir nähern uns der Luftschiffahrt, — und man soll sich mit dem trojanischen Krieg und den Panathenäen beschäftigen!" . . .

In der Vorrede der Chants d'un Moderne begnügt sich Maxime du Camp nicht nur damit, die Verschmelzung von Poesie und Wissenschaft vorauszusagen, er fordert sie sogar als Notwendigkeit und beweist, daß die Poesie aus der Berührung mit der Wissenschaft neue Kraft und Beredsamkeit empfangen werde.

Wir erleben beim Lesen des Vorworts der Chants d'un Moderne immer neue Überraschungen. Nachdem Maxime du Camp die Vereinigung der Kunst mit der Wissenschaft gewünscht hat, fordert er die Vereinigung der Kunst mit der Industrie. Er hält die Behauptung, daß die Industrie der Kunst feindlich ist, für unrichtig. Ihre Verbindung könne im Gegenteil schön und nützlich sein. Die Poesie hat kein Recht, weder an der Wissenschaft noch an der Industrie gleichgültig vorüberzugehen.

Folgende Zeilen, die vor sechzig Jahren geschrieben wurden, sind Emile Verhaeren vorausempfunden:

„Diese rein nützliche Bewegung, welche die ganze Welt mit einem Eisenbahnnetz bedeckt, auf allen Meeren Dampfschiffe fahren läßt, ungeheure Fabriken baut, die Kraft der Vereinigung christlich der intellektuellen Schwachheit leiht, die alten Fesseln, welche die Entwicklung der Gesellschaft hemmen, zerbricht, die konventionelle Rangherrschaft zerstört, sich hauptsächlich mit den enterbten Klassen beschäftigt und sich bemüht, jedem ein größeres Wohlbehagen, erhöhte Tugenden, klarere Intelligenz zu verleihen, — diese Bewegung braucht einen Führer! Warum nimmt die

Digitized by Google

Literatur nicht diese Aufgabe, die sich an die lebendigen Werke des heutigen sozialen Körpers knüpft, auf sich? Die Industrie hat wie die Wissenschaft viele Schönheiten, die erzählt zu werden verdienen. Ihr niemals ruhendes Streben, ihre beständigen, fruchtbaren Schöpfungen, ihr Herumtappen, ihr langes Zögern, ihre Rivalen, ja selbst ihre Niederlagen sind wert, ihre Geschichte zu haben.

„Oft genug hat man die Schmiede Vulkans besungen," schrieb der Vorläufer Verhaerens vor sechzig Jahren, „warum besingt man nicht das Hüttenwerk von Indret und Creuzot?"

Maxime du Camp schließt sein Vorwort: „Wenn doch die Literatur die Asche der ausgebrannten Dinge vergessen und mit ihrer Zeit leben wollte! Drei große Bewegungen, die menschliche, die wissenschaftliche und die industrielle tragen wie ein Dreigespann unsere Zeit einer sicheren Erneuerung entgegen. Jeder, der sich kühn hineinstürzt, in den fruchtbaren Gewässern der Wiedergeburtsflüsse ohne Furcht badet, wird dort unvermutet Kräfte finden, und eine Lebensstärke, um die Welt aus den Angeln zu heben; er leite diese Flüsse, beruhige sie oder treibe sie an, wie er es bedarf. Schwimmt er nicht mit ihnen, so werden sie nicht auf ihn warten und ihn, an Schwäche und Entkräftung sterbend, weit hinter sich lassen."

Leider hat sich nun der arme Maxime du Camp nicht damit begnügt, seine Theorien nur auseinanderzusetzen, er hatte auch den wenig geschmackvollen Ehrgeiz, sie in seinem Werke darzustellen und zu verwerten. Hier wird er komisch, ganz und gar komisch. Man braucht nur „Les Chants de la Matière", die einen großen Teil seiner Gedichtsammlung ausmachen, zu lesen. Die „Chants de la Matière" feiern den Dampf, die Sichel, die Spule, die Lokomotive und den Geldsack.

Als Erster erzählt der Dampf seine großen Taten. Der Dampf Maxime du Camps hat schmale Hüften, dünne Arme und einen dummen Gesichtsausdruck unter weggerissenen Haaren. Er ähnelt einem Fräulein, die in einem Mädchenpensionat Preise verteilt. Dies ist hart für den Autor der „Chants d'un Moderne", aber er hatte keine Erlaubnis, platt und banal zu sein. Keiner der zahlreichen Verse erweckt das Gefühl einer wirklichen Eingebung in uns. Der Dampf kann uns noch so viel versichern, daß er jung und schön ist, daß man ihn auf den Knien anbetet und seine Kraft beneidet, daß er die Zukunft in sich birgt und niemals aufhören wird zu sein, — er interessiert uns trotz allem ganz und gar nicht. Wir bleiben bei seinen Worten, in denen er die vorteilhafte Meinung, die er von sich selber hat, ausdrückt, ganz gefühllos.

„Das bin ich! Ich, die moderne Fee,
Auf die man so lange gewartet.
Mit jedem Windstoß zeige ich
Einige blendende Wunder."

Die anderen Gedichte Maxime du Camps sind ebenso reich an unerwarteten und seltsamen Abgeschmacktheiten. Man findet den gleichen Trieb die Arbeit zu glorifizieren und die Schönheit der nützlichen Dinge zu entdecken, in ihnen wieder. Ebenso die unbesiegbare Hoffnung auf das Glück zukünftiger Geschlechter durch die Wissenschaft. Überhaupt sind ja Maxime du Camps ungeschickte und lächerliche Gedichte von ausgezeichneten Absichten erfüllt. Sie bergen Gefühle und Gedanken, die heute die unsrigen sind, die einen Verhaeren und seine Schüler begeistert haben. Halten wir uns an diese Absichten, diese Gedanken und diese Gefühle. Vergessen wir selbst die Albernheiten der „Chants de la matière" nicht. Gerade diese Albernheiten gehören zur Geschichte der Poesie. Der Mangel an Geschmack, die falsche Rhetorik, die dumme Sentimentalität, die zahlreichen Fehler der schlechten Verse des schlechten Redners Maxime du Camp lassen uns in einem Augenblick ermessen, was wir Verhaeren schuldig sind. —

Abel Hermants neuer Roman „Karawansei" ist eine oberflächliche Nichtigkeit, die amüsante Schilderung des Pariser Hotellebens und einiger Outsiders des Weltkrieges. Der Krieg bildet für das Buch nur den allgemeinen Rahmen, trotz eines nächtlichen Zeppelinangriffes, trotzdem das Hôtel Titanic zur Hälfte als Lazarett dient, trotz der Flut von Blut, Schmutz und Kummer, die gelegentlich von den Schlachtfeldern auch in diese Gesellschaft hinüberweht und die man schleunigst wieder zu vergessen sucht.

Die Revue bleue vom 13./20. I. veröffentlicht aus dem Programm der öffentlichen Kurse, die vom 12. Januar bis zum 14. März 1917 im großen Saale der Genfer Universität stattfinden, folgende Vorträge: „Die Wiederherstellung der Prinzipien und der Grundlagen der Zivilisation" und „das Nationalitätenprinzip", die von Maurice Millioud, Professor an der Universität in Lausanne, gehalten werden. „Die flämische Frage" von Maurice Kufferath. „Die französischen Frauen während des Krieges" („Weltdamen und Bürgerinnen") von Georges Renard, Professor am Collège de France. „Wir sind überzeugt, daß diese Vortragenden diskret, mit viel Takt und Wirkungskraft der Sache der Alliierten und der unsrigen dienen werden."

Daß die Franzosen im eigenen Lande nicht immer den wünschenswerten Takt in Kunstfragen beweisen, zeigt folgende Notiz aus dem Homme ench. vom 24. Januar: In Erinnerung an die Verwüstungen, welche seinerzeit das Militär in dem Päpsteschloß in Avignon angerichtet hatte, zittert

Digitized by Google

man bei dem Gedanken, daß die Reserven und Bureaus einer Abteilung Maschinengewehre in der Kapelle des alten Schlosses in Vincennes untergebracht sind.

Und der Temps vom 9. Januar druckt eine Klage des in Reims erschienenen „Courier de la Champagne" über die mangelnde Fürsorge der Kunstverwaltung für die Kathedrale in Reims nach. Hagel und Regen hätten bewirkt, daß Teile der Gewölbe sich loslösten und einstürzten. Im Mittelschiff ständen große Wasserlachen. Die Verwaltung der schönen Künste warte scheinbar mit Schutzvorrichtungen, bis die Hälfte der Gewölbe eingestürzt sei.

Berlin. *Dr. Otto Grautoff.*

Wiener Brief.

Den letzten Wiener Brief hat *Erich Mennbier* im Lainzer Krankenhaus geschrieben; am 12. Januar 1917 ist er im 32. Lebensjahr seinem langen, hoffnungslosen Leiden erlegen. Sozusagen ein geborener Bücherfreund, widmete er sich dem Studium der Germanistik und Kunstgeschichte, lenkte durch seine gediegenen bibliographischen Kenntnisse die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich und fand die größte Befriedigung, als ihm Hugo Thimig die Hut und Ordnung seiner kostbaren theatergeschichtlichen Sammlung anvertraute. Die bescheidenen Einkünfte, die ihm die Herausgabe des „Jahrbuchs der Bilder- und Kunstblätterpreise" (seit 1911) und die Mitarbeit an Fachzeitschriften verschafften, verwendete er auf die Anlage einer auserlesenen Büchersammlung, an der er mit zärtlicher Liebe hing. Gern hätte er sein reiches Einzelwissen auch einmal für eine größere zusammenfassende Arbeit verwertet. So bot ich ihm vor einigen Jahren die Übernahme einiger Kapitel für die „Deutschösterreichische Literaturgeschichte" an, die er wie nicht leicht ein andrer hätte ausführen können; immer wiederkehrende Krankheitsanfälle nötigten ihn aber, diese sowie andere weiter aussehende schriftstellerische Pläne zurückzulegen. Sein Tod ist den Näherstehenden nicht überraschend gekommen, da die Erhaltung seines Lebens schon lange als ein Wunder ärztlicher Kunst betrachtet werden mußte. Die Leser der „Zeitschrift für Bücherfreunde" werden dem sorgsamen, vielwissenden und gerecht urteilenden Berichterstatter ein dankbares Andenken bewahren. —

Der Tod des Kaisers Franz Joseph ist trotz dem hohen Alter des Monarchen für uns, die wir unter seiner Regierung aufgewachsen sind und denen seine Persönlichkeit mit dem österreichischen Staatsgedanken fast unzertrennlich schien, überraschend schnell gekommen. So stand dem großen Ereignis die Tagesschriftstellerei eigentlich unvorbereitet gegenüber, während die wissenschaftlichen Kreise begreiflicherweise den notwendigen Abstand überhaupt noch nicht gewonnen haben. Die vorläufige Richtlinie für das Urteil der Gebildeten hat ungefähr *Heinrich Friedjung* in den mehrfachen achtungsvollen Charakteristiken gezogen, die er in seinen vielgelesenen Geschichtswerken dem Kaiser noch zu dessen Lebzeiten widmete. *Anton Bettelheim* hat im „Kriegsalmanach 1914—1916" (nun auch in einem Sonderabdruck, Wien, Karl Fromme) die beherzigenswerte Anregung gegeben, „ein biographisches Denkmal für das Zeitalter Kaiser Franz Josephs I." durch eine Fortführung von Wurzbachs „Biographischem Lexikon des Kaisertums Österreich" zu schaffen. Freilich irrt er, wenn er auch nur als eine Möglichkeit annimmt, man könnte Wurzbachs Werk „auf Grund der noch von ihm vorbereiteten, heute der Wiener Stadtbibliothek gehörigen 1560 Cahiers bis auf die Gegenwart" fortsetzen. Wer mit diesen Cahiers gearbeitet hat, weiß, daß Wurzbach selbst bereits wertvolle Ausschnittbündel, wie z. B. den über Raimund, an gute Freunde verlieh, die sie ihm, wie dies schon so geht, nie mehr zurückstellten; daß er für abgeschlossene Artikel seines Lexikons (wie Lenau) die Sammlung von Materialien einstellte usw. Gewiß sind die Cahiers nicht ausgeschöpft, es wird sich in ihnen noch manches Brauchbare finden, aber — darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben — alles lückenhaft, alles bloß zusammengeraten, nichts systematisch gesammelt und vorbereitet. Vorbedingung für das Unternehmen wäre, daß ein wissenschaftlich geleitetes Bureau erstens den in den österreichischen Zeitungen und zweitens den in den Personalakten der (leider nur zu zahlreichen) österreichischen Archive aufgezeichneten biographischen Stoff systematisch aufarbeitete; als Hilfsarbeiter denke ich mir vor allem unsere Studierenden der Geschichte, die sich dadurch praktisch Zeitungs- und Archivkunde erwürben und zugleich einen starken Anreiz bekämen, die neueste österreichische Geschichte zu betreiben und eine tiefwirkende Aufklärungsarbeit zu verrichten, was dem Gesamtstaat nach innen und außen nur zum Segen gereichen könnte. —

Selbstverständlich wird man dem Kaiser in Wien ein Denkmal errichten; gleich hat sich aber auch wieder zwischen den bildenden Künstlern der verschiedenen Richtungen in den Zeitungen und Zeitschriften der gewöhnliche Streit über die Platzfrage entsponnen, der zu keiner Klärung der Ansichten geführt hat. Nebenher ist mehrfach der Gedanke, ein „Kaiser Franz Joseph-Museum" — als Gegenstück zu dem Berliner Hohenzollernmuseum — einzurichten, in der Öffentlichkeit aufgetaucht, leider ohne daß er von den leitenden Stellen im richtigen Augenblick aufgegriffen worden wäre.

Digitized by Google

„Dem Gedächtnis weiland Kaiser Franz Josephs I." sind „Sieben Gedichte von *Richard Schaukal*" geweiht, die die k. k. graphische Lehr- und Versuchsanstalt in Wien, unter der hervorragenden fachmännischen Leitung von Prof. Eder, in 250 bezifferten Stücken hat erscheinen lassen; das Bildnis des Kaisers auf dem Totenbett ist nach einer Originalaufnahme des Kommerzialrates Wilhelm Müller in Kupferlichtdruck wiedergegeben, Satz und Druck sind in der Abteilung für Kriegsinvalide durchgeführt worden, eine anständige Druckleistung, die bei der kleinen Auflage in kürzester Zeit zu den Seltenheiten zählen wird.

Aus Büchern und Zeitschriften hat *Dr. E. M. Kronfeld* Anekdoten über „Franz Joseph I. Intimes und Persönliches" gesammelt (Wien, Moritz Perles, 1917), Dichtung und Wahrheit bunt gemischt und eben darum vom methodischen Gesichtspunkt interessant, weil sich die Bildung der geschichtlichen Legende hier wie an einem Modell studieren läßt.

*

Am 31. Januar 1817 wurde *Grillparzers* „Ahnfrau" zum erstenmal im „Theater an der Wien" mit Kräften der Hofbühne aufgeführt. Das Burgtheater, in dessen Spielplan Grillparzers Dramen durch hundert Jahre zum eisernen Bestand gehörten, erfüllte seine Pflicht durch einen Grillparzer-Zyklus, der erfreulicherweise ungeheuren Zulauf hatte: minder erfreulich war der Versuch der Schauspieler, Grillparzers Biedermeier-Klassizismus mit der liebenswürdigen Altwiener Note ins Modern-Hysterische und Überreizte, das ihnen offenbar besser liegt, umzustilisieren; so verunglückte der erste Abend des „Goldenen Vliesses" abermals — nicht, wie ein Teil der Kritik glauben machen wollte, infolge einer Änderung des Geschmacks, sondern durch gänzlich verfehlte Auffassung des Dichterwortes und der darin gelegenen schauspielerischen Aufgaben.

Um die Jubelfeier vollständig zu machen, hätten nach dem ursprünglichen Plan etwa bis zu diesem Zeitpunkt die 25 Bände von *„Grillparzers Werken"* in der Monumentalausgabe der Stadt Wien vorliegen sollen. Freilich ist vieles dazwischen gekommen, zumal eine langwierige Krankheit des Herausgebers *August Sauer*, dem überdies in den letzten Jahren seine treuesten Mitarbeiter durch militärische Einberufung entzogen wurden. Trotzdem legte uns der unermüdliche Forscher wenigstens einen neuen Band vor: es ist der achte der zweiten Abteilung, enthaltend „Tagebücher und lierarische Skizzenhefte" von Anfang 1822 bis Mitte 1830. Die Hauptschwierigkeit dieser Abteilung liegt für den Herausgeber in der Einordnung undatierter Blätter, die methodisch nach Backmanns Untersuchung der Beschaffenheit des benutzten Papiers erfolgt. Daß Backmann überall das Richtige getroffen habe, ist von vornherein bei den Zufälligkeiten, von denen die Benützung eines einzelnen Papierstückes abhängt, nicht anzunehmen; inwieweit seine Aufstellungen im einzelnen haltbar sind, wird sich allerdings erst beurteilen lassen, wenn man einmal mit der abgeschlossenen Ausgabe wird arbeiten können. Unter allen Umständen bedeutet es einen Gewinn, daß wenigstens der Versuch gemacht wird, Grillparzers Aufzeichnungen, die bisher nur sachlich geordnet vorlagen, in ihre zeitliche Folge zu bringen.

Auch der „Literarische Verein in Wien" ließ einen lange zurückgehaltenen Band von *„Grillparzers Gesprächen"*, gesammelt und herausgegeben von *August Sauer*, erscheinen, den sechsten der ganzen Reihe, enthaltend Gespräche und Charakteristiken vom Januar 1871 bis Januar 1872 (Nr. 1247—1308), Nachrufe (1309 bis 1316), datierte Nachträge (1317—1521), undatierte Nachträge (1522—1542). Die Anmerkungen, Nachträge, Berichtigungen und das Register zu der ganzen Sammlung sollen möglichst bald nachfolgen. Aufmerksam zu machen ist auf die höchst merkwürdige Preßfehde über den Dankbrief Grillparzers an die Kaiserin Augusta für ihren Glückwunsch zum achtzigsten Geburtstag mit der Wendung: „Die Tochter Weimars! Ja, Majestät, dort ist trotz Main- und Rheinlinie das wahre Vaterland jedes gebildeten Deutschen", was Preußenfreunde und Preußenfeinde wechselseitig bald als besondere Feinheit, bald als besondere Grobheit je nach ihrem Geschmack dem Dichter ankerbten. — Zu den inhaltsreichsten Mitteilungen gehört eine von Prof. Bischoff in Lüttich aufgefundene Niederschrift von Max Löwenthal über ein Gespräch mit Grillparzer am 3. Mai 1838 (Nr. 1449): „Gestern war ich nach langer Zeit wieder einmal bei Grillparzer, den ich in früheren Jahren oft gesehen. Er sprach viel, und darunter nach seiner Weise manch Wunderliches und Paradoxes. Ich vermag nur noch folgendes von seinem Gespräche festzuhalten: ‚Ich mache für jetzt nichts. Die Lust zu produzieren ist ohnedies nicht groß, und mein letzter Erfolg war eben nicht gemacht, sie zu beleben. Ich wollte in diesem Stücke (Weh dem, der lügt!) mehr zur Ursprünglichkeit der Poesie, zur Anschauung zurückkehren. Die Schauspieler, wenn auch sonst gut, wußten sich da nicht auf den rechten Punkt zu stellen, und so hatte auch das Publikum nicht das wahre Verständnis der Sache. Der ungünstige Erfolg von „Hero und Leander" tat mir wehe, weil ich mir sagen konnte, ich habe es an der nötigen Lebendigkeit der Darstellung fehlen lassen. Hier aber, wo ich mit aller Wärme eines Jünglings gearbeitet, machte das Mißgeschick des Stückes mehr den Eindruck des Lächerlichen auf mich.' — ‚Ich bin so sicher anderer Meinung als die übrigen

Digitized by Google

hinsichtlich aller Erscheinungen unseres Lebens und unserer Literatur, ich bin so wenig aufgelegt zum Streite, so wenig geneigt zu belehren, oder mich belehren zu lassen, daß ich mich in meiner Abgeschiedenheit noch am glücklichsten fühle.' — ‚Ich lese jetzt Aristophanes in der Ursprache, was mir einen unvergleichlichen Genuß verschafft; ich komme da zu der schon von vielen ausgesprochenen Überzeugung, daß Aristophanes der größte aller griechischen Dichter ist. Die Übersetzungen, die besten, sind nichts. Man sollte fremde Autoren nie in anderer Art übersetzen, als Wieland den Horaz übersetzt hat. Die deutsche Manie der Übersetzungstreue hat eigentlich den Verfall unserer poetischen Formen, unserer Verskunst herbeigeführt, Ohren und Geschmack des Publikums in dieser Beziehung verdorben. Der Calderon und Tasso von Gries wird als gute Übersetzung gepriesen, aber sie sind in einem Deutsch, das man eigentlich nicht schreibt, geschrieben; und alle unsere neueren Poesien klingen ihrerseits so, als ob sie aus fremder Sprache übersetzt wären.' — ‚Jeder tätige höhere Beamte muß sich auf eine gewisse Stufe moralischer Schlechtigkeit stellen. Er muß seine Stellung verteidigen, was schon einen Angriff auf andere involviert. Das ist es, was mir eine solche Scheu vor dem eingreifenderen Beamtenleben einflößt.' — ‚Ich bin sicher ein harmloser Liberaler; ich bin es nicht für Österreich; und das kann man auch nicht sein, sondern nur für die ganze übrige Welt, damit, wenn das Liberale dort überall feststeht, doch auch unser Vaterland endlich notgedrungen nachtappen müsse.' — ‚Die kirchlichen Wirren, welche Preußen jetzt so viele Verlegenheit bereiten, sind insoferne wenigstens das Resultat österreichischer Intrigen, als, wie ich ganz bestimmt weiß, der Hermesianismus zuerst von uns in Rom denunziert worden ist. Und daraus entspannen sich ja alle folgenden Streitigkeiten.' — ‚Deswegen trägt und schützt man hier Saphir so, weil er im Auslande Politik schreiben würde, was man nicht will; hier aber er sich dazu verwenden läßt, wenn die Literatur nur irgendwo zu einem lebendigen Eindruck auf die Gemüter Miene macht, ihn schnell auszuwischen.' — ‚Das Christentum kann doch, wenigstens modifiziert, in lange Zeiten fortdauern, wenn man nicht daran rührt.' (!!) — ‚Ich nehme großen Anteil an den Spaniern, und zwar an den Christinos. Man wird binnen wenigen Jahren sehen, welchen Aufschwung diese noch kräftige Nation zu nehmen vermag. Das System des Don Carlos haben sie ja schon durchgemacht und erfahren, daß es sie zur letzten europäischen Nation heruntersetzte; sollten sie jetzt zu diesem System zurückkehren und den Österreichern das Vorrecht, die letzten zu sein, streitig machen?' — ‚Liszt ist entweder ein vollendeter Geck oder er steigert sich bei Ausübung seiner Kunst bis zum Scheußlichen. Ich sah ihn bei manchen Stellen seines Spiels ganz die Miene machen, als ob er — im actus wäre.' —

Ich glaube, Grillparzer ist fertig und darum so verdrießlich, sagte Niembsch." —

Dem Kriege zum Trotz nehmen die wissenschaftlichen Arbeiten einen erfreulichen Fortgang.

Besonders reiche Ernte ergab das Feld der Kunstgeschichte. Daß in Richard Muthers „Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert" (1893/4) das alte Kunst- und Kulturland Österreich als Wüste behandelt wurde, in der auch kein Hälmchen aufzusprießen vermochte, gab den Anstoß zur Herausgabe einer Reihe von monumentalen Künstlermonographien durch das Ministerium für Kultus und Unterricht: es erschienen 1902 „Segantini" von Servaes, 1911 „Alt" von Hevesi und Kuzmany, 1912 und 1914 „Führig" von Doege (mit Verzeichnis der Werke von Wörndle), 1915 „Zauner" von Burg. Ihnen schließt sich nunmehr „August Pettenkofen" von *Arpad Weixlgärtner* (Wien, Gerlach & Wiedling) an. Das Werk bietet im ersten Teil eine mit fast 200 Reproduktionen geschmückte Darstellung des Lebens und Wirkens des genialen Vorläufers der modernen Impressionisten, im zweiten Teil einen möglichst vollständigen „Oeuvrekatalog" mit Aufzählung der Lithographien, der datierten und datierbaren Bilder und Zeichnungen, endlich einem Gesamtverzeichnis aller auffindbaren Werke nach den Gegenständen (mehrere tausend Nummern). Man könnte denken, daß Weixlgärtner als Kustos am kunsthistorischen Hofmuseum an der Quelle nur zu schöpfen gebraucht habe. Dem ist aber bei der unglaublichen Sorglosigkeit, mit der man durch Jahrzehnte den heimischen Kunstbesitz so gut wie ausschließlich dem Kunsthandel überlassen hat, nicht so: Weixlgärtner hat die Arbeit von zehn Jahren aufwenden müssen, um den zerstreuten, teilweise vielleicht unwiederbringlich verlorenen Werken des Meisters auf die Spur zu kommen. Freunde der österreichischen Kunst möchten wir noch besonders darauf aufmerksam machen, daß sie in dem Vorwort alle bibliographischen Behelfe für die Kunstgeschichte Österreichs im 19. Jahrhundert zusammengestellt finden.

In einer Sammlung von Aufsätzen zur Zeitgeschichte „Vom Weltkrieg zum Weltbund" (Innsbruck, Tyrolia 1916), unter denen man kaum einen Beitrag zur österreichischen Kunstgeschichte vermuten würde, hat *Richard von Kralik* aus den Akten der k. k. Familienfideikommißbibliothek und der Akademie der Bildenden Künste in Wien den Nachweis erbracht, daß das Burgtor mit dem Theseustempel im Volksgarten von Kaiser Franz zur Erinnerung an die Teilnahme Österreichs an den Befreiungskriegen errichtet und deshalb „am eilften Jahrestage der für ganz

Digitized by Google

Europa und besonders für ganz Teutschland so entscheidenden Schlacht bei Leipzig" eröffnet wurde; ferner daß Canovas Gruppe „Theseus bezwingt den Minotaurus", für die der Theseustempel als genaue Nachbildung des athenischen eigens gebaut wurde, symbolisch das Niederringen der Revolution und Napoleons versinnlichen soll. Merkwürdigerweise war diese amtlich festgelegte Widmung dem allgemeinen Gedächtnis derart entschwunden, daß der Gedanke, das Burgtor abzutragen, um für ein Kaiser Franz Joseph-Denkmal Platz zu gewinnen, gerade in den letzten Wochen in den öffentlichen Blättern lebhaft erörtert wurde, was schließlich die Gesellschaft „Alt-Wien" sogar zu einer ernsten Verwahrung gegen die Zerstörungsvorschläge moderner Architekten zwang.

Anknüpfend an einen Schatzfund in Albanien hat *Josef Strzygowski* einen fünften Band der „Arbeiten des kunsthistorischen Instituts der k. k. Universität Wien" mit „Ziergeschichtlichen Untersuchungen über den Eintritt der Wander- und Nordvölker in die Treibhäuser geistigen Lebens" unter dem Titel „Altai-Iran und Völkerwanderung" erscheinen lassen. (Leipzig, Hinrichs.)

Im 192. Heft der Studien zur deutschen Kunstgeschichte (Straßburg, Heitz) lenkt *Viktor Roth* die Aufmerksamkeit auf „Siebenbürgische Altäre".

Die neuen Wiener Monatshefte „*Die bildenden Künste*" (Wien, Anton Schroll & Co.), deren prächtige Ausstattung allgemeinen Beifall gefunden hat, kündigen für Heft 3/4 Aufsätze an von Max Eisler (Oskar Laskes Graphik), Felix Braun (Ferdinand Brunner), Elsa Spitzer (Die Keramiken der Helene Johnova), Franz Servaes (Das Kurhotel der Zukunft. Ein Bauplan von Peter Behrens), Viktor Fleischer (Alfred Kellers Hotelprojekte für Dalmatien), Stübben (Einheitliche Straßenarchitektur), Julius Leisching (Unbekannte Jugendarbeiten Waldmüllers). Das Doppelheft wird mit achtzig Abbildungen und acht Tafeln, davon drei farbigen, ausgestattet sein.

Von *Frimmels* „Neuen Mitteilungen über Gemäldekunde" ist das erste Heft des dritten Bandes ausgegeben worden, aus dessen Inhalt wir einen Aufsatz des Herausgebers über die Beethovenbildnisse von J. B. Höchler und Joseph Weidner hervorheben möchten.

Von den rüstig fortschreitenden „*Denkmälern der Tonkunst*" konnte der 23. Jahrgang vollendet werden: Guido Adler legt im 46. Band eine Auswahl von Kirchenwerken des Antonio Draghi vor (zwei Messen, eine Sequenz, zwei Hymnen), Heinrich Rietsch im 47. Band den Concentus des Johann Jos. Fux.

Mathilde Uhlirz, die gelehrte Tochter des verstorbenen Grazer Geschichtsforschers, widmet „Schloß Plankenwarth und seinen Besitzern" (Verlag der deutschen Vereinsdruckerei und Verlagsanstalt Graz) eine liebevoll eingehende Studie.

Mit Rücksicht auf die bevorstehende Veröffentlichung des neuen kanonischen Gesetzbuches macht uns der Innsbrucker Kanonist *Hörmann* zusammenfassend mit allen einschlägigen päpstlichen Gesetzgebungsakten seit dem vatikanischen Konzil vertraut („Zur Würdigung des vatikanischen Kirchenrechts", Innsbruck, R. Grabner).

Viel Beachtung findet eine Studie des vor kurzem zurückgetretenen Justizministers *Franz Klein* über „Amerika und der europäische Krieg" sowie das vorschauende und vorahnende Schriftchen des 1912 verstorbenen Nationalökonomen und Geschichtskenners *Alexander Peez* „Europa aus der Vogelschau" (beide Wien, Manz), Aufsätze aus der Münchener Allgemeinen Zeitung vom Jahre 1889, die ein geschichtliches Landschaftsbild im großen entrollen, zu welchem die Farben aus der Volkskunde geholt sind, und heute geradezu wie Prophezeiungen anmuten.

Aus Anton Rolletts Nachlaß sind höchst bedeutende Briefe des berühmten Phrenologen Franz Joseph Gall durch *Max Neuburger* zur Veröffentlichung gelangt (im Archiv für Geschichte der Medizin X, Heft 1 und 2). Es sind Schreiben von persönlichem Gehalt aus zwei Jahrzehnten (1805 bis 1827), die auch schon durch die Empfänger Interesse einflößen: Andreas und Nanette Streicher, dem Schiller- wie dem Musikfreund gleich bekannt. Neuburger hat die Texte durch Anmerkungen, Schriftproben und Bilderbeigaben (Medaillen auf Gall, dessen Bildnis im Kupferstich von Heinrich Schmidt nach dem Gemälde von Jagemann aus der Zeit seines Weimarer Aufenthaltes und seines Verkehrs mit Goethe 1805) in dankenswerter Weise erläutert.

Aus dem Nachlaß des Prager Philosophen *Anton Marty* haben dessen Schüler Josef Eisenmeier, Alfred Kastil und Oskar Kraus eine Untersuchung über „Raum und Zeit" (Halle, Niemeyer) sowie in dessen „Gesammelten Schriften" die „Schriften zur genetischen Sprachphilosophie" (im gleichen Verlag) herausgegeben. — *Karl von Roretz*, einer unserer jüngeren Wiener Philosophen, beschäftigt sich mit der Frage: „Bedingt der Weltkrieg eine Umgestaltung unserer Weltanschauung?" (Graz, Leuschner & Lubensky.)

Auch die Literaturwissenschaften haben einige Leckerbissen zum Schmause beigesteuert: als Ergänzung zu R. M. Werners Säkularausgabe von Hebbels „Sämtlichen Werken" liefert *Emil Sofféé* „Ludwig Goldhanns Vollendung von Hebbels Demetrius" (Brünn, Friedrich Irrgang); *Paul Kretschmer* erzählt „Neugriechische Märchen" in der Sammlung „Die Märchen der Weltliteratur", herausgegeben von Friedrich v. d. Leyen und Paul Zaunert (Jena, Diederichs). *Wilhelm Creizenach*, den wir solange den unsern nennen durften, beschert uns den fünften Band seiner „Geschichte des neueren Dramas" (Halle, Niemeyer); *Carl*

Digitized by Google

von Kraus, der leider bald nicht mehr Wien angehört, bietet Meisterstücke scharfsinniger Konjekturalphilologie „Zu den Liedern Heinrichs von Morungen" (Abhandlungen der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, XVI. Band, Nr. 1). — Nur weil „seines Fleißes sich jedermann rühmen darf", reiht Schreiber dieser Zeilen seine eigene neue Ausgabe von *Eckermanns „Gesprächen mit Goethe"* (Deutsches Verlagshaus Bong & Co.) hier an: dem mit 88 Abbildungen (auf Tafeln) ausgestatteten Text ist in einem besonderen Bande ein umfänglicher Kommentar und ein ausführliches Register beigegeben. Der Kommentar erklärt und untersucht nicht nur mit den Mitteln der modernen Goetheforschung die von Eckermann ausgeführten Gespräche, sondern er stellt auch die von ihm nicht bearbeiteten nach Goethes Tagebüchern und Eckermanns Briefen zusammen und gewährt eine volle Übersicht über das ganze Verhältnis Eckermanns zu Goethe (zum Teil auf Grund ungedruckter Briefe aus dem Goethe- und Schiller-Archiv). Der bis jetzt einzig vorhandene ausführlichere Kommentar zur sechsten Originalauflage der „Gespräche" (1885) von Düntzer ist damit völlig überholt. —

Zu ihrer Verwunderung haben die Wiener in den letzten Jahren die Entdeckung gemacht, daß es unmittelbar neben der hochbestaunten Schatzkammer noch eine zweite staunenswerte gibt, die freilich in früheren Zeiten mehr von schatzhütenden Drachen bewacht als der Benützung durch die Allgemeinheit erschlossen wurde, die altberühmte *Hofbibliothek*, die eigentlich erst durch die von der Direktion veranstalteten Ausstellungen ein volkstümliches Institut geworden ist. Dies ist das Verdienst ihres liberal denkenden Leiters, Hofrat von Karabacek, der auch gleich nach dem Beginn des Weltkrieges daran ging, eine *Kriegssammlung* anzulegen, die ein wahres Magazin für die gelehrte Forschung zu werden verspricht.

Über zehntausend Bände, von denen mehr als die Hälfte auf Werke in englischer, französischer, italienischer und russischer Sprache entfällt, beträgt bereits der Bestand an eigentlicher Kriegsliteratur.

Gesammelt werden aber auch alle unmittelbaren Kriegsdokumente: so Drucksorten der Behörden, Maueranschläge und Aufrufe, von denen Exemplare aus den ersten Kriegsmonaten bereits hoch im Preise stehen. Der Hofbibliothek ist es gelungen, wertvolle Stücke zu erwerben, zum Teil in künstlerischer Ausführung, wie das Plakat des Office de Renseignements pour les familles dispersées, fröstelnde Kinder mit verzweifelndem Blick, oder eine Einladung zu einem Soldatentag (Journée du poilu) mit der Stadt Metz als gefesselter Andromeda u. ä.

Die Hofbibliothek ist, ihrer Überlieferung getreu und nach der Natur der Dinge, die Sammelstätte der orientalischen Kriegsdokumente. So besitzt sie bereits die serbischen und montenegrinischen Zeitungen aus der Kriegszeit in vollständiger Reihe, wohl als ein Unikum eine vollständige Sammlung der albanesischen Zeitungen, Maueranschläge und Aufrufe, darunter auch die Telegrammkorrespondenz des Essad Toptani mit den albanesischen Bürgermeistern, die von ihm angewiesen werden, den Serben bei der Erschießung gefangener österreichischer Offiziere behilflich zu sein; viele Sonderausgaben türkischer Zeitungen, bulgarische Bilderbogen usw. Alles literarisch Wertvolle aus der serbischen Kriegsbeute ist bereits hierher geschafft worden und wird der bibliothekarischen Bearbeitung zugeführt.

Die Bitte der Direktion, sie bei der Ausgestaltung dieser in Österreich einzigartigen Sammlung kräftig zu unterstützen, wird in der Öffentlichkeit gewiß nicht ohne Widerhall bleiben.

Während die Hofbibliothek nicht daran denken kann, die aufgestapelten Schätze auch selbst zu bearbeiten, entfaltet das *k. u. k. Kriegsarchiv* unter der Leitung des Generalmajors Max Ritter von Hoen und des Obersten Alois Veltzé mit einem Stabe von Mitarbeitern, dem anerkannte Schriftsteller angehören wie Fritz Antonius, R. H. Bartsch, F. Th. Csokor, F. K. Ginzkey, Hugo von Hofmannsthal, Heinrich von Kralik, Hans Müller, Alfred Polgar, Leopold Schönthal, Sil-Vara, Paul Stefan, Stefan Zweig, schon jetzt eine literarische Tätigkeit, wie sie früher erst Jahre nach Ablauf einer Kriegsperiode einsetzte. Ist es im allgemeinen noch unmöglich, dem Publikum einen Einblick in die militärischen Operationen zu gewähren, so wird es doch mit einer Fülle von Einzelheiten bekannt gemacht, die zur Erhebung, Bewunderung und Beruhigung dienen können.

Auf Grund der amtlichen Belobungsanträge werden die Heldentaten „Unserer Offiziere", „Unserer Soldaten", „Unserer Nordfront" (mit Bildern nach Originalen von R. Hanke, A. Pock und V. Schram, Buchschmuck von H. Printz, bei Manz in Wien) erzählt. Die von den Kommandos der einzelnen Truppenkörper eingesandten, von Mitkämpfern verfaßten Berichte und Schilderungen über Höhepunkte kriegerischen Geschehens, glorreicher Tapferkeit und erschütternden Opfermuts, also Dokumente von aktenmäßiger Authentizität, kommen soeben unter dem Titel „Ruhmestage der österreichisch-ungarischen Wehrmacht 1914—1916" (Wien, Manz) zur Ausgabe. Bilder und kurze Notizen über die „Auf dem Felde der Ehre" Gefallenen, ein Archiv der in den Kämpfen Ausgezeichneten als „Ehrenbuch der österreichisch-ungarischen Wehrmacht", lebensgeschichtliche Skizzen und Bilder aller Generale als „Monumentum aere perennius", „Helden des Roten Kreuzes" sind bereits erschienen oder in Vorbereitung. Einen Rundblick über die organisatorische und soziale Kriegsarbeit

Digitized by Google

1914/15 in Österreich-Ungarn ermöglicht der von C. Pippich illustrierte Band „Aus der Werkstatt des Krieges" (Wien, Manz), ein Werk über „Krieg und Technik" soll folgen.

Um das geschichtliche Interesse zu befriedigen, zugleich auch zur Steuer der Wahrheit erscheint eine Darstellung der Ereignisse des Weltkriegs von August 1914 bis August 1916 („Unter Habsburgs Banner", bei Ullstein, Berlin und Wien) in allen Hauptsprachen Europas. An einer illustrierten Geschichte des Weltkriegs in drei Bänden („Unteilbar und Untrennbar"), einem „Lexikon des Weltkrieges" in etwa fünfzehn Bänden wird schon gearbeitet.

Fünfhundert Bilder, die in den verschiedenen Kriegsgebieten photographisch aufgenommen wurden, gewissermaßen Stichproben von Greueln der Verwüstung, Technik, Planmäßigkeit und Zufälligkeit des Krieges, mit zehn Textheften enthält das große Mappenwerk „Österreich-Ungarn in Waffen" (Budapest, Grill), dessen Ertrag einer Stiftung für Offizierswaisen zugute kommen soll. „Bilder aus dem Kriegsland Österreich-Ungarns" (drei Bände: Vom Isonzo zum Balkan; Kärnten — Italien; Galizien — Polen — Siebenbürgen — Rumänien) hat Piper in München in Verlag genommen, während Roller & Co. in Wien mit einer Bücherei „Donauland" hervorgetreten sind.

Des sachlichen Zusammenhanges wegen sei hier auch das Büchlein des ungarischen Dichters *Zoltán von Franyó* „Bruder Feind. Begegnungen und Visionen eines Mitkämpfers" (Wien, L. W. Seidel & Sohn) erwähnt, das seinen packenden Schilderungen bereits die dritte Auflage verdankt.

„Görz im Kriegsjahr 1915/16" lieferte *Ferdinand Pamberger* den Stoff zu einer Mappe mit 21 Kunstdruckblättern nach Aquarellen und Zeichnungen (Graz, Deutsche Vereinsdruckerei).

Die bereits angekündigte Eröffnung einer *Ausstellung für Kriegsgraphik* (Kunstblätter und Graphiken aller Art), veranstaltet vom Kriegshilfsbureau, in den Räumen des Museums für Kunst und Industrie, beschickt von dem Kriegsarchiv, dem Pressedienst des Kriegsministeriums und Landesverteidigungsministeriums, dem Kriegsfürsorgeamt sowie von Künstlern, Kunstanstalten und Verlagsfirmen, mußte wegen des herrschenden Kohlenmangels vorläufig aufgeschoben werden. —

Auffallend stark scheint das Bedürfnis der Daheimgebliebenen nach Kunstgenüssen zu sein. Nicht nur die Schauspiel- und Konzerthäuser erfreuen sich eines lebhaften Besuches, auch ein Volksbildungsinstitut wie die Urania, das ursprünglich stark naturwissenschaftlich orientiert war, hat sein Programm nach der literarisch-musikalischen Richtung ausbauen müssen. Hier las uns ein junger Dramatiker *Ernst Prosinagg*, Beamter der Finanzprokuratur, seine Tragödie „Heinrich von Kleist" vor, die, am Stadttheater in Kottbus mit Beifall aufgeführt, in Wien noch keinen hochmögenden Gönner gefunden hat: zweifellos ein vielversprechendes Talent, dessen Pflege Pflicht der Öffentlichkeit wäre.

Felix Braun kündigt einen „Tantalos. Tragödie in fünf Erscheinungen" (Leipzig, Inselverlag) an, *Leo Feld* seine Komödie „Die Dombachers" (Wien, Knepler), *Felix Salten* drei Einakter „Kinder der Freude" (Berlin, S. Fischer). Ein sehr junger Lyriker *Friedl Schreyvogl* macht uns mit seinem „Singen und Sehnen" bekannt (Wien, Wallishauser), *Ferdinand Mayer* läßt den „Liedern eines Träumers" ein zweites „Bündel Poesien" folgen „Wenn die Stunde spricht . . ." (Leipzig, Xenienverlag). Auf den Spuren Ferdinand von Saars wandelt *W. A. Hammer* in seinem „Döblinger Idyll". *Paul Tausig* übersetzt nach dem Englischen des E. Fitzgerald „Die Rubayat des Omar Chajjam" (Wien, Konegen). „Geschichten aus unsern Tagen", Wiener Skizzen, wie Pötzl und Chiavacci sie gepflegt haben, bietet Frau *Emma Schiller* in ihrem Büchlein „Mein liebes Wien" (Wien, Moritz Perles). —

Mit bescheidenen Mitteln, aber erfüllt von reinstem Enthusiasmus hat *Emerich Kastner* (gest. 5. Dezember 1916 im 70. Lebensjahr) sein „Richard Wagner-Archiv" zusammengebracht, das ihm den Stoff für eine erste Zusammenstellung der „Briefe Richard Wagners an seine Zeitgenossen" lieferte, der 1914 eine, gemeinsam mit Julius Kapp veranstaltete, noch nicht abgeschlossene Ausgabe von „Richard Wagners sämtlichen Briefen" folgte. Auch die „Sämtlichen Briefe von Beethoven" (1910) und eine „Bibliotheca Beethoveniana" (1913) gewann der eifrige Sammler den wenigen freien Stunden ab, über die ihn sein Beruf als Bankbeamter verfügen ließ.

Zu Anfang des Februar hat die Wiener Schriftstellerschaft noch zwei andere ihrer ältesten Mitglieder verloren: am 3. *Rudolf Sperling*, 81jährig, am 5. *Ludwig Psenner*, 82jährig. Jener ein gebürtiger Mecklenburger, doch seit 1861 eingewienert, einst Dramatiker und Lyriker voll großer Hoffnungen, in den letzten Jahrzehnten fast nur mehr bekannt als Redakteur der Spielecke von Familienjournalen („Dr. Spätzleins Weihnachtsnüsse" 1894, neue Folge 1898); dieser ein Burggräfler, als einer der ersten Verkünder des christlichen Sozialismus und temperamentvoller Journalist in den für die Entwicklung des österreichischen Liberalismus kritischen Achtzigerjahren im Vordergrunde der politischen Bewegung, seit längerer Zeit nur noch im stillen tätig.

Nicht einmal den sechzigsten Geburtstag hat dagegen *Rudolf Christoph Jenny* erlebt (gest. in

Digitized by Google

der Nacht vom 17. auf den 18. Februar in Graz), in Stuhlweißenburg geboren, in Kastelruth aufgewachsen und ganz zum Tiroler geworden, ein wackerer Streiter für Deutschtum und Freisinn in seinem „Tiroler Wastl", dem seine tapfere Haltung in den Tagen der Badenibedrängnis unvergessen bleiben möge. Er hat dramatische Erfolge angestrebt: leider hielten sich Wollen und Können nicht immer die Wage. Aufschlußreich für die Tiroler Zustände ist seine Autobiographie „Von der Wiege zum Wastl" (1903).

Den Verlusten stehen drei Jubiläen gegenüber: die Prager Deutschen feierten am 13. Februar den sechzigsten Geburtstag des geschätzten Lyrikers, Dramatikers und Übersetzers *Friedrich Adler*, die für Sozialpolitik interessierten Kreise Wiens am 21. Februar den 79. Geburtstag des Vorkämpfers für die „allgemeine Nährpflicht" *Josef Popper*, der unter dem Decknamen Lynkeus auch als Novellist mit den „Phantasien eines Realisten" (1899) einen bedeutenden Erfolg erzielt hat, die *Schönherr*-Gemeinde überraschte uns am 24. Februar mit der Meldung von dem fünfzigsten Geburtstag unseres Tiroler Dramatikers, den die landläufigen Handbücher also um zwei Jahre jünger machen.

Dem Verfasser gemütlicher Lokalstücke einer längst verklungenen Theaterperiode, in der noch nicht die Operette zur Alleinherrschaft gekommen war, *F. Antony* (Anton Nikolowsky) hatte der Wiener Gemeinderat vor einigen Jahren eine Ehrengabe auf Lebenszeit ausgesetzt, deren er sich nicht allzulange erfreuen durfte. Den durch seinen Tod (im Dezember) freigewordenen Betrag hat nunmehr die Stadt Wien dem Lyriker *Alfons Petzold* zugewandt.

Der *Bauernfeldpreis* ist dieses Jahr Rud. Alex. Schröder, Artur von Wallpach, Heinrich von Schullern, Hans Fraungruber, Erika Rheinsch und Anton Matosch zuerkannt und, wie es scheint, auch gegönnt worden; wenigstens haben die Nichtpreisrichter mit den üblichen scharfen Urteilen über die Preisgekrönten bis jetzt zurückgehalten. Doch wurde mit Recht auch jetzt wieder das Zersplittern des Preises und das dafür bedingende Streben, allen politischen und literarischen Parteien genugzutun, gerügt.

Soeben gibt der Verlag J. Roller & Co. in Wien einen Prospekt aus, der uns das Erscheinen einer neuen illustrierten Monatsschrift von ausgesprochen österreichischem Gepräge in Aussicht stellt. *„Donauland"* soll allen schriftstellerischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Talenten Österreichs zur Heimstätte werden, soll „die österreichische Kraft am Werke zeigen, in Kunst, Kultur, Wissenschaft, in Krieg und Frieden, Stadt und Landschaft, Österreich-Ungarns Sinn und Seele in Gegenwart und Vergangenheit und nicht zumindest im Frühschein seiner Zukunft". Monatlich erscheint ein Heft in Großquart, von hundert Seiten Umfang mit farbigen Kunstbeilagen, Kupfertiefdruckblättern und reichstem Bilderschmuck zum Preise von drei Kronen (Bezugspreis für den Jahrgang 30 Kronen). Unsere hochstehende graphische Industrie will das Beste bieten. Druckanordnung und Buchschmuck besorgen Julius Klinger, Fritz Gareis, Gräfin Lea Gatterburg, Eugen Willoner, Max von Scherer, Wilhelm Dessauer und Prof. Julius Wachsmann. An der Spitze einer Reihe von Sonderheften, die Österreich-Ungarns und der verbündeten Länder Städten und Provinzen gewidmet sind, soll „Unsere Adria" stehen. Nach der Ankündigung für das erste Heft setzt R. H. Bartsch in „Lukas Rabesam" seine „Zwölf aus der Steiermark" fort; Novellen von Hermann Bahr und Irma von Höfer, Gedichte von Ginzkey, R. M. Rilke, Hans Müller, E. A. Rheinhardt, F. Th. Csokor, eine Komposition von E. W. Korngold, Aufsätze von Heinrich Friedjung, Richard von Kralik, Paul Siebertz, Leo Greiner, Artur Rößler, Stephan Zweig, Militärisches von Artur Lengnick und A. Veltzé werden die zusammenfassenden Bestrebungen des neuen Unternehmens sogleich zum Ausdruck bringen.

Wir wünschen ihm volles Gedeihen, und daß es sich recht viele Freunde nicht nur in Österreich-Ungarn, sondern auch in den verbündeten Staaten erwerbe, zwischen denen „Donauland" die natürliche Brücke bildet.

Wien, 25. Februar 1917.

Prof. *Dr. Eduard Castle.*

Amsterdamer Brief.

Seit nunmehr schon zwei Jahren erscheint im Verlag von A. W. Sijthoff in Leiden eine französisch geschriebene Monatsschrift, die *„Revue de Hollande"*, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, die beiden Länder Frankreich und Holland auf geistigem Gebiete einander näher zu bringen. Auf zwei Wegen sucht sie dieses Ziel zu erreichen. Einmal will sie die Kenntnis französischen Geisteslebens und französischer Kunst in Holland verbreiten, was nebenbei bemerkt etwas ziemlich Überflüssiges ist, da französische Literatur und französische Malerei hier wirklich keiner Empfehlung mehr bedürfen. In zweiter Linie will die Zeitschrift den Franzosen mit holländischer Art und holländischem Denken vertrauter machen, etwas, was sicherlich nötiger ist, da der Franzose, im Gegensatz zu dem Deutschen, schon wegen der Unkenntnis des für ihn so schwierigen Holländisch sehr selten die Gelegenheit wahrnimmt, tiefer in die Eigenart des holländischen

Digitized by Google

Volkes einzudringen. Die „Revue de Hollande" möchte nun so etwas wie ein geistiger „trait d'union" zwischen den beiden Kulturen werden; sie gibt sich zu diesem Zweck die größte Mühe und ist wirklich recht vielseitig. So bringt sie viel Übersetzungen moderner niederländischer Literatur; in französischer Übertragung erschienen hier z. B. Arbeiten von Hermann Robbers, von Arthur van Schendel, von Ary Prins. Andere Aufsätze behandelten die geistigen Wechselbeziehungen zwischen den beiden Ländern; so beschäftigte sich ein interessanter Artikel von P. Valkhoff mit dem Einfluß Voltaires auf das holländische Geistesleben; in einem anderen Aufsatze wies derselbe Schriftsteller nach, von wie großer Bedeutung der französische realistische Roman aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf die Entwicklung der modernen holländischen Literatur gewesen ist.

Verschiedene Mitarbeiter der Revue de Hollande sind Belgier; so der Schriftleiter G. S. de Solpray, dann Louis Piérard, der unter anderem einen Artikel über seinen Landsmann Verhaeren beisteuerte: „Verhaeren, Maeterlinck et la guerre". Er verwahrt sich hier gegen die Angewohnheit einiger deutscher Kritiker, die die beiden als „germanische Genies" für sich in Anspruch nehmen (Oktoberheft).

Kürzlich hat die Zeitschrift bei holländischen Schriftstellern und Gelehrten die interessante Rundfrage veranstaltet, was sie alles Frankreich zu verdanken hätten, und welche Seite des französischen Geistes besonders von Einfluß auf sie gewesen sei. Die darauf eingelaufenen Antworten sind sehr lehrreich, vor allem auch deshalb, weil sie uns zeigen, wie starker Sympathien sich Frankreich hier bei den tonangebenden Intellektuellen erfreut. Wir dürfen uns hierüber keinen Illusionen hingeben. Die liberalen Vormänner in Wissenschaft und Politik und die große Masse der Bildungsphilister, die nachschwätzen, was ihre Leibblätter schreiben, orientieren sich in kulturellen Dingen an Frankreich. In ganz besonderem Maße gilt dies von den Schriftstellern und Künstlern; für die ist Paris der geistige Mittelpunkt der Welt, durch den Krieg ist es nun auch noch der sittliche geworden; denn Frankreich kämpft für Recht und Freiheit gegen preußischen Militarismus und Despotismus. Wer sich von der geistigen Elite des Volkes öffentlich über den Krieg ausgelassen hat, tat dies in deutschfeindlichem Sinne; um nur zwei in Deutschland durch Übersetzungen ihrer Werke bekannte Schriftsteller herauszugreifen, weise ich auf Frederik van Eeden und Henri Borel. Wirklich neutrale, kritisch alles Für und Wider abwägende Geister, die die kulturelle Gleichwertigkeit von Frankreich und Deutschland anerkennen, wie in Dänemark etwa Georg Brandes, gibt es in Holland leider kaum unter den Intellektuellen. Das Zünglein der Wage weist doch auch bei solchen, die die deutsche Kultur zu schätzen wissen, nach der französischen Seite. Auch wer Deutschland noch so wohlwollend gegenübersteht, kann doch nicht ein Gefühl leiser Geringschätzung unterdrücken, mit der er auf den jüngeren und kräftigeren, gröberen und rücksichtsloseren Vetter herabsieht. Wie wir uns an Kultur, an Bildung und Geschmack unseren östlichen slawischen Nachbarvölkern überlegen dünken, so der Holländer gegenüber seinem germanischen östlichen Nachbar. Dieses Gefühl einer gewissen Überlegenheit geht weit in der Geschichte zurück, es gründet sich auf den großen kulturellen und wirtschaftlichen Vorsprung, den Holland durch seine Neutralität in dem großen Weltkrieg des 17. Jahrhunderts, dem Dreißigjährigen Krieg, vor Deutschland gewonnen hatte. Daß dieser Vorsprung auf geistigem Gebiete längst, und auf wirtschaftlichem Gebiete sicherlich seit 1870 eingeholt ist, ist in das eigentliche Volksbewußtsein noch nicht durchgedrungen. — Wirkliche Sympathien für Deutschland findet man eigentlich nur in den politisch und kirchlich konservativen kalvinistischen Kreisen, die in kultureller Hinsicht im allgemeinen aber als etwas rückständig zu bezeichnen sind. Der Kern des Volkes, der reformierte Teil des Bauernstandes, der von der internationalen und liberalen Großstadtkultur noch unberührt ist, gehört dazu, und der steht natürlich in seiner Lebensweise, in seinen Gewohnheiten und in seinem ganzen Tun und Denken dem niedersächsischen Bauern, der in dem angrenzenden Nordwestdeutschland sitzt, am nächsten. Es ist also nur ein Teil des Volkes, allerdings der einflußreichste oder jedenfalls derjenige, der sich am meisten bemerkbar macht, welcher so mit Frankreich liebäugelt. Einige dieser liberalen Wortführer, die gern von der Gelegenheit, die ihnen die Revue de Hollande durch ihre obengenannte Rundfrage bot, Gebrauch gemacht haben, ihren französischen Sympathien Ausdruck zu verleihen, seien hier angeführt. So klagt ein Professor *D. A. Barrau* aus Groningen: Die Zeit unserer Väter ist vorbei, die, wenn sie in irgendeinem Zweig der Wissenschaft eine tiefergehende Untersuchung beginnen wollten, den Ankauf einiger jener schönen französischen Handbücher ganz selbstverständlich fanden, die so klar und akkurat, so vollständig und ohne verwirrende Breite sind. Man scheint bei uns das Bedürfnis und den Sinn für den gepflegten Stil und für eine Darstellung, die mehr Gedanken weckt, als Kenntnisse aufdrängt, verloren zu haben." Ein anderer Professor, *D. C. Hesseling* in Leiden, schreibt: „Über die Überlegenheit der Franzosen auf literarischem Gebiete durch die Vollendung der Form herrscht in Niederland nur eine Stimme; ich bedaure nur,

Digitized by Google

daß diese artistische Superiorität meine Landsleute zu oft vergessen läßt, daß Frankreich nicht allein den Kultus der Schönheit, sondern auch und zwar in besonderem Maße den der Wahrheit hat." Interessant ist auch das Urteil eines Literarhistorikers wie *J. A. Prinsen*, der doch von der Bedeutung der deutschen Literatur eine deutlichere Vorstellung haben sollte als der Gräcist Hesseling und der Mathematiker Barrau. Derselbe äußert sich folgendermaßen: „Man spricht viel über den deutschen Einfluß auf unsere Wissenschaft, besonders auf die exakte Wissenschaft. Tatsächlich hat man hier nur allzu viel deutsche Lehrbücher eingeführt. Dennoch ist unsere Wissenschaft nicht verdeutscht. Man besitzt bei uns noch den weiten Blick im Übersehen der Dinge, die Kraft, in das Innerste der Dinge durchzudringen, ohne daß man in der Menge der Tatsachen ertrinkt und die Fähigkeit, sich schlicht und deutlich auszudrücken, alles Eigenschaften, die uns für immer an den glänzenden französischen Geist binden." Die gegenteiligen Eigenschaften sind natürlich deutsche Eigentümlichkeiten.

Dies Ausspielen französischer Wissenschaft, französischer Methoden und französischer Lehrbücher gegenüber deutscher Wissenschaft, deutschen Methoden und deutschen Lehrbüchern hat auch seine praktische Seite; und in dem ersten und dritten Zitat tritt dies auch deutlich zutage. Den französischen Einfluß kann man nur verstärken, wenn man die vorhandenen deutschen Lehrbücher durch französische verdrängt. In diesem Geiste schreibt Professor Salverda de Grave, der Groninger Romanist, im Februarheft des Gids in einem Aufsatze über die kürzlich gegründete Gesellschaft „Nederland-Frankrijk", die ähnliche Ziele verfolgt wie die Revue de Hollande. Eigentümlich berührt die halb entschuldigende Beteurung, mit der der Artikel beginnt: Nicht Haß gegen Deutschland, auch nicht in erster Linie Sympathie für Frankreich habe die Gesellschaft ins Leben gerufen; sie sei nichts anderes als eine Tat der Selbstverteidigung. Um ein Gegengewicht zu bilden gegen den immer stärker werdenden deutschen Einfluß, ruft man Frankreich zu Hilfe, nur das geistige natürlich; denn mit Politik will sich die Gesellschaft nicht befassen. Also französische Kultur nur als Gegengift gegen deutsche Kultur. Es ist eigentlich ein Armutszeugnis, das sich die Gesellschaft ausstellt. Wenn das holländische Geistesleben wirklich in Gefahr schwebte, vom deutschen aufgesaugt zu werden — wovon gar keine Rede sein kann, da Holland auf allen Gebieten geistigen Lebens heute mehr als früher eine ganz selbständige Stellung einnimmt — dann wäre es doch am naheliegendsten, an die nationale Eigenart zu appellieren und im Anschluß an die große kulturelle Vergangenheit eine Renaissance herbeizuführen, aber nicht einen Fremden um Beistand anzugehen, einen Fremden, der obendrein nie Verständnis für holländische Art gezeigt hat, der im Gegenteil in den stammverwandten südlichen Niederlanden, in Belgien, stets sein Möglichstes getan hat, durch Unterdrückung der Sprache und Knebelung des geistigen Lebens die nationale Eigenart ganz auszurotten. Man will also den Teufel durch Beelzebub vertreiben. Denn man ist nun einmal von Frankreich wie hypnotisiert, und alles, was man in früheren Jahrhunderten von Frankreich hat erdulden müssen, scheint aus dem Gedächtnis ausgewischt.

In seinem Propagandaartikel behauptet der Groninger Professor dann weiter, daß französische Kunst in Holland so wenig allgemein bekannt sei. Das widerspricht nun ganz offenbar den Tatsachen; denn wenn hier in Holland eine fremde Kunst geschätzt und gekauft wird, dann ist es die französische. Schon ein flüchtiger Besuch holländischer Museen, holländischer Kunsthandlungen und Ausstellungen orientiert darüber. Die Meister der Barbizonschule, die Rousseau, Daubigny, Millet usw. kann man vielleicht nirgends so gut studieren wie im Museum Mesdag im Haag; und was sich von nichtholländischen modernen Gemälden beispielsweise im Rijksmuseum oder im Städtischen Museum in Amsterdam findet, ist durchweg französischen Ursprungs. Diese Kunst bedarf also wahrlich keiner Empfehlung mehr. Der holländische Geschmack bevorzugt sogar in so einseitiger Weise französische Kunst, daß es vielleicht gerade heilsam wäre, wenn man auch charakteristische Werke moderner deutscher und englischer Kunst für die öffentlichen Sammlungen zu erwerben suchte. In dieser Hinsicht war man in Frankreich viel weitherziger als in Holland. Liebermann und Uhde — um nur ein paar herauszugreifen — sind wohl im Luxembourg anzutreffen, in Holland sucht man sie vergebens.

Dann bedauert Salverda de Grave, daß französische Musik hier so wenig heimisch sei. Auch diese Behauptung bedarf kaum einer Widerlegung. Man braucht sich nur einmal die Programme des Amsterdamer Concertgebouw anzusehen, um sich vom Gegenteil zu überzeugen; hier herrscht eine fast pedantisch zu nennende Neutralität vor; auf ein deutsches Werk folgt beinahe stets mit peinlicher Regelmäßigkeit ein französisches oder anderes nichtdeutsches Musikstück, um nur ja nicht den Vorwurf einseitiger Bevorzugung deutscher Musik auf sich zu laden.

Und wenn es dann heißt, daß die Kenntnis der französischen Literatur hier bei weitem nicht vielseitig sei, so möchte ich wissen, wo der Holländer seine Zeit hernehmen sollte, um in den drei Literaturen, deren Sprachen er gelernt hat, ebenso bewandert zu sein wie in seiner eigenen.

Digitized by Google

Denn das scheint Salverda de Grave unter vielseitig zu verstehen. Ich habe im Gegenteil die Vielseitigkeit des gebildeten Holländers oft bewundern müssen, der in diesen drei fremden Literaturen so gut zu Hause ist, und alles in der ursprünglichen Sprache, und nicht in Übersetzungen, liest. Wenn aber für irgendeine fremde Literatur eine besondere Vorliebe besteht, so ist es unstreitig auch wieder die französische. Es gibt sicherlich mehr Gebildete, die die Romane von Zola gelesen haben, als solche, die Faust oder Tasso kennen. Die „deutsche Gefahr" auf dem Gebiete der Kunst und Literatur besteht wirklich nur in der Einbildung einiger Ententefreunde; mit mehr Recht könnte man von einer französischen Gefahr sprechen.

Nur in der Wissenschaft mag es sich vielleicht ein wenig anders verhalten. Aber ist hier die „Gefahr" so groß? Die Wissenschaft hat doch überhaupt einen viel internationaleren Charakter als Kunst und Literatur. Wie kann sich denn z. B. in einem Werk der exakten Wissenschaften die nationale Eigenart eines Volkes geltend machen; in der echten Wissenschaft ist alles Subjektive und damit auch alles Nationale ausgeschaltet; oder sollte es chemische Formeln und mathematische Gesetze geben, die spezifisch deutsch, und andere wieder, die spezifisch französisch sind. Salverda de Grave ist anderer Ansicht; der Gebrauch deutscher wissenschaftlicher Werke formt gleichsam durch das Medium der Sprache auch den Geist in deutschem Sinne um. „Aus deutschen Lehrbüchern schöpfen unsere Studenten die Grundlagen ihrer Wissenschaft, und auch für ihr weiteres Studium werden ihnen vorzugsweise deutsche Bücher in die Hand gegeben. In einem Verzeichnis von Werken über exakte Wissenschaften, die den Studenten an einer unserer Universitäten empfohlen werden, zählte ich 42 deutsche, 10 niederländische, 10 englische und 2 französische Bücher; und in einem Verzeichnis medizinischer Werke wird sogar ein französisches Werk in deutscher Übersetzung aufgeführt. Ist es da zu verwundern, daß die Sprache unserer Gelehrten von Germanismen wimmelt (NB. von Gallizismen und französischen Wörtern wimmelt dafür die Sprache der Journalisten und Kritiker), daß das deutsche System von Abkürzungen, die das Aussehen und die Lektüre eines Buches so ungenießbar machen, hier so treu befolgt wird? Was aber schlimmer ist, echt holländische Eigenschaften drohen durch eine oft unbewußte, sklavische Nachahmung deutscher Modelle zu verschwinden", und weiter: „Ehrfurcht vor der eigenen wissenschaftlichen Persönlichkeit und das Stellen der Tatsachen über die Ideen, darin berühren wir uns mit den Franzosen, und diese beiden Eigenschaften würden Gefahr laufen verloren zu gehen, wenn wir uns bedingungslos nach der deutschen Methode zu arbeiten, richteten." Wer zwingt Holland denn, sich bedingungslos der deutschen Wissenschaft zu unterwerfen? Wenn ihm die deutsche Methode unsympathisch ist, dann sollte ich meinen, müßte es sich bemühen, eine eigene holländische Methode zu schaffen, statt wieder bei einem fremden Volke Anlehnung zu suchen; oder fühlt es sich, eingekeilt wie es ist zwischen deutsche und französische Kultur, ohnmächtig, jedem fremden Einflusse zu widerstehen und ganz es selbst zu bleiben? Warum sollte, was ihm auf politischem Gebiete bisher so gut gelungen ist, seine Neutralität zu wahren, nicht auch auf kulturellem glücken?

Zum Schluß sei darauf hingewiesen, daß außer der Propaganda, die von holländischer Seite in der Revue de Hollande und durch die Gesellschaft „Nederland-Frankrijk" für Frankreich und die französische Sache unternommen wird, auch die Franzosen selbst hierzulande eine rege Werbetätigkeit entwickeln, nicht nur in der Alliance française, von der es selbstverständlich ist, daß sie die Reklametrommel für Frankreich rührt, sondern auch unter neutraler Flagge in sich neutral nennenden Vereinen. So sprach im Nederlandschen Anti-Oorlogs-Raad kürzlich ein Franzose über die Mittel, in der Zukunft einen neuen Weltbrand zu verhüten, und er empfahl dabei allen Ernstes als das einzig probate Mittel die Annexion von Elsaß-Lothringen auf Grund des Nationalitätenprinzips und — des linken Rheinufers aus strategischen Gründen. Diese „pazifizistischen" Forderungen waren allerdings auch dem Antikriegsbund zu stark und die verschiedenen Redner, unter anderen L. Simons, der Herausgeber der „Wereldbibliotheek" und Dr. C. Colenbrander, Hollands erster Historiker, konnten sich trotz ihrer Ententefreundlichkeit nicht mit dieser Radikalkur vereinigen. In einem anderen „neutralen" Verein, dem „Bond van Neutrale Landen", hielt dieser Tage ein französischer reformierter Prediger, Dr. Soulier, einen Vortrag über die Vortrefflichkeit der französischen Kultur und die edele Uneigennützigkeit des französischen Volkes, das mit dem hohen Ideal der Brüderlichkeit zugleich die Interessen der kleinen Völker verteidigt und deshalb auch unter anderen, wie der Redner ausführte, die Vertreibung der Türken aus Europa verlangte (!). Daß neutrale friedliebende Vereine mit solchen Phrasen und so offenbaren Widersprüchen noch Genügen nehmen! Merkwürdig ist auch, daß in diesen Vereinen immer nur die eine Partei zu Worte kommt; warum lädt man nicht auch einmal Vertreter der Mittelmächte ein?

Amsterdam, Anfang März.

M. D. Henkel.

Digitized by Google

Neue Bücher und Bilder.

Raoul Auernheimer, Das wahre Gesicht. Novellen von gestern und heute. Verlag von *Egon Fleischel & Co., Berlin W.* Preis 3 M.

Es ist dem Verfasser gelungen, den Krieg auf kleinstes Feuilletonformat zu bringen; die Sammlung wird für den Kulturgeschichtsschreiber, der in hundert Jahren unsern Geisteszustand während der kritischen Jahre des Untergangs der alten Welt untersucht, großen Wert haben, ähnlich wie die andern Zeugnisse dafür, daß die kleinsten Gattungen am allerleichtesten mit einem Riesenerlebnis fertig werden. (Kriegsdramen im Kinematographen, gipfelnd in Sarah Bernhardt, vor der Kathedrale von Reims als französische Heldenmutter verfilmt; Auftreten der acht feschen Germanias mit dem Lied „Stolz weht die Flagge" in den Kaiserhallen; Lichtbildervorträge über die baltischen Provinzen, veranstaltet vom Ausschuß für ein größeres Vaterland, usw.)

Die erste Novelle führt den Band nicht gut ein; sie ist geschmackloser als es einem Wiener zuzutrauen ist; nur die „Liebesgaben" sind noch schlechter. Im „Landgut der Fiametta" ist am Schluß ein wirklich grausiger Effekt gelungen, auf den Meyrink neidisch sein kann. Das Beste kommt zuletzt: der „Vetter Maigrün", eine Geschichte vom armen, um die Ecke gegangenen Verwandten, den der Krieg wieder zu Ehren bringt. Der Onkel und Vetter Neumayer und Frau Neumayer née Frank sind erbarmungslos und mit dem Strich des rechten bitterbösen Satirikers gezeichnet. M. B.

Max Bauer. Deutscher Frauenspiegel. Bilder aus dem Frauenleben in der deutschen Vergangenheit. *München, G. Müller.* 1917. 1. Band 395 Seiten. 2. Band 291 Seiten.

Noch immer ist das klassische Buch über die Geschichte der deutschen Frau das zweibändige Werk K. Weinholds. Aber es behandelt nur die Frau des Mittelalters. M. Bauer behandelt zwar auch nur die deutsche Frau der Vergangenheit, aber er geht schon weit über das Mittelalter hinaus. Sehr erwünscht wäre ein dritter Band, der die Geschichte der Deutschen bis auf die Gegenwart führte und so von der Frau des 19. Jahrhunderts erzählte, in dessen erster Hälfte sie in unserer Literatur eine so bedeutende Rolle spielte. Nicht produktiv, aber als Ehegattin, Geliebte, Anregerin. Der Verfasser behandelt seinen Stoff so, daß er ihn in Gruppen nach den jeweiligen Wesenheiten teilt. Als Beispiele dienen Überschriften wie: Die Braut, Die Nonne, Das Dienstmädchen, die Dirne, Die Zauberin usw. Das tut teilweise auch Weinhold, während er aber im allgemeinen den Stoff nach sachlichen Gesichtspunkten einteilt, wie: Liebe und Freundschaft, Die Vermählung, Das Hauswesen usw. Beide Arten der Stoffeinteilung sind berechtigt und haben ihre Vorzüge. M. Bauer hat außer Weinhold, dessen Werk in 3. Auflage 1897 erschienen ist, noch andere Quellen benützt. Einen besonderen Schmuck der beiden Bände bildeten eine Anzahl von Bildern, die Werken der Zeit entnommen sind. *E. Pernerstorfer.*

Paul Bekker, Das deutsche Musikleben. *Berlin, Schuster & Loeffler.* 1916. 336 Seiten. 8°. 6 M. (7.50).

Im Graben hinterm Drahtverhau hatte ich immer zwei Werke in den Taschen bereitstecken, die deutschesten von allen: den Goethe-Schiller-Briefwechsel und Schopenhauers „Aphorismen zur Lebensweisheit". Im Rucksack aber, in eine Taschenpartitur der Matthäuspassion eingelegt, verwahrte ich ein paar Artikel Paul Bekkers aus der Frankfurter Zeitung. Und jetzt finde ich diese Aufsätze zu einem im Felde entstandenen Buch erweitert, welches mich seit Wochen nicht verläßt: „Das deutsche Musikleben". Die letzten Dinge der Kunst und ihrer Hoffnung klammern sich an dieses Buch. Die Ästhetik des 20. Jahrhunderts hat (ich sage das wohlerwogen!) kein System hervorgebracht, welches der Tatsächlichkeit, Logik und Ideenkraft Bekkers nahekommt. Ich weiß es nicht, ob Bekker die Theorien Yrjö Hirns, Guyaus und Taines kennt, ob er Martersteigs soziologischer Dramaturgie bewußt ein Seitenstück für die Musiktheorie setzen wollte, ob die unklaren Gärungen Richard Wagners um den soziologischen Kunstbegriff ihn zu seiner Arbeit anregten. Ich glaube nicht. Denn selten habe ich ein so ursprüngliches, mit naiver Genialität hingeworfenes Werk erlebt. Für Bekker bilden Gesellschaft, Musiker und Kritik die drei Elemente der musikalischen Form; Gesellschaft und Musiker als die schöpferisch gestaltenden Kräfte, die Kritik als das Prinzip der Erkenntnis. Das Verhältnis der drei Kräfte benennt die Formel: Kunst ist Gesellschaftskritik. Die Gesellschaft unserer Zeit erkennt Bekker sehr scharf als „eine durch staatsrechtlichen Zwang nur äußerlich zusammengehaltene Mischung von Gesellschaften verschiedenster Herkunft und Interessenrichtungen ohne bewußtes Gemeinsamkeitsgefühl". Daher kommt die Richtungslosigkeit trotz aller „Richtungen" des modernen Musiklebens, vom Privatlehrer der Musik, dessen Unterricht schon über Entstehen und Nichtentstehen von Werken höchster Kunst entscheidet, angefangen, bis zum Theater- und

Digitized by Google

Konzertwesen mit allen seinen Arten und bis zum ästhetischen Raum der Musikform. Bekker postuliert eine neue Gesellschaft als gesamte Öffentlichkeit, deren Versammlung die musikalische Synthese von Kirche und Gesellschaftsraum sein wird. In Mahlers Symphonien ist der Monumentalstil dieser zukünftigen Form geahnt. Wir müssen für sie lernen, die genießerische Kunstauffassung durch eine tätige zu ersetzen. Bekker erkennt in der Musik eine tätige, sozial sich auswirkende gestaltende und auch bauende Lebensmacht. Staat und Städte sind berufen, dieser Lebensmacht auch die Lebensbedingungen zu schaffen. Der Musiker aber schafft für die Gesellschaft. Er entspricht ihr heute, wie er ihr immer entsprach. Denn Musik ist Gegenwartskunst. Ihr Werk wird so lange leben, wie die ihm zugrunde liegende Gesellschaftsidee Fähigkeit besitzt, sich immer wieder zur Form zu gestalten. (Ist nicht dieses Kriterium des „Ewigkeitswertes" eine alte Wahrheit? Und doch wurde sie heute zuerst ausgesprochen!) Und schaffend, formschaffend steht der sogenannte ausübende Musiker als einziger Mittler zwischen Werk und Gesellschaft. Er braucht kein Zwischenglied, keinen Agenten, dessen Beamter der Künstler von heute ist. Denn Staat und Städte vertreten die Öffentlichkeit, die Musikergenossenschaft den Musiker. Die Musiker- und Bühnengenossenschaften aber wählen auch ihre Leiter, Staat und Städte stellen diese an, schützen die gesetzgebende und ausübende Gewalt auf Grund der Verfassungen dieser Künstlerrepubliken. Die Aufgabe der Kritik ist es dann, der Gesellschaft und dem Musiker die Form zur Erkenntnis zu bringen, sie an ihrer Zeit zu messen und ihre Wandlungsfähigkeit in der Zeit festzustellen. Also die soziologische Ästhetik durchzuführen. Während die heutige Kritik im redaktionellen Teil durch geschäftlich verwertbare Rezensionen oder durch Zensuren (das Publikum sieht im Banne dieser Kritik jede Aufführung als eine Art Examen des Musikers an), im Inseratenteil durch bezahlte Reklame wirkt. Doch nein! Ich will den Versuch nicht weitertreiben. Wie kann man den Inhalt eines Werkes, welches mit der militärischen Knappheit eines Patrouillenberichtes, mit der logischen Eindeutigkeit einer technischen Formel und mit der Klarheit eines Lessing spricht, noch kürzer fassen, als er gefaßt ist? Von einer heute fast beispiellosen schopenhauerschen Unverhuntzheit ist die Sprache dieses Buches, absolut unpoetisch und eben deshalb ein Kunstwerk der Form. Der Aufbau des Systems, Stellung, Verzahnung und Lösung der Probleme ist so einfach und schlagkräftig, wie sie nur die volle geistige Durchdringung des Stoffes, die absolute Beherrschung des Materiales und die heilige Überzeugung von der Wahrheit der leitenden Idee hervorbringen kann. — Und doch . . . ! — Bekker stellt eine ideale Forderung! Er baut die Verfassung eines musikalischen Zukunftsstaates auf, welcher ihm in der erreichbaren Nähe des kommenden Friedens liegt. Wohl schätzt er, wie wir sahen, die heutige Gesellschaft richtig ein. Aber er sieht eine neue Gesellschaft heranwachsen und rechnet mit ihr als einem idealen Gebilde. Sein ganzes Reich baut er auf einer Elementareigenschaft auf, die bisher unerhört war und deren Fehlen alle idealen Forderungen unerfüllbar ließ: er setzt Menschen voraus, die guten Willens sind. Alle Welterfahrungen solcher Ideale schlossen jedoch bis jetzt mit der Bitterkeit von Hebbels Tragödie des Vertrauens: *„Allein die Menschen lieben sich nicht so!"* — Ich fürchte auch für Bekkers apostolische Sendung.

Ernst Lert.

Bengt Berg, En German. Berättelse från de nya tiden. *Stockholm, P. A. Norstedt & Söners Förlag.*

Der Schwede Per Hallström hat in einem geistvollen Aufsatze die Deutschen als den „Volksfeind" unter den Völkern — im Sinne des Ibsenschen Dramas — charakterisiert: als das Volk, das den Mut hat Anschauungen und Grundsätze, Bestrebungen und Ziele zu vertreten, die heute nicht beliebt und nicht in der Mode sind und die daher die Wut des internationalen geistigen Philisteriums, der Phrasenanbeter, der ewig Heutigen erregen. Etwas von dieser Anschauung klingt in dem Roman *„En German"* seines Landsmannes *Bengt Berg* an, der bei Norstedt och Söner in Stockholm erschienen ist. Für Göran Åkeson, den Helden dieses Romanes, sind wir die Vertreter einer neuen, intensiveren Arbeit. Wir schaffen, wir leisten mehr als die anderen. Wir sind ihnen dadurch unbequem, stören sie, zwingen ihnen unerwünschte Anstrengungen auf. Wir haben keine Zeit zu angenehmen Formen; es gibt bei uns vieles, wodurch der Fremde sich peinlich berührt, selbst empfindlich verletzt fühlt. Aber hinter einer oft anstößig, oft zudringlich wirkenden Neigung, den Fremden auszufragen und ihn zu beraten, lernt der Fremde nach und nach eine tief greifende, umfassende Wißbegierde, eine aufrichtige menschliche Teilnahme erkennen und schätzen. Und es ist die Zukunft, die die Deutschen vorbereiten, es ist das Neue, was sie der Welt bringen.

Man sieht: ein Freund. Und keiner von den schlechtesten. Bengt Berg kennt Deutschland aus eigener Auffassung (er war, irre ich nicht, Assistent an einem Universitätsinstitute in Bonn); er hat sich mit uns auseinandersetzen, sich zum Verständnisse des deutschen Volkscharakters durchringen müssen. Er ist keineswegs blind für uns eingenommen; in die Schilderung der deutschen Gestalten seines Romanes (wie früher auch in die seiner sehr lesenswerten Schilderungen von der

Digitized by Google

Front in Galizien) mischen sich zuweilen Züge einer leichten, doch wohlwollenden Ironie. Fein und — so glaube ich — wahr ist die Art, in der die Erfahrungen, die Göran Åkeson mit verschiedenen Völkern gemacht hat, gekennzeichnet werden. Er ist ein Arzt, der in England, Holland und Deutschland studiert hat. Bei den Engländern und Holländern hat er sich wohl gefühlt, aber er hat nur eigentlich neben, nicht mit ihnen gelebt. Sie haben ihn geistig und seelisch nicht weiter erregt, weder zu Liebe noch zu Abneigung. Aber dies widerfährt ihm bei den Deutschen. Sie zwingen ihn sich mit ihnen zu beschäftigen, sich mit ihnen auseinanderzusetzen, und von der offenen Abneigung kämpft er sich zum Verständnisse, ja zur Liebe durch.

In Deutschland wird Göran zum Germanen. Die Deutschen sind ihm das Volk, das die Sache, das die Zukunft des Germanentums vertritt und verficht. Dennoch ist das Buch — in einem höheren Sinne genommen — nicht eigentlich Partei. Es ist jedenfalls gegen kein Volk gerichtet; was an kritischen (oft schlagenden) Bemerkungen über Engländer oder Franzosen gesagt wird, das ist in kluger Weise Deutschen in den Mund gelegt; und nur gegen die Dänen macht Berg in einer Gestalt des Romans eine nicht verhüllte Abneigung erkennbar. Soll man von einer Tendenz des Buches reden, so liegt sie nach einer andern Seite: in dem Appell an seine Landsleute. Ihnen macht er in sehr nachdrücklicher Weise zum Vorwurf, daß sie des Verständnisses und Interesses nicht etwa für die Deutschen nur, sondern überhaupt für das eigentlich Lebendige, für die Bewegung der Zeit ermangeln. Die Selbstzufriedenheit, die Insularität, den Mangel an geistiger Energie macht er ihnen zum Vorwurfe. Ich kenne die schwedischen Verhältnisse nur äußerlich, sehr viel genauer die norwegischen, und ich bin überrascht, wie vollkommen auch auf diese die Charakteristik zutrifft, die Berg vom Zustande des schwedischen Kulturlebens gibt: man hat, so sagt er, die Früchte der Entwicklung, aber nicht die Entwicklung selbst. In gleichem Sinne habe ich bereits vor zehn Jahren in meiner Schrift „Ibsen als Norweger und Europäer" auf die eigentümlichen und nicht glücklichen Wirkungen hingewiesen, die es mit sich bringt, wenn ein Volk jahrzehnte-, selbst jahrhundertelang an dem großen Kulturprozesse nur als Zuschauer in der Loge, nicht selbst tätig und selbst schöpferisch teilnimmt. Aber eine ganze Reihe von Männern und Schriften — besonders solchen, die seit Kriegsausbruch veröffentlicht sind — bezeugen, daß das Gefühl für diese Lage und ihre Gefahren in beiden skandinavischen Ländern immer stärker wach wird; und bereits hat Schweden in Rudolf Kjellén und Gustav Steffen Persönlichkeiten hervorgebracht, die durchaus als kulturschöpferisch anzusehen sind. Bengt Berg gehört gleichfalls in diese Reihe. Es meldet sich, scheint's, ein neues Skandinavien. Das alte, das sich hochmodern dünkt, aber tief in politisch-soziale Phraseologie und zufriedenes Genießertum verstrickt ist, ist englisch-französisch (auch amerikanisch) orientiert, das neue wendet sein Gesicht Deutschland zu. Der große Kulturkampf der Zeit spiegelt sich auch in dieser Entwicklung.

Genug, Göran Åkeson fühlt sich als Germane, erlebt mit Entrüstung, wie verständnislos und gleichgültig man in seiner Heimat den Ausbruch der großen Katastrophe aufnimmt, und meldet sich als freiwilliger Arzt in Berlin, wo man ihn zur Karpathenfront schickt.

Nun hat aber die Handlung noch eine zweite Linie, ein zweites Problem. Seine Heldin ist ein schönes, vornehmes schwedisches Mädchen, äußerlich stolz und herb, aber von einem heimlichen heißen Liebeshunger erfüllt, der ihr den rechten Halt nimmt und sie zum Opfer jenes dänischen Lebemanns und Verführers Toennis werden läßt. Ein echt nordisches Frauenproblem, das man, obgleich leicht verdeckt, wiederholt bereits bei Ibsen angeschlagen findet. Dieser Teil der Handlung entwickelt sich auf schwedischem Boden; er gibt Gelegenheit zur Schilderung interessanter Gestalten und Bilder, und die Frage ist in einem vornehmen und menschlichen Sinne behandelt. Das Bedenken läßt sich jedoch nicht unterdrücken, ob es Berg gelungen ist, die beiden Handlungsmotive zu einem organischen Ganzen zu verweben. Er hat verschiedene Mittel angewandt, um dies Ziel zu erreichen; meines Erachtens ist es ihm am Ende doch nicht geglückt. Es bleibt eine geistige und künstlerische Inkongruenz fühlbar. Ich habe die Empfindung, daß Berg das Frauenproblem schon vorher mit sich herum trug und es dann unter dem starken Eindrucke des Kriegsausbruches und seiner Fronterfahrungen auf die neue Ebene zu übertragen versuchte, wobei es ohne einige Gewalttätigkeit nicht abging.

Aber ich möchte die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums nachdrücklich auf diesen, bei uns noch wenig bekannten Dichter und sein Werk lenken. Er ist von Hause aus Naturwissenschaftler und hat die schwedische Vogelwelt mit Wort und Kamera in einigen Büchern geschildert, die durch die liebevolle Intimität der Beobachtung und einen feinschattierten Stil auch den Laien anziehen. Es bewährt sich an Bengt Berg Goethes Rat, daß der Dichter neben der Poesie sich einer bürgerlichen Tätigkeit befleißigen möge; denn an der Naturwissenschaft hat sich Berg eine geschulte Fähigkeit eindringender und sachlicher Beobachtung erworben, die ihm bei seinen dichterischen Schöpfungen ersichtlich zugute gekommen ist. Er ging dann in das schwedische Nordland und hat das Leben der dort als Jäger und Fischer wohnenden Lappen in mehreren Romanen behandelt, von denen einer, „Der Seefall", auch in deutscher

Digitized by Google

Übersetzung (bei Ahn in Bonn) erschienen ist. Menschen und Motive sind hier die einfachsten; es ist das Leben von Naturmenschen, das vor unsern Augen sich entfaltet; die ungeheure Natur von Norrland beherrscht ihr Tun und Lassen, und durch die innige Wechselwirkung von Natur- und Menschenleben erhält die Linie dieser Romane eine schlichte Größe, eine natürliche Kraft und Wahrheit, die ihnen einen starken Reiz gibt. An Bergs jüngstem Werke ist das Schönste vielleicht dies, daß er sich die Größe und Klarheit der Erzählung und Linienführung auch bei dem Übertritte auf den Boden der Kulturwelt gewahrt hat. „En German" ist eine gesunde, eine männliche Dichtung. Der Dichter verliert sich nicht in ästhetischem Spieltriebe an die Form der Dinge — er hält sich an die Dinge selbst, denen er Form zu geben bestrebt ist. Er sieht seine Gestalten im ganzen, baut sie nicht in mühsamer Seelenzergliederung zellenweise auf. Seine Menschen sind keine Produkte der psychologischen Retorte; es sind lebendige Geschöpfe, die einen Willen haben, und ein großer und ernster Kulturwille trägt und belebt die ganze Erzählung. Der Dichter hat einen offenen Blick für die Erscheinungen des modernen Lebens, er läßt sich nicht durch Phrasen und Dogmen benebeln, er ist positiven, aufbauenden Geistes, auch wo er kritisiert, und seine Anschauungsweise ist die einer reinen und besonnenen Menschlichkeit, die darnach strebt, in den verwickelten Verhältnissen der Kultur das Natürliche zu erkennen und zu behaupten. Ich zweifle nicht, daß „En German" in deutscher Übersetzung erscheinen wird, und ich hoffe, daß das Buch dann auch bei uns recht viele Leser finden wird.

Albert Dresdner.

Johann Bojer, Der Gefangene, der sang. *München u. Berlin* bei *Georg Müller*.

Ein Verwandter Peer Gynts ist der merkwürdige Held dieses dünnen Büchleins, in dem sehr viel und sehr Nachdenkliches geschieht. Als Kind und Jüngling schon eine derbe Till Eulenspiegel-Natur des nordischen Hochlands, zieht er bald hinab in die Städte, um Schauspieler zu werden, fühlt aber sofort, daß nicht die Bühne der Schauplatz seiner Taten sein kann, sondern nur das Leben selbst. Eine wilde Gier treibt ihn, die Masken des Lebens sich vorzustecken und als bewußter Schauspieler mit den mannigfaltigsten Rollen in der Welt zu agieren. Er wird ein beängstigender Erweis für die Annahme, daß wir keine vorbestimmten, scharf umgrenzten Charaktere sind, sondern daß in uns die Möglichkeiten zu den verschiedensten Typen ruhen, daß wir Einzelwesen Konglomerate vieler Menschennaturen sind. Und er lockt alle Typen des Daseins, eine nach der anderen, aus sich hervor, bis die Masken so klar und rein um seinen Körper liegen, daß er nicht nur die Rollen abspielt, sondern allmählich ganz und gar mit der Maske verschmilzt . . . Er spielt nicht mehr die Rolle, die er darstellen will, sondern er wird zum dargestellten Menschen selbst — und das ist sein Verhängnis . . .

Die Eulenspiegeleien seiner Jugend wachsen nun in den Taten, die er in seinen Masken ausführt, zu den sogenannten großen Verbrechen; der überlegene Spieler, der nichts Böses will, sondern nur spielen, wird zum Hochstapler. Dieser Hochstapler aber ist der vollkommenste Künstler, der seine Gestalten runder und reiner schafft als ein Dichter, Maler oder Schauspieler es vermöchte. Er ist ein von Gott Gesegneter, der alle Kreatur in sich schließt und aus sich heraus stellt — und ein Verfluchter, den die Gestalten, die er gestaltet hat und von sich weist, verfolgen, bis sein eigenes Glück zerschlagen wird. Noch im Gefängnis schafft er weiter, formt Gestalten und Leben der Zukunft und singt.

Dieser große Romanstoff ist in konzentriertester Form auf geringstem Raum behandelt. Und dennoch so ins allgemeine hinausschwellend behandelt, daß das Geschick des Hochstaplers ins Symbolische wächst, mit tausend Händen ins Reich des Ethischen weist. In Erfindung und Durchführung eigenartig und bedeutend, ist ein kleines episches Meisterwerk entstanden. K. P.

Pierre Broodcoorens, Rotes Flamenblut. Roman. Berechtigte Übersetzung von Johannes Schlaf. Verlag von *Egon Fleischel & Co., Berlin W.* 316 Seiten. Preis M. 4.—.

Ein zum Bersten voll gestopfter Pressack oder Schwartenmagen hat heutigen Tages vor vielen Menschen, die sonst diese bäuerliche Darmfüllung verachteten, Gnade gefunden. Vielleicht hilft die Kriegsnot auch diesem Buch zu ähnlicher Beliebtheit. Mir scheint seine Eigentümlichkeit, deren flamische Echtheit vom Übersetzer gepriesen und von Kennern des Landes bestätigt wird, nicht sowohl in der groben Sinnlichkeit, in dem Kino-Dramatischen der Handlung und in einer etwas gewollten „Viecherei" der Darstellung zu liegen als eben in der Unmäßigkeit, im gewaltsamen Zusammenschlachten und Durcheinanderwürgen, Pressen und Drängen, in der Völlerei des Buchs, wenn ich diesen Ausdruck verallgemeinern darf. Denn hier wird nicht nur im Fressen und Saufen und der entsprechenden Art von Liebesbezeugungen beständig so viel getan, daß es fast über den Seitenrand des Buchs hinausquillt; die gleiche Überfülle ist auch an den harmlosesten und an den wenigen ernsten Stellen der Grundton des Ganzen. Sie ist am Anfang in der Naturschilderung, wo sofort zur Beschreibung der Landwirtschaft auf die Begegnung des Helden

Digitized by Google

mit seinem Schwein, mit den Kühen im Stall, mit dem Hund im Winkel hinter dem Schuppen, auch noch das Zusammentreffen mit einem Gänserich am Jaucheloch und einer Glucke mit ihren Küchlein neben der Scheune gehäuft wird, wo Kuhmist und Streu, Trauben und reife Äpfel, Moschusduft der Erde und gemähtes Grummet den Kampf mit den unzähligen Tabakspfeifen der Männer um die Herrschaft über den Geruchssinn des Lesers kämpfen, wo in einer „endlosen Ebene" sich Hänge von Hügeln und steil auf- und absteigende Landstraßen tummeln. Und diese Überfülle ist am Schluß, wo das lang vorbereitete Eifersuchtsdrama in dreifachem Mord erledigt und zu der äußersten Roheit der sich zermetzelnden und erwürgenden Menschen ein sentimentales Beistück gegeben wird, zu dem ein Christusbild am Kreuzweg und ganz zuletzt noch der Stern von Bethlehem herhalten müssen.

Ist Pierre Broodcoorens wirklich neben Lemonnier, Eekhoud, Streuvels, Conscience als treuer Dichter flamischen Lebens zu nennen, so kann sein Buch den Politikern, die sich mit der Verwandtschaft der Völker und ihren staatlichen Konsequenzen beschäftigen, jedenfalls nicht gleichgültig sein. M. B.

Das Weltreich und sein Kanzler. Vom Verfasser des „Fenriswolf". Verlegt bei *Eugen Diederichs in Jena 1917.*

Der anonyme Verfasser der Finanznovelle „Der Fenriswolf" aus dem „Quadriga" sich nennenden Kreise von Künstlern und Kunstfreunden setzt mit diesem Buche seinen Versuch einer neuen Technik der Erzählung fort. Das Buch enthält nur Briefe, Telegramme, Zeitungsausschnitte, Protokolle ohne irgendwelchen verbindenden epischen Text. Die knappen Dokumente wirken durch sich selbst, die eigentliche Erzählung formt sich automatisch im Hirn des Lesers. Auch Briefe, in denen gewaltige, weltändernde Pläne, starke Leidenschaften sich enthüllen, stehen sachlich, trocken da, ohne weitschweifige Erklärungen oder andeutende Verhüllungen. Und dennoch liest man diese kargen Dokumente mit Spannung und erregtester Anteilnahme, dennoch entrollt sich ein ungeheures Weltbild.

Der Plan des amerikanischen Rechtsanwalts Dodd, möglichst viel Kapital der Welt im Besitz eines Konsortiums oder eines einzelnen Menschen zu vereinigen, sodaß dieser Weltkapitalist durch die Macht seines Kapitals jede gute Idee zum Sieg führen kann, also auch den Weltkrieg zu endigen vermag . . . dieser Plan, sich in Wirklichkeit wandelnd, zeugt mehr Böses, als je wieder gut gemacht werden kann. Das Gutgewollte muß hier fortzeugend Böses gebären, denn das Mittel zum Guten ist ein schlechter Stoff. Das Kapital in seiner Anhäufung — dies ist die Lieblingsidee des anonymen kritischen Idealisten — das Kapital als Macht an sich ist das Prinzip des Bösen, fluchbeladenes Gut, das böse macht und Böses wirkt. Um das europäische Kapital nach Amerika zu bringen, ist die wirtschaftliche Schwächung Europas notwendig. Ein Riesentrust also bildet sich, der die Waffenlieferung für die Alliierten übernimmt, und so das Kapital aus der alten Welt in die neue hinüberschaufelt.

Dies Buch erweist besser als Statistiken und Erfahrungen den Irrwahn gewisser Realpolitiker und fast aller Utopieen: Kein Reich und kein Weltreich läßt sich auf dem Fundament des Kapitalismus aufbauen.

Wichtiger aber als die aktuelle Handlung erscheint mir, daß jeder Leser dieser fingierten Dokumenten fühlen muß: Das Gewaltigste in der Welt ist die menschliche Idee. Unter der ausgesprochenen, hinströmenden Idee bebt die Erde, Völker werden aufgepeitscht, Schöpfung und Vernichtung brausen empor, Menschenschicksale steigen und stürzen — und der Urheber der Idee ist nicht mehr Herr über sie — sie wächst, wandelt sich, schwillt und verschlingt schließlich ihren Schöpfer.

Mit einfachsten Mitteln erzielt das Buch diese Wirkungen. Nicht nur die eigentliche Handlung, sondern natürlicher und eindringlicher als es jede Erzählung vermöchte, erwächst zwingend und drohend im Leser der Kommentar, die Moral der Geschehnisse. Mit Angst und Staunen betrachtet man schließlich dies dünne Buch, das mit ein paar Dutzend fingierter Dokumente uns so bewegt und erregt. Und um dieser Wirkung willen ist der Versuch dieser Art Epik — wenn auch kein Kunstwerk entstand — zu bejahen und zu begrüßen. *Kurt Pinthus.*

Peter Dörfler, Judith Finsterwalderin. Roman. *Jos. Kösel'sche Buchhandlung. Kempten-München.* 1916. 501 S.

Dörflers erstes Buch, die Heimats- und Kindheitsgeschichte „Als Mutter noch lebte" erschien 1912 und war in ihrer schlichten Echtheit ein großer Wecker von Hoffnungen. Dann kam die „Perniziosa", ein Gang nach Italien, künstlerisch ein Rückschlag ins Anfängertum, wo Dörfler im Erstlingsbuch doch seiner Eigenart ganz sicher geschienen hatte. Darauf wieder der „Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich", von dessen Lob ich kein Tittelchen zurücknehme; es ist eins der besten Heimatbücher vom Krieg geblieben. Und nun ist der Dichter, der inzwischen noch zwei kleinere Bändchen kurzer Geschichten und Betrachtungen veröffentlicht hatte, wieder auf einem Irrgang, nicht ins Ausland diesmal, aber doch von der heimatlichen Gegenwart seines lieben Schwabenlandes in eine schlechtkostümierte Vergangen-

Digitized by Google

heit, in den Handel-Mazzettismus. Ich appelliere an seine Freunde in der literarischen Welt des deutschen Katholizismus, daß sie ihn warnen und wieder zu dem bringen, was er offenbar besser als irgend ein anderer Lebender kann und was wir alle ohne Unterschied der Konfession mit Freuden begrüßen würden: das Buch vom katholischen Volk wie es heute leibt und lebt. Er hat noch etwas, worin er sehr stark ist: seine Menschen hängen mit der Natur, mit den Tieren und Pflanzen innerlich zusammen, so wie wir es an den rechten Dichtern lieben. Aber in dieser „Judith" verdirbt ihm das Kostüm jede Stelle, an der sich seine glückliche Anlage äußern könnte, und die Blutrünstigkeit seines steyrischen Vorbilds, zu der er sich am Schluß durchquält, fordert ein gräßliches Opfer gerade an einem Hund. Alles was an dem Buch mißlungen ist, wäre vermieden, und alles was gut daran ist, käme unvergleichlich viel besser heraus, wenn Dörfler seine Menschen ins Jahr 1916 gestellt hätte. Das, was ein tief innen sitzender und nun langsam sich nach außen wirkender Glaubensmut in einem von Natur unbotsamen, dazu verwöhnten und mit lauter unrechten Freiern umgebenen Menschenkind heutzutage ausrichten kann, das ist uns nötiger von einem Dichter zu hören als Pest, Franzosennot und Dispute zwischen einem spinozistischen Stadtschreiberlein und seiner stolzen Angebeteten im 17. Jahrhundert M. B.

Svend Fleuron, Wie Kalb erzogen wurde. Deutsch von Herman Kiy. *Jena, Eugen Diederichs.* 1916. 203 Seiten.

„Der Mensch weiß nicht, wie anthropomorph er ist" (Goethe). Er unterlegt auch dem elementaren Tier seine eigenen, schäbigen Menschheitseigenschaften und Gedanken, hieß es früher Fabel und verkauft es jetzt als Tierpsychologie. Das arme Vieh kann sich gegen diese Unterstellungen leider nicht wehren und begreift sie glücklicherweise auch gar nicht, da ihm alles Menschliche fremd ist. An die „Erziehung Kalbs" angehängte Kritiken über „Ein Winter im Jägerhofe" von ebendemselben Fleuron vergleichen ihn mit Henry David Thoreau. Ich kenne die Schriften Thoreaus nicht, weiß aber, daß er ohne Gewehr und Hirschfänger im Walde lebte und Tier mit den Tieren wurde, um sie verstehen zu lernen. Bei Fleuron dagegen schaut immer wieder der überlegene Mensch, der Jäger durch die angenommene Naturliebe. Wer aber das Tier zum Vergnügen, als „Sport", mordet, kann es nicht lieben. Und nur wer liebt, kann verstehen. Was Fleuron an sentimentalen Gefühlen und Gedanken dem Tier hinter die Ohren — Verzeihung! „Schüsseln" — schreibt, ist ein Jägerlatein des nachdenklichen Ästhetizismus, dessen Grammatik „Niels Lyhne" ist. Die Eindrücke des Kopenhagener Tierparkes reichen trotzdem noch lange nicht einmal an Schnitzlers Wiener Prater. Aber ich habe Fleuron zu danken. Die vergleichenden Studien zu seinem Buch haben mir zwei herrliche Abende gebracht: einen mit Adalbert Stifters gewaltigem „Hochwald" und einen mit J. V. Widmanns „Der Heilige und die Tiere". In diesem unabsehbar tiefen Buch steht auch das schöne Schlußwort des Heilands an die Tiere, welches jetzt erst, da tausende dieser stillen Dulder an menschlichen Granaten krepieren müssen, in seiner grauenhaften Größe klar wird:

Ihr lehrtet Eines mich, ihr schlichten Guten:
Sich selber treu sein und unschuldig bluten.

Ernst Lert.

Vues de Mannheim dessinées par *Jean François de Schlichten* et gravées par les frères Klauber. Mannheim 1782. Neudruck. *Tübingen* 1917 bei *Alexander Fischer.*

Ganz friedensmäßig mutet es uns an, daß Alexander Fischer im Kriege seinen Freunden dieses kleine, zarte und duftige Büchlein überreicht. Hundert Exemplare sind es, als ein Neujahrsgeschenk gedacht. In kurzen, knappen, in einem bißchen barocken Französisch gehaltenen Worten zeigt uns de Schlichten, der frühere Direktor der kurfürstlichen Gemäldegalerie, was es alles in Mannheim zu sehen gibt. Durch die ganze Stadt führt uns der kunstfreudige Herr, und er weiß auch amüsant zu plaudern. Er zählt nicht nur auf, wer die Häuser und Kirchen gebaut, welcher Kurfürst die Mittel dazu gestiftet, nein, er zeigt uns auch gleich, daß Sonntags auf dem Paradeplatz „les habitants de la ville s'y assemblent pour se promener et — pour entendre une musique turque" — oder daß im Zuchthaus nicht nur Gefangene sitzen, sondern daß dort auch die armen Waisenkinder zu guten Bürgern und tüchtigen Handwerkern erzogen werden. So weiß er denn zu jedem der 26 Bilder ein paar wertvolle Mitteilungen zu geben, die uns das alte Mannheim in seiner vornehmen Stattlichkeit und mit seinem etwas geschwätzigen Hofleben wieder erstehen lassen. Das ist ja auch der Reiz dieses Büchleins, daß es nicht nur die alten Stiche — diese übrigens in einem verkleinerten Maßstabe — wiedergibt, denn diese hätte man ja zum Teil auch in dem Mannheimer Jubiläumswerk von 1907 finden können, sondern daß der wortgetreue Abdruck des führenden Textes so fein den Geist jener Zeit uns zu geben vermag. *P. Marx.*

Victor von Fritsche, Bilder aus dem österreichischen Hof- und Gesellschaftsleben. *Wien, Gerlach & Wiedling.* 1914. VII, 378 Seiten.

Österreichische Dinge fangen doch mehr und

Digitized by Google

mehr auch das reichsdeutsche Publikum zu interessieren an. Daher ist es gut, auf solche Bücher aufmerksam zu machen, die Anschauliches bieten. Die schwerverständlichen rein politischen Zustände Österreichs zu erfassen, erfordert ein ernstes Studium, eine eindringliche und anstrengende Arbeit. Das Buch Fritsches ist mehr feuilletonistischer Art. Man kann aber aus ihm viel über Österreich lernen. Der Hof und das Leben der „Gesellschaft", besonders der dem Hofe nahestehenden Gesellschaft hat für Österreich eine große Bedeutung. Das Herrscherhaus hat hier in jeder Beziehung eine viel größere Kraft als anderswo. Österreich wurde durch die Dynastie. Und wenn es heute auch nicht mehr so ist wie noch vor hundert Jahren, daß im Mittelpunkte des Reiches, in Wien, alles, was Ansehen, Macht und Reichtum hatte, sich sammelt, — denn die zentrifugalen Bestrebungen der zum Selbstbewußtsein erwachenden Völker schufen sich eigene nationale Zentren — so ist doch Wien noch immer an großstädtischem Leben, Kunstbetrieb und Geselligkeit allen anderen Städten voran. Dazu trägt natürlich die Anwesenheit des Hofes sehr viel bei. Ausschnitte aus diesem Leben der oberen Kreise gibt nun der Verfasser in einzelnen lebendigen Skizzen. Sie erstrecken sich auch aus Wien hinaus auf die Schlösser, in denen der Adel einen großen Teil des Jahres verbrachte. Wer diese vergnüglichen Feuilletons verständig liest, wird den deutlichen Eindruck bekommen, daß Österreich noch in vielen Beziehungen ein Land alten Formates ist, daß, wenn auch der moderne Geist vor den schwarzgelben Pfählen nicht Halt gemacht hat, doch noch vieles von alten Formen und Gefühlsweisen hier ziemlich kräftig lebt. Es ist hier nicht der Ort, den Zusammenhang mancher politischen Erscheinungen mit diesen Zuständen aufzudecken, der denkende Leser wird ihn unschwer selbst finden. Der strebsame Wiener Verlag hat das Buch in Druck und Papier vorzüglich ausgestattet und insbesondere auch einen Einband beigestellt, der in seiner einfachen Eleganz mustergültig ist. *E. Pernerstorfer.*

Victor von Fritsche, Miniaturen aus alter und neuer Zeit. *München* 1916, *Georg Müller*. 4 Blatt, 292 Seiten. 8°.

Dieses — wie selbstverständlich bei dem Verlag — schön ausgestattete und geschmackvoll gebundene Buch hält inhaltlich leider nicht, was sein Äußeres verspricht. Eine Reihe von Hofgeschichten, die des erotischen Charakters meist nicht entbehren, hat der Verfasser hier vereinigt. Stofflich ist alles in schönster Ordnung, Daten und Personen sind richtig, auch eine peinlich genaue Stammtafel fehlt einmal nicht. Der Historiker kommt also auf seine Rechnung, der feinsinnige Leser nicht. Denn diese kleinen Historietten sind in einem langweiligen und papierenen Stil geschrieben, der an den schlimmen Gelehrtenstil vor 60 Jahren erinnert. Blutleer und farblos stehen die Sätze da, die einzelnen Perioden winden sich in langen Wurm-Ungetümen dahin oder werden kurz und unvermittelt abgehackt. Dadurch werden die einzelnen Geschichten nicht zu feinausgepinselten Miniaturen, wie der Titel ankündigt, sondern zu unkünstlerisch mit breitestem Pinsel aufgestrichenen Tafeln. Und das ist zu bedauern; denn der Bücherfreund, welcher manches daraus lernen könnte, wird nun abgeschreckt, das Buch mit dem schönen Einband zu lesen, sondern stellt es nur um des glänzenden Rückentitels willen in seine Bibliothek ein.

Hannover. *Wolfgang Stammler.*

Gluck-Jahrbuch. II. Jahrgang. Herausgegeben von Prof. Dr. Hermann Abert. *Leipzig, Breitkopf & Härtel*. 1915.

Neben Miszellen und guter Bibliographie drei wichtige Aufsätze: von Abert „Glucks italienische Opern bis zum Orfeo", von R. Engländer „Zu den Münchner Orfeo-Aufführungen 1773 und 1775", von A. Einstein „Calzabigis ‚Erwiderung' von 1790". Musikgeschichtlich wichtig ist nur Aberts Ableitung der vorreformatorischen Opern Glucks aus dem Stil Hasses und das Aufzeigen der Keimelemente des späteren, echten Persönlichkeitsausdruckes Glucks im Durchsetztsein auch der Frühopern mit dunkler Leidenschaft und stiller Träumerei, mit Naturromantik und Dramatik. Engländers Aufsatz zu den Münchener Orfeo-Aufführungen arbeitet nach der alten theatergeschichtlichen Methode: Aufführungsdaten und -zahlen, Besetzungen, Kritikenauszüge werden zusammengestellt, im wesentlichen schaut aber bloß ein guter dramaturgischer Vergleich der Gluckschen und Tozzischen Oper heraus, wie ja die Theatergeschichte des Schauspiels sich im wesentlichen auch noch immer als Literaturgeschichte gebärdet. Einsteins Übersetzung und Kommentar zu Calzabigis „Risposta" auf Arteagas Angriff hebt die Wandlung im Verhältnis Calzabigis zu Metastasio seit seiner „dissertazione" kontrastreich heraus. *Verständlich* und fruchtbringend aber können uns die letzten zwei Aufsätze wie alle Gluckarbeiten erst werden, wenn wir Klarheit über die Art und Weise der Opernaufführungen zur Zeit Glucks gewinnen. Das musikdramaturgische Problem Gluck wird erst gelöst werden können, wenn wir über das theatergeschichtliche Problem der Gluckzeit ins klare gekommen sind: *wie wurde damals eine Oper aufgeführt?* Und diese Frage läßt sich nur durch die wissenschaftliche Rekonstruktion von Zeitopernaufführungen beantworten. (Zur Methode der Forschung vgl. meinen Aufsatz in der „Akademischen Rundschau", IV. Jahrgang,

Digitized by Google

Heft 11, 12). Hierfür Material und Arbeiten zu sammeln, sehe ich als eine Hauptaufgabe der Gluckgesellschaft und des Gluckjahrbuches an.

Ernst Lert.

Hanns Johst, Der junge Mensch. Ein ekstatisches Szenarium. *Delphin-Verlag, München 1916.*

Zu Hasenclevers expressionistischem Drama „Der Sohn" ist ein Bruderwerk entstanden . . . ein herausbrausendes, explosives Dichtwerk, das nichts will, als das Wesen aufgewühlter Jugend gewaltsam enthüllen, mit dem Bewußtsein der „rasenden Wollust: jung sein und um die Verzückung des Todes wissen". Johst kehrt sich ab vom Wege seiner mit bewußten und erprobten Wirksamkeiten arbeitenden Bauernkomödie „Stroh". Der Begabte, Tastende, Versuchende begnügt sich, wie seine Kameraden, jung und wild zu sein, einen Aufriß dieser Jugend zu geben, die, sich opfernd, durch das Fegefeuer des Jungseins rast, um mit ihrem Untergang sich selbst zu überwinden und zu reiferem Sein sich neu zu gebären.

Aller Sturm und Drang aller Zeiten wirkt auf Gedanken und Phraseologie dieses kühnen Entwurfs, insbesondere hört und sieht man den jungen Wedekind (von Eulenberg sekundiert), nicht nur in der hypertrophischen, dialektisch zugespitzten Wortfügung, sondern auch im szenischen Bild. Dennoch hat das Werk als ein bemerkenswertes Produkt der jüngsten Kunst zu gelten, die nur Ausdruck, Ausbruch sein will, stürzendes Mitreißen in den rotierenden Wirbel stärksten seelischen Geschehens. Nicht der lyrische Rausch, wie in Hasenclevers „Sohn", erzeugt hier die Wirkung, sondern das monologisch in konzentriertester Prosa herausgeschrieene, formelhaft summierende Wort des jungen Menschen, um den sich das Panorama und Menschgewirr einer wirklichen Welt abrollt, in der er phantastisch unwirklich wirkt. Seine von innen herausgeschleuderte Welt wird erdrückt von der draußen aufgestellten Wirklichkeit, und erst als er erkennt, daß die Welt jener Menschen nicht sich nach seiner eigenen formen läßt, kann er gestorben und neugeboren leben. All dies — Hauptmotiv der jüngsten Kunst und auch theoretisch bereits (von mir) fixiert — ist in diesem selbstkritisch „ekstatisches Scenar" benannten Werk mehr angedeutet als ausgeführt. Ein bewußter Vorläufer reißt den Vorhang weg und öffnet den Blick auf die Möglichkeit neuer dramatischer Kunst.

Kurt Pinthus.

Ferdinand Künzelmann, Sankt Sebaldus und die Dirne. Verlag der *Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten.* Geheftet 3 M., gebunden 4 M. 170 Seiten 8°. — Die Heimsuchung der Enkel. Roman. Verlag von *Egon Fleischel & Co., Berlin W.* 3,50 M. 218 Seiten.

Daß der Verfasser, von dem wohl früher nur ein Kriegsroman „Der Schlitten der Madame du Barry" erschienen ist, diese beiden Bücher fast gleichzeitig hat drucken lassen, mahnt zu äußerster Vorsicht in der Beurteilung. An dem Drama wäre der gläubige Eifer seiner Gesinnung zu loben, das ganz durch und durch Katholische im Gegenstand, in der Stellung der Probleme, in der Sprache und selbst in der Szenerie; die großen Spanier mit ihren buntesten Stücken sind hier Herren und Meister, Eichendorff und Brentano sehen manchmal herein und gerade die zahlreichen Ungeschicklichkeiten, das innerlich Verworrene des Ereignisses, aus dem das ganze Drama sich ergibt, gerade dies läßt an durchaus ehrliche Begabung glauben, die sich in einer Anfängerarbeit bedeutungsvoll ankündige. Aber daneben liegt nun der Roman — und ich will eben so gern daran glauben, daß der Kösel'sche Verlag in Kempten und der Verlag von Egon Fleischel in Berlin W. im engsten Filialverhältnis miteinander stehen, wie ich die „Heimsuchung der Enkel" als natürliches Geschwister des „Sankt Sebaldus" anerkenne. Dort ein Stück, recht geschrieben für einen Verein, der sich die Reinigung der Bühne von allen weltlichen Scherzen und ihre Neuweihung zum Tempel christlichen Gottesdienstes zum Ziel gesetzt hätte; hier ein Roman für den Bücherstand am Großstadtbahnhof — und das einzig Gemeinsame, daß der Verfasser hier wie dort an Stoffe rührt, die über seine Kraft sind. Hoffentlich hat Künzelmann den Versuch eines großen Dichters, diesen Romanstoff in der Gegenwart zu zwingen, Geijerstam's „Nils Tufvesson" nicht gekannt, als er sich daran machte, die „Heimsuchung" zu schreiben, sonst wäre dies Unterfangen frevelhaft zu nennen. Aber man möchte ja eigentlich wünschen, daß er von seinem eigenen „Sebaldus" nichts mehr wußte, als er den Roman verfertigte; denn für eine bloße Stilübung in möglichst verschiedenen „Weisen" ist weder die Prosa noch der Vers technisch gut genug.

M. B.

Meister der deutschen Lyrik. Herausgegeben von *Oskar Lang.* Verlag von *Otto Hendel, Halle a. S.*

Der Herausgeber dieser Anthologie stellt sich die hohe Aufgabe, aus den besten deutschen Lyrikern von Klopstock bis Liliencron die besten rein lyrischen Gedichte auszuwählen. Alles Balladeske scheidet aus. Weder Entwicklungslinien der Lyrik im Laufe der anderthalb Jahrhunderte noch innerhalb eines Dichterlebens werden aufgezeigt. Auch die biographische Bedeutung des Gedichts ist nicht ausschlaggebend für die Aufnahme, sondern nur die Qualität des lyrischen Einzelwerks entscheidet.

Digitized by Google

Die Qualität eines lyrischen Gedichts ist aber nicht in dem Maße absolut, wie der Herausgeber im Vorwort annimmt. Bei der Qualitätsbewertung älterer Gedichte läßt sich das historische Moment nie ganz ausscheiden. Das beweist der Herausgeber selbst dadurch, daß er ältere Gedichte kürzt, oder daß gar — was mir durchaus verwerflich und unzulässig erscheint — „kleine Änderungen vorgenommen werden". Auch persönliche Vorliebe für gewisse Stimmungen, Landschaften und Dichtergruppen beeinflußt das Qualitätsurteil, was der Herausgeber abermals bezeugt, wenn er die süddeutschen, insbesondere schwäbischen Dichter in verhältnismäßig umfangreicherem Maße berücksichtigt als die norddeutschen. So erscheint mir Claudius unterschätzt, Karl Mayer, Joh. Georg Fischer, Martin Greif überschätzt zu sein; verdienstlich ist, daß von dem allzu vernachlässigten Justinus Kerner manches vergessene Vortreffliche neu erweckt ist.

Sicherlich aber muß Oskar Lang bestätigt werden, daß seine Anthologie ein außerordentlich gutes Bild der deutschen Lyrik gibt. Junge Menschen sollten voll Ehrfurcht und Liebe aus diesem Buche den Reichtum älterer deutscher Lyrik kennen lernen, und auch alte Liebhaber der Lyrik werden sich freuen, auf so engem Raume so viel gute Gedichte beisammen zu haben. K. P.

M. Liepmann, Von Kieler Professoren. Briefe aus drei Jahrhunderten zur Geschichte der Universität Kiel. Herausgegeben zur Erinnerung an das 250jährige Jubiläum der Universität in ihrem Auftrag. *Stuttgart* und *Berlin*, *Deutsche Verlags-Anstalt*, 1916. XVIII, 430 S. gr.8°. 12 M.

Der Vertreter des Straf- und Völkerrechts an der Universität Kiel legt zur Vierteljahrtausendfeier der alma mater eine Sammlung Briefe aus dem Kreise ihrer Lehrer vor, nahe an dreihundert Stück. Sie reichen von 1671 bis 1892. Zum weitaus überwiegenden Teil wird Ungedrucktes geboten. Liepmann gibt, was er an bedeutsamen Äußerungen gefunden hat. Es ist nur selbstverständlich, daß in diesen Zeugnissen gelehrter Tätigkeit aus drei Jahrhunderten sich eine ungemeine Vielseitigkeit der erörterten Gegenstände beobachten läßt. Den ganzen reichen Stoff zu sondern und zu sichten, wäre eine dankbare Aufgabe. Und auch eine notwendige. Sonst droht dem inhaltsreichen Bande die Gefahr, lediglich als Nachschlagewerk von den wenigen genutzt zu werden, die den Weg zu ihm zu finden wissen. Die Briefe berichten ja nicht bloß von der Universität und von deren wechselndem Schicksal, es sind vielmehr vor allem Äußerungen Gelehrter über Fragen, die ihnen am Herzen liegen; und nur die Tatsache, daß diese Gelehrten entweder Kieler Universitätslehrer sind oder an Kieler Universitätslehrer schreiben, hält die ganze Briefreihe zusammen. Natürlich tritt innerhalb dieser Zeugnisse deutscher Geistes- und Gelehrtengeschichte in den Vordergrund, was sich auf Universitätsgeschichte überhaupt bezieht, und was besonders Kiel angeht. Und in solchem Umkreis enthüllt sich, wie der Herausgeber richtig hervorhebt, der leitende Einfluß, den die Kieler Professoren in dem Kampf der „Herzogtümer" um ihre völkische Selbständigkeit und um ihr Deutschtum von 1830 bis 1864 auf das „Land" und auf die öffentliche Meinung ausgeübt haben. Die weitaus größere Hälfte der Briefe gehört dem angegebenen Zeitraum an. Beteiligt sind wohl alle großen Namen, deren Träger entweder in Kiel lehrten oder mit Kieler Professoren in Verbindung standen. War am Ende des 18. Jahrhunderts der Kantianer Reinhold, Wielands Schwiegersohn, von Jena nach Kiel gegangen, so durfte im 19. Jahrhundert die Universität Persönlichkeiten wie Dahlmann, Droysen, den Kriminalisten Feuerbach, Klaus Groth, Otto Jahn, Langenbeck, Müllenhoff, Ribbeck, Rohde, Treitschke, Waitz zu ihren Lehrern zählen. Sie alle und viele andere sind mit Briefen vertreten. Ein sauberes Verzeichnis führt die Briefe der Reihe nach an und berichtet von deren Fundstellen. Nur sehr wenige sind schon an anderer Stelle gedruckt, so die Briefe Ribbecks. Treitschkes Brief an seinen Vetter Gutschmid vom 16. November 1864 erscheint wohl auch — ich trage das nach — in der Sammlung der Briefe Treitschkes, die von M. Cornicelius besorgt wird (2, 349 ff.), aber Liepmanns Abdruck enthält Stellen, die bei Cornicelius gestrichen sind. Treitschke zählte nicht wie Johann Heinrich Voß zu den Gelehrten, um die Kiel umsonst warb. Aber Voß' Schreiben an Bernstorff von 1789 enthüllt eine Bescheidenheit der Gehaltansprüche, die nach drei Vierteljahrhunderten, als Treitschke und Gutschmid den gleichen Gegenstand zu behandeln hatten, noch in ihren wesentlichen Zügen bestand. Die beiden Vettern konnten neben Gehaltsfragen auch die große politische Frage des Jahres 1864 erörtern. Treitschke hatte öffentlich zu ihr Stellung genommen. Wie sehr man in Kiel damals und später sein Wort beachtete, ergibt sich auch noch aus anderen Briefen der Sammlung, so aus Ribbecks Brief an Treitschke vom 29. August 1870. Angeregt durch Treitschkes Aufsatz „Was fordern wir von Frankreich?" schrieb da Ribbeck: „Zwar unsägliche Trauer hat der Krieg schon über unser Volk gebracht und unberechenbar ist, wie viele Opfer er noch fordern wird, und doch ist es wie ein neues Leben, zu dem wir erwacht sind, als hätte ein wunderbares Bad, ein umgekehrter Peliaskessel unsre Glieder zu einem ungeahnten heroischen Prachtbau umgeschaffen und ihnen einen göttlichen Atem eingehaucht." Das ist nicht die einzige Stelle des Buches, die heute

Digitized by Google

stark nachklingt. Schon ein Schreiben Samwers vom 23. Januar 1848 berichtet über die deutschfeindliche Politik Ludwig Philipps in Worten, die wie ein Zeugnis zur Geschichte unserer Tage wirken. England, Bismarcks Politik, das preußische Wesen, Berlin, die Haltung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm nach 1864 — ich greife ein paar Beispiele heraus — finden vielfache, auch recht gegensätzliche Beleuchtung. Vielleicht am temperamentvollsten äußert sich über solche und andere Dinge Rohde. Durch ihn werden auch Namen in die Briefreihe eingefügt, die in den andern Schreiben nicht genannt sind; so Richard Wagner oder Nietzsche oder Gottfried Keller. Ähnlich greift Groth über den Kreis der Menschen hinaus, die sonst erscheinen, und hinüber in die Welt der Kunst und der Dichtung. Aber das sind Ausnahmen. Recht vereinzelt steht ja Platens Brief an Forchhammer vom 14. Januar 1829 da. An Forchhammer gerichtet ist auch Geibels Schreiben vom 2. März 1822; doch stammt es entweder nicht von Emanuel Geibel oder es ist falsch datiert, da Geibel 1815 geboren ist und mit sieben Jahren diesen Brief schwerlich geschrieben hätte. Leider eröffnet den Weg zu diesen Schätzen das Register, das nicht von Liepmann herrührt, nur in sehr unzureichender Weise. Überdies soll es auch noch die ganze Erläuterung leisten. Es ist indes vor allem ganz unvollständig. Ich kann nicht begreifen, warum Kronprinz Friedrich Wilhelm oder Bismarck oder Gottfried Keller überhaupt nicht erscheinen. Die Briefnummern, die an die einzelnen Namen angefügt sind, werden zum Teil falsch oder unvollständig angeführt. Hermann Lüdemann ist mein verehrter einstiger Berner Kollege; er war nie Professor in Bonn. Christian Reuter soll 1851 eine Parodie des „Schelmuffsky" geschrieben haben! Es ist sehr schade, daß die reiche Sammlung durch diese Flüchtigkeit des Registers an Wert für den Benutzer einbüßt.

O. Walzel.

Heinrich Manesses Abenteuer und Schicksale. Mitgeteilt von *Adolf Vögtlin. Leipzig, H. Haessel.* 416 Seiten.

Ein Roman, dessen etwas eigentümliche Anfang- und Schlußeinrahmung vielleicht hätte unterbleiben können. Es sei denn, daß hier eine wirkliche Begebenheit festgehalten werden sollte. Die Geschichte ist im höchsten Grade abenteuerlich. Ein Junge, der, elternlos in der Pflegefamilie es nicht aushält, aus der Heimat entweicht und sich durch die ganze Welt schlägt, fast ganz Europa, Vorderasien und Nordafrika kennen lernt, sich in England eine geachtete Lebensstellung erwirbt, was er zum größten Teil seinem Bildungsstreben und seiner Intelligenz verdankt, endet in Rußland als Lehrer der deutschen Sprache und trifft hier mit seiner Jugendliebe in höchst seltsamer Weise zusammen und heiratet sie. Der schweizer Dichter dürfte hier nicht bloß seiner Phantasie freien Lauf gelassen haben. Vieles deutet darauf hin, daß er nach einem Modell gearbeitet hat. Auch so ist die Kunst des Verfassers, die Spannung zu erhalten und ein stark individuelles Lebensschicksal darzustellen, groß genug. In gewissem Sinne hat die geschilderte Lebenslaufbahn nicht nur einen individuellen Charakter. Der insbesondere deutsche Abenteurerdrang hat auch etwas Typisches an sich und Existenzen, wie die des Helden dieses Buches, sind mannigfache Wirklichkeiten, denen nachzugehen und die künstlerisch einzufangen eine reizvolle Aufgabe ist. Vor kurzem ist bei R. Lutz in Stuttgart ein Buch erschienen, „Unter Eskimos und Walfischfängern" von Kurt Faber, in dem ein junger deutscher Abenteurer seine Erfahrungen erzählt, die sehr wunderlich und unterhaltend sind. Was Faber schlicht hinstellt, weiß Vögtlin literarisch zu gestalten. Besonders angenehm berührt die saubere Sprache, die er schreibt.

E. Pernerstorfer.

Else Marquardsen-Kamphövener, Der Smaragd des Scheich. *München, Georg Müller.* 1916. XI und 279 Seiten.

„. . . . denkt doch noch heute der Osmane wie das arabische Sprichwort: ‚Gott gab dem Europäer die Wissenschaft, dem Orientalen die Majestät.' Diese Majestät ist aber nicht nur ein Äußerliches; sie ruht festgefügt im philosophischen Empfinden eines naiv und tief religiösen Fühlens." So schrieb Else Marquardsen in einem Aufsatz „Türkische Sitten" der Süddeutschen Monatshefte (September 1915). Sie hatte vom Beginn der achtziger Jahre bis zum Sturze Abdul Hamids in Konstantinopel gelebt, und diese letzte Zeit vor der unblutigen Revolution, „das Erwachen der Türkei", beschreibt auch der uns vorliegende Roman. Wie jener Aufsatz will er das aus Technik und Arroganz gemischte distanzlose Westeuropäertum gegen die stets Distanz haltende, abgeschlossene Kultur des Orientalen in Kontrast setzen. In „Türkische Sitten" fällt die Schnoddrigkeit des Berliners gegen die lächelnde Gelassenheit des Türken gründlich ab, im „Smaragd des Scheich" passiert dem zudringlichen Cant des Engländers Simpson dasselbe Malheur. Es ist nicht das Rousseau-Seumesche Naturkindmotiv: „Wir Wilde sind doch bessere Menschen", welches die Leitidee des Buches ausmacht. Der Türke *hat* Kultur, sogar eine dem Westeuropäer überlegene Kultur. Wissenschaft und Technik, Reklame und Voraussetzungslosigkeit, Fortschritt und Organisation, alle diese Produkte des Aufklärichts unseres journalistisch-industriellen Weltalters werden vor den zwei

Digitized by Google

Grundeigenschaften der orientalischen Seelen zuschanden: der *Selbstgenügsamkeit* und der *Religion*.

„Aus der verträumten Haremsstille heraus erwachsen jene still zurückhaltenden Männer, die keinen Blick zu einer Frau heben, auf daß sie nicht einen Mangel an Ehrerbietung darin sähe. Jene Männer, die gleich ritterlich, gleich unpersönlich, gleich vornehm sind, ob sie nun an den Stufen des Thrones aufwachsen oder in der armen Holzhütte Stambuls." Diese Ritterlichkeit und Unnahbarkeit macht auch das Wesen der Hauptfigur des Romanes, Ali-Hassan, aus, welcher der ideale Repräsentant seines Volkes und seiner Kultur ist. Bei uns wird jeder Säugling schon als Individualität behandelt, dort ist vornehme, in sich abgeschlossene Unpersönlichkeit das Ziel. Der Einzelne hat physiognomielos unaufdringlich in der Allgemeinheit aufzugehen. Nur sein Werk hat zu wirken, niemals er selbst. Und vielleicht ist mir auch deshalb noch nie die Idee des Volkswillens als seelische Erscheinung so klar geworden als in in Else Marquardsens Schilderung des Zuges zum Yildizpalast, wo es keine Führer und keine Geführten gibt, kein Schlagwort und kein Feldgeschrei, sondern nur das stumme Dahinziehen einer Masse. Das Werk wirkte, der Geist, das Unpersönliche. — Ein auf Selbstkritik eingestelltes Lesen des ganz unromanhaften Buches wird als gute Erziehung allen jenen zu raten sein, welche glauben, den „Kismet-Knöppen" (wie Frau Marquardsens Berliner die Türken nennen) schulterklopfend die wahre Kultur bringen zu müssen. Ob es aber nützt, das Lesen? Wir Westeuropäer lesen viel und haben arg viel Technik. *Ernst Lert.*

Die schönsten Geschichten der *Lagerlöf*. Ausgewählt und eingeleitet von *Walter von Molo*. *Albert Langen, München.*

Ob diese sieben Geschichten die schönsten sind von den vielen Erzählungen, welche die Lagerlöf schrieb, könnte vielleicht angezweifelt werden. Aber sicherlich sind es sieben sehr schöne und gute Geschichten, die jeder Mensch unserer Zeit gelesen haben sollte. Aus diesen Geschichten, die ebenso volkstümlich wie kunstvoll erzählt sind, strahlt so beseligend und überzeugend das Gute als das bindende und versöhnende Prinzip des menschlichen Geschehens, daß selbst Anhänger des Machtprinzips oder einer verfeinerteren Erzählungskunst diese mit biblischer Selbstverständlichkeit hinströmende Darstellung von der Überlegenheit des Reinen und Guten bewundern müssen.

In einem kurzen Vorwort preist Walter von Molo die Vorzüge dieser guten und edlen Frau, die biedere Kalendergeschichten mit feinster Stimmungsschilderei und Seelenanalyse erzählt, Legende und Wirklichkeit zu organischen und mannigfaltigen Kunstwerken eint. Und wieder liest man die berühmte, von schauerlicher Mordtat zu engelhafter Erlösung emporwachsende Geschichte von „Herrn Arnes Schatz" oder vom braven „Mädchen vom Moorhof", oder die seltsame, traurige Erzählung von dem verkommenen Vater und den beiden guten Knaben. Ein besonderes Lob verdient der Verlag, weil dies schön gedruckte, feierlich gebundene Buch nur 3 Mark kostet.

K. P.

Adolf Paul, Exzellenz Unterrock. Roman. *Albert Langen Verlag, München.*

Die Aufgabe, dem Chevalier d'Eon in London geheime Papiere abzulocken, die diesem seine ehemalige Vertrauensstellung zum französischen Hof in die Hände gegeben hatte, blieb für Beaumarchais eine so peinliche Erinnerung, daß der Vater der Revolution sie weder zu Denkwürdigkeiten noch zu einem Lustspiel formte. Jener d'Eon, Abenteurer aus Beruf und Not, dem Naturanlage und Geschicklichkeit erlaubte, gleich glaubwürdig als Mann wie als Frau aufzutreten, sodaß er, in dieser Doppelrolle als Diplomat verwendet, durch menschliche Situationen und staatliche Aktionen im Menuettstil der Rokokopolitik die Höfe Rußlands, Frankreichs und Englands durchtänzelte, jener d'Eon, dessen Geschlechtlichkeit die Völker Europas zu Wetten erregte, wie sonst nur ein edles Rennpferd, jener d'Eon kann dem Dichter psychologisch zu analysierendes Objekt, tragische Figur oder simple Groteske sein.

Adolf Paul aber erstrebt Höheres: die Sache Beaumarchais-d'Eon will er, als ein Kapitel der ewig-menschlichen Komödie, zum Symbol der Sinnlosigkeit völkerverderbender Diplomatik erheben. Das ist ein Plan, der im Augenblick des Zusammenbruchs aller Staatskunst doppelt verdienstvoll ist, — und doppelt beklagenswert, wenn er so mißlingt wie in dieser historischen Erzählung, die zuerst in behäbig-anmutiger Anlage sich zum Roman auszubreiten scheint, dann in Episoden und endlosen Dialogen sich verzettelt, und so ohne Temperament, ohne glühendem Atem, so zahm und träge dahinstirbt wie die historischen Anekdotenromane aus vergilbten Literaturjahrzehnten.

Wenn ein vielgewandter, begabter Schriftsteller, wie Paul, der sich zu fünfundzwanzig bisher erschienenen Werken bekennt, merkt, daß ihm eine Arbeit mißlungen ist, so schreibt er ein Vorwort, in dem er unter dem Vorwande, zu sagen, was er in dem vorliegenden Buch will, selbstkritisch bekennt, was dem Buche fehlt. Er gibt also in diesem Vorwort ein Exposé über die allgemeinen Zeitumstände, aus denen sich die französische Revolution gebar, während es doch Hauptaufgabe des Künstlers ist, gerade im Roman selbst — kommentarlos — aus diesen Umständen Menschen,

Digitized by Google

Handlungen und Gedanken hervorsprießen zu lassen. Ferner kündigt er von vornherein seine Tendenz an, die — kommentarlos — aus dem Kunstwerk hervorsprühen sollte, die aber, wie er wohl fühlt, hier von geschwätzig-lüsternen Dialogen und anekdotenhaften Situationen erstickt wird. Und schließlich — und hier beginnt Adolf Adolf Paul widerwärtig zu werden — verhöhnt er nach Art inferiorer Leitartikler als krähende Misthähne und alberne Schaumschläger eine Nation, deren Schriftsteller, gerade weil sie so waren, wie Paul sie nicht sieht, wichtige Bewegungen europäischer Menschheit und Kunst bewirkten.

Es ist nicht schwer, in Anekdote und Dialog drei Lumpen zu schildern, von denen übrigens das Lümpchen Morande allzu gewaltsam in die Intrige hineingezerrt ist. Gerade weil Paul (im Vorwort) weiß, daß die historische Anekdote nicht nebensächlich ist, sondern eben das ist, was der Schriftsteller daraus macht, hätte er sich begnügen sollen, eine lustige Anekdotennovelle zu schreiben. Jetzt ist sein Buch ein künstlerisch-impotenter Zwitter, ein Abbild seines Marquis d'Eon, dessen seelisches Zwittertum in einem Dialog analytisch bloßgelegt zu haben, übrigens die beste Seite der Erzählung ist. Der Schriftsteller darf aus historischen Figuren machen, was er will. Dennoch sage ich, daß ein Beaumarchais, der, trotzdem er ein Charlatan war, so aufwühlend als ethischer Erreger Europas wirkte, nicht so ganz und gar als intriganter Schwätzer und als geiler Geldjäger, als Lump unter Lumpen, vorgeführt und für geringwertiger als jener Abenteurer d'Eon, der nur Werkzeug und Genüßling war, dargestellt werden durfte. Schließlich bleibt bestehen: Beaumarchais schrieb Mémoires, die in Europa einen allgemeinen Schrei nach Recht und Gerechtigkeit entfachten und Goethe begeisterten, während die lügenhaften Mémoires des Chevalier d'Eon unbeachtet und vergessen blieben und nichts weiter anregten als Adolf Pauls „Exzellenz Unterrock".

Kurt Pinthus.

Josef Popper-Lynkeus, Selbstbiographie. Mit dem Bildnis des Verfassers. *Leipzig. Verlag Unesma.* 1917. 143 Seiten. 2,60 M.

Der Verfasser steht im 80. Lebensjahre und hat sich insbesondere auf Zuspruch W. Ostwalds entschlossen, die Skizzen einer Selbstbiographie zu schreiben. Sie ist nur ein bescheidener Bericht über ein arbeitsames Leben. Popper ist keine unbedeutende Persönlichkeit. Schon dadurch ragt er hervor, daß er, was er erarbeitet und gefunden hat, wesentlich auf autodidaktischem Wege erreicht hat. Die Bildungswege waren in seiner Jugend in Österreich und zumal auf dem technischen Gebiete, auf dem er am erfolgreichsten war, wenig ausgebildet. Aber er hatte einen starken Verstand und einen festen Willen. In Kolin, einer kleinen böhmischen Stadt, von jüdischen Eltern geboren, hat er sich mühsam den Aufstieg erobert und hat sich schon in frühen Jahren infolge eines glücklichen Erfindertalentes einen Namen gemacht. Mathematik, Physik und deren Probleme beschäftigten ihn unausgesetzt. Ein Mann vom Range J. R. Mayers, über dessen „Mechanik der Wärme" er eine Kritik geschrieben hatte, bezeichnete sie als die beste aller erschienenen Besprechungen und würdigte ihn seiner Freundschaft. In späteren Jahren war es Mach, der Poppers Leistungen aufs höchste würdigte. Solche Tatsachen allein beweisen, daß wir es bei Popper mit einem Manne nicht gewöhnlicher Art zu tun haben. Leider kann ich mich des näheren über die Leistungen Poppers in den exakten Wissenschaften nicht aussprechen, da ich in ihnen völlig unzuständig bin. Doch Poppers Geistesrichtung war durchaus universalistisch und er beschränkte sich nicht auf das ihm offenbar kongenialste Gebiet. Er war kein Fachsimpel, sondern alles Geistige zog ihn an und er blickte mit offenen und interessierten Augen in die Welt und alle ihre Probleme reizten ihn. Er suchte Stellung zu ihnen in durchaus selbständiger Weise zu gewinnen. Gerade was er in dieser Beziehung verfehlt hat, ist vielleicht das anziehendste an ihm. Er war eine durchaus rationalistische Natur und darin liegt seine Begrenzung. Er bekennt von sich: „für Poesie hatte ich keinen Sinn" und huldigt in seinen populären Büchern einem merkwürdigen ästhetischen Nihilismus, der ihn sogar (ich glaube in seinem „Voltaire") dazu verleitet, das Kennzeichen des Wertes eines Dichtwerkes in der allgemeinen Schätzung der Zeit zu finden. Daß Voltaire wohl dichterische Qualitäten hatte, aber in unserem Sinne kein Dichter war, kann er nicht einsehen, denn seine Theaterstücke haben doch bei seinen Zeitgenossen viel Beifall gefunden. Daß echte Dichtung Ewigkeitswert hat, konnte er nicht begreifen, obwohl wenig so feststeht, wie gerade dies. Es ist dies um so befremdlicher bei Popper, weil er doch selbst nicht ohne dichterische Kraft ist, wie seine „Phantasien eines Realisten" beweisen, die, wenn man auch nicht den überschwenglichen Lobsprüchen des Münchener Conrad und des Schweizers Widmann völlig beistimmen kann, doch zweifellos respektable Leistungen enthalten. Wenn er Voltaire auch maßlos überschätzt, so berührt doch dabei sein Enthusiasmus sympathisch. Er führt ihn auch zu höchster Wertung Montaignes, Rousseaus und Schillers. Von diesem sagt er: „Bei dem bloßen Gedanken daran, daß ein Mensch wie Schiller *existierte*, empfinde ich schon eine besondere Art von Glücksgefühl." Einen Menschen, der das sagt, muß man lieben, er beweist damit den höchsten Empfindungsadel. Sein Enthusiasmus entspringt durch-

Digitized by Google

aus dem sittlichen Gefühle. Neben Verstand und Wissenschaft schätzt er am meisten die ethische Höhe. Alle Schriften, die er in großer Zahl schrieb, die sich mit sozialen Problemen beschäftigen, kommen aus seinem großen Herzen. Er liebt die Menschen und die Menschheit und sucht ihnen zu helfen. Wenn er da Widerspruch erlebt, so sieht er ihn leicht als Unsachlichkeit an. So hat er vor einigen Jahren ein großes Werk geschrieben: „Die allgemeine Nährpflicht", das einen Vorschlag zur Einführung eines geordneten Sozialstaates enthält. Ich besprach es in der wissenschaftlichen Monatsschrift der österreichischen Sozialdemokratie („Kampf") und mußte es ablehnen. Daß ich es eine Utopie nannte, kränkte ihn besonders und er hat dieser Empfindung in der „Selbstbiographie" bitteren Ausdruck gegeben (S. 92). In dem Ausdruck „Utopie" liegt in dem Munde eines Sozialisten durchaus nichts Verächtliches. Im Gegenteile schätzen diese die berühmten Utopien der Vergangenheit (wie die des Morus) sehr hoch. Hätte Popper bloß einen Zukunftszustand zeichnen oder dessen Möglichkeit zeigen wollen (wie Atlanticus in einer wertvollen Schrift), so wäre wenig einzuwenden. Das im schlimmen Sinne Utopistische des Buches Poppers liegt darin, daß er glaubt, geschichtliche Neugestaltungen können durch Vernunftgründe zustande kommen, und daß er nicht einsieht, daß Gesellschaftsänderungen eine Folge wirtschaftlicher Notwendigkeiten und aus diesen Notwendigkeiten erwachsener geänderter Machtverhältnisse sind. Eine Utopie als Dichtung oder Konstruktion — alle Achtung. Eine Utopie als Vorschrift des politischen Handelns — nein. Übrigens habe ich in der genannten Kritik den wertvollen Teil des Werkes, der in der überaus reichen Stoffsammlung besteht, ausdrücklich anerkannt. Auch glaube ich mich nicht im „Ton" vergriffen zu haben. Vorwiegend rationalistische Köpfe, wie Popper, verfallen leicht einem schrankenlosen Logizismus. Aber das Leben ist zum großen Teil irrational und so sehr es das unermüdliche Bestreben sein muß, der „Ratio" ein immer größeres Gebiet zu erobern, man muß sich dessen immer bewußt bleiben, daß die Irrationalität des Lebens immer das Feld behaupten wird. Logisch-rationalistische Formeln können helfen, das Wesen der Dinge zu erforschen, erschöpfen können sie es nie. Poppers Weltbetrachtung leidet außerdem an einem ungezügelten Individualismus, wie dies seine Schrift „Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben" erweist. Der Mensch kann als einzelner nicht existieren. Er verdankt, auch wenn er geistig bedeutend ist, der Gemeinschaft so viel, daß er mit großen Pflichten gegen diese belastet ist. Diese können bei der Natur des Menschen nicht bloß moralische sein, sie müssen auch unter gewissen Umständen erzwungen werden. Auch hier zeigt sich bei Popper, wie bei seiner sozialen Auffassung der Mangel an geschichtlichem Sinn, der ihn immer wieder zu Konstruktionen verleitet. Gesellschaftszustände beruhen auf Machtverhältnissen. Sie sind nicht zu ändern durch gütliches Zureden. Mit Recht hat ein geistreicher Mann mit Beziehung auf die Politik gesagt: „Wir werden unsere Gegner nicht überwinden durch die Macht unserer Argumente, sondern durch das Argument unserer Macht."

Übrigens hat Popper keine Ursache, sich über mangelnde Anerkennung zu beklagen. In Wien wenigstens hat er eine große Gemeinde, die einen eigenen Verein gegründet hat, „Die Bereitschaft", der u. a. es sich zur Aufgabe stellt, die sozialen Ideen Poppers zu propagieren. Als er im Februar des laufenden Jahres seinen Eintritt ins 80. Lebensjahr feierte, wurde er in einigen Wiener Zeitungen durch eigene Artikel ausgezeichnet und in einem derselben wurde seine Bedeutung über die von Moses und Jesus gesetzt. Vermutlich widern ihn solche Verherrlichungen selber an. Er ist ja ein gescheiter Mann. Jedenfalls beweisen sie aber, daß er nicht übersehen wurde. Ich wüßte nicht, daß irgend einer der größten Geister der Weltgeschichte auch von seiner engsten Gemeinde so überschätzt worden wäre. Wir in Wien sagen in einem solchen Falle: Höher geht's nimmer.

So klein die vorliegende „Selbstbiographie" ist, so inhaltreich ist sie. Sie schildert in kurzen Zügen das Leben eines selbständigen Denkers und treuen Arbeiters auf geistigem Gebiete.

E. Pernerstorfer.

Oscar A. H. Schmitz, Der Vertriebene. Ein Entwicklungsroman. *München, G. Müller.* 1917. XV, 535 Seiten.

Dieses Buch wendet sich in bewußten Worten vom Kriege ab. Es erhebt den Anspruch, über ihn hinaus als eine Bekenntnisschrift und ein Kunstwerk Dauer zu haben. Der durch so manches geistreiche Essaybuch bekannte Verfasser will sich damit nicht als einen Gegner des Krieges erklären, den er für notwendig und segensreich hält, wenn er uns aus einer Zeit herausführt, in der es „keine Brücke mehr zum Geist" gibt. Sie ist eine Zeit der rein wirtschaftlichen Macht und in dieser ihrer Art „grob sachlich". Der Verfasser sagt im Vorwort: „Schon einmal war die Welt auf ähnlicher Bahn. Es scheint unabänderlich, daß die Macht sich immer mehr entgeistigt, immer ein bloß stoffliches Band wird, das die sonst auseinanderstrebenden Menschen zusammenhält. Was diese im einzelnen tun, mag im allgemeinen unwesentlich, ja niedrig sein, aber unter ihnen werden sich immer hochwertige Gemeinschaften bilden. Auch die Welt des Altertums entwickelte sich äußerlich zum Kapitalismus, zur utilitaristischen Weltanschauung, aber das Imperium des Cäsars hielt

Digitized by Google

sie fast ein halbes Jahrtausend zusammen. Gewiß war es eine Zeit des allgemeinen Niederganges, aber mit höchsten Erhebungen des Geistes. Das Heidentum vertiefte sich wie nie früher, und die christliche Weltanschauung erneuerte die Welt. Sollte nach diesem Weltkrieg, dem vielleicht ungeheuerlichsten äußeren Wirbel, in dem die Menschheit je war, das von den russischen Mystikern erwartete dritte Reich heraufziehen, das geheimnisvolle Reich des Heiligen Geistes?" Aus diesen Worten ist die Stellungnahme des Verfassers schon deutlich zu erkennen. Zwar glaubt er nicht, daß nach dem Kriege die „Tangokultur" und „der Materialismus des äußeren Lebens" verschwinden werden, aber er hofft, daß man in ihnen „nur noch unvermeidliche Übel der äußeren Welt" und nicht mehr „das Wesen der Zeit, des Volkes" sehen wird. Er erwartet „sichtbare und unsichtbare Gemeinschaften", von denen dann wohl neue große Geistesbewegungen kommen sollen. Man kann in das, was der Verfasser sagt, viel hineinlegen oder aus ihm viel herauslesen. Eindeutig ist es nicht. Auch wer mit dem Verfasser über den absoluten Wert der Geistigkeit eines Sinnes ist, kann in seinen Zukunftshoffnungen vielfach von ihm abweichen, wenn diese, was seine Worte durchaus nicht ausschließen, sondern vielmehr anzudeuten scheinen, auf einen ausschweifenden Individualismus hinausgehen. Darüber wäre ja manches wichtige zu sagen. Jedenfalls deutet der Entwicklungsroman nach dieser Richtung. Der Verfasser hätte ihn ebensogut einen pädagogischen oder autobiographischen Roman nennen können, denn es ist gar kein Zweifel, daß er die Geschichte seiner eigenen Jugend erzählt. Die ist nun allerdings von suggestivstem Interesse. Wie Gedanken und Gefühle in einem Kinde entstehen, wie sich sein Verhältnis zu den Dingen und Menschen um ihn gestaltet, wie die Einsicht ins Leben und die Aussicht auf das Leben sich entwickelt, das ist an einem streng umschriebenen, ganz individuellen Einzelfall aufgezeigt. Es wird aber, je weiter man liest, um so klarer, daß aus diesem unzweifelhaften Einzelfall allgemeine Folgerungen unmittelbar zu ziehen sind. Denn ein Kind mag noch so sehr ein aparter Fall für sich sein, es kann aus seiner Kindschaft nicht herausfallen. Zweifellos war der Held des Buches ein besonders gearteter Knabe, dessen Innenleben uns bisweilen etwas ungewöhnlich anmutet. Aber was in der Seele dieses Knaben vorgeht, das geschieht zweifellos auch in anderen, vielleicht abgeschwächten, vielleicht gesteigerten Formen. Natürlich gibt es auch unter den Kindern solche mit stumpferen und helleren Sinnen. Wie dieser scharfäugige Knabe sich zu dem Geheimnis des Geschlechtes stellt, das ist so sehr aufschlußreich, daß die Darstellung dieser Sache allein dem Buche dauernden Wert gibt. Überhaupt ist die Partie der Kindheit weitaus im Buche das gelungenste. Tiefe Schatten fallen auf das Verhältnis der Eltern zu den Kindern. So werden Probleme von größter Bedeutung aufgerollt, die bis zum heutigen Tage ungelöst geblieben und deren Lösung, wenn sie überhaupt erfolgen kann, die Arbeit von Geschlechterfolgen erfordern werden. So muß das Buch als ein ernstes Werk der Kunst und der Psychologie angesprochen werden, mit dem uns zu beschäftigen wir die dringendste Ursache haben. Der Schluß klingt parabolisch in einem wunderschönen und ergreifenden Bilde aus. *E. Pernerstorfer.*

Wilhelm Scholz, Reise und Einkehr. *Gotha. F. A. Perthes.* 1916.

Das ist ein Buch ganz des Friedens, wenn auch seine zwei letzten Stücke zu Beginn des Krieges geschrieben sind und auf ihn Bezug nehmen. Reise- und Wandelbilder ziehen an uns vorüber, alle mit bezwingendem Reize geschrieben, alle mit einer sanften melancholischen Stimmung, alle Erzeugnisse eines echtdichterischen Gemütes. Sie zeigen uns eine Landschaft, ein künstlerisches Bauwerk, ohne Aufdringlichkeit, ohne tönende Worte, aber so liebevoll und eindringlich, daß unser Blick gefesselt wird. Wir verweilen und sind entzückt. Wir erkennen, daß unser Führer ein künstlerisches Auge hat und wir danken ihm für seine Leitung. Künstlerisch sind auch die acht nach photographischen Aufnahmen angefertigten Bilder. Noch ein besonderes Wort sei über die zwei letzten Skizzen gesagt. Während die früheren Stücke noch vor Ausbruch des Krieges geschrieben sind, fallen diese in die Zeit der Mobilisierung. Sie sind deswegen so beachtenswert, weil sie zeigen, daß man auch in erregter Zeit die innere Ruhe bewahren kann. In ihnen ist gar keine Hurrastimmung, aber starke, echte Vaterlandsliebe. In ihrer schlichten Einfachheit wirken sie ergreifend. „Reise und Einkehr" ist ein im besten Sinne deutsches Buch.

E. Pernerstorfer.

Paul Schreckenbach und *Franz Neubert*, Martin Luther. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. Mit 384 Abbildungen, vorwiegend nach alten Quellen. Verlagsbuchhandlung von *J. J. Weber*, *Leipzig.* Fol.

Mit Recht ist im Druckvermerk hervorgehoben „im Kriegsjahr 1916". Denn daß man zu soweit greifender und gediegener Vorbereitung auf das Reformationsjahr Kraft und Fähigkeit hatte, ist der Beachtung wert. Der erste Eindruck des Buches ist sehr günstig. Die vielen Bilder sind nicht in den Text zerstreuend, ablenkend und verärgernd eingestreut, sondern als in sich geschlossener Atlas gegeben. Daher konnte beim Textdruck

Digitized by Google

auch glänzendes Papier vermieden werden. Der Druck auf mattem, gelblichen Papier in einer schönen Fraktur liest sich gut. (Ein ärgerlicher Druckfehler findet sich auf Seite 17: Sendbrief vom Dolmetscher statt Dolmetschen.) Der Haupttext geht über die ganze Breite der Klein-Folio-Seite, das Register, das Biographien der im Bilde wiedergegebenen Persönlichkeiten bringt, ist zweispaltig gedruckt. Als Titelbild dient eine farbige Wiedergabe des Lutherbildnisses der Wittenberger Lutherhalle, das Lukas Cranach d. Ä. vermutlich zu Luthers Hochzeit gemalt hat, auch der Bilderatlas bietet einige farbige Wiedergaben, darunter Luthers Töchterlein Lenichen. Von den beiden Herausgebern ist Franz Neubert für die Bilder verantwortlich. Man kann ihm das Zeugnis geben, daß Absicht und Erfolg rühmenswert sind. Es ist ein reicher Schatz zeitgenössischen Gutes zusammengetragen, gut geordnet und verteilt, und die Ansichten mancher Örtlichkeiten im heutigen Zustande sind diesmal nicht zu verwerfen. Die Beschriftung ist zumeist ausreichend, nur bei Münzen und Medaillen hätten die Inschriften abgedruckt und ergänzt werden müssen. Die Spottmünze Seite 77 ist unerklärt. Bei Bildern, Stichen und Holzschnitten ist leider die Größe des Originals nicht angegeben, was bei der manchmal recht starken Verkleinerung in der Wiedergabe die Vorstellung erleichtert hätte. Bei „Luther im Gehäus", Seite 145, fehlt ein Hinweis auf die Dürersche Vorlage. Da das Buch sich an einen größeren Leserkreis wendet, hätten auch die Autographen alle in Druckschrift wiedergegeben werden müssen, so Luthers Handschrift Seite 96 und Seite 107, lateinische nicht nur in der Übersetzung, sondern auch zum Besten unserer Jugend im Urtext, so Huttens Brief Seite 119 und Luthers großer Brief an Kaiser Karl V. (Seite 97 ff.), über dessen Schicksal doch auch einiges hätte gesagt werden können, hat er doch früheren Besitzern viel Geld und einem Amerikaner einen preußischen Orden eingebracht. Der Bilderatlas ist die Biblia pauperum, drum hätte in Erklärungen und Hinweisen ein wenig mehr geschehen können; man vergleiche z. B. Seite 85 mit Seite 145. — Der Text stammt von Paul Schreckenbach, dem bekannten Historiker und Romanschriftsteller. Es ist zu begrüßen, daß er sich diesem großen Stoff nicht entzogen hat. Dem evangelischen Geistlichen, der vor bald einem Vierteljahrhundert seine historische Doktorarbeit über Luther und den Bauernkrieg gemacht hat, durfte man dies Thema anvertrauen. Und besonders zu begrüßen ist es, daß der Geistliche in ihm nicht in den Ton der nachlutherischen Streit-Theologen verfallen ist. Das Buch ist erfreulich untheologisch gedacht und geschrieben. Es gibt keine Reformationsgeschichte mit Auseinandersetzung der dogmatischen Feinheiten und Haarspaltereien, Gezänk und Wut werden nicht erneuert, seine Absicht geht auf den Mann und den Menschen Luther, und aus diesem Gesichtspunkt heraus kommt der Geist seines Wirkens, sein Wert für die Jahrhunderte mehr zur Anschauung und Wirkung, als wenn alle Einzelheiten des religiösen Kampfes der Zeit und alle möglichen Abhängigkeiten in der Entwicklung dieses einen Mannes mit vieler Gelehrsamkeit hervorgeholt würden. Daß Schreckenbach mit dem Stande der Wissenschaft wohl vertraut ist, verrät manche Wendung und Fassung. Sein Wunsch aber ist es, eine knappe Darstellung von Leben und Wirken zu geben, die das männliche Charakterbild Luthers zeichnet, und das ist ihm in schlichter und kräftiger Sprache gelungen. Luther steht überall im Vordergrund, sein Ringen und Wirken, sein Schaffen und seine Freude, sein Kampf und seine Schwächen. (Seine Grobheit wird vielleicht ein wenig zu viel betont.) Daß dabei nicht nur der Gottesstreiter, sondern auch der Deutsche in Luther zu seinem Rechte kommt, darf als ein Vorzug des Buches betrachtet werden. Vielleicht entschließt sich die Verlagsbuchhandlung, um dem Texte, der mit den Bildern zusammen immerhin 10 M. kostet, weitere Verbreitung auch unter weniger Bemittelten zu ermöglichen, ein Büchlein daraus, etwa nur mit dem Titelbilde geschmückt, zu machen, das in kleinerem Format seine zehn Bogen stark werden würde. Die Schreibart, ihre große Einfachheit auf wissenschaftlich fest gefügter Grundlage, geben dieser Lebensgeschichte das Anrecht, dem besten Lesestoff für unverbildete Kreise zugezählt zu werden.

H. Sch.

Spinozas Briefwechsel und andere Dokumente. Ausgewählt und übertragen von *J. Bluwstein*. *Leipzig, Insel-Verlag* 1916. XXIII, 353 S.

Schiller bezieht sich einmal auf eine Äußerung Kants und fügt die Worte an: wer Kant nur als einen großen Denker bewundern gelernt habe, werde sich freuen, hier auf eine Spur seines Herzens zu treffen und sich durch diese Entdeckung von dem hohen philosophischen Beruf Kants zu überzeugen; dieser Beruf fordere ja schlechterdings eine Verbindung von Denkkraft und Herz. Schillers Äußerung bezeugt, wie erwünscht ihm selber war, philosophische Gedanken auch von der Seite des Gemüts und der Phantasie zu nehmen. Gewiß gab es jederzeit und gibt es auch heute Menschen von so ausgesprochener Freude am bloßen Spiel abgezogener Gedanken, daß ihnen die Entdecker und Former solcher Gedanken wie etwas Gleichgültiges erscheinen, daß sie sich fast gestört und abgelenkt fühlen, wenn sie in einem philosophischen Werk unversehens auf ein Zeugnis des menschlichen Verhaltens seines Verfassers stoßen. Im allgemeinen dürfte heute für die Mehrzahl das Gegenteil gelten. Wir meinen

Digitized by Google

ein Gedankengebäude besser zu begreifen, wenn uns sein Erbauer als Persönlichkeit lebendig und gegenwärtig erscheint. Viele glauben sogar, daß dies Menschliche und Persönliche wichtiger sei, als der gedanklich faßbare Inhalt philosophischer Schriften von einst, die für uns nur geschichtliche Bedeutung besitzen. Spinoza als erlebender Mensch wäre dann wichtiger als seine gesamte Denkleistung. Ich kann mich diesem Glaubensbekenntnis nicht anschließen. Dabei sehe ich noch von der großen und vielfach bestehenden Gefahr ab, daß von solcher Auffassung nur ein Schritt ist zu der weitverbreiteten Gewohnheit, Lebensgeschichte statt Geistesgeschichte zu treiben, äußere Lebensschicksale hinzunehmen an Stelle der geistigen Leistungen, die aus den Erlebnissen sich ergeben haben. Allein gern gestehe ich zu, daß es mehr und Besseres ist als dilettantische Neigung zum Nebensächlichen und als Abneigung gegen das eigentlich Wichtige, wenn wir zu vernehmen trachten, wie neben den strengen Gedankenschritten eines philosophischen Werks auch die werdende, sich fortentwickelnde, kämpfende Persönlichkeit des Philosophen sich fühlbar macht.

Immerhin kommt dem Bedürfnis nach einem Ausgangspunkt, der nicht mit der eigentlichen Leistung zusammenfällt, schon entgegen, wer wie Bluwstein den Weg zu Spinoza nicht durch dessen Schriften, sondern durch die Briefe bahnen möchte. Ich kann mindestens den Bau von Bluwsteins Buch nicht anders verstehen. Einer kurzen Einleitung lebensgeschichtlichen Inhalts, die sich wesentlich auf Freudenthal stützt, folgt eine ergiebige Auswahl aus Spinozas Briefwechsel (74 Stück im ganzen), dann eine längere Reihe „ergänzende Stellen aus den Werken Spinozas", endlich Anmerkungen zu den Briefen und ein Sach- und Namenregister. Bluwstein also gibt nicht dem Leser von Spinozas Büchern eine Auswahl von dessen Briefen in die Hand, er setzt überhaupt unmittelbare Bekanntschaft mit diesen Büchern nicht voraus, sondern spendet aus ihrem Inhalt, was nötig ist zum Verständnis der Briefe. Natürlich will er damit nicht sagen, daß ihm die Briefe schlechtweg wichtiger sind als die philosophischen Arbeiten. Aber er dürfte wohl meinen, daß auf seinem Wege heutzutage mit besserer Wirkung Spinoza dem Bildungseifrigen zugeführt werden kann.

Also ein Kunstgriff des Erziehers und Lehrers! Gefühl für Spinoza soll erweckt werden, indem er sich darstellt als Verteidiger seiner Überzeugungen, indem er seine Welt gegen Menschen schützt, die ihr ohne volles Verständnis gegenüberstehen.

Da verficht etwa Boxel gegen Spinoza den Glauben an Gespenster. Er stützt sich auf Schlüsse, aber auch auf Gewährsmänner. Plutarch, Sueton, Cardanus, Melanchthon und andere werden herangeholt. Boxel erklärt ausdrücklich, er verzichte auf die Mönche und Pfaffen, „die so viele Erscheinungen und Visionen von Seelen und bösen Geistern und so viel . . . Fabeln von Gespenstern berichten, daß sie schon wegen der Menge dem Leser langweilig werden". Wollen sie doch nur das Bestehen des Fegefeuers besser beweisen, das für sie eine Goldgrube sei. Spinoza geht den Beweisgründen Boxels scharf an den Leib. Boxel bringt neue vor. Im Lauf des Streits sagt Spinoza: „Die Autorität von Plato, Aristoteles und Sokrates gilt bei mir nicht viel. Gewundert hätte ich mich, wenn Sie Epikur, Demokrit, Lukrez oder einen der Atomisten oder Vertreter der Atomistik angeführt hätten." Nur hier nennt innerhalb der gesamten Briefe des Buchs Spinoza diese Namen. Ein hochwichtiges Bekenntnis gegen die einen und für die andern Philosophen der Antike erscheint eingebettet in die Zeugnisse eines Kampfes, der manchem wie ein bedauerlicher Mißbrauch von Spinozas Zeit gelten mag. Ich begreife, daß solche Fingerzeige vielen hochwillkommen sind, daß sie ihnen die Stellung Spinozas innerhalb der Philosophie der Welt rascher kennzeichnen als lange Erörterungen. —

Bluwstein legt seine eigene Verdeutschung Spinozas vor. Sie strebt mit Erfolg nach gefälligerer Form als die Übertragung Berthold Auerbachs. *O. Walzel.*

Alfred Wien, Liebeszauber der Romantik. Mit zahlreichen Bildnissen. Zweite Auflage. *Berlin, E. S. Mittler & Sohn* 1917. XVI, 375 S.

Die Bücher vom Liebesleben deutscher Dichter und Dichterinnen nehme ich nicht gern in die Hand. Sie bezeugen meistens nur, um wieviel geistvoller, feinsinniger und vor allem seelenkundiger nichtdeutsche Schriftsteller über den gleichen Gegenstand sich zu äußern verstehen. Wer mich über die Liebeserlebnisse und Liebesgefühle nichtalltäglicher Menschen belehren soll, darf selbst nicht auf alltäglichem Standpunkt stehen. Ein reifer Mann oder eine abgeklärte Frau, die auf ein reiches Gefühlsleben zurückblicken oder als duldsame Beichtiger viel erfahren haben von den verworrenen Wegen, auf denen menschliche Leidenschaft wandelt, dürften am ehesten berufen sein, solche Bücher zu schreiben. Was aber wird meist vorgelegt? Entweder Auszüge aus Briefen, vielleicht vermischt mit Gedichten, oder gar eine bewertende und vorschnell aburteilende Erzählung, deren Seelenkunde auf der Höhe schlechter Zeitungsberichterstatter steht. Das dient natürlich nur einem niedrigen Bedürfnis nach Klatsch. Es stärkt die weitverbreitete, sehr bedauerliche Neigung, aus dem äußeren Erleben von Künstlern Dinge zu erfahren, die sonst nur in schlechten Romanen

Digitized by Google

anzutreffen sind. Neben solcher lockenderen Speise verlieren natürlich die Kunstwerke dieser Künstler an Anziehungskraft.

Mit bestem Willen kann ich nicht zugeben, daß Wiens „Liebeszauber der Romantik" (was ist das für ein abgeschmackter Titel!) wesentlich Besseres zu bieten hat. Gerade für die Erschließung der Liebesabschattungen deutscher Romantiker ist von berufener Seite manches geschehen. Ich nenne nur den Namen Ricarda Huchs. Auch liegt jetzt eine scharfsinnige und tiefbohrende Untersuchung von Alfred Schier vor, die mit den Hilfsmitteln wissenschaftlicher Seelenlehre das Problem romantischen Liebens ergründen will. Gewiß bleibt auch nach diesen Vorarbeiten noch Raum genug für Versuche, die einzelnen Liebeserlebnisse der Romantiker deutend nachzufühlen und nachzuerleben. Wien aber schiebt die bestehenden Arbeiten mit einer eiligen Handbewegung beiseite und begnügt sich wesentlich, in knappen Umrissen nachzuerzählen, was fünfzehn Romantiker und Romantikerinnen (von Caroline bis Lenau) an Liebeserlebnissen (bald hätte ich gesagt: an Liebesabenteuern) erfahren haben. Schon in der Einleitung ist von den eigenwilligen und vielfach abgestuften Eigenheiten romantischen Fühlens nur wenig zu spüren. Alles löst sich in Gemeinplätze auf. Die sehr schwierigen Fragen, die von Novalis' Liebe zu Sophie oder von dem Seelenbund der Günderode und Creuzers gestellt werden, finden bei Wien eine ureinfache Lösung. Es ist, als ob ein rechter Philister am Biertisch redete. Geradezu hahnebüchen wird Wien, wenn er auf Clemens Brentano zu sprechen kommt. Das Vorwort schließt mit der faden Wendung: „Vom Herzen kommt es — zu Herzen möge es gehen." Wem dieses Geschimpfe zu Herzen gehen soll? Zacharias Werner und Heine bleiben unberücksichtigt. Von Werner heißt es einmal, daß er „alles sonst von den Romantikern an Verirrungen Geleistete noch übertrifft". Heine wird überhaupt nicht genannt. Ein Schlußabschnitt soll zeigen, welche bedeutsame Rolle der Liebeszauber der Romantik in der Dichtung der Gegenwart spielt, und beweisen, daß wir Deutsche aus dem Zaubergarten der Romantik nicht herausgelangen. Wien scheint, als er dies niederschrieb, ganz vergessen zu haben, daß der Schlußabschnitt sich vor allem mit Kierkegaard, Ibsen, Björnson, Jacobsen, Ellen Key, Maeterlinck, Strindberg beschäftigt. Das sind meines Wissens keine Deutschen. *O. Walzel.*

Franz Zweybrück, Österreichische Essays. *Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel)* 1916.

Seien wir ehrlich — es fehlt uns an genauer gründlicher Kenntnis der Verhältnisse in Österreich, und es lohnt doch nicht nur, sondern es ist sogar dringend notwendig für uns, in ihnen heimisch zu sein. Da kommt dieser Band politischer Stimmungsbilder und Schilderungen gerade recht. Nicht als ob er eine erschöpfende Kenntnis gewährleisten könnte, vielmehr bietet er Kosthappen, aber Überschriften wie „Österreich und Ungarn", „Zur österreichischen Polenpolitik", „Bismarck und Österreich", „Graf Ährenthal" zeigen, daß Wesentliches behandelt wird. Ein genauer Kenner mit politisch geschultem Urteil wird deutlich; was er zu sagen hat, reizt dazu, den aufgestellten Fragen nachzudenken. Die „Essays" sind zu verschiedenen Zeiten in Zeitschriften erschienen und nun gesammelt; es wäre notwendig gewesen, vgl. Seite 107 unten, anzugeben, wo und wann sie zum ersten Male gedruckt worden sind. In der Hauptsache sind sie unverändert gelassen (siehe aber Seite 196 unten), daraus mag sich auch erklären, daß sich gelegentlich Wiederholungen finden. Zum Teil beruhen sie auf neu erschienenen Büchern, so schließen sich die zwei umfangreichsten Aufsätze an das bedeutsame Werk Eduards von Wertheimer über Graf Julius Andrássy an, nicht ohne Kritik. Es wird aber nicht nur die Geschichte der letzten Jahrzehnte berührt, auch der geschichtliche Don Carlos (vgl. dazu die jüngsten Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung) erscheint, Maria Theresia, die Zeit von 1809 bis 1813 und anderes mehr. H. M.

Kleine Mitteilungen.

Norbert von Hellingrath †. Am 14. Dezember 1916 fiel im vordersten Graben vor Verdun Norbert von Hellingrath, bis zum letzten Augenblicke als Artilleriebeobachter in tapferster Pflichterfüllung ausharrend. Mitten aus schwerer Gedankenarbeit und rastlosem Schaffen war er sofort bei Ausbruch des Krieges unter die Waffen geeilt. „Er lebte doch treu bis zuletzt" — dies Wort Hölderlins, dem die ganze ungebrochene Kraft seiner wissenschaftlichen Arbeit gewidmet war, kommt einem in den Sinn bei der Nachricht, daß dieser junge geniale Forscher und tapfere Streiter nun auch sein Leben fürs heilige Vaterland hat dahingeben müssen. Was der Wissenschaft mit ihm verloren gegangen ist, kann auch der Fernerstehende aus dem Wenigen entnehmen, was er zum Druck hat bringen können: ganz besonders wird von Hellingraths Name weiterleben in der kritischen Hölderlin-Ausgabe, die dem Dichter die Bahn bereiten sollte, dem vielleicht mehr als einem anderen die deutsche Zukunft gehört. Eine Tat, die immer in der Wissenschaft anerkannt bleiben wird, ist vor allem die Ausgabe von Hölderlins Gedichten, die er in dem soeben erschienenen IV. Bande zum erstenmal in

Digitized by Google

ihrer Fülle gesammelt und kritisch in grundlegender Weise behandelt hat. Seit dem Frühjahr 1914 schon war dieser wichtigste Band der ganzen Ausgabe durch einen Sonderdruck einem engeren Freundeskreise zugänglich, aber noch sollte am äußeren Gewande allerlei gefeilt und gebessert werden — da kam der Krieg. Nun wird das Buch, das zu schreiben keiner unter uns berufen war wie er, die Darstellung des Lebens und des Werkes von Hölderlin, ungeschrieben bleiben. Unvergessen aber wird er uns bleiben nicht nur als ein Gelehrter von seltener Reife und zukunftweisender Kraft, sondern auch als eine vorbildliche Persönlichkeit von unbestechbarer Klarheit des Geistes, von glühender Begeisterung für des Höchste, von ernster herber Männlichkeit. *ss.*

Briefe im Rausche geschrieben. So lautet die Überschrift für sechs derartige *fingierte* Briefe, gerichtet 1. An den Herrn Superintendenten, 2. An einen vornehmen Herrn, 3. An die ganze Welt, 4. An Marianchen, 5. An einen Universitätsfreund, 6. An Evchen. Diese Briefe finden sich abgedruckt im Almanach für Weintrinker. 1. Jahrgang, 1811. Mit Kupfern. Leipzig, bei Göschen. Zweite Abteilung, Seite 3—55 . . . . . Bekannt sind die Briefe des jungen *Goethe* an *Behrisch*, der erste datiert aus Leipzig, den 13. Oktober 1767, der so beginnt: Noch so eine Nacht, wie diese, Behrisch, und ich komme für alle meine Sünden nicht in die Hölle. Du magst ruhig geschlafen haben, aber ein eifersüchtigster Liebhaber, der ebensoviel Champagner getruncken hatte, als er brauchte, um sein Blut in eine angenehme Hitze zu setzen und seine Einbildungskraft aufs äußerste zu entzünden!" Der zweite Brief vom 16. Oktober desselben Jahres schließt mit den Worten: „Gute Nacht ich binn besoffen wie eine Bestie." Der Herausgeber *M. Morris* fügt hinzu: „Die Handschrift zeigt davon keine Spuren." Dazu paßt (ebenda, Der junge Goethe, Band 5, Seite 446) unter *Goethes* „Einfällen und Notizen": „Mein Herr fragte er den sind sie nie betruncken gewesen! Eh nun sagte der andere ein ehrlicher Kerl hat immer so eine Nachrede aufm Rücken! — Gut sagst er, der Unterschied von mir zu ihnen ist der ihr Rausch ist aus geschlafen: Meiner Steht aufm Papiere." Vgl. Zahme Xenien IV (Weimarer Ausgabe 3, 305):

Nehmt nur mein Leben hin, in Bausch
Und Bogen, wie ich's führe;
Andre verschlafen ihren Rausch,
Meiner steht auf dem Papiere.

. . . . . Eine ähnliche Briefstelle wie die letzte *Goethes* findet sich in dem in meinem Besitz befindlichen Briefe *Heinrich Ludens*, des Goethefreundes: er ist aus Bremen, den 23. September 1837 datiert; im vorletzten Absatz heißt es: „Und nun Gott befohlen. Verzeih das Schlechte Geschreibsel. Ich habe die niederträchtigste Feder, die jemals in Bremen geschnitten worden ist. Dazu kommen wir soeben von Tische, und ich bin halb besoffen, weil ich dem Wirth — im Lindenhof — den Wein nicht habe schenken wollen, den ich bezahlen muß."

Während dieser Brief wirklich in einer Art Rauschstimmung geschrieben ist, ist in dem folgenden Briefe *Gottfried August Bürgers* vom 6. September 1773 (ungenau bei Strodtmann, hier nach dem Original, früher im Besitz von *Erich Schmidt*, mitgeteilt) der Rausch bereits vorüber, und die Katerstimmung eingetreten. Es heißt: „Nachdem wir stattlich disputiret, herrlich geschmauset, in alten Rheinwein, Burgunder und Champagner uns einen tüchtigen Rausch getrunken, hierauf den Schmauß verdauet, den Rausch ausgekotzt und ausgeschlafen und überall dem abgehenden Feinde die letzte Pflicht geleistet haben, spannen wir uns wieder in unsere Karre und schieben weiter. Das war euch ein Haarbeutel! Ich habe wohl ehr so viel getrunken, daß ich nicht [recht?] aufstehen können, aber den Verstand habe ich immer noch behalten. Diesmal aber war ich ein Stück Holz, das schlechterdings von seinen Sinnen nichts gewußt hat. Es kam aber wohl daher, weil ich den ganzen Tag vorher die aller horrendesten Kopfschmerzen gehabt hatte. Ich soff und fraß aufs Teufelhohlen loß, und siehe! den andern Tag war ich wie neugebohren. Hätt' ich so in den hochadel. Krätzer gesoffen, so schissen itzt die Hunde lange auf mein Grab. Doch meine Schreibart wird ein wenig alzu körnicht." . . . Und zum Schlusse: „Leben Sie wohl! denn meine Eingeweide wenden sich um. Ich bin von ganzem Herzen ihr Freund.

G. A. B."

Ähnliche Beiträge zu diesem Thema ließen sich vermehren. Doch heute genug davon.

E. Ebstein.

Ein unbekannter Druck des Volksbuchs vom Ewigen Juden. Als ältester deutscher Druck des Volksbuchs vom Ewigen Juden gilt der 1602 zu Leyden bei Christoph Creutzer erschienene. Das Büchlein erlebte eine große Zahl von Auflagen und erfuhr mehrfache Bearbeitungen und Erweiterungen, besonders durch einen gewissen Christophorus Dudelaeus aus Westfalen. Der Bericht desselben ist in einigen Ausgaben datiert: Reval, 11. März 1614, in anderen: Reval, 11. März 1634. Bei *Neubaur*, Die Sage vom Ewigen Juden, Leipzig 1884, und danach bei *Goedeke*, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung II², S. 569f. sind die verschiedenen Ausgaben zusammengestellt. Beiden Gelehrten ist jedoch ein Druck der Gruppe mit der Jahreszahl 1634 unter dem Bericht ent-

Digitized by Google

gangen, von dem sich ein Exemplar in der Bibliothek des kurländischen Provinzialmuseums zu Mitau erhalten hat[1]. Das Titelblatt fehlt leider; mit demselben würde der Druck 24 Oktavblätter zählen. Blatt 2a beginnt: „Gewisser Bericht von einem Juden, gebürtig von Jerusalem, Ahasverus genannt, welcher die Kreuzigung unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi gesehen, und noch am Leben ist." Der Bericht schließt Blatt 6a: „Datum Reval, den 11. Martii, An. 1634. D. W. D. Chrysostomus Dudelaeus Westphalus." Es wird hier u. a. erzählt: „Dieser Ahasverus ist Anno 1610 zu Lübeck gewesen, auch nämlich zu Reval in Liefland und zu Cracau in Polen. Anno 1634 ist er auch in Moscau von vielen Leuten gesehen worden, die gleichfalls mit ihm geredet." Es folgt noch ein „Bericht von den zwölf jüdischen Stämmen, was ein jeder Stamm dem Herrn Christo zur Schmach getan haben soll, und was sie bis den heutigen Tag dafür leiden müssen," eine „Erinnerung an den Christlichen Leser von diesem Juden" und endlich ein Gedicht auf denselben, beginnend: O Christlichs Gemüte, du Gott ergebnes Herz, betrachte Gottes Güte und denke hinterwärts . . .

Erwähnt sei noch, daß in dem Mitauschen Exemplar von Friedrich Adolf Eberts Allgemeinen bibliographischen Lexikon I (Leipzig 1821) zu Nr. 10982 (wo übrigens ein gleichfalls bei Gödeke fehlender Druck: Wunderlicher Bericht . . . *Leipzig* 1602, angezeigt ist) durch einen handschriftlichen Nachtrag auf eine Rezension der deutschen Originalausgabe des „Juif errant" von Eugène Sue (Leipzig 1844) in Wolfgang Menzels Literaturblatt von 1844, Nr. 72, nachdrücklich aufmerksam gemacht wird. Der dort zitierte „Geschichts- und Volksroman" „Der Ewige Jude", erschienen Riga 1785, ist in der Mitauschen Museumsbibliothek *nicht* zu finden. *O. Clemen.*

Bücherbeförderung von Deutschland nach Kurland vor hundert Jahren. Die Beförderung von Büchern aus Zentraldeutschland nach Mitau erfolgte vor hundert Jahren durch Buchhändlergelegenheit zur See über Riga. Wie unsicher dieser Weg war, zeigt der folgende Brief, den *Adolf Müllner*, der Dichter des „Neunundzwanzigsten Februar" und der „Schuld", an die „Kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst" in Mitau bzw. an deren damaligen „beständigen Sekretär", den Oberhofgerichtsadvokaten Friedrich Christian Köler, gerichtet hat (Original in der Autographensammlung der Mitauschen Museumsbibliothek):

1 Vgl. Sitzungsberichte der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst 1864—71, Mitau 1884, S. 160, Sitzungsberichte 1894, S. 29 f., *Eduard Winkelmann*, Bibliotheca Livoniae historica[2], Berlin 1878, Nr. 11604.

Hochwohlgeborner Herr!

Durch eine Zuschrift des Herrn v. Schilling[1] vom 14./26. Nov. v. J. erfuhr ich, daß meine Büchersendung an die Gesellschaft, deren Mitglied ich zu seyn die Ehre habe[2], nicht angekommen. Ich hatte sie durch Hartmann[3] in Riga gemacht, vermittelst der Weigandischen Buchhandlung in Leipzig. Seitdem hab' ich mich verschiedentlich bemüht, zu erfahren, wo die abgesendeten Bücher hingekommen, aber alles umsonst. Es bleibt mir daher nichts übrig, als daß ich noch einmal absende, auf gut Glück, was ich eben habe:

1. Meine Elementarlehre der richterlichen Entscheidungskunde[4].
2. Meine vermischten Schriften Bd. I[5].
3. Hekate, erster und einziger Jahrgang[6].
4. Die Schuld, 4. Auflage[7].

In Ihrer Sendung an mich sind Sie weit glücklicher gewesen, die Jahresverhandlungen sind mir *zweimal* zugekommen, einmal von Perthes, und einmal, unter Ihrer Signatur, über Leipzig. Da alle 3 Jahre ein Band publiziert werden zu sollen scheint, so würde ein Beitrag von mir für den nächsten, dritten Band wohl zu spät kommen. Ich muß mir also die Ehre vorbehalten, für den vierten, und wünschte wohl, gelegentlich zu erfahren, ob der Gesellschaft ein Aufsatz über das analytische Problem des Rösselsprunges willkommen sein würde, worüber jüngst ein Herr von Warnsdorf[8] in Fulda ein Buch herausgegeben hat, ohne Vandermonde[9] und Euler[10] gelesen zu haben. Ich thue die Vorfrage, weil die Figuren solcher Aufsätze eine typographische Umständlichkeit geben, die man vielleicht bei Gegenständen ohne *direkten Nutzen* scheuen könnte.

Weißenfels, am 26. März 1825.

Mit ausgezeichneter Hochachtung
Ew. Hochwohlgeboren ergebenster
Müllner.

Auch die zweite Büchersendung, die Müllner an die Gesellschaft abgehen ließ, ist nicht eingetroffen. *O. Clemen.*

1 Wohl der Dichter und Schriftsteller Wilhelm Heinrich v. Schilling, der, 1793 in Mitau geboren, nachdem er als russischer Offizier den Abschied genommen, von 1818 bis 1822 in Berlin die Rechte und Staatswissenschaften studiert hatte (*Recke-Napierski*, Baltisches Schriftstellerlexikon IV 65 f.).

2 1824 war Müllner zum auswärtigen ordentlichen Mitglied erwählt worden.

3 Joh. Gottfr. Hartmann, Gr. Sandstraße 162.

4 1808 verfaßt, Leipzig 1812 erstmalig, 1819 in 2. unveränderter Auflage, nur mit neuem Vorwort, erschienen.

5 2 Bände, 1824 u. 26, bei Cotta.

6 Wochenschrift von 1823.

7 Vgl. über die verschiedenen Auflagen *Gödeke*, Grundriß VIII[2], 302.

8 Unbekannt.

9 Französischer Mathematiker (1735—96).

10 Der Berliner und Petersburger Mathematiker (1707 bis 1783).

Digitized by Google

A. von Tromlitz und das Weimarer Theater. In der Autographensammlung der Mitauschen Museumsbibliothek fand sich folgender, vom Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar eigenhändig unterzeichneter Kanzleibrief:

Sehr werthgeschätzter Herr Obrister, Ich danke Ihnen recht sehr für die Mir zugesendeten Manuskripte von zwey Theaterstücken, deren Schreibart, Sprache und Ausbau Mir alles Lob zu verdienen scheint u. eine sehr erfreuliche Bereicherung des gegenwärtig beschränkten Repertoirs gewährt. Um jedoch diese Stücke für die hiesige Bühne aufführbar zu machen, würde man verschiedene Änderungen wünschen müssen, u. es werden Ihnen in dieser Absicht die beyden Manuskripte in kurzem von Meiner Theaterdirektion, mit Bemerkungen begleitet, zurückgesendet werden, welche Sie als Vorschläge zu diesen Änderungen ansehen mögen. Das Weitere bleibt dann Ihrer Gefälligkeit überlassen. Ich aber erneuere Ihnen bey dieser Gelegenheit die Versicherung Meiner besonderen Werthschätzung.

Weimar, 2. Dezember 1825.

Carl August.

An

den Herrn Obrist von Witzleben

in Berlin.

Der Adressat, Karl August Friedrich von Witzleben, der als neunjähriger Knabe Page am Weimarer Hofe geworden war, dann in preußische Kriegsdienste trat, und 1813 Oberst ward, ist bekannter unter seinem Schriftstellernamen A. v. Tromlitz, wie er sich nach seinem zwischen Weimar und Jena gelegenen väterlichen Gute nannte, wo er am 27. März 1773 geboren ist[1]. Wir kennen von ihm zwei Dramen, das Lustspiel „Die Entführung" (1823) und das große historisch-romantische Schauspiel „Die Douglas" (1825). Diese beiden Stücke werden hier gemeint sein. Daß Tromlitz sie beim Weimarer Theater eingereicht und zur Umarbeitung zurückerhalten hat, war bisher nicht bekannt.

Wie mag übrigens dieser Brief ins Mitausche Museum gekommen sein? Man hat sich wahrscheinlich um ein Autogramm Karl Augusts bemüht, weil dessen ältester Sohn, der Großherzog Karl Friedrich, der die russische Großfürstin Maria Pawlowna geheiratet hatte, den Mitauschen „Literaten" nähergetreten war. Er hat zweimal auf der Reise nach Petersburg dem Museum in Mitau einen Besuch abgestattet: am 29. November a. St. 1821 und am 16. Oktober a. St. 1824. Am 16. Juni 1822 wurde er zum Ehrenmitglied der „Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst" gewählt. Bei seinem zweiten Besuche schenkte er dem Museum ein Ölporträt der 1728 als Äbtissin von Herford verstorbenen Tochter Sophie Charlotte des Herzogs Jakob von Kurland, eine Kopie des Weimarer Bildes. *O. Clemen.*

1 Vgl. Allgemeine deutsche Biogr. 43, 665 f.

Zu Heinrich Heines Aufsatz „Über Polen". Während seines Berliner Wintersemesters 1821 auf 1822 hatte Heine im Hause Varnhagens den jungen polnischen Edelmann Eugen von Breza kennen gelernt. Als dieser Ostern 1822 Berlin verließ, wurde Heine, der dem talentierten Polen außerordentlich zugetan war, auf dessen väterliches Gut eingeladen und ging im August 1822 nach Swiatkowo bei Gnesen, sich zeitweise übrigens auch auf dem Gute Dzialyn aufhaltend, das Verwandten Brezas gehörte. Er hat dann „den preußischen Teil Polens die Kreuz und die Quer durchstreift" und legte seine Eindrücke in dem Reisebrief „Über Polen" nieder, der im Januar 1823, nicht ohne Eingriffe des Zensors, in Gubitzens „Gesellschafter" gedruckt wurde. Dieser Aufsatz Heines zeigt schon damals alle Eigentümlichkeiten seines später noch oft genug bewährten Reisebilder-Stils. So wirkungsvoll er hier auch bereits zu stilisieren versteht, so ist er in seinem scharfen Witz gewiß in manchem zu weit gegangen und ungerecht geworden. Da ihm zudem allerhand tatsächliche Fehler untergelaufen sind, so hat es sich die Posener Zeitung oder, wie sie damals hieß, „Zeitung des Großherzogtums Posen" angelegen sein lassen, die lokale Verteidigung zu übernehmen. Sie durfte das gewiß, denn Heine hatte geschrieben: „Auch einen Theater-Recensenten gibt es hier. Als wenn die unglückliche Stadt nicht genug hätte an dem bloßen Theater! Die trefflichen Recensionen dieses trefflichen Recensenten stehen bis jetzt nur in der Posener Stadtzeitung, werden aber bald als eine Fortsetzung der Lessingschen Dramaturgie gesammelt erscheinen!!" Die nun gegen Heine gerichtete Preßfehde hat 1894 der inzwischen nach Warschau berufene Danziger Archivdirektor Adolf Warschauer, in allen Fragen der posen-polnischen Geschichte der beste Kenner, in einem Aufsatz der Posener Zeitung „Heinrich Heine und die Posener Zeitung" behandelt, der an so versteckter Stelle natürlich übersehen und erst mehr beachtet wurde, nachdem ihn Warschauer als Festgabe der Königl. Akademie zu Posen an die Germanistische Sektion des 51. in Posen abgehaltenen Philologentages gesondert gedruckt (Posen, 1911, 16 Seiten, 4°) hat erscheinen lassen. Neben anderen Zutaten der hier und da überarbeiteten Schrift scheint mir besonders der Abschnitt (Seite 8) wichtig, in dem die eigentümliche Stellung des Heineschen Gegners, des Assessors Raabski, dargelegt wird, der, obwohl Pole, doch gestützt auf das besondere Vertrauen der Behörden, die deutsche Posener Zeitung leitete, so daß seltsamerweise Heine „von dem führenden

Digitized by Google

deutschen Organ im Lande, aber doch vom national-*polnischen* Standpunkte aus bekämpft worden ist, eine Absonderlichkeit, die ihm selbst nicht zur Klarheit gekommen ist und ihn später zu der Äußerung veranlaßt hat, daß die Deutschen in der Provinz Posen ihm seine Schilderungen verübelt hätten. Es wird durch Warschauers Schrift in vielem das Verständnis des Polenaufsatzes gefördert, mindestens schon die sonst überraschende Tatsache erklärt, daß der Dichter später Posen mit Schilda und Krähwinkel zusammenspannt. Ein Jahr nach Warschauers Schrift, die vielleicht noch nicht das letzte Wort in der Frage gesprochen hat, ist ein polnisches Buch erschienen, das, soweit ich weiß, in Deutschland überhaupt übersehen worden ist; jedenfalls ist mir nur eine ganz kurze Erwähnung innerhalb eines Rigaer Briefes im „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel", 80. Jahrgang (1913), Nr. 137 zu Gesicht gekommen. Der Titel lautet: Kazimierz Skibinski: Pamietnik Aktora [Schauspieler-Denkwürdigkeiten] 1786—1858). Opracowal i wydal M. Rulikowski. Warszawa1912. 336 Seiten. Seine Beziehungen zu Heines Polen-Aufsatz sind diese: Heine spricht in dem Reisebrief auch über das Posener Theater. Die Kommentare der letzten Heine-Ausgaben haben sich, wenn sie überhaupt darauf eingingen, begnügt, auf die Literatur zur Geschichte des deutschen Theaters in Posen zu verweisen, und das mag ja auch für die Ausgaben genügen. Soweit nun gar das polnische Theater in polnischer Sprache behandelt ist, liegt es im allgemeinen zu fern, als daß seine Literatur zur Erläuterung des Abschnittes herangezogen werden sollte, den Heine dem Gastspiel „einer polnischen Gesellschaft aus Krakau" widmet, die meist Opern gab; so jedoch, daß Heine selbst den starken Zuspruch ihrer Vorstellungen betont und ihren Leistungen begeistertes Lob spendet. Der Veranstalter der von Heine so gefeierten Aufführungen war eben der Verfasser der genannten Selbstbiographie: Kasimir Skibinski, 1786 in Wilna geboren, 1858 gestorben. Gebildet, aus niederem Adel, viel belesen, hat er in seinen Memoiren Erlebnisse und Ergebnisse niedergelegt, die ihm seine Theaterführung in Wilna, Warschau, Krakau besonders gebracht hat. Seine Denkwürdigkeiten, die ein für das polnische Theaterwesen interessierter Sammler und guter Kenner, M. Rulikowski in Warschau, durch bibliographische Arbeiten bereits bekannt, nach dem Manuskript herausgegeben hat, sollten eigentlich eine Geschichte des Wilnaer Theaters werden; doch waren Skibinski dazu die Anfänge der dortigen Entwicklung vor seiner Zeit nicht vertraut genug. So wurden seine Blätter ein Bekenntnisbuch, das als erste Selbstbiographie eines bedeutenden polnischen Schauspielers etwas in der polnischen Literatur ganz Neues darstellt; denn was Adalb. v. Boguslawski, der eigentliche Begründer eines nationalen polnischen Theaters und Vermittler vieler deutscher Klassikerdramen, mit seinen „Dzieje teatru narodowego" (Geschichte des nationalen Theaters) 1820 ff. wollte und erreichte, ist doch etwas ganz anderes. Skibinski hat die Niederschrift im Jahre 1853 begonnen. Die Aufgabe des Herausgebers war, einerseits manches im Tatsächlichen und Chronologischen richtig zu stellen, wo das Gedächtnis trügt, andererseits in Anmerkungen biographische Daten und Einzelheiten zu bieten. So wird das Buch ein wichtiger Beitrag zur polnischen Theatergeschichte und -kultur; denn zum erstenmal ist hier von einem Zeitgenossen ausführlich dargestellt, wie sich z. B. das äußere Leben eines Theaters abspielte, wie der Schauspieler damals im polnischen Volke dastand, wie sich die Gesellschaft zu dem noch jungen Theater stellte u. a. m. Heine spricht von Skibinski selbst nicht; wohl aber ist er des Lobes übervoll von dessen Frau. Es ist die erste Gemahlin Skibinskis, der hernach noch einmal verheiratet war. Als Josefa Piotrowska ist sie am 5. November 1794 in Posen geboren als Tochter eines angesehenen Bürgers, der, selbst eifrig Musik treibend, des Kindes offenbare musikalische Anlage vervollkommnete. Schon mit sechzehn Jahren trat sie in Winters „Opferfest" auf. Nach einjähriger Ehe mit dem Theaterdirektor Kaminski wird sie 1813 Witwe und wieder ein Jahr später (Ende 1814) Skibinskis Frau, dem sie der Tod im Jahre 1834 entreißt, nachdem sie namentlich in der Zeit von 1816 bis 1830 durch ihre Gastspiele, vornehmlich in polnischen Gebieten, zu Berühmtheit weit und breit gelangt war. Zu den von Heine besonders belobten Mitgliedern der Skibinskischen Truppe gehört dann das Ehepaar Szymkaylo. Jan Szymkaylo (1793 in Wilna geboren, 1840 gestorben) fing seine Bühnenlaufbahn 1810 an. Ganz amüsant zu lesen ist Skibinskis Erzählung, wie Szymkaylo, der ebenfalls von Heine genannte Zawadski und ein anderer Schauspieler in Kurnik bei Posen in ihrer Trunkenheit auf den Gendarmen losgehen, festgenommen werden und Skibinski sie, um in Kalisch spielen zu können, nur gegen Kaution von 300 Talern freibekommt. Er sowohl wie seine Frau waren beteiligt bei der 1821 erfolgten ersten Krakauer Aufführung von „Kosciuszko an der Seine", der polnischen Bearbeitung des „Alten Feldherrn" von K. Holtei. Wenn Heine „von dem hinreißend schmelzenden Klagenerguß der Madame Szymkaylowa ergriffen" ist, so bestätigt sich hier sein Lob der ausgezeichneten Tragödin. Schließlich sei noch Simon Wlodek erwähnt, dessen „sentimentales Kolorit" Heine hervorhebt. Er ist 1796 geboren und 1829 in Plock gestorben. Die Angabe Heines, Madame Leutner habe dem Skibinski „für zweihundert Taler Abstandsgeld . . . die Benutzung des Schauspielhauses auf vierzehn Vorstellungen" überlassen, stellt sich nach den aus-

Digitized by Google

führlichen Schilderungen Skibinskis über seinen Aufenthalt in Posen so darf nach längerem Feilschen über den Preis habe er sich bewegen lassen, trotz anfänglicher anderer Abmachungen 750 Taler für zehn Vorstellungen zu zahlen, und sei bei der Aufbringung der Summe von dem (schon genannten) Raabski unterstützt worden. Der übergeschäftigen Frau Leutner hat er dann durch eine Vorstellung zum Besten der Armen noch einen Streich gespielt. Übrigens hat auch Fürst Anton Radziwill sich für die Skibinskische Truppe interessiert. So ergeben sich zwar für die Beurteilung Heines nicht gerade neue Momente aus dem Buche, aber man hat doch einerseits die Möglichkeit, seine Eindrücke zu kontrollieren und festzustellen, daß sein begeistertes Urteil über die polnischen Künstler nicht etwa jugendlichem Enthusiasmus oder Schwärmerei für die in dem Aufsatz so laut gepriesenen Polinnen zugute zu halten ist, sondern daß es den wirklichen Verhältnissen nur gerecht wurde. Und sodann gestattet Skibinskis Buch, daß dem Leser des Heineschen Aufsatzes die von dem Dichter hier genannten Personen nicht bloß Namen zu bleiben brauchen. Es wird uns von deutschen Verlegern jetzt so mancherlei aus der polnischen Schönen Literatur in Übersetzungen vermittelt; man möchte auch gern einmal für ein so wichtiges und stofflich interessantes und ergiebiges Buch wie Skibinskis Denkwürdigkeiten die Möglichkeit sehen, daß es deutschen Lesern allgemein zugänglich wäre. *Hans Knudsen.*

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Joseph Baer & Co. in *Frankfurt a. M.* Nr. 643. Hassiaca: Großherzogtum Hessen — Provinz Hessen-Nassau — Kreis Wetzlar. 2769 Nrn.

Fraenkel & Co. in *Berlin N. 24.* Nr. 9. Bücher für Sammler. 553 Nrn.

Oskar Gerschel in *Stuttgart.* Der Bücherkasten. III. Jahrg. Nr. 1. 519 Nrn.

Paul Graupe in *Berlin W. 35.* Nr. 82. Deutsche Literatur und Übersetzungen. 1012 Nrn.

Karl W. Hiersemann in *Leipzig.* Nr. 447. Kulturgeschichte. 873 Nrn.

Alfred Lorentz in *Leipzig.* Anzeiger Nr. 95. Vermischtes. 1218 Nrn.

Friedrich Meyer in *Leipzig.* Nr. 135 und 136. Bibliothek Sturmhoefel. 1846 Nrn.

Martinus Nijhoff im *Haag.* Nr. 423. Katholische Missionen in Afrika, Amerika und Asien. 185 Nrn. Nr. 424. Vermischtes 301 Nrn.

Adolf Weigel in *Leipzig.* Nr. 108. Literatur und Kunst. 120 Nrn.

C. Winter in *Dresden-A.* Nr. 170. Vermischtes. 472 Nrn.

PAUL GRAUPE
ANTIQUARIAT · BERLIN W. 35
LÜTZOWSTRASSE 38 · FERNSPRECH. KURFÜRST 6985

kauft stets:

Handschriften auf Pergament mit und ohne Miniaturen, wertvolle alte Drucke mit Holzschnitten, schöne Einbände, topographische Werke, z. B. Merian, Braun und Hogenberg, Münster, alte Modebücher mit kolorierten Kupfern bis 1830, Stammbücher, Silhouetten, schöne dekorative Städteansichten, englische Farbstiche, Sport- und Rennbilder, Darstellungen von Luftballons und Literatur darüber, alte Erd- und Himmelsgloben, schöne Exemplare von Erstausgaben der deutschen Literatur, Gesamtausgaben in schönen Einbänden, alles auf Sport und Jagd bezügliche, besonders Ridinger, ferner die moderne Literatur in ersten Ausgaben, vergriffene Bücher und Luxusdrucke, die Zeitschriften der Moderne: »Pan«, »Insel«, »Blätter für die Kunst«, »Freie Bühne«, »Neue Rundschau«, »Die Gesellschaft« und erste Ausgaben von Bahr, Beardsley, Bierbaum, Dauthendey, Dehmel, Stefan George, Halbe, Hartleben, Hauptmann, Hofmannsthal, Holz, Liliencron, Rilke, Schnitzler, Wedekind etc. etc.

Jedes Angebot wird postwendend erledigt, jede Sendung sofort nach Empfang bezahlt. / Der Abschluß größerer Objekte erfolgt an Ort und Stelle.

Digitized by Google

Luxus- und Liebhaber-Ausgaben

aus dem Verlag von

Egon Fleischel & Co., Berlin W 9

Wo nichts anderes angegeben, sind diese Ausgaben auf echt Bütten gedruckt, in Leder oder Pergament gebunden, vom Verfasser gezeichnet und numeriert. Hinter dem Titel sind die noch vorrätigen Nummern (freibleibend) vermerkt.

Fritz Bley: Avalun. No. 3—20 . . . . . M. 12.—
Alfred Bock: Die Oberwälder. Roman. No. 9—15 . . . . . „ 10.—
— — Die leere Kirche. No. 6—15 . . . . . „ 12.—
Franz Dülberg: Cardenio. Drama. No. 7—20 . . . . . „ 10.—
Cäsar Flaischlen: Von Alltag und Sonne. Gedichte in Prosa. Luxusausgabe der 25. Auflage. No. 81—200 . . . . . „ 12.—
Kurt Martens: Drei Novellen von adliger Lust. No. 7—30 . . . . . „ 10.—
Börries Freiherr von Münchhausen: Balladen. Mit Illustrationen von Robert Engels. No. 51. 52, geheftet . . . . . „ 15.—
— — Juda. Buchschmuck von E. M. Lilien. Auf echt Japan gedruckt . . . „ 20.—
— — Das Herz im Harnisch. Neudruck des 2. Hunderts mit der 5. Auflage. No. 70—100 . . . . . „ 10.—
Georg Freiherr von Ompteda: Benigna. Roman. No. 11—15 . . . . . „ 15.—
— — Exzelsior. Ein Bergsteigerleben. No. 26—30 . . . . . „ 20.—
Albert H. Rausch: Jonathan / Patroklus. (Erscheint demnächst.) No. 7—20 „ 12.—
— — Südliche Reise. Z. Zt. nur geheftet . . . . . „ 12.—
Georg Reicke: Der eigene Ton. Roman. No. 22—28 . . . . . „ 12.—
Wilhelm Schmidtbonn: Lobgesang des Lebens. Rhapsodien. No. 5—20 . „ 10.—
Ina Seidel: Neben der Trommel her. Gedichte. No. 4—15 . . . . . „ 10.—
Hermann Stegemann: Die Krafft von Illzach. Roman. No. 2—20 . . „ 12.—
Clara Viebig: Heimat. Novellen. No. 7 u. 8 . . . . . „ 10.—
— — Das Eisen im Feuer. Roman. No. 31 u. 32 . . . . . „ 10.—
Armin J. Wegner: Zwischen zwei Städten. Ein Buch Gedichte. No. 16 . „ 15.—
— — Höre mich reden, Anna-Maria. No. 22—25 . . . . . „ 10.—

Durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag zu beziehen

Digitized by Google

VERLAG HEINRICH HOCHSTIM • BERLIN

Vom Juli 1917 an erscheint:

MARSYAS

Eine Zweimonatsschrift

Herausgegeben von

Theodor Tagger

Strebsamer Popularisierung von moderner Kunst und Literatur oft berufenes Heil ist nicht erstanden. Laut und geschäftig verkündigen sich Massenauflagen an „das Volk". Aber das Volk liebt seine alten Dichter, und gegen die neuen steht es unvorbereitet und mit Widerstand. Sein Wille zur Kunst ist groß, doch langsam. Vergeblich und von heroischer Ironie erweisen sich Versuche, letzte geistige Erreichnis, letzte bildliche Verwirklichung gleich allen anzubieten. Die meisten lehnen sie lebhaft und berechtigt ab, denn sie sind nicht für sie. Zwischen fortsteigender Künstlerschaft und der naiven Empfindlichkeit der Vielen steht, von einem zum andern hinüberreichend, die kleine Zahl gepflegter Intellekte, die Grundlage besitzen und die Begeisterung für die Vollendung des Heute.

Jene kleine Zahl zu sammeln, ist Aufgabe dieser Zeitschrift. Ihr Ziel erweist sich streng und begrenzt, nach sorgfältigster Auswahl Bestes und Gehaltvollstes der Zeit zu geben: in Prosa und Graphik. Denn nicht die Chemigraphie und kein Klischee können wahrhaftigen Ausdruck eines Kunstwerkes wiedergeben. Und es wird Zeit, auf ihre Gefahr, ein Kunstwerk zu verhindern, statt zu verbreiten, deutlich hinzuweisen. Wir werden deswegen ausschließlich originalgraphische Beiträge bringen.

Man sehe hier kurze grundsätzliche Feststellungen: sie machen unser Programm schon aus. Man verlange keine Präzisierung einer Richtung. Einmal die Politik aus-

VERLAG HEINRICH HOCHSTIM • BERLIN

Digitized by Google

VERLAG HEINRICH HOCHSTIM • BERLIN

geschaltet, wie bei uns, legen wir jedermann den Entschluß nahe, in der Fixierung geistiger Richtungen, und vorzüglich künstlerischer, keine Notwendigkeit zu sehen, vielmehr Behindernis zum freien Ausfalten innerer Regung. Nichts als die Schalen, die gesprengt werden von dem großen Gehalt, und die den armseligen nur verhüllen, solange man aus ihnen nicht zu schöpfen sucht. Man lasse uns außerhalb der Richtungen die ausgewählteste Prosa, die heute von den wenigen Schriftstellern geschrieben wird, mit der gepflegtesten Graphik deutscher und auswärtiger Künstler verbinden.

Es sind für die ersten Hefte an größeren Beiträgen zunächst erworben worden: Die Komödie „Die Lästigen" von Hugo von Hofmannsthal. Die Novellen „Vom Hinzel und dem wilden Lenchen" von Alfred Döblin. „Jael" und „Traum" von Kasimir Edschmid. Das Ballett „Der rote Tod" von Theodor Tagger. Ein Märchen von Otto Stößl. Weitere größere Beiträge von Heinrich Mann, Paul Adler, René Schickele, Ferruccio Busoni, Felix Braun, Alfred Döblin, Carl Einstein, Theodor Däubler, Friedrich Burschell, Paul Ernst, Kasimir Edschmid, Annette Kolb, Hermann Hesse, Paul Wiegler, Arnold Zweig, Robert Musil, Paris von Gütersloh, R. Sorge (aus dem Nachlaß), Hermann Stehr u. a.

Die erzählenden Beiträge eines jeden Heftes werden mit je vier bis sechs ganzseitigen und Text-Radierungen illustriert. Außerdem kommen auch Holzschnitte und Steindrucke zur Illustrierung in Anwendung, je nach der Eignung des Textes. In den ersten Heften bringen wir originalradierte Illustrationen von Hans Meid, A. H. Pellegrini, Erich Heckel, Emil Nolde, Max Pechstein, Rudolf Großmann, Erich Thum, Robert Genin, Max Oppenheimer, Alfred Kubin, Paul Klee, Adolf Schinnerer, Moriz Melzer u. a.

Der Druck erfolgt ausschließlich in einer numerierten Auflage von 235 Exemplaren. Es werden zwei Ausgaben hergestellt. Die Exemplare I bis XXXV auf Kaiserlich Japan und auf Strathmore-Japan bringen jede Originalradierung dreimal: im endgültigen Zustand, im ersten Zustand und als Remarquedruck. Die Exemplare 1 bis 200 auf handgeschöpftem Bütten enthalten jede Radierung einmal. Jedes Heft bringt zehn bis zwölf Originalradierungen in der Büttenausgabe, sowie mehrere Holzschnitte und Steindrucke. In den Exemplaren I bis XXXV sind alle Kunstbeiträge signiert. In den Exemplaren 1 bis 200 signiert der Künstler die letzte Radierung einer jeden Illustration.

DER SUBSKRIPTIONSPREIS

für den ganzen Jahrgang, das sind sechs Hefte im Umfang von durchschnittlich hundert Seiten Großquart, beträgt für ein Exemplar

der Japan-Ausgaben I—XXXV . . . . . 1500 M.
der Ausgaben 1 bis 200 auf handgeschöpftem Bütten 600 M.

Die Zahlungen für den Jahrgang können halbjährlich sowie auf Wunsch heftweise erfolgen.

EINE NUMERIERTE ANKÜNDIGUNG

in 570 Exemplaren befindet sich in Vorbereitung. Sie enthält:

Eine Originalradierung von HANS MEID
Eine Originalradierung von RUDOLF GROSSMANN
Zwei radierte Vignetten von ERICH THUM

Die ganzseitige Radierung von Meid, die wie die anderen für die Ankündigung des MARSYAS hergestellt wurde, ist in den Abzügen auf Japan, I—XXXV, vom Künstler signiert. Ebenso die Radierungen von Großmann und Thum. Diese Exemplare, sowie die Exemplare 1 bis 200 der Ankündigung werden den Subskribenten eines Jahrgangs reserviert und nicht berechnet. Die andern Exemplare, gleichfalls auf handgeschöpftem starken Bütten sind zum Preise von 50 M. zu beziehen.

Bestellungen auf diese Ankündigung nimmt jede Buchhandlung oder der Verlag entgegen.

VERLAG HEINRICH HOCHSTIM • BERLIN

Digitized by Google

DAS SAMMELN

edler Graphik ist eine der schönsten Liebhabereien; sie stärkt und steigert das Qualitätsgefühl, öffnet den Blick für die feinsten Reize und erweitert das innerliche Leben. Die Wiedererweckung der Freude an der Originalradierung ist die gehaltvollste Kunstbewegung unsrer Zeit.

Wer sich eine Sammlung anlegen will
Oder seine Sammlung ergänzen will

setze sich mit der Abteilung für Originalgraphik des Verlages E. A. SEEMANN in LEIPZIG in Verbindung und lasse sich zunächst den

ILLUSTRIERTEN KATALOG MODERNE GRAPHIK

umsonst kommen. Darin sind neben besonderen Kostbarkeiten, die entsprechend teuer sind, im wesentlichen vorzügliche Radierungen erster Meister zu sehr wohlfeilem Preise (meist 6 Mark, 10 Mark, 15 Mark) verzeichnet und abgebildet. / Sodann ist ein unentbehrliches Handbuch, das dauernd leitet und lehrt:

PROFESSOR H. W. SINGERS MODERNE GRAPHIK

(ebenfalls im Verlage von E. A. Seemann) erschienen. Dies glänzend illustrierte Werk kostet gebunden 28 Mk.

Digitized by Google

Guſtav Kiepenheuer / Verlag / Weimar

DAS KUNSTBLATT

tritt ein für die Kunſt der Jüngſten, die den Ausdruck des innerlich Geſchauten und Erlebten ſetzen an die Stelle des formelhaft Schönen, des Gefälligen und Reizvollen. Dies Aufjauchzen des Schöpferiſchen, dies Niederzwingen des Mechaniſtiſchen iſt die Sehnſucht, iſt die Tat dieſer neuen Generation. Sie ſtehen nicht einſam da. Die Kunſt der alten Ägypter, die Steinzeichen der früheren Gotik ſind ihnen weſensverwandt. Starke innere Zuſammenhänge verbinden die Schöpfungen eines Barlach, Marc, Munch, Nolde, Heckel, Lehmbruck, Kokoſchka und Kirchner mit ihr. Dieſe inneren Zuſammenhänge fühlbar werden zu laſſen, Verſtändnis zu wecken nur für das Echte und Starke in der Kunſt unſerer jüngeren Gegenwart, alles Modewollen, alles Halbkünſtleriſche auszuſchalten, das iſt das Ziel des Kunſtblattes. Der äußere Rahmen wird ein einfach gediegener ſein. Auf ſorgfältigſte Wiedergabe der Bilder wird der größte Wert gelegt. Jedes Heft enthält eine farbige oder eine original-graphiſche Beilage.
Außer der Normalausgabe erſcheint eine Luxusausgabe auf anderem Papier. Dieſe enthält eine Original-Graphik als beſondere Beilage.
Herausgeber: PAUL WESTHEIM

Die erſten Hefte werden Beiträge bringen von Barlach, Heckel, Kirchner, Kokoſchka, Lehmbruck, Marc, Munch, Nolde als Künſtler / Von P. Bekker, Th. Däubler, van de Velde, Botho Gräf, G. Hartlaub, Wilhelm Hauſenſtein, W. Worringer, F. Lübbecke, Aug. L. Mayer, W. Müller-Wulckow, M. Raphael, W. Sauerlandt, G. Schiefler, Wilh. Schmidtbonn, F. W. Storck, V. Wallerſtein, Paul Weſtheim u. a. m. als literariſche Mitarbeiter.

Die Zeitſchrift erſcheint monatlich.

Preis der Normalausgabe: Vierteljährlich M. 6.—; Einzelheft M. 2.50 / Preis der Luxusausgabe (wird nur ganzjährig ausgegeben): M. 120.— mit 12 graphiſchen Original-Beilagen.

Proſpekte liefert jede gute Buchhandlung oder der Verlag.

WEGWEISER
für Bibliophilen und Kunſtfreunde

Über 1000 Bücher und Kunſtblätter
darunter viele
SELTENHEITEN

Almanache · Koſtümblätter · Holzſchnitt- und Kupferwerke · Deutſche Literatur in Erſtausgaben · Ornamentſtiche · Uniformblätter · Radierungen · Anſichten etc.

Mit 7 Abbildungen

KATALOG Nr. 274

v. ZAHN & JAENSCH
Antiquariat
DRESDEN · Waiſenhausſtraße 10

Der Katalog erſcheint Anfang April, wir bitten rechtzeitig zu verlangen, da nur in kleiner Auflage hergeſtellt.

Karl Ebert
München
Amalienſtraße 20

Werkſtatt für Handbinderei. Gepflegte Arbeiten für Buchblock und Decke. Herſtellung von Liebhaber-Bänden nach eigenen u. fremden Entwürfen. Verwendung von nur ſumachgegerbten, farb- u. lichtechten Ledern u. einwandfreien Pergamenten. Spezialität in Moſaik und Intarſien-Arbeiten

Digitized by Google

E. A. ENDERS
GROSSBUCHBINDEREI
LEIPZIG
GEGRÜNDET 1859
500 MITARBEITER
230 MASCHINEN

HERSTELLUNG VON BUCH-EINBÄNDEN · EINBAND-DECKEN · MAPPEN · KATA-LOGEN · PREISLISTEN PLAKATEN U.S.W. MAPPEN FÜR KOSTEN ANSCHLÄGE · KARTEN-WERKE · · ADRESSEN UND DIPLOME SPEZIALABTEILUNG FÜR SAMMELMAPPEN UND ALBEN MIT SPRUNG-FEDERRÜCKEN

WERKSTATT
FÜR HANDGEARBEITETE BÄNDE UNTER LEITUNG DES HERRN PROFESSOR WALTER TIEMANN UND MITARBEIT DER HERVORRAGENDSTEN BUCHGEWERBEKÜNST-LER · ÜBERNIMMT AUF-TRÄGE JEDER ART VON GUTER BUCHBINDER-ARBEIT IN JEDER TECH-NIK · AUCH EINBÄNDE NACH ALTEN MUSTERN

PAUL GRAUPE
ANTIQUARIAT · BERLIN W. 35
LUTZOWSTRASSE 38

versendet auf Wunsch folgende Kataloge:

Nr. 79:
Kalender und Almanache

Nr. 81:
Moderne Bücher, Luxusdrucke

Nr. 82:
Deutsche Literatur und Übersetzungen

Auf Bitten der Witwe eines gefallenen Freundes verkaufe ich aus dessen Nachlaß:

K. E. Blümel: Beiträge zur volkskundlichen Erotik, 4 Bde., 25 Mk. / Brantome: Leben der galanten Damen, Leder, 6 Mk. / Carwath: Erotik in der Kunst, 150 Mk. / Casanovas Erinnerungen, 6 Bde., Leinen, 30 Mk. / v. H., Denkwürdigkeiten des Herrn ... (alte Ausgabe) 40 Mk. / Fuchs: Sittengeschichte mit Erg.-Bdn., zusammen 6 Bde., 120 Mk. / Grand-Carteret: Erotik in der französischen Kunst, 120 Mk. / Heptameron. Leder, 5 Mk. und verschiedene kleinere Schriften.

Ferner: Goethe: Briefwechsel mit seiner Frau, 2 Bde., Leder, 20 Mk. / Hauptmann, Gerh.: Gesammelte Werke, 6 Bde., Leinen, 18 Mk. / Kunstwart: 25.—27. Jahrg., vom 27. Jahrg. Bd. 1 und 2 ungebunden aber mit Decke, 50 Mk. / Neue Rundschau 1912—13, 4 H.-Pergamentbände, 20 Mk. / Velh. u. Klasings Monatshefte: 23.—25. Jahrgang, 9 Bde., geb. 36 Mk. / Zeitschrift für Bücherfreunde 1914—15/I geb., 1915/II ungeb. aber mit Decke, 1916/I ohne Decke, 50 Mk.

Alle Bücher sind tadellos erhalten und weisen keinerlei Gebrauchsspuren auf. Angebote an die Geschäftsstelle der Zeitschrift für Bücherfreunde unter H. L. 28 erbeten.

Matthias Grünewalds
Isenheimer Altar zu Colmar
vollständig in den Farben des Originale an Ort und Stelle reproduziert
mit Text von
Prof. Dr. Paul Schubring

Sämtliche Teile in der Form des Altars aufklappbar zusammengefügt
3 Mark

Verlag von E. A. Seemann in Leipzig

Digitized by Google

BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

IX. Jahrgang **Mai 1917** **Heft 2**

Pariser Brief.

Unter dem Titel „*Das Theater der Armee*" ist in der Revue des deux mondes das neue Stück Maurice Donnays erschienen.

In einer Szene desselben tauschen die Schauspielerinnen der Comédie-Française, die schon Vorstellungen an der Front gegeben haben, gegenseitig ihre Erinnerungen aus. Sie erzählen, in welchen primitiven Umgebungen sie gespielt haben, im Sommer im Freien und bei unzulänglicher Witterung im Keller, auf Böden und einmal sogar auf einem Karren. Sie durchleben noch einmal ihre rührenden, heroischen oder drolligen Eindrücke, die sie von der Front mitgebracht haben, wie die Soldaten sich zu den Vorstellungen gedrängt haben, wie die Verwundeten heldenhafte Anstrengungen gemacht hätten, um in ihren Betten möglichst aufrecht, so aufrecht wie es nur irgend ging, die Marseillaise anzuhören, wie oft durch Musik, durch Gesang alle von einer trunkenen Begeisterung ergriffen wurden, daß selbst die furchtsame Mlle. Praince, die Angst vor Mäusen und Zeppelinen hat, erklärt: „Hätte es in diesem Augenblick geheißen, die Boches kommen! Ich wäre mit den Soldaten marschiert!"

Monsieur Numa erzählt von einer Tournee durch kleine elsässische Städte. Mit welcher Freude man sie überall aufgenommen habe. In Thann hätte ihr alter Wirt, vor Rührung ganz überwältigt, die alte Fahne des Rathauses von Straßburg geholt, die er selbst 1870 dort abgenommen und solange bei sich verborgen aufbewahrt hatte. Da hätte dann am Abend die alte Fahne des Straßburger Rathauses vom Giebel des Theaters geweht.

Mme. Dussanne hat in Pogny einen gefangenen Boche gesehen, der vor dem Kommandanten auf den Knien um Gnade flehte. Ein tödlich verwundeter Franzose wurde in diesem Augenblick hinzugetragen. Er sieht den auf den Knien liegenden Boche, reißt sich mit übermenschlicher Energie zusammen und sagt im Tone grenzenloser Verachtung: „Was! Du weinst, du Schmutzfink! Ich, ich bin verloren, aber ich weine nicht!" — Alles würden die Schauspielerinnen der Comédie-Française für die Soldaten tun. Sie spielen für sie, wie vor einem Parkett von Königen; sie legen ihr ganzes Herz in ihr Spiel. Und die Soldaten fühlen dies und sind so dankbar, so aufmerksam und so besorgt um sie. Wenn sie scheiden, ist nur ein Ruf: „Wiederkommen! Wiederkommen!" Das Theater ist ja für diese armen Menschen, die aus den Schützengräben kommen und dorthin zurückkehren, die einzige Abwechselung, ist ihnen Kunst, Illusion, Phantasie, Fröhlichkeit und Traum.

Das ist alles wie bei uns. So gleich sind sich die Menschen überall und müssen sich doch gegenseitig zerfleischen!

Selbst Kasperle ist, wie der Temps schreibt, in Paris kriegerisch geworden! Seit dem Winter hat er seinen Wohnsitz im Louvre, im Museum der dekorativen Künste, aufgeschlagen und entzückt dort die kleinen Pariser durch kriegerische Vorstellungen. „Kasperle im Schützengraben", „Kasperle gegen Wilhelm", „Bei den Boches", „Kasperle im Elsaß" steht auf seinem Programm. Sein Direktor, Gaston Cony, zeigt an, daß Kasperle seit dem Kriege bärtig geworden ist, nur aktuelle Sachen bringt, daß sein Erfolg selbst an der Front unbestritten ist, und daß er durch die Tausende der „Boches-Puppen", mit denen die Spielzeughändler jenseits des Rheines Frankreich überschwemmten, nicht entthront worden ist. Kasperle zerstreue, unterhalte und tröste, auch er ein kleiner bescheidener Arbeiter, der seinen Teil zum Siege beitrüge. Und die Pariser Kinderwelt erklärt laut: „Kasperle ist ein ganz anderer wie früher! Kasperle ist Soldat geworden, wie Papa, und verhaut die Boches, wie Papa!"

Oeuvre veröffentlichte am 10. Januar 1917 eine Liste der in der Schweiz internierten Studenten der Entente und wie sie sich auf die verschiedenen Universitäten verteilen.

Digitized by Google

	auf Universitäten	in Schulen	insgesamt
Franzosen	350	250	600
Belgier	175	75	250
Engländer	5	10	15
	530	335	865
Bern	10	—	10
Freiburg	60	60	120
Genf	160	70	230
Lausanne	245	105	350
Neuchâtel	50	100	150
Zürich	5	—	—
	530	335	865

Wie systematisch in Frankreich immer noch der Deutschenhaß gepflegt wird, ergibt sich aus folgender Liste der antideutschen Verbände, die kürzlich in der Renaissance erschien:

Im Jahre 1916 sind zwei große antideutsche Verbände: La Fédération des Ligues antigermaniques de L'Est et du Sud-Est und La Fédération des Ligues nationale pour la défense des droits et intérêts de la France gegründet worden. Die letztere, deren Präsident Victor Cambon ist, umfaßt folgende Vereinigungen: La Ligue Nationale Antiaustro-Allemande (10 rue de Lancry); La Ligue Antiallemande (9 place de la Bourse) Patria, Union Française d'Acheteuses (17 rue de Chateaubriand); La Ligue Austro-Germanique (51 rue Vivienne); Le Club Antigermanique de France (203 rue Saint- Martin); L'Association des hôteliers français (30 rue Montaigne); La Ligue Antiallemande d'Anjou und L'Oeuvre des Plaques et Monuments commémoratifs des Atrocités allemandes. Beide Verbände zusammen haben ungefähr 20000 Mitglieder.

Indépendant Belge vom 8. Februar 1917 meldet, daß das bei Berger Levrault erschienene Buch: „Leurs Crimes" nunmehr in einer Million Exemplaren verbreitet ist. Das millionenste Exemplar wurde Poincaré überreicht.

Dagegen wendet sich im Oeuvre vom 24. Jan. Leutnant Alceste dagegen, daß durch höhnische und spöttische Witze in Wort und Zeichnung dem französischen Publikum eine vollständig falsche Vorstellung von den Deutschen beigebracht wird: „Für eine große Anzahl unserer Landsleute ist der Deutsche nur ein dickes, stupides und feiges Tier, das vor Hunger verendet und sich dem ersten besten französischen Soldaten ergibt. Der Kaiser ist wahnsinnig und sein Erbe ein Trottel. Diese Orgie von geschriebenen, gesungenen und gezeichneten Witzen hat zu viele Franzosen verhindert, den Feind zu sehen, wie er wirklich ist — er ist sehr intelligent, sehr mutig, sehr furchtbar." Und noch deutlicher, noch entschiedener wendet sich Marcelle Capy in ihrem bei Ollendorff kürzlich erschienenen Buch: „Une voix de femme au-dessus de la mêlée" gegen die Heimkrieger, die in ihren behaglichen Heimen Haßgesänge gegen die Boches dichten, Haßartikel gegen alles, was deutsch ist, schreiben und die Deutschen, die sie selbst nicht kennen, als Hunnen, Barbaren und wilde Tiere verleumden. Marcelle Capy zeigt mit dem Finger auf diese unlauteren Elemente, ruft Barrès, Hanotaux, Reinach und Sorel auf, daß sie wenigstens ihrem Haß ihr Leben opfern und als Freiwillige ins Feld ziehen. Sie deckt die Verlogenheit dieses Schreibtisch-Heroismus auf und entlarvt den Heroismus derjenigen Frauen, für die Figaro, Matin und Journal täglich die höchsten Attribute anwenden. Ausnutzung, Zwangsarbeit, Hungerlöhne sind die Kehrseite dieses von der offiziellen Presse gefeierten Heroismus. Das Buch der Frau Capy ist das Tapferste, Offenherzigste und Schönste, das während des Krieges in Frankreich erschienen ist. Es ist durchglüht von einer reinen, milden Güte, von einer edlen und würdevollen Achtung vor jeder wahren und echten Gefühlsregung aller Menschen. Die acht Auflagen, die das Buch innerhalb von sechs Monaten erzielt hat, beweisen, daß Frau Capy heute in Frankreich nicht mehr allein steht, daß es Tausende von Franzosen gibt, die wie sie empfinden. Das ist ein gutes Zeichen für die Zukunft.

Berlin. *Dr. Otto Grautoff.*

Amsterdamer Brief.

Im letzten Hefte der „Beweging" setzt sich *Albert Verwey* mit *Gundolfs Buch über Goethe* auseinander. Das Hauptbedenken, das er gegen das Werk hat, ist, daß es, besonders verglichen mit Gundolfs Shakespearebuch, zu beschränkt deutsch, und nicht europäisch genug ist. Die Bewertungen mancher Werke Goethes durch Gundolf haben nur Geltung für Deutschland, aber nicht für Europa. So kann sich Verwey mit Gundolfs hoher *Schätzung* des Werthers nicht einverstanden erklären, wenn Gundolf auch noch so bestimmt erklärt, daß der Werther die Nouvelle Héloise, sein technisches Vorbild, weit überrage; „wir glauben es nicht und erkennen der letzteren einen höheren Gehalt und eine dauerndere Wirkung zu, als dem Goetheschen Werk." Verwey vermißt ferner in Gundolfs Arbeit, daß Goethes Erscheinung nicht mehr im Zusammenhang mit den andern Literaturen betrachtet wird, und z. B. seine Eigenart als Romanschreiber nicht besser gegen Schriftsteller wie Fielding und Goldsmith, und auch Rousseau abgegrenzt wird. Erst wenn sich Goethes Gestalt von diesen seinen Zeitgenossen, die zwar nur auf einem beschränkten Gebiete Meister und Originale waren, deutlich abhebt, dann erst wird offenbar, wodurch er die Führung übernommen

Digitized by Google

hat und sich über die anderen erhebt. „Es ist gerade eine so merkwürdige Erscheinung, wie sich überall in Europa in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts das Gefühl mit einem glatten, figürlichen, rhetorischen Vortrage verbindet, und wie der Durchbruch der Gefühle zu unmittelbareren, feineren und reelleren Formen schwieriger wurde, in dem Maße, in dem der Vortrag (die Ausdrucksmittel) in den Händen kultivierter Geister größere Spannung und Geschmeidigkeit erlangt hatten. Goethes Poesie ist dieser Durchbruch schlechthin. Er als Deutscher — deutsche Gemütsart und deutsche Sprache fielen hier zusammen — stand der Natur näher als die Vertreter anderer Völker; doch ermangelte er zugleich der Spannung, die den andern und dem Satzgefüge ihrer älteren Literaturen eigen war. Daher fehlen ihm gewisse Elemente: die Innigkeit eines Wordsworth, die Beseelung eines Shelley, gerade diejenigen Qualitäten, die bei denen möglich und notwendig waren, die in ihrer Sprache die größten Widerstände überwinden mußten. Ihnen kostete das Lösen Mühe, Goethe das Binden. Aber durch die Mühelosigkeit seines Durchbruches war Goethe für Europa eine Göttergabe. Seine pantheistische Poesie war wie ein Springbrunnen, ein Quell, der in zahllosen Bächen unsere Verstandeswelt durchströmt hat. Sein Binden, durch das er zu atmender, zuweilen zu sehr zu Kristallform gerinnen ließ, was erst nur Fluß und Bewegung gewesen war: sein Formgefühl also, das mit seinem pantheistischen Zerfließen gepaart ging, rettete und bewahrte für uns und für alle Zeiten die lebendige Naturkraft, die sich durch ihn ergoß. Ich wünschte, daß Gundolf diesen Goethe — es ist kein anderer als sein eigener — vor Europa gestellt hätte, statt ihn mit der Poesie als solche zu identifizieren, ihn an Deutschland zu binden und ihn mit deutschen Augen wahrzunehmen, und damit ihn und die ganze neuere Poesie zu einer deutschen Angelegenheit zu machen. Das wäre auch mehr im Sinne Goethes gewesen."

Neben den Werturteilen empfindet Verwey die ganze Auffassung und Behandlung des großen Gegenstandes als spezifisch deutsch; ganz besonders aber die Weise, wie Goethe zu einem Ideal gesteigert wird, so daß er gleichsam zum Dichter an sich emporwächst. Doch kann Verwey dem Gundolfschen Werke als Ganzem, als einem Versuch, die Persönlichkeit Goethes als eine sich entwickelnde Ganzheit von sich bekämpfenden und sich wiederversöhnenden Ideen begrifflich zu entwickeln, nicht seine Bewunderung versagen. Ein Nachteil der Gundolfschen Betrachtungsweise liegt nach Verwey darin, daß die größere oder geringere Vortrefflichkeit der einzelnen Werke Goethes so gut wie unberücksichtigt gelassen wird. Alle Äußerungen des Goetheschen Genius sind charakteristische Seiten oder Stufen seines Wesens und als solche für die Kategorie Goethe gleichwertig. Deshalb besteht für Gundolf kein qualitativer Unterschied zwischen Tasso und Iphigenie; und deshalb wird z. B. einzelnen Figuren wie dem Harfenspieler und Mignon, eine zu große Bedeutung beigelegt.

Da ihm Goethes Lebenswerk im einzelnen nicht so gegenwärtig war, um die Richtigkeit von Gundolfs Betrachtungen zu prüfen, so hat sich Verwey in einige der Dichtungen von neuem vertieft, um die bei der neuen Lektüre gewonnenen Eindrücke mit den Gundolfschen Bewertungen zu vergleichen. So hat er *Tasso* und *Iphigenie* vorgenommen, und seine Reflexionen darüber in zwei anderen Aufsätzen in seiner Zeitschrift niedergelegt. (Januar- und Märzheft der „Beweging".) Große Bewunderung und große Liebe bringt er dem Tasso entgegen, den er von seiner frühen Jugend ab gelesen hat; eine ganz besondere Wirkung übten schon die Anfangsverse (Du siehst mich lächelnd an, Eleonore, usw.) immer auf ihn aus; er fühlte sich dadurch wie mit einem Schlage in eine andere Welt versetzt. „Ich brauchte diese Verse nur auszusprechen, und das Edle und Wohltuende einer an Maß gebundenen Schönheit begann vor mir aufzuleben, war Fleisch und Blut geworden und *eins* mit mir." Verwey ist für die Schönheiten des Tasso besonders empfänglich, weil er sich Tasso so verwandt fühlt, wie andererseits auch der Gestalt des Hamlet. „Neigung zum Träumen und Mangel an Maß müssen wohl einen besonderen Reiz für uns gehabt haben, daß wir in keinen Schöpfungen uns so innig wiederfanden wie in dem aus dem Gleichgewichte gebrachten Tasso und dem tatenlosen Grübler Hamlet." Ganz anders steht Verwey der Iphigenie gegenüber, mit der er sich nie recht hat befreunden, und die er nie als dem Tasso gleichwertig hat ansehen können. Tasso war für ihn stets nicht nur das vollkommenere von den beiden Kunstwerken, sondern auch in seiner Art eines der vollkommensten überhaupt. Bei Iphigenie vermißt Verwey vor allem die Einheit, d. h. die Einheit zwischen Ton und Inhalt. Gleich im Eingangsmonolog der Iphigenie stört ihn diese Inkongruenz; der dramatische Akzent fehlt hier; nicht Iphigenie spricht, sondern Goethe durch sie, mittelbar und emblematisch, wie sich Verwey ausdrückt. Zwei Gefühlsströmungen laufen in dem Drama nebeneinander her, Goethes Sehnsucht nach dem Süden und Goethes Verlangen nach wahrer Menschlichkeit, und diese Verschiedenheit bringt auch einen Unterschied an Klarheit und Tiefe mit sich. Die Sehnsucht nach Italien ist der stärkere und unmittelbarere Drang; solange der am Worte ist, ist der Ton des Ganzen auch stärker und überzeugender. Das geht bis zum Ende des dritten Aktes, wo Iphigenie zur Selbst-

Digitized by Google

besinnung kommt; von hier an wird der Ton auch in den Worten der Iphigenie merklich schwächer und kühler, Überlegung und Bewußtsein erlangen die Oberhand. Der erste Ton entsprang einer erhabenen Gemütsbewegung, der zweite wird nur getragen durch das mühevolle Streben eines Gedankens. „Iphigenie auf Tauris *scheint* Goethes vollkommenstes Bühnenstück, es ist in der Tat sein schwächstes, sein am meisten verstandesmäßiges, sein am wenigsten lebendes. Er fesselt in demselben durch seinen Willen, seine Persönlichkeit; er rührt uns durch Konflikte des niedrigen Sympathischen; er befriedigt durch die Richtigkeit und das Gelungensein einzelner Unterteile; aber er erobert nicht — wie im Tasso — durch die Einheit einer großen sichtbaren Wirklichkeit."

Wir berichteten in unserem vorigen Briefe über die Angriffe und Vorwürfe, die der Groninger Romanist *Prof. Salverda de Grave gegen deutsche Wissenschaft* erhoben hat, vor deren nachteiligem Einfluß auf das holländische Geistesleben er seine Landsleute warnen zu müssen glaubte. Als Gegengift empfahl er die französische Wissenschaft. Es konnte nicht ausbleiben, daß die einseitigen und schiefen Ausführungen Salverda de Graves in Holland selbst zum Widerspruche reizen würden. Ein Groninger Kollege von Salverda de Grave, *Professor B. Symons*, ergreift in dieser Angelegenheit im Märzhefte des „Gids" das Wort; er nimmt der Reihe nach dessen verschiedene Leitsätze durch und widerlegt sie in sachlicher und ruhiger Weise. Die deutsche Wissenschaft begnügt sich nach ihm keineswegs damit, nur große Materialsammlungen anzulegen, sie verrichtet nicht bloß Kärrnerarbeit, sondern sie betrachtet es auch als ihre Aufgabe, den Stoff zu sichten und zu verarbeiten, und verliert dabei nie den Blick auf das große Ganze. Gerade durch die deutsche Methode des wissenschaftlichen Arbeitens, wie sie besonders in den Universitätsseminarien gepflegt wird, wird der junge Student zu selbständiger Tätigkeit angehalten und erzogen; und der unkritische Respekt vor einem berühmten Lehrer, das jurare in verba magistri, was Salverda de Grave als spezifisch deutsch brandmarkte, kommt überall in der Welt vor, in Frankreich ebenso gut wie in Deutschland. Ins Reich der Fabel verweist er sodann die Meinung, als ob die Franzosen in der Regel klar und elegant, die deutschen Gelehrten aber immer dunkel und schwerfällig schrieben; diese Vorstellung sei ebenso verkehrt wie die tendenziöse Gegenüberstellung von deutscher Gründlichkeit und französischer Oberflächlichkeit, die man manchmal von deutscher Seite hört. Vor einem halben Jahrhundert, als sich die deutsche Wissenschaft noch in größerer Abhängigkeit von der spekulativen Philosophie befand, sei ein derartiger Vorwurf vielleicht nicht so ganz unberechtigt gewesen, aber für die Gegenwart träfe derselbe sicherlich nicht mehr zu. „Es gibt schlecht geschriebene deutsche Bücher, aber es gibt auch, was in Niederland weniger bekannt sein dürfte, schlecht geschriebene französische Bücher." Symons erinnert hier an das Werk von Alfred Jeauroy, Les origines de la poésie lyrique en France. „Man vergleiche damit das nach Form und Inhalt klassische Werk des deutschen Begründers der romanischen Philologie, Leben und Werke der Troubadours von Friedrich Diez, das schon 1829 erschienen ist."

Des weiteren führt Symons aus, daß die französische Eleganz des Stils, die sein Kollege als vorbildlich anpreise, für die Holländer gar nicht passe. „Warum uns zu einer Eleganz zwingen, die nicht unserer Volksart entspricht, die nicht echt, sondern angelernt ist? Laßt uns auch in unserem wissenschaftlichen Stil wir selbst bleiben, ein Volk sui generis, aber doch ein Volk, das eine Sprache spricht, die allen französischen Einflüssen zum Trotz eine germanische geblieben ist, in Herz und Nieren. Wenn manchen der Name germanisch, den andere als einen Ehrennamen betrachten, ein Dorn im Auge ist — es sei so, aber alles Wasser, das unsere Küste bespült, wird den Makel der (germanischen) Abstammung nicht abwaschen können, der uns nun einmal anhaftet."

Wenn in einigen Wissenschaften, besonders den philologischen, deutsche Arbeitsweisen, Denkformen und Anschauungen eine überwiegende Bedeutung erlangt hätten, so liegt das nach Symons zum Teil daran, daß das Studium deutscher Lehrbücher dem Holländer bequemer ist, daß der deutsche Buchhandel besser organisiert ist als der französische, und daß manche Wissenschaften, besonders eben der philologischen Fächer, deutschen Ursprungs sind, die Fabrikmarke made in Germany tragen und in Deutschland lange Zeit ihre vornehmsten und eifrigsten Vertreter gefunden haben. Aber die Hauptursache bildet für Symons doch die nahe völkische Verwandtschaft von Holländern und Deutschen — an die aber manche Holländer nicht gern erinnert werden. „In deutschen wissenschaftlichen Werken haben wir Fleisch von unserem Fleisch und Blut von unserem Blut, und unsere Volksart findet darin für ihre Weise die Dinge zu sehen und zum Teil auch zu sagen die meiste Befriedigung, weil sie am meisten zu unserer eigenen paßt."

Bei *R. W. P. de Vries* in Amsterdam fand Mitte Februar eine interessante *Versteigerung hebräischer und jüdischer Literatur* statt, die sich reger Beteiligung erfreute. Der starke Zustrom von Juden aus dem östlichen Europa, während des Krieges, hat dem Bibel- und Talmudstudium hierzulande neue Freunde zugeführt, und besonders in zwei Orten, in Scheveningen und in Amsterdam, werden diese Studien mit besonderem Eifer betrieben; hier

Digitized by Google

halten diese Juden in bestimmten Lokalen regelmäßige Zusammenkünfte ab, wo talmudische und andere jüdische Probleme leidenschaftlich erörtert werden. Die Bücher entstammten zum größten Teil der Bibliothek des verstorbenen Oberrabbiners M. Monasch in Utrecht; der gut redigierte Katalog war in deutscher Sprache abgefaßt, die hebräischen Titel waren deutsch umschrieben. Einige Hauptpreise folgen hier: 96. Dikduke Soferim. Kritische Lesarten zum Talmudtext. Von *R. N. Rabbinowicz*, mit Ergänzungsband von *H. Ehrentreu*. München usw. 1867 bis 1897, 57 fl. — 123. Historisch-kritische Glossen zu verschiedenen Traktaten des Babylonischen und Jerusalemischen Talmud. Von *J. H. Dünner*. Frankfurt a. M. (1896—1913), 10 fl. — 131. Halachisches Talmud-Compendium des *Alfassi* ... [Lemberg.] (Pseudo-Amsterdam, 1853), 18 fl. — 138. Kabbalistische Auslegung zum Pentateuch. Amsterdam, Levi Rofeh, 1789, 10 fl. — 197. Ritualkodex des Jakob b. Ascher mit sämtlichen Kommentaren. Wilna (1900), 50 fl. — 210. Jalkuht. Midrasch. Sammelwerk zur Bibel von R. Simeon aus Frankfurt a. M. Wilna (1898), 18 fl. — 243. Ritual-Kodex des Mardochai Jaffa. Venedig (1620), 45 fl. — 306. Feestgebeden der Nederlandsche Israëlieten. Hebreeuwsch en Nederduitsch ... Amsterdam (1879—1882), 35 fl. — 360. Ritual-Codex des *R. Moses aus Coucy*. Mit ausführlichem Kommentar des Moses Chajim aus Klein-Wardein. Munkacz (1905), 20 fl. — 375. Codex des *Maimonides* mit vielen Commentaren. Warschau (Orgelbrand) (1881—1882), 31 fl. — 885. Ritualcodex des *Maimonides* mit Commentaren. Amsterdam (1702). Lederbände mit Kupferschließen, 60 fl. — 418. Liturgisches Büchlein für die Omerzählung. Pergamenthandschrift als Geschenk für den Bräutigam Abraham b. Etchanan Levi aus Leeuwarden. 1. Nisan 5588 (1798). Mit Federzeichnungen; gepreßter Lederband mit Superexlibris, 140 fl. — 447. Talmudisches Wörterbuch des *Natan aus Rom* ... Herausgegeben von A. Kohut. Mit Nachtragband. Wien-New-York (1878—1892), 59 fl. — 569. Ritualcodex des *Joseph Caro* mit Commentaren. Lemberg (Madtes, 1876), 56 fl. — 620. Talmud mit vielen Commentaren nebst Tosephta. Wien (Schloßberg, 1862—1872). Mit Gebrauchsspuren, 53 fl. — 973. Talmud mit vielen Commentaren, u. a. Glossen des Jesaja. Berlin und Elia Wilna. Wien (Anton Schmid, 1830—1833), 60 fl. — 659. Vetus Testamentum hebraïcum cum variis lectionibus. Ed. B. Kennicot. Oxoniae (1776—1880), 27 fl. — 950. Biblia magna rabbinica mit zahlreichen Commentaren. Amsterdam (Moses Frankfurt, 1724—1727), 45 fl. — 990a. Esther-Rolle mit Federzeichnung in elfenbeinerner Kapsel. Mit schönem Knopf, 125 fl. — 1220. *Grätz* (*H.*), Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Leipzig (1891—1906), 42 fl. — 1233. *Hamburger* (*J*), Real-Encyclopädie des Judentums. Band: Talmud und Midrasch, mit Ergänzungsband. Suppl. I—VI. Strelitz-Leipzig (1896—1901). (Ohne die Abteilung Bibel), 26 fl. — 1344. *P. de Lagarde*, Symmicta. Göttingen (1877), 9 fl. — 1365. *J. Levy*, Chaldäisches Wörterbuch über die Targumim und einen großen Teil des rabbinischen Schrifttums ... Leipzig (1881), 12,50 fl. — 1513. *Sluys* (*D. E.*), und *Jacob Hoofien*, Handboek voor de geschiedeins der Joden. Amsterdam (1870—73), 11 fl.

Amsterdam, Anfang April. *M. D. Henkel.*

Wiener Brief.

Der Abschluß der *Säkularausgabe von Friedrich Hebbels Werken* (Berlin, B. Behrs Verlag) ist nach R. M. Werners Tod (1913) von dessen Hinterbliebenen der bewährten Sorgfalt *Julius Wahles* übertragen worden. Nach längerer Pause ist es ihm gelungen, den vorletzten (15.) Band, mit den Lesarten und Anmerkungen zu Band 8—12, herauszubringen; die Druckvorlage hatte Werner noch selbst hergestellt, auch die Korrektur des ersten Bogens gelesen. Die Vorzüge und Verdienste von Werners Ausgabe sind so oft gerühmt worden, daß uns nur zu wünschen bleibt, sie recht bald vollendet zu sehen.

F. X. Zimmermann, der sich die lohnende Aufgabe gestellt hat, die Pflege deutscher Literaturgeschichte im Küstenland zu erforschen — Nagel-Zeidlers „Deutsch-österreichische Literaturgeschichte" mußte, da ein geeigneter Bearbeiter seinerzeit fehlte, den Abschnitt zurückstellen — bietet interessante „Römische Briefe von Liszts Freundin Fürstin Karoline Sayn-Wittgenstein an Karl Graf Coronini-Cronberg" (Wien, K. Harbauer), einen der führenden österreichischen Parlamentarier zur Zeit des Bürgerministeriums, der in den achtziger Jahren auch mit Gedichten und Novellen hervorgetreten ist.

Den „Musikantenfamilien Stein und Streicher", deren Bedeutung weit über die Ortsgeschichte hinausgeht, widmet *Theodor Bolte* eine hübsche Monographie mit zwölf Abbildungen (Wien, Ludwig Schönberger).

Einen wertvollen neuen Beitrag zur österreichischen Unterrichtsgeschichte, für die wir im wesentlichen noch immer auf Fickers grundlegende Arbeiten aus den siebziger Jahren angewiesen sind, verdanken wir dem Wiener Deutschrechtler *Siegmund Adler*: „Die Unterrichtsverfassung Kaiser Leopolds II. und die finanzielle Fundierung der österreichischen Universitäten nach den Anträgen Martinis" (Wien, Deuticke). Der vor kurzem nach Innsbruck berufene Ge-

Digitized by Google

schichtsforscher *Heinrich R. v. Srbik* veröffentlicht „Studien zur Geschichte des österreichischen Salzwesens" (Innsbruck, Wagner), dem die Staatsverwaltung bei seiner fiskalischen Bedeutung schon früh die größte Aufmerksamkeit geschenkt hat. Seine Untersuchungen über die Urgeschichte von Haus und Hausrat weiter führend, hat *Rudolf Meringer*, getreu seiner Richtung, „Wörter und Sachen" einander wechselseitig erhellen zu lassen, „Mittelländischen Palast, Apsidenhaus und Megaron" (Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien, philosophisch-historische Klasse, 181. Band) aus volkskundlicher und kunstgeschichtlicher Überlieferung gewissermaßen neu aufgebaut. Aus den versprengten antiken Überbleibseln „Die Philosophie des Anaxagoras" wiederherzustellen, unternimmt ein Schüler Adolf Stöhrs, *Felix Löwy-Cleve* (Wien, C. Konegen).

Der Entdeckung Österreichs dient die von *Hugo von Hofmannsthal* herausgegebene „Österreichische Bibliothek" des Insel-Verlags, von der uns interessante neue Bändchen angekündigt werden: Maria Theresia als Herrscherin. Aus den deutschen Denkschriften, Briefen und Resolutionen von Josef Kallbrunner; Ein österreichischer Kanzler, der Fürst von Metternich, von Ernst Molden; Adalbert Stifters Briefe, ausgewählt und herausgegeben von Richard Smekal; Tschechische Anthologie (Vrchlický-Sova-Březina), übertragen von Paul Eisner; Alpensagen, ausgewählt von Max Pirker. — Die Münchener allgemeine Vereinigung für christliche Kunst macht durch *Wilhelm Kosch* „Ferdinand Georg Waldmüller", den zu seiner Zeit unverstandenen und verfolgten Wiener Vorkämpfer der Freilichtmalerei, breiteren Kreisen bekannt (Leipzig, Otto Maier). Ein Künstlerbilderbuch „Franz Grillparzer" soll in der Sammlung „Österreichs Ruhmeshalle" (Prag, A. Haase) demnächst erscheinen.

Uns selbst ist ein neues, fremdes Volkstum, das einst Sacher-Masoch und Karl Emil Franzos in die deutsche Literatur eingeführt haben, ganz nahe gerückt worden: das Ostjudentum, das der Russeneinfall in Massen nach Wien gescheucht hat. Seit dem Vorjahr erscheint hier eine Monatsschrift „Der Jude", herausgegeben von *Dr. Martin Buber*. Zwei Übertragungen aus dem Jargon machen uns mit dem „jiddischen" Dramatiker *Jizchok Leib Perez* bekannt: „Die goldene Kette, das Drama einer chassidischen Familie", übersetzt von Siegfried Schmitz, und „Die Nacht auf dem alten Markt. Ein Spiel in vier Akten", übersetzt von Hugo Zuckermann (Wien, R. Löwit). Derselbe Verlag kündigt eine Sammelschrift „Das jüdische Prag" an, herausgegeben von der Redaktion der „Selbstwehr".

Mit zu den bemerkenswerten Kriegserscheinungen gehört wohl auch, daß *Berta von Suttners* gewiß gut gemeinter, aber künstlerisch doch recht minderwertiger Tendenzroma „Die Waffen nieder!" soeben im 211.—240. Tausend (seit 1889) ausgegeben werden kann.

Von schöner Literatur sind nur sonst wenige neue Erscheinungen zu verzeichnen: ein Novellenbuch „Ungarn" von *Stefan Klein* (München, Georg Müller), Gedichte von *Richard Schaukal* „Heimat der Seele" (ebenda), „Dreißig Gedichte" von *Anton Wildgans* (Konstanz, Reuß & Itta), eine Wiener Volkskomödie in drei Akten „Im Seitengaßl" von *Karl J. Rettenbach* (Graz, Leykam). —

Die Wiener Hochschulen haben in den letzten Wochen drei Verluste zu beklagen: den Tiroler Geschichtsforscher *Josef Hirn* (gestorben am 7. Februar), der erst vor kurzem mit seinem Hauptwerk „Tirols Erhebung im Jahr 1809" (1909) einen bedeutenden Bucherfolg gewonnen hatte; den Kunsthistoriker *Robert Stiassny* (gestorben am 26. Februar), einen guten Kenner der älteren deutschen Kunst; den als Forscher, Lehrer und kerndeutschen Mann allgemein verehrten Epigraphiker *Eugen Bormann* (gestorben am 4. März), der den Tod seines einzigen, im serbischen Feldzug gefallenen Sohnes nicht mehr hat verwinden können. Am 1. März ist in Baden bei Wien *Jaro Pawel* gestorben, Munckers Mitarbeiter an der kritischen Ausgabe von Klopstocks Oden. Der am 17. März in Zürich dahingeschiedene Philosoph *Franz Brentano*, ein Neffe des Romantikers Klemens Brentano, hat durch seine Wirksamkeit an der Wiener Universität von 1874—1894 einen tiefgehenden Einfluß auf das Geistesleben in Österreich ausgeübt: er erschütterte die Alleinherrschaft der 1849 durch Exner zur österreichischen Staatsphilosophie gestempelten Herbartschen Lehre, ersetzte sie durch seine eigene aristotelisch-empiristische Neuscholastik und versorgte durch längere Zeit die österreichischen Lehrkanzeln mit seinen Schülern, von denen sich Meinong, Höfler, Marty, Ehrenfels und Hillebrand einen Namen gemacht haben. Was Brentano für Österreich bedeutet, wird sich erst voll ermessen lassen, wenn einmal die Geschichte des Philosophieunterrichts in Österreich vorliegt, an der Karl Siegel seit längerer Zeit arbeitet. Durch den Tod *Ludwig Lobmeyrs* (am 25. März) hat die Wiener Zweigstiftung der deutschen Schillerstiftung ihren stets hilfsbereiten Obmann, Österreichs Kunst und Literatur einen warmherzigen Förderer verloren.

Nur wenig ist von den Lebenden zu berichten. Zum 60. Geburtstag (11. Februar) hat die Stadt Wien *Franz Eichert* die jährliche Ehrengabe auf 1800 Kronen erhöht. Dem verdienten Vollender der „Allgemeinen deutschen Biographie", Herausgeber des „Biographischen Jahrbuchs und deutschen Nekrologs" *Anton Bettelheim* wurde der Titel Professor verliehen (8. März). Hofrat *Dr.*

Digitized by Google

Josef Ritter von Karabacek ist am 18. März von der Direktion der Hofbibliothek zurückgetreten: das Institut, dem er seit 1899 vorstand, verdankt ihm eine Reorganisation des inneren Dienstes, die Eröffnung des neuen Lesesaals im Augustinertrakt, die Veranstaltung von vielbesuchten und in der Öffentlichkeit allgemein gewürdigten Ausstellungen der kostbaren, dem großen Publikum bis dahin so gut wie unbekannten Handschriften- und Bücherschätze, die Anlage der in unserem letzten Bericht erwähnten umfassenden Kriegssammlung. In welch liebenswürdiger Weise Hofrat von Karabacek allen billigen Wünschen entgegenkam, konnte jeder Benutzer der Hofbibliothek erfahren. Der Gelehrte wird sich nunmehr ganz den Arbeiten der philosophisch-historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften, deren Sekretär er ist, widmen können. Mit der provisorischen Leitung der Hofbibliothek ist der Vizedirektor Regierungsrat *Dr. Josef Donabaum* betraut worden. —

Nach längerer Zeit hat die Firma *Gilhofer & Ranschburg* in Wien unter der Leitung ihres (ebenfalls zum Militärdienst eingerückten) Chefs Dr. Ignaz Schwarz die Versteigerung eines Teiles der Sammlungen des Architekten Hofrat Prof. Karl König (1841—1915) vornehmen können (am 23. und 24. März). Schade, daß sich nicht ein Käufer für das Ganze fand und nun zerrissen wurde, was jahrzehntelanger Sammeleifer und geläuterter Geschmack zusammengebracht hatte. Die literarischen Seltenheiten aus dem Gebiet der Architektur und der Kunst, die ausgeboten wurden, fanden entsprechende Schätzung, das Ergebnis war glänzend.

Eine Sammlung von ungefähr 1500 Auktionskatalogen (zum Teil mit Preisnotierungen und Namen der Käufer) seit 1744, Galerieverzeichnissen und Oeuvrekatalogen, zurückgehend auf Moritz König, den Vater, und von Karl König, dem Sohn, mit Sorgfalt ergänzt, wurde zum Preise von 6200 Kronen von der Hofbibliothek erstanden. Die höchsten Preise erzielten: Nr. 371 *Chippendale*, Le guide du tapissier, de l'ébéniste et de tous ceux qui travaillent en meubles, 3. éd., London 1762, 1700 Kr.; Nr. 281 *Kleiner und Pfeffel*, Vera et accurata delineatio, das große Wiener Architekturwerk, vollständiges Exemplar mit dem äußerst seltenen 5. Teil, Augspurg 1724—1737, 1600 Kr. (Nr. 282—285, dasselbe, 1., 2., 5., 10. Teil, nur 240 Kr.); Nr. 242 *Neufforge*, Receuil élémentaire d'architecture, Paris 1757—1780, 10 Teile in sechs alten Halblederbänden, 1450 Kr. (Nr. 243, dasselbe Werk in erster bis zum 7. Band reichender Ausgabe mit Supplement, zusammen 846 Tafeln, 900 Kr.); Nr. 188 *Rossini*, Antichità di Roma, Roma 1819—23, 1300 Kr.; Nr. 856 D. Fausts (Original) Wahrer und Ächter (†††) Schatzheber, o. O., Dr. und J. etwa 1780), 1225 Kr., (Erwerber ein bekannter Leipziger Goethe-Sammler); Nr. 599 *Nagler*, Neues allgemeines Künstlerlexikon, München 1835—52, 1100 Kr. (!); Nr. 181 *Piranesi*, Vedute di Roma, Roma 1748 sq., 1000 Kr.; Nr. 438 Sammelband der französischen Ornamentistenschule, Stiche nach Zancarli, Polidoro da Caravaggio, Galestruzzi, Du Cerceau, Marot, Pierretz, 970 Kr.; Nr. 496 *Dürer*, Vier Bücher von menschlicher Proportion, Nürnberg 1528, 950 Kr. (Nr. 497 dessen Underweysung der Messung, Nürnberg 1538, nur 700 Kr.; Nr. 495 Etliche underricht zu befestigung der Stett, Schloß und Flecken, Nürnberg 1527, 555 Kr.); Nr. 12 *C. F. Blondel*, Livre nouveau ou règles des cinq ordres d'architecture, Paris 1757, 900 Kr.; Nr. 335 die erste illustrierte Ausgabe des *Vitruvius* per Jocundum solito castigatior factuscum figuris et tabula, Venetiis, 1511, 870 Kr. (eine Eintragung von alter Hand in diesem Exemplar gibt den uns unbekannt gewesenen Todestag des Dominikaner-Architekten Giovanni Giocundi mit 1. Juli 1515 an); Nr. 375 Cuvilliés, Morceaux de caprice à divers usages, München und Paris s. a. (etwa 1740), 810 Kr. (Nr. 374 dessen Livre de Cartouches, München und Paris 1738, 620 Kr.); Nr. 45 Auswahl der vornehmsten, schönsten und merkwürdigsten Lustschlösser und Gegenden in den Königl. Preußischen Staaten von Nagel, Schwarz, Knüpffer und Liebezeit, Berlin 1788 bis 1791, 750 Kr.; Nr. 223 *Danreitter*, Salzburger Ansichten, Augsburg um 1720, 750 Kr.; Nr. 276 die Delsenbachsche Folge der Wiener Ansichten, Augsburg o. J. (1719), 660 Kr. (Nr. 277 ein anderes Exemplar in modernem Hkldb., 600 Kr.); Nr. 70 *Allais, Détournelle, Vandoyer et Baltard*, Grands prix d'architecture, Paris 1806/34, 650 Kr.; Nr. 476 *Couché*, Galerie du Palais Royal, Paris 1808, 650 Kr.; Nr. 601 *Netto*, Zeichen-, Mahler- und Stickerbuch, Leipzig 1795, obwohl nicht ganz vollständig, 650 Kr.; Nr. 280 *Kleiner*, Kriegs- und Siegs-Lager des Fürsten und Herrn Eugenii Francisci, Hertzogen zu Savoyen, T. I—VII, IX und X, Augsburg 1731/38, 560 Kr.; Nr. 449 und 450 *Bartsch*, Le peintre-graveur und Suppléménts von R. Weigel, 560 Kr.; Nr. 821 Erstausgaben von *Schubert*, Lieder, 5 Bände, Wien o. J. (1821 ff.), 550 Kr.; Nr. 266 *Werner*, Prospecte der Haupt-Stadt Prag, Augspurg o. J. (um 1710), 540 Kr.; Nr. 109 ein Sammelband mit Schloß- und Gartenansichten von Diesel, Perelle, Bodenehr, Engelbrecht, zusammen 43 Kupfer, 510 Kr.; Nr. 10 *J. Fr. Blondel*, De la distribution des maisons de plaisance, Paris 1737/38, 500 Kr.; Nr. 60 Journal of the Royal Institute of British architects, 21 Bände, London 1894—1913, 500 Kr.; Nr. 69 *Fischer von Erlach*, Entwurff einer historischen Architektur, 500 Kr.; Nr. 815 *Vischer*, Ertzhertzogtumb Unteröster-reich (1672), 500 Kr. Die Preise von 490—200 Kr. verzeichnen wir nur mit Anführung der Katalog-

Digitized by Google

nummern. Es erzielten 490 Kr.: Nr. 103; 460 Kr.: Nr. 372, 405; 440 Kr.: Nr. 831/32; 430 Kr.: Nr. 159; 420 Kr.: Nr. 30, 418; 410 Kr.: Nr. 115, 376; 400 Kr. Nr. 89, 379, 414, 702, 787; 390 Kr.: Nr. 967; 375 Kr.: Nr. 112, 431; 370 Kr.: Nr. 186, 298, 970; 365 Kr.: Nr. 926; 360 Kr.: Nr. 160; 345 Kr.: Nr. 921; 340 Kr.: Nr. 171/72; 330 Kr.: Nr. 525, 882; 320 Kr.: Nr. 182; 310 Kr.: Nr. 278; 300 Kr.: Nr. 11, 26, 98, 201, 366, 949; 290 Kr.: Nr. 106, 802; 275 Kr.: Nr. 489; 265 Kr.: Nr. 74, 849; 260 Kr.: Nr. 42, 96, 101; 255 Kr.: Nr. 90; 250 Kr.: Nr. 27, 329, 422; 240 Kr.: Nr. 282—285; 235 Kr.: Nr. 117, 230 Kr.: Nr. 21, 665; 225 Kr.: Nr. 107, 304; 220 Kr.: Nr. 108, 411, 816; 210 Kr.: Nr. 86, 119, 124, 224, 385, 421, 769, 899; 205 Kr.: Nr. 52; 200 Kr.: Nr. 1, 97, 180, 195, 288, 836.

Ohne Zweifel haben hiebei Liebhaber einzelne heißbegehrte Objekte bedeutend überzahlt. Für berühmte Werke der Renaissancearchitektur war das Interesse weit geringer: Nr. 288 *Palladio*, I quattro libri dell' architettura, Venetia 1570, 200 Kr.; Nr. 289 *Palladio*, Le fabbriche e i disegni, raccolti da O. B. Scamozzi, 2. Ausgabe, Vicenza 1786, und Nr. 290 die französische Ausgabe des gleichen Werkes je 105 Kr.: Nr. 292 *Puteus* (P. Andreas Pozzo), Perspectiva pictorum et architectorum, Rom 1700/02, 65 Kr.; Nr. 302 *Scamozzi*, Beschreibung der fünff Säulen-Ordnungen, Sultzbach 1678, 50 Kr.; Nr. 318 *Serlio*, Architettura, Venezia 1551, 100 Kr.; Nr. 322 die deutsche Übersetzung dieses Werkes, Basel 1608, 72 Kr.; Nr. 323 dasselbe Werk, Basel 1609, 45 Kr.; Nr. 330 *Vignola*, Le due regole della prospettiva pratica, Roma 1583, 150 Kr.

Ästhetisches und Archäologisches konnte billig erstanden werden: Nr. 417 *Moritz*, Vorbegriffe zu einer Theorie der Ornamente, Berlin 1793, zusammengebunden mit dessen Allgemeinem deutschen Briefsteller, 3. Aufl., Berlin 1797, 6 Kr.; Nr. 575 *Mengs*, Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Malerey, Zürich 1771, 7 Kr.; Nr. 624 *Reynolds*, Reden über die Malerei, deutsch von Kosmeli, Hamburg 1802, 5 Kr.; Nr. 684 *Webb*, Untersuchung des Schönen in der Mahlerey, deutsch von Vögelin, Zürich 1766, 5 Kr.; Nr. 698 *Christ*, Abhandlungen über die Literatur und Kunstwerke, vornehmlich des Altertums, Leipzig 1776, 11 Kr.; Nr. 735 *Montfaucon*, Griechische und römische Alterthümer, Nürnberg 1757, 40 Kr.; Nr. 747 *Hamilton*, Raccolta dei vasi Etruschi, 1. Band, 41 Kr.; Nr. 763 *Winckelmann*, Nachrichten von den neuesten Herculanischen Entdeckungen, Dresden 1764, 5 Kr.; Nr. 764 desselben Monumenti inediti, 2. Ausgabe, Roma 1821, 85 Kr.; Nr. 958 *Riedel*, Über das Publikum, Jena 1768, 3 Kr.

Die sehr selten gewordene Schrift Nr. 679, Waldmüller, Das Bedürfnis eines zweckmäßigeren Unterrichts in der Malerei und plastischen Kunst, 2. Aufl., Wien 1847, 20 Kr.; Nr. 680 dessen Andeutungen zur Belebung der vaterländischen bildenden Kunst, Wien 1857, Ausgabe auf starkem Papier, 24 Kr.; Nr. 681 dasselbe, Ausgabe auf gewöhnlichem Papier, 30 Kr.; Nr. 1682 *Eitelberger*, Die Reform des Kunstunterrichtes, und Professor Waldmüllers Lehrmethode, Wien 1848, 20 Kr.; Nr. 644 Drei Schreiben aus Rom gegen Kunstschreiberei in Deutschland, Dessau 1833, 35 Kr.

Erstausgaben klassischer Werke wurden mit in Kauf genommen: Nr. 529 *Goethe*, Zur Farbenlehre, Wien, Geistinger 1812, 10 Kr.; Nr. 538 *Herder*, Plastik, Riga 1778, 12 Kr.; Nr. 880 desselben Zwei Preisschriften, 2. Ausgabe, Berlin 1789, 14 Kr.; Nr. 729 *Lessing*, Laokoon, Berlin 1766, 46 Kr.; Nr. 897 desselben Übersetzung von Huart, Prüfung der Köpfe, Zerbst 1752, 18 Kr.

Wenig Liebhaber fanden die Philosophen: Nr. 858 *Fichte*, Appellation an das Publikum, Jena 1799, 24 Kr.; Nr. 859 dessen Sonnenklarer Bericht, Berlin 1801, 4 Kr.; Nr. 860 dessen Schrift Über das Wesen des Gelehrten, Berlin 1806, 5 Kr.; Nr. 861 dessen Staatslehre, Berlin 1820, 10 Kr.; Nr. 862 Fichtes Wissenschaftslehre, erläutert von J. K., Straubing 1807/8, 13 Kr.; Nr. 885 *Kant*, Kritik der reinen Vernunft, 3. Aufl., Riga 1790, zusammengebunden mit der Kritik der praktischen Vernunft, 2. Aufl., Riga 1792, 13 Kr.; Nr. 886 Kritik der Urteilskraft, 2. Aufl., Berlin 1793, 16 Kr.; Nr. 887 Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, Frankfurt und Leipzig 1794, 6 Kr.; Nr. 888 Der Streit der Fakultäten, Königsberg 1798, 9 Kr.; Nr. 961 ein Sammelband mit Schellings Darlegung des wahren Verhältnisses der Naturphilosophie, Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen, Über die Gottheiten von Samothrace, 12 Kr.

Höhere Preise zahlte man für einige Viennensia: Nr. 989 *J. H. F. Müller*, Genaue Nacarichten von beyden k. k. Schaubühnen, Preßburg 1772, 100 Kr.; Nr. 813 *Scheyb*, Theresiade, Wien 1746, 50 Kr.; Nr. 845 ein unvollständiges Exemplar der Chronik des Wiener Goethevereines 60 Kr.; Nr. 997 *Wekherlin*, Denkwürdigkeiten von Wien, Nördlingen 1777/79, 31 Kr. Dagegen erzielte Nr. 993 *J. E. Schlager*, Wiener Skizzen aus dem Mittelalter, Wien 1836, nur 5 Kr.; Nr. 990 *Nestroy*, Freiheit in Krähwinkel, Wien 1849, 14 Kr.

Die zweite Sammlung der Abteilung König (Ölgemälde, Handzeichnungen und Antiquitäten) gelangt im April zur Versteigerung.

Bei einer Bücherauktion im Dorotheum (26. und 27. März) kam es ebenfalls zu einem lebhaften Überbieten bei Illustrations- und Prachtwerken, während die Steigerungen bei den Büchern und Zeitschriften sich in mäßigen Grenzen hielten und die Marktpreise vielfach nicht erreicht wurden. Die Weimarer Ausgabe von *Goethes* Werken, Ab-

Digitized by Google

teilung I—III gebunden, IV broschiert, brachte 960 Kr.; das *Goethe-Jahrbuch*, Band I—XXX, 135 Kr.; *Hebbels* sämtliche Werke, erste Gesamtausgabe, 61 Kr.; *Herders* Werke, herausgegeben von Suphan, nicht ganz vollständig, 115 Kr.; *Ibsens* Sämtliche Werke, herausgegeben von Schlenther, 120 Kr.; *Schillers* Sämtliche Schriften, Historisch-kritische Ausgabe von Goedeke, 110 Kr.; *Shakespeares* Werke, herausgegeben von Ulrici, 74 Kr.; *Schopenhauers* Werke, herausgegeben von Frauenstädt, 56 Kr.; *Darwins* Gesammelte Werke, herausgegeben von J. V. Carus, 100 Kr.; *Moltke*, Gesammelte Schriften, 45 Kr.; *D. F. Strauß*, Gesammelte Schriften, 64 Kr.; *Gregorovius*, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, 3. Auflage, 130 Kr.; die Gartenlaube 1853—1912 160 Kr.; die Heimat, Band 1—25, 52 Kr.; die Leipziger Illustrirte Zeitung, Band 24—139, 365 Kr.; Nord und Süd, Band 1—123, 110 Kr.; der Stein der Weisen, Band 1—40, 90 Kr.; Über Land und Meer, Band 1—108, 260 Kr.

Wien, 31. März 1917.

Prof. *Dr. Eduard Castle.*

Budapester Brief.

Die enge geistige Verbindung zwischen dem ungarischen und deutschen Kulturleben seit dem Zeitalter der Reformation beruht auf sehr wenigen Institutionen. Die nachhaltigste Beziehung bildete längere Zeit hindurch das Studium ungarischer protestantischer Studenten auf deutschen Universitäten, wodurch ein *Austausch* geistiger Werte tatsächlich zustande kam. Daß deutsche Zeitschriften und Bücher in ungarischen Landen zu jeder Zeit bedeutenden Absatz gefunden haben, schuf gewiß eine geistige Beziehung, jedoch setzt dieselbe nicht notwendig eine geistige Wechselwirkung voraus.

In mehreren Fällen nahm Ungarn an den internationalen Ausstellungen in Deutschland — so letzthin an der Leipziger Buchgewerbe-Ausstellung — überhaupt nicht oder nicht in würdiger Weise teil. Das Vorhandensein eines *Magyarischen Hauses* in Deutschland wäre nötig, um das Bücher- und Hilfsmaterial zu umfassen, welches dem großen deutschen Publikum unmittelbar und nicht auf dem Wege über Wien die Kenntnis Ungarns vermitteln könnte. Gibt es doch derzeit außer der Ungarischen Sammlung der Berliner Königlichen Bibliothek und außer den mitteleuropäischen wirtschaftlichen und juristischen Vereinigungen kaum Einrichtungen, welche zur Förderung des Austausches zwischen dem ungarischen und deutschen Geistesleben beitrügen. Unleugbar sind jedoch in dieser Hinsicht eben in allerletzter Zeit, sozusagen in den jüngstverflossenen Tagen verheißungsvolle Anzeichen bemerkbar. Sie rechtfertigen das Unternehmen, auf diesen Spalten diejenigen Erscheinungen des ungarischen Schrifttums und des ungarischen Geisteslebens zu besprechen, welche in Deutschland höheres Interesse erwecken können.

Seit Oktober 1916 gibt es auf der Berliner Universität einen Lehrstuhl für ungarische Sprache und Literatur und der Inhaber dieses Lehrstuhls, Professor Robert Gragger, ist bemüht, sein Seminar auch mit einer Bibliothek auszustatten. An die Wirksamkeit Professor Graggers knüpft man sowohl in Ungarn als auch in Deutschland nicht bloß die Erwartung, daß aus seinem Seminar eine Reihe von Arbeiten über die Beziehungen des deutschen und ungarischen Geisteslebens hervorgehen wird. Hat doch Prof. Gragger aus diesem Stoffkreise im Jahre 1912 einen ansehnlichen Band in ungarischer Sprache herausgegeben, bestehend aus Arbeiten der namhaftesten ungarischen Philologen. Wir hegen den Wunsch, daß die über Ungarn in *deutscher Sprache* handelnde Literatur zusammengestellt und zweitens, daß zum Gebrauch des deutschen gelehrten Publikums ein wissenschaftlicher Leitfaden kleineren Umfangs dargeboten werde, welcher eine ausgewählte Bibliographie und die Beschreibung der ungarischen geistigen Einrichtungen und Zustände enthielte.

Somit hätte Prof. Gragger und sein Berliner Seminar die im Jahre 1880 abgebrochene Arbeit Karl Kertbenys[1] fortzusetzen und die Herausgabe eines Handbuchs — wenn auch vorderhand in kleinerem Umfange — vorzubereiten, wie ein solches z. B. über deutsch-französische Beziehungen unter dem Titel: Charles Andler: Les études germaniques (Paris, Larousse 1915) erschienen ist. Ein ähnlicher *ungarisch-französischer* bibliographischer Leitfaden (in bedeutend größerem Umfange als das Andlersche Werk) ist bis an die Literatur der neuesten Zeit heranreichend bereits vorhanden[2]. Hoffentlich werden die bezeichneten Aufgaben in allerkürzester Zeit gelöst werden.

Die Organisation einer *ungarischen rechtswissenschaftlichen Bibliothek der Waffenbrüderlichen Vereinigung* wird geplant, und obzwar dieselbe vorläufig im Anfangsstadium ist, knüpft sich an sie, falls sie zustandekommt, das große praktische Interesse einer Vereinheitlichung der deutschen und ungarischen rechtlichen Institutionen.

Unlängst sollte auch eine Bibliographie der ungarischen sozialwissenschaftlichen Literatur in Deutschland erscheinen. Prof. Georg Maas gedachte in seiner im Auftrage der Reichsregierung herausgegebenen *Bibliographie der Sozialwissen-*

1 Kertbeny, K. M. Bibliographie der ungarischen nationalen und internationalen Literatur. 2 Bände. Budapest, Verlag der Kgl. ung. Universitäts-Buchdruckerei 1880.

2 Kont, Ignace, Bibliographie française de la Hongrie 1521—1910. Paris, Leroux, 1913. XVI, 323 p. — et Suppl. par André Leval. Ibid.

Digitized by Google

schaften auch die ungarische sozialwissenschaftliche Literatur zu berücksichtigen. Aber nachdem die notwendigen einleitenden Schritte bei Dr. Erwin Szabò, dem Direktor der Budapester Statdbibliothek, und bei der ungarischen Regierung mit Erfolg getan waren, gab Professor Maas zur allgemeinen Überraschung den Plan aus unbekannten Gründen auf, und so konnte zum lebhaften Bedauern der wissenschaftlichen Kreise beider Länder Mitteleuropas die Sozialwissenschaftliche Bibliographie vorläufig nicht zustande kommen. Die von Herman Beck redigierte, vom Internationalen Institut für Sozialbibliographie herausgegebene Bibliographie der Sozialwissenschaften hatte von 1908 bis 1912 auch die ungarische Literatur systematisch verarbeitet.

Die Budapester Stadtbibliothek gibt nunmehr die *Siebente Folge* ihrer Kriegsbibliographie heraus. Unter dem Titel: *Neuere Kriegsliteratur in der Budapester Stadtbibliothek* (auch mit deutschen und englischen Kapitelüberschriften versehen) faßt sie aus der Kriegsliteratur der neutralen sowie der Ententestaaten das Material für die sozialpolitische Forschung zusammen. Daß den überwiegenden Teil dieser Bibliographie deutsche Bücher bilden, bedarf keiner Begründung. Bedeutsamen Erfolg hatte die aus Anlaß der Budapester Donau-Konferenz erschienene Veröffentlichung der Stadtbibliothek unter dem Titel: *Die Donau* (Literatur von Zeitfragen Nr. 34).

Auch für das an orientalischen und slavistischen Sammlungen reiche Deutschland dürfte die allmählich sich entwickelnde orientalische Sammlung der Budapester Stadtbibliothek von Interesse sein, welche in erster Reihe die wirtschaftliche, politische und kulturelle Literatur des Orients berücksichtigt. Den Grund dieser Sammlung legten die Bibliotheken zweier Asienreisender: des Grafen *Eugen Zichy* und *Herman Vambéry*, und eine Vervollständigung erfährt sie durch die testamentarische Schenkung der Bücherei *Ludwig Thallóczys*, des bei der Eisenbahnkatastrophe von Herczeghalom verunglückten Zivilgouverneurs von Serbien.

Man hat in den Besprechungen jener statistischen Ausweise über die Bücherproduktion während des Krieges, welche *„Le Droit d'Auteur"* veröffentlichte, überall mit Verwunderung darauf hingewiesen, daß im ersten Kriegsjahre 1914 in Ungarn bedeutend mehr Bücher erschienen sind, als im vorhergehenden Friedensjahre, und zwar im Jahre 1913 1928, im Jahre 1914 2607 Bücher. Dieser Zuwachs wird der günstigen Kriegskonjunktur zugeschrieben, obzwar die Ursache bloß darin zu suchen ist, daß die Bearbeitung der ungarischen Bibliographie zur Zeit des Kriegsausbruches von neuen Redakteuren übernommen wurde, welche das Sammelgebiet erweiterten und auch die Pflichtexemplare mit bearbeiteten. So konnten sie im zweiten Kriegsjahre 1915 trotz der tatsächlich schwachen Buchproduktion 1880 erschienene Bücher ausweisen; eine Zahl, welche ungefähr der früheren, lückenhaft erfaßten Buchproduktion eines Friedensjahres entspricht. Allem Anscheine nach wird die Zahl der Buchproduktion des Jahres 1916 wieder aufschnellen, doch stehen uns genaue Daten vorderhand nicht zur Verfügung.

Zum Schlusse unseres ersten Briefes sei hier zweier Jubiläen und eines Buches Erwähnung getan, um auch hierdurch zu dokumentieren, wie viele gemeinsame Fäden sich im Laufe der Jahrhunderte um das deutsche und ungarische Buchwesen schlangen. Der Leipziger Verlag *Otto Wigand* feierte soeben sein hundertjähriges Jubiläum. Diese angesehene Firma gründete im Dezember 1816 Otto Friedrich Wigand in der am Abhange der mit dem Blute der Verbündeten begossenen Karpathen gelegenen Stadt Kassa (Kaschau), nachdem er vorher mit seinem Bücherwagen die Adelsitze und Pfarrhäuser Oberungarns bereist hatte. Von Kaschau übersiedelte Wigand nach Preßburg, um mit seinem älteren Bruder ein größeres Geschäft zu gründen, und überließ das Kaschauer Geschäft dem jüngeren Bruder. Im Jahre 1827 verschaffte er sich in der Stadt Pest das Buchhändlerpatent. Es ist leicht verständlich, warum sich Wigand in Kaschau ansiedelte. Die Bürgerschaft dieser reinlichen, angenehmen Stadt Oberungarns war damals noch rein deutsch, als jedoch Wigand nach Pest übersiedelte, um hier sein Verlagsgeschäft weiterzuführen, war er gewillt, alles für das erwachende ungarische Nationalbewußtsein einzusetzen. Er wurde ein Bahnbrecher des ungarischen Verlagsgeschäftes, indem er das erste ungarische Konversations-Lexikon herausgab und die Werke der für soziale Reformen und nationale Selbständigkeit kämpfenden liberalen Schriftsteller und Publizisten verlegte. Und als er das von der Zensur verbotene Werk: *Balitéletek* (Vorurteile) von Wesselényi in Leipzig drucken läßt und über die Grenze einschmuggelt, wird er genötigt, nach Leipzig zu übersiedeln, bleibt jedoch auch nach der Niederwerfung des Freiheitskampfes von 1848 der Verleger des ungarischen Liberalismus.

Unseres Wissens enthielt der Nachlaß Otto Wigands Briefschaften, welche für Ungarns politische Geschichte von großem Interesse sind. Angeblich sollen sie einem Brande zum Opfer gefallen sein. Ob das wirklich der Fall ist, darüber könnten vielleicht die Nachkommen Wigands Aufschluß erteilen.

Ein anderes Jubiläum ist die hundertjährige Geburtsfeier des größten und bewußtesten Künstlers der ungarischen Sprache: *Johann Arany*. Die erzählenden Dichtungen Johann Aranys „Toldi" und die Balladen sind in mehr als zehn deutschen Übersetzungen bekannt. Jedoch

Digitized by Google

ist die zweifellos gelungenste, die Ludwig Doczys, nur als Manuskript in wenigen Exemplaren im Jahre 1903 herausgegeben worden (ein Exemplar befindet sich im Besitze der Schwiegertochter Aranys) — und ist sozusagen unbekannt. Hoffentlich wird sich jetzt ein deutscher Verlag finden, um die wundervolle Poesie des künstlerischsten ungarischen Dichters dem deutschen Publikum zu vermitteln. —

Marianne Zuber veröffentlichte eine Abhandlung über die Geschichte der ungarländischen deutschen Zeitschriften bis 1810[1]. Sie bietet das Resultat gründlicher Forschung und enthält zwei bemerkenswerte Daten: erstens, daß die literarischen und kulturellen Strömungen Deutschlands über Wien nach Ungarn gelangt sind (zum mindesten bis 1810), und zweitens, daß die ungarländisch-deutsche Presse jederzeit reges Interesse für die ungarische Literatur bekundet hat.

Béla Köhalmi.

Von den Auktionen.

Die Versteigerung der Bibliothek des Schriftstellers *Tristan Bernard* im *Hotel Drouot* erbrachte am 10. Februar 1917 42566 Francs; darunter einzeln:

170. Mérimée (Prosper), Colomba. Paris 1841, in-8, broché, 900 Fr. — 188. Musset (Alfred de), Oeuvres complètes. Edition dédiée aux amis du poéte. Paris, 1865—1866, 10 vol. gr. in-8, brochés, 650 Fr. — 235. Saint-Pierre (B. de), Paul et Virginie. Paris, 1789, in-18, veau rose (Rosa), 220 Fr. — 238, Saint-Pierre (Bernardin de), Paul et Virginie, suivi de la Chaumière indienne, du Café de Surate, du Voyage en Silésie, de l'Eloge de mon ami et du Vieux paysan polonais. Paris, 1823, in-8, mar. grenat (Thouvenin), 307 Fr. — 239. Saint-Pierre (Bernardin de), Paul et Virginie. Paris, L. Curmer, 1838, 1 tome en 3 vol. gr. in-8, mar. rouge, 450 Fr. — 240. Saint-Pierre (Bernardin de), Paul et Virginie. Paris, 1838, gr. in-8, broché, 635 Fr. — 244. Saint-Pierre (B. de), Paul et Virginie, illustrations de Maurice Leloir. Paris, 1887, 2 vol. in-4, mar. bleu (Bretault), 625 Fr. — 249. Satyre Ménippée. Paris, 1824, 2 vol. in-8, demi-rel. mar. rouge (Thouvenin), 300 Fr. — 257. Stendhal (de), Henri Beyle), la Chartreuse de Parme. Paris, 1839, 2 vol. in-8, demi-rel. (rel. de l'époque), 405 Fr. — 258. Stendhal (de), Histoire de la Peinture en Italie. Paris, 1817, 2 vol. in-8, brochés, 230 Fr. — 259. Stendhal (de), (Henri Beyle), Promenade dans Rome, Paris, 1829, 2 vol. in-8, fig., brochés, 500 Fr. — 261. Stendhal (de), le Rouge et le Noir, chronique du dix-neuvième siècle. Paris, 1831, 2 tomes en 1 vol. in-8, titres ornés d'une vignette d'Henry Monnier, demirel. veau brun (rel. de l'époque), 370 Fr. — 262. Stendhal (de), Vie de Rossini. Paris, 1824, 2 vol. in-8, brochés, 240 Fr. — 277. Verlaine (Paul), Amour. Paris, 1888, in-12, mar. (Canape), 300 Fr. — 279, Verlaine (Paul), Bonheur, Paris, 1891, in-12, mar. (Canape), 200 Fr. — 285. Verlaine (Paul), Dans les Limbes, Paris, 1894, in-12, mar. (Canape), 200 Fr. — 290. Verlaine (Paul), Fêtes galantes. Paris, 1869, in-18, demi-rel. mar. (Canape) 261 Fr. — 293. Verlaine (Paul), Liturgies intimes. Mars 1892. Paris, Bibliothèque du Saint-Graal, s. d., plaq. gr. in-8, brochée, 168 Fr. — 302. Verlaine (Paul), Poêmes saturniens. Paris, 1866, in-12 (Canape); deux exemplaires: l'un, 350 Fr.; l'autre, 405 Fr. — 304. Verlaine (Paul), Romances sans paroles, Ariettes oubliées, Pausages belges, Birds in the night. Aquarelle. Sens, 1874, in-12 cart. bradel, 210 Fr. — 305. Verlaine (Paul), Sagesse. Paris, Société générale de librairie catholique, 1881, in-8, mar. (Claessens), 900 Fr. — 311. Zola, Maupassant, Huysmans, Céard, Hennique, Alexis, Les Soirées de Medan, Paris, 1880, cart. (Durvand), 370 Fr.

Die Versteigerung einer größeren Sammlung alter und neuer Bücher am 30. März ergab im Hotel Drouot 50240 Fr.; darunter einzeln Breviarum Romanum Antverpiae 1606, 4600 Fr. — Stundenluch in lateinisch und fränzösisch gegen 1583, 1400 Fr. — Niber Psalmorum Parisiis, Jamet, Methayer 1587, 1500 Fr. — Saint Augustin, Les Confessions. Paris 1712, 1220 Fr. — Johnson, The Rambler in four volumes. London 1761, 1600 Fr. — Billy, Tabulae lodaceae Divione 1656, 1005 Fr. — Libro di Marco Aurelio. In Venetia 1581, 1520 Fr. O. G.

Neue Bücher und Bilder.

Brehms Tierleben. Allgemeine Kunde des Tierreichs. 4., vollständig neubearbeitete Auflage, herausgegeben von Prof. Otto zur Strassen. 13. Bd.: Säugetiere 4. Bd. *Bibliographisches Institut, Leipzig* 1916. Gebunden 12 M. XXII, 714 Seiten. Gr. 8°, mit zahlreichen Textabbildungen u. Tafeln.

Die neue Auflage des großen, altbewährten Handbuchs der Tierkunde nähert sich dem Abschluß; nur der letzte Band über die niederen Tiere steht noch aus. Im vorliegenden werden Paarhufer, Halbaffen und Affen behandelt, für die Mehrzahl der Laien der anziehendste Teil des an sich bevorzugten Gebiets der Säugetiere, das Hilzheimer und Heck völlig neu bearbeitet haben. Trotz der Berücksichtigung aller neuen Ergebnisse der Wissenschaft, der Einfügung zahlreicher

1 Nèmet philologiai dolgozatok. (Abhandlungen aus dem Gebiete der germanischen Philologie) Bd. 17. Budapest 1915, Pfeifer.

Digitized by Google

neuer Arten und Formen blieb doch der ursprüngliche Charakter des Werkes gewahrt, der ihm seine beispiellose Beliebtheit vor allen anderen zoologischen Büchern gewonnen hatte, und er kommt in den mannigfachen Berichten über das Seelenleben und das Gesellschaftsdasein der einzelnen Gattungen zu seinem Rechte. Die Illustration trägt zur Verlebendigung das ihrige in noch höherem Maße als in den früheren Auflagen bei. Besonders die 23 Farbentafeln und die reiche Zahl der Augenblicksphotographien, über 200, ermöglicht eine naturwahre Anschauung, während die älteren, für den Holzschnitt entworfenen Bilder zum Teil kaum mehr als ganz einwandfreie Hilfe gelten können. P—e.

Die altfranzösischen Handschriften der Palatina. Ein Beitrag zur Geschichte der Heidelberger Büchersammlungen und zur Kenntnis der älteren französischen Literatur von Dr. *Karl Christ*, Bibliothekar an der Kgl. Bibliothek in Berlin, XLVI. Beiheft zum Zentralblatt für Bibliothekswesen. *Otto Harrassowitz, Leipzig* 1916. Geheftet 7.50 M. VIII, 123 S. 8°.

Die interessante Monographie behandelt ein Kapitel aus der Geschichte der altberühmten Heidelberger Büchersammlung, das im engen Zusammenhange mit der Geschichte der Bibliophilie in Deutschland steht. Ihr Verfasser, der mehrere Jahre hindurch die Bibliothek des Königlich Preußischen Historischen Instituts in Rom verwaltete, hat dort 24 aus dem Gesichtskreis der Forschung jahrhundertelang verschwunden gewesene altfranzösische Handschriften der Vaticana gewissermaßen neuentdeckt, indem er ihren literarischen Spuren, die sie als ehemaliger Besitz der Palatina hinterlassen haben, bis zu ihrem jetzigen Aufbewahrungsorte folgte. Hätte er seine Arbeit hundert Jahre früher vollendet, so wären 1816 auch diese Handschriften mit den drei andern französischen wieder nach Heidelberg zurückgekommen. 1916 mußte er sich damit begnügen, sie der internationalen wissenschaftlichen Welt (wenn es wieder eine internationale wissenschaftliche Welt geben wird) zugänglich gemacht zu haben.

Die Handschriften waren in einer Zeit nach Heidelberg gelangt, in der die Wechselbeziehungen zwischen Frankreich und Süddeutschland sehr rege waren und in der die pfälzischen Wittelsbacher, etwas im Gegensatz zum noch scholastischen Universitätsbetriebe, der damals modernen Literatur ihre tatkräftige Teilnahme zuwendeten. Männer und Frauen dieses kurfürstlichen Geschlechtes, erfüllt von edlem Bildungsdrange, haben sich auch an der Buchschönheit, wie sie sich damals zeigte, mit Genuß erfreut. Mehr als die Hälfte der behandelten, der Zeit von der Höhe des Mittelalters bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts entstammenden Handschriften sind Pergamentmanuskripte, viele von ihnen zeigen eine buchkünstlerische Ausstattung, vor allem die elf Miniaturencodices, unter ihnen die köstliche französische Boccaccioübersetzung, die zum Besitz der bibliophilen Herzöge von Burgund gehört hat. Sie bildeten mit den anderen Beständen der (ersten) kurfürstlichen Privatbibliothek im Schlosse einen Bücherschatz, wie ihn wohl keine andere fürstliche Büchersammlung des 16. Jahrhunderts in deutschen Landen verwahrte. Otto Heinrich hat dann bekanntlich seine Bibliothek der Kirche vom Heiligen Geist zur Aufbewahrung überwiesen, in der sie verblieb, bis Leo Allatius sie mit den anderen Heidelberger Buchkostbarkeiten im Frühjahr 1623 nach Rom entführte, ein Schicksal, das auch die zweite kurfürstliche Privatbibliothek im Schlosse nicht verschonte und dem ebenso die aus Augsburg 1571 in die Heilige Geistkirche gelangte, 1584 ihr übereignete, 1000 Handschriften umfassende berühmte Ullrich Fuggerische Bibliothek anheim fiel. Man sieht aus diesen wenigen Andeutungen, daß der geschichtliche Hintergrund der fleißigen Forscherarbeit, deren Ergebnis die angezeigte Schrift ist, eine der glänzendsten Epochen der deutschen Bibliophilie-Geschichte ist. Und wenn auch die wissenschaftliche Verarbeitung des Stoffes zur größten sachlichen Nüchternheit zwang, so wirft doch trotzdem die Fülle der kleinen Nachrichten und Nachweisungen, die sich in ihr zur Beurkundung dieses modernen Inventars, das von den alten Inventaren ausgeht, finden, auf alle ihre Seiten die buntesten Lichter und führt die Phantasie mit fast jeder neuen Blattwendung in schöne Gegenden der Vergangenheit. Arbeiten, wie die vorliegende, verlangen vom Verfasser (und auch vom Verleger) eine nicht geringe Selbstentäußerung, sie tragen das zusammen, was andere nun bequem verwerten können. Aber sie haben trotz solcher Selbstgenügsamkeit doch auch das unbestreitbare Verdienst, den Beweis zu führen, daß die Bibliographie nicht die Magd, sondern die Schwester der Literaturgeschichte und Philologie ist. Wenn ich der Abhandlung über die altfranzösischen Handschriften der Palatina nicht nur Benutzer, sondern auch Leser wünsche, so folge ich mit einem solchen Wunsche dieser Auffassung der wissenschaftlichen Bibliographie, die gerade in monographischen Darstellungen, wie der vorliegenden, ihre wissenschaftliche Selbständigkeit beweist. Abgesehen von den Aufschlüssen, die die Monographie bringt, und die hier zu erörtern der Raum fehlt, ist es reizvoll und unterrichtend, auch den Methoden zu folgen, mit denen die Aufschlüsse gewonnen wurden. Für den Bücherfreund und Bücherkenner ist damit ein lesenswertes Buch, nicht bloß eine Materialsammlung empfohlen, als welche, nach der Einleitung zur

Digitized by Google

Geschichte der altfranzösischen Handschriften der Palatina, der den ausführlichen Handschriftenbeschreibungen gewidmete Hauptteil manchen ausschließlich erscheinen mag. Aber auch er birgt in Anmerkungen und Ausführungen vielerlei Beiträge zur Kultur- und Literaturwissenschaft. Die Buchschlüssel, die Register (Verzeichnisse der beschriebenen Handschriften, der Verfasser, der Schreiber und Miniaturen, der Besitzer, der Anfänge der im Pal. lat. 1984 enthaltenen (französischen) Gedichte (des 16. Jahrhunderts) sind sehr sorgfältig gearbeitet. G. A. E. B.

Lena Christ, Die Rumplhanni. Eine Erzählung. *Albert Langen, München* 1917. Geheftet 4 M. In Leinen 6 M. 280 Seiten.

Nach den „Erinnerungen einer Überflüssigen", die Lena Christ sogleich ihre literarische Stellung verliehen, ist die urwüchsige Erzählerin mit den drei Bändchen „Unsere Bayern anno 14 usw." auf dem Wege der scharfen Erfassung und Wiedergabe ihres Erlebens fortgeschritten, und hat nun einen Höhepunkt erreicht, der die Aussicht in das Bereich der großen Kunst eröffnet. Wie die zähe, vor keinem Mittel zurückschreckende oberbayrische Bauernmagd durch alle möglichen moralischen Fährnisse in dem Asbestpanzer ihres großartigen Indifferentismus hindurchschreitet, das wird dem Leser zur Erweiterung seines Horizonts, lehrt ihn ein neues Stück Menschlichkeit kennen und lieben. Nützlich ist es, die Lösung einer nahe verwandten Aufgabe hier und in Anzengrubers großem Roman „Der Sternsteinhof" zu vergleichen. Die neue Dichterin verliert dadurch nichts, ja ihr Naturmut erscheint dem des klassisch gewordenen Realisten weit überlegen. Die Einzelvorgänge, unter denen der Abzug der einberufenen Bauernsöhne als Hauptstück hervorleuchtet, die scharfen Silhouetten der bäuerlichen und der Münchener Gestalten, der von ihnen ausstrahlende Humor und der tapfere Sinn der Verfasserin bedeuten eine Reihe von ungewöhnlichen Eigenschaften, die uns noch mehr von ihr erhoffen lassen, als das, was dieses sehr unterhaltsame, bis auf ein paar mühsame Übergänge auch als Komposition untadelige Buch schon bewährt. G. W.

Monographien des Buchgewerbes. Herausgegeben vom Deutschen Buchgewerbeverein. X. Band. Die Schwabacher Schrift in Vergangenheit und Gegenwart. Von *Hermann Clauß*, Pfarrer in Schwabach. Verlag des *Deutschen Buchgewerbevereins. Leipzig* 1916. Preis 2 Mk. 85 Seiten 8°.

Die bei Breitkopf & Härtel in Altschwabacher Schrift gesetzte und auf Zanders Papier schön gedruckte, mit vielen Schrifttafeln reich ausgestattete kleine Schrift tritt als Vorkämpferin der Schwabacher auf und bringt manches Alte und Neue bei, das auch denjenigen willkommen sein dürfte, die nicht überall einer Meinung mit ihrem Herrn Verfasser sind. Insbesondere wird das über Unger, S. 47f., gefällte Urteil auch in seiner geschichtlichen Begründung kaum weitere Zustimmung finden. Die Nachricht über den Übergang der Ungerschen Schriften an Enschedé en Zonen in Haarlem ist insofern nicht ganz genau, als sich dieser Besitzwechsel nicht zu Ungers Lebzeiten, sondern sehr viel später vollzog. Jedenfalls aber kann das hübsche, preiswerte Büchlein allen deutschen Schriftfreunden und nicht nur den Deutschschriftfreunden gern empfohlen werden. Auch die Büchersammler sollten es, der in ihm enthaltenen Proben alter Schwabacher Schriften wegen, unter ihre Nachschlagewerke aufnehmen. Bei bibliographischen Feststellungen und Forschungen kann die vergleichende Betrachtung der Druckschriften häufig zu recht wertvollen Auf- und Rückschlüssen verhelfen, ein Umstand, dem man neuerdings und, wie die Erfolge zeigten, mit Recht, größere Beachtung geschenkt hat. Daß bei der Aufnahme von Büchertiteln, wenn sie mit jener liebevollen Sorgfalt besorgt wird, die die Bücherfreunde diesem Geschäfte zuzuwenden pflegen, die feineren Unterscheidungen, wenn hier überhaupt Unterscheidungen gemacht werden, richtig sein sollen, um nicht Verwirrung zu stiften, darf mit dem eben gemachten Hinweise auf die Notwendigkeit auch von Druckschriftproben im bibliographischen Handapparat gleichfalls noch ausdrücklich hervorgehoben werden. G. A. E. B.

Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Alois Brandl und Max Förster. 52. Jahrgang. Mit 2 Tafeln und 2 Textbildern. Verlag von *Georg Reimer, Berlin* 1916. Geheftet 11 M. Gebunden 12 M. XLVIII, 272 Seiten.

Mit gewohnter Trefflichkeit und Pünktlichkeit erschien auch im zweiten Kriegsjahre das alte, seit einiger Zeit zu frischem neuen Leben erwachte Organ der Shakespeare-Gesellschaft. Aus der Fülle des Wertvollen sei hervorgehoben der Festvortrag Brotaneks „Shakespeare und der Krieg", die Aufsätze von Walzel „Shakespeares dramatische Baukunst" und von Rehbach „Shaw's Besser als Shakespeare", die gewohnte meisterliche Übersicht der literarischen Fechsung durch Förster. Aus der lehrreichen Statistik der deutschen Shakespeare-Aufführungen des Jahres 1915 seien ein paar bezeichnende Zahlen hervorgehoben. Die größte Zahl von Dramen (8) bot das Prager Deutsche Theater, darauf folgt Stuttgart mit 6, das Deutsche Theater in Berlin, die Stadttheater in Frankfurt a. M., Leipzig und Nürnberg mit 5 Werken, Hamburg-Altona, die Weimarer Hof-

Digitized by Google

bühne und das Burgtheater brachten es nur auf 4, das Dresdener und Münchener Hoftheater auf 3, das Königliche Schauspielhaus in Berlin und das Mannheimer Hof- und Nationaltheater aber standen mit 2 Stücken Shakespeares vielen kleinen Bühnen nach, noch mehr das Hoftheater in Karlsruhe mit einer einzigen Aufführung des Sommernachtstraumes. Die Zahlen der Aufführungen hängen zu sehr von der Größe und der Beschaffenheit des Publikums, sowie von anderen lokalen Umständen ab, als daß sie miteinander ohne weiteres verglichen werden könnten; immerhin sei doch erwähnt, daß das Burgtheater und Mannheim mit 7, Weimar mit 6 Shakespeare-Abenden unter den großen Bühnen an letzter Stelle marschieren, während, abgesehen von Berlin, das Leipziger Stadttheater mit 29 den Vorrang behauptet. G. W.

Jacobus de Voragine, Legenda aurea. Deutsch von Richard Benz. Erster Band. *Eugen Diederichs, Jena* 1917. XXVIII Seiten, 769 Spalten. 4°. In provisorischem Umschlag (Decke in braunem Schafleder oder in Schweinsleder wird nach Eintritt normaler Lederpreise geliefert) 25 M.

Der gelehrte Dominikaner Giacomo da Varaggio, der als Erzbischof von Genua am 14. Juli 1298 verstarb, hat in seinem „Leben der Heiligen", bekannt unter dem Namen Legenda aurea, dem späteren Mittelalter die populärste, für alle Lebens- und Kunstgebiete bedeutsamste Zusammenfassung der christlichen Mythologie geliefert. Zahlreiche Manuskripte, Übersetzungen und Drucke bezeugen die Verbreitung und das lange Fortleben des großen Werkes. Lateinisch gab es zuletzt Grässe 1846 und 1850 heraus (Neudruck 1890), französisch Gustave Brunet 1843, Roze 1902, Wyzewa 1902, deutsch ist es seit dem 16. Jahrhundert nicht mehr erschienen. Nun bietet Benz, gestützt auf die vertrauenswertesten Handschriften, eine neue deutsche Gestalt, die durch ihre Vollständigkeit und Treue, mehr noch durch die Wahrung des Geistes der Urschrift der beste Ersatz des heiligen Originals zu werden verspricht. Durch ein ausführliches Register und Quellennachweise, die der zweite Band bieten wird, soll dem Forscher der Schatz der Legendenliteratur, auf die sich Jacobus stützte, bequem erschlossen und ein für die verschiedensten Zwecke brauchbares Hilfsmittel geschaffen werden. Aber nicht eigentlich ist die Absicht, wissenschaftlicher Arbeit zu dienen, mag auch das Buch dem Theologen, dem Literatur- und Kunsthistoriker vielfältigen Nutzen bringen. Vielmehr soll darüber weit hinaus, nach dem Willen des Verfassers, der Boden unserer Zeit mit unveraltetem Stoffe gesättigt und so zu erhöhter Fruchtbarkeit befähigt werden. In der Legende aurea sieht Benz den germanisch-christlichen Geist der Gotik verkörpert, denselben Geist, den Renaissance und Reformation zurückgedrängt haben und der nun wieder in der Welt zur Macht gelangen soll. Der dichterische Gehalt der Legenden tritt vor ihren seit langem ausschließlich beachteten und mit Recht verachteten kirchengeschichtlichen Stoff. Um die Schönheit, die Reinheit und die Größe, die vom Gegenstand unabhängig diese Dichtungen erfüllt, in deutscher Sprache aufleuchten zu lassen, bedarf es, nach einer richtigen Beobachtung von Benz, nur der Übersetzung aus dem mittelalterlichen Latein der Urform in das Deutsch der Lutherzeit. Diesem schmiegt er also seine Sprache an, und sein Buch liest sich wie eines aus dem 16. Jahrhundert, bis auf die hier vermiedenen altertümlichen Eigenheiten der Grammatik und der Schreibung.

Der Druck der Offizin Drugulin und das gesamte Äußere wird dieser Absicht dienstbar. Die Schrift, ein kleiner Grad ihrer fetten Gotisch, steht in ihrem tiefen Schwarz prächtig auf dem derben Papier, liest sich aber nicht ganz bequem, was gewiß dem Autor und Künstler des Buches erwünscht ist, da er so den Leser zum nachdenklichen, langsamen Genießen des Inhalts veranlaßt. Die Initialen sind in Rot und Blau ausgemalt und fügen sich den Seitenbildern sehr gut ein. Das Quartformat und der stattliche Umfang geben dem Bande seinen behäbigen Hausbuchcharakter. Durch den nach dem Kriege zu liefernden Einband wird er noch deutlicher zutage treten, wenn erst diese höchst erfreuliche Gabe mit der zweiten Hälfte vollständig geworden ist. G. W.

Veröffentlichungen der Gesellschaft für Typenkunde des XV. Jahrhunderts. Jahrgang X. 1916. Tafel 766—865. Schriftenverteilung für die Gesellschaft durch den *Verlag von Erhardt Karras G. m. b. H., Halle* (Saale). 2°.

Das große Sammelwerk, das, einmal beendet, ein Druckschrifteninventar der Wiegendruckzeit von unvergleichlichem Wert sein wird, nimmt trotz des Krieges seinen ungestörten Fortgang. Auf überall fest gesicherter wissenschaftlicher Grundlage errichtet, ist sein internationaler Ruf als ein Hauptwerk der Inkunabelnforschung schon längst allgemein anerkannt und es bedarf in dieser Hinsicht keiner weiteren Empfehlung. Außer vielleicht der, es möchten noch viele Bücherfreunde die Mitgliedschaft der Gesellschaft erwerben, um ihr die für ihre Arbeit notwendigen Mittel zuzuführen. Eine Übersicht der im fünfzehnten Jahrhundert vorhandenen Druckschriften kommt ja nicht ausschließlich der Beschäftigung mit den Anfängen des Buchdrucks und seiner Geschichte zugute. Auch die Kunst im Buchdruck unserer Gegenwart kann

Digitized by Google

aus den Tafeln der großen Mustersammlung vielfachen Nutzen ziehen und aus der Betrachtung der Satzgewohnheiten der alten Meister noch manche Anregung gewinnen. Das neueste Heft ist in der Hauptsache (Tafeln 766—835) Lübecker Drucken gewidmet, von anderen Druckorten sind in ihm Belege für Magdeburg, Memmingen, Venedig, Lyon, Paris, Burgos und Hijar vorhanden. Ohne auf einzelne Typenfragen näher einzugehen, seien aus seinem Inhalt wenigstens einige Tafeln hervorgehoben, die bei den Liebhabern des alten Buchwesens eine allgemeinere Teilnahme finden dürften. Die Initialen aus Drucken des Lübecker Meisters Lucas Brandis (1473—1499), unter deren figürlichen Darstellungen sich zwei auf die Buchhandschriftenherstellung beziehen, von denen eine für die Ausbildung des Schreib- und Lesepultes sehr interessant ist. Das Kreuzigungsbild aus den Revelationes Brigittae (Lübeck, Bartholomaeus Ghotan: 1492). Der schöne Holzschnitt aus dem Boek der epistelen und evangelien der Lübecker Mohnkopfdruckerei (1492), der die Anbetung Christi durch die Apostel zeigt. Dann (Taf. 801, 802) das merkwürdige Totenkopfzeichen der gleichen Offizin, das ebenso bemerkenswert als alte anatomische Abbildung wie als memento mori im Druckvermerk ist, als welches es besonders deutlich in Sebastian Brants narrenschyp 1497 (Tafel 805) mit der Mahnung: „Merke den ende" erscheint. Dann noch die Bücheranzeige Nicolaus Jensons. Beispiele, die herausgegriffen wurden, um darauf hinzuweisen, daß die Ausbeute, die die Veröffentlichungen der Gesellschaft für Typenkunde dem Bücherforscher liefern, sich durchaus nicht nur auf das enge Fachgebiet der Inkunabelnkunde beschränkt. G. A. E. B.

Dr. Hans Lebede, Klassische Dramen auf der Bühne. Vorlesungen, gehalten im Winterhalbjahr 1915/16 am Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, Berlin. Mit 14 Abbildungen im Text und einer Tafel. (Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 11. Ergänzungsheft.) Verlag von *B. G. Teubner*, *Leipzig* und *Berlin* 1916. Geh. 3.60 M. 112 Seiten.

Der Haupttitel ist zu eng und der Untertitel führt irre. Es handelt sich in diesem kleinen Buche nicht um die Inszenierung der klassischen Dramen, nur am Anfang und zum Schluß wird der pädagogische Wert von Schüleraufführungen — im doppelten Sinne des Wortes — gestreift. Dafür erhält der Leser eine knappe, auf Grund genauer Literaturkenntnis und eigener Forschung entworfene Skizze der inneren Bühnengeschichte, so gut wie wir noch keine besitzen. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart leitet der Verfasser in immer anregender, an manchen Stellen ins einzelne gehenden Darstellung seine Leser und läßt vor ihnen die Gerüste erstehen, auf denen dramatische Werke dargestellt wurden, spricht von der Technik der Schauspieler, der Ausstattung und Regie, kurz gibt eine Fülle von zuverlässigem Material, aus dem sich ein reiches Bild der geschichtlichen Folge und des Zustandes der Bühne in unserer Zeit bildet. In Kleinigkeiten wäre hier und da nachzubessern: die ersten englischen Komödianten kamen schon 1585, nicht erst 1586 (S. 22) nach Deutschland; das (S. 30) zitierte Buch von Cohn bietet nur eine Auswahl, nicht die Gesamtheit der deutschen Texte der Engländer und an seiner Stelle wäre besser die jüngere Sammlung Creizenachs zu nennen; die „Telari" sind schon bei Furttenbach behandelt und abgebildet, also nicht erst später aufgekommen (S. 34); der sagenhafte, sicher höchst übertriebene Bericht über die erste Räuberaufführung (S. 64) mußte mindestens mit einem Fragezeichen versehen werden, und dasselbe Drama ist schon an der zweiten Bühne, die es gab, in Leipzig, im Kostüm der Zeit gespielt worden, nicht erst von Eduard Devrient und den Meiningern (S. 91); für die Erfindung der Drehbühne durch Lautenschläger (S. 95) hätte aus Gründen der historischen Wahrheit und der Gerechtigkeit auf die Vorgänger, Lionardo da Vinci und die Japaner, hingewiesen werden sollen (nebenbei: Savits, Shakespeare und der Bühne des Dramas, Bonn 1917, S. 153, nennt die Drehbühne „die niedrigste, künstlerisch nicht nur wertloseste, sondern auch schädlichste Form der Inszenierung"); dem gewaltigen Temperament Matkowskys würde ich nicht die Palme des „größten Schauspielers dieser Zeiten" (S. 103) reichen, was nun freilich schon über tatsächliche Berechtigung hinausgeht. Jenseits dieser Grenze läge auch die Diskussion über Meistersinger- und Shakespeare-Bühne, wo ich in Kleinigkeiten dissentiere; doch das zu begründen, ist hier nicht der Ort. Statt dessen will ich lieber nochmals meine Freude an dieser ausgezeichneten Schrift bezeugen und ihr unter den Freunden der Theatergeschichte recht zahlreiche Leser wünschen.

G. Witkowski.

Konstantinopel, von *Elsa Lindberg-Dovlette*. Verlag von *Morawe & Scheffelt*, *Berlin* 1917. In Pappband gebunden 1.20 M. 115 Seiten.

Die Verfasserin ist eine Schwedin, die mit dem persischen Gesandten in Konstantinopel vermählt ist und die alte Stadt am Bosporus lieben gelernt hat. Ihr kleines Buch ist ein hohes Lied auf Konstantinopel, es wirkt wie ein Hymnus, wie eine Liebeserklärung. Es führt uns mit beschwingten Worten durch die bunten Straßen, zu den Moscheen, durch den schwirrenden Basar mit seinen Büchern, Schwertern, Tabaken, Stoffen und Parfüms, durch die europäisch modernen Gemächer in den weißen Schlössern der reichen

Digitized by Google

Familien am Bosporus. Das faule, bunte, schmutzige, asiatische, anziehende und abstoßende, auf den schönsten Meeresufern der Welt gelegene Konstantinopel steigt in impressionistischen Umrissen vor uns auf. Das Büchlein hat einen lebendigen Atem, es hat Bewegung und Atmosphäre. Es ist kein kritisches Buch, sondern schwärmerisch, voll Phantasie, eine Träumerei, mehr Dichtung als Beschreibung. Es ist in sympathischer Weise frauenhaft und liebenswürdig in seinem Rhythmus. *Hans Bethge.*

Robert Prager, Bücher — Menschen — Dinge. Vierte und fünfte Folge. Sonderdruck aus dem Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel. Verlag von *R. L. Prager, Berlin* 1916. 4 M. 220 Seiten.

Wiederum hat Robert Prager seine Aufsätze aus dem Buchhändler-Börsenblatt in einem Buche vereint, das diesmal sogar ein ganz stattlicher Band geworden ist. Der Krieg und die durch ihn geschaffenen Verhältnisse auf dem Gebiete des Buchhandels haben für eine große Anzahl der Plaudereien und Vorträge das Thema bestimmt. Sehr gut ist in dieser Beziehung gleich der erste Aufsatz, der einen Überblick gibt und zeigt, wie sich Verlag und Sortiment, ja selbst das Antiquariat dem Kriege angepaßt haben. Es ist wirklich kein Unglück, daß nicht auch der Buchhandel zur Herstellung von Geschoßhülsen, Schrapnells usw. übergegangen ist, denn es hat sich gezeigt — und ein späterer Aufsatz über die fahrbare Kriegsbücherei liefert dafür einen Beweis! — daß auch Bücher durchaus als Kriegsbedarf anzusehen sind. Und glücklicherweise nicht nur „Kriegsliteratur", der sich freilich fast jeder Verlag irgendwie zugeneigt hat, sondern das beste Friedenserbe, wissenschaftliche Literatur nicht ausgeschlossen, wird im Felde begehrt und gibt dem Buchhandel Gelegenheit zur Fortsetzung der Friedensarbeit. Freilich hat der Buchhandel wie alle Erwerbszweige mit großen technischen Schwierigkeiten zu rechnen. In ihrer Überwindung aber steht der deutsche Buchhandel vor allen kriegführenden Ländern einzig da.

Daneben stehen allgemeine buchhändlerische Fragen zur Debatte: Zentralisation und Konzentration im Kommissionsbuchhandel, Warenhäuser und Schleuderei (eine ernste Mahnung an den Buchhandel zur Abwehr dieses gewaltigen Konkurrenten!), die Errichtung eines buchhändlerischen Schiedsgerichts usw.

Den Schluß bilden sehr interessante „Lesefrüchte", Besprechungen älterer und neuerer Bücher, die Lebensgeschichten zweier Buchhandlungen (Hirschwaldsche Buchhandlung und Mittler's Sortiment) anläßlich ihrer Jubiläen und Nachrufe für Eduard Quaas und Leo Liepmannssohn, „den Senior der Berliner und wohl auch der deutschen Antiquare".

Das Buch, auf dessen Inhalt hier nur kurz hingewiesen werden sollte, wird jedem Freunde des deutschen Buchhandels willkommen sein. F. M.

Von Polens Seele. Ein Versuch von *Stanislaus Przybyszewski. Eugen Diederichs, Jena.* (Schriften zum Verständnis der Völker.) Geb. 1.80 M.

„Die erstaunlichste Synthese der verfeinertsten Kultur des Westens mit der unendlich tiefen Gefühlskultur des Slawen: Synthese der überragenden Geisteskultur, die Jahrtausende aufgebaut hatten und der erhabenen Kultur des Herzens, die in diesem Maße nur dem Slawen eigen ist" — das ist nach Przybyszewskis Definition die polnische Seele. Das ist denn doch wohl so zu verstehen, daß sich im Polen das höchste Menschentum verkörpert. Darüber wird sich natürlich streiten lassen, aber wir müssen nicht vergessen, daß es ein *Dichter* ist, der dieses Büchlein schrieb, und als rein dichterische Schöpfung müssen wir es auch nehmen, als begeisterten Hymnus auf die Seele eines großen Volkes. Wir können ruhig sagen „groß", auch ohne alles, was Przybyszewski zum Preise des Polentums zu sagen weiß, unbedingt gelten zu lassen; die bloße Tatsache, daß dieses Preislied geschrieben werden konnte, daß es *so* geschrieben werden konnte, spricht für Polen. Und Przybyszewski hat recht, wenn er uns Deutschen rät, das polnische Volk kennen zu lernen, von dem wir trotz jahrhundertelanger Nachbarschaft eigentlich nichts wüßten. Wir, die wir uns so gerne der Ausländerei bezichtigen, wissen in Wahrheit von den andern Völkern viel weniger, als man gemeiniglich glaubt. Das hat doch dieser Krieg deutlich genug gezeigt. Und am allerwenigsten wissen wir von den Slawen. Zwar an ausgezeichneten Büchern über sie mangelt es nicht, wohl aber an Lesern dieser Bücher. Und das gilt ganz besonders von Polen. In demselben Diederichsschen Verlag ist eine der wunderbarsten polnischen Dichtungen erschienen: „Die polnischen Bauern" von Reymont. Wer hat sie gelesen? Am hinreißendsten wirkt Przybyszewski immer, wenn er über Musik spricht. So ist auch in diesem Buch der Abschnitt über Chopin der schönste. Wie der Dichter hier die Seele des Volkes aus den Tönen reden hört, und wie er sie uns nahe zu bringen weiß, — das ist ganz meisterhaft. *Arthur Luther.*

Max Pulver, Selbstbegegnung. Gedichte. *Kurt Wolff Verlag, Leipzig* 1916. Geheftet 2.50 M. Gebunden 3.50 M. In Leder 4.50 M. 59 Seiten.

Der Eindruck, den man von Pulvers Gedichten,

Digitized by Google

besonders von dem den Band beschließenden Zyklus „Innere Weisung" empfängt, ist stark und nachhaltig. Aus „Ichtrunkenheit" und „Eigensucht" ringt sich der Dichter zum Glauben empor, einem Glauben, der nichts mit dem leeren Gottesdienst und toten Kirchhoffrieden der Abgestumpften gemein hat, sondern die leidenschaftlich erkämpfte Antwort auf zweifelnde Fragen ist: die Erkenntnis des ewigen Gesetzes im kleinen „Ich". Als das Bekenntnis eines wahrhaft religiösen Menschen grüßen diese Verse in tiefster Verehrung den Beladenen von Golgatha:

„. . . Aus deinem Wesen strömt die reinste Lehre,
Du bist die Frucht, das morsche All zu heilen."

Zu diesem Christus aber führen nicht Gebet und Askese: im Gut und Böse wirkt Gott, Hingabe an das Leben heißt Gottesdienst. Franziscus von Assisi's Jünger gibt seinen Segen dem Frühling, der Schneeschmelze:

„. . . dem süßen Werden, das sich rings erhebt.
Ich will mich an die Erde niederlegen,
So fühl ich voll, daß mein Erlöser lebt."

Eine kraftvolle eigengeprägte Sprache füllt die meist zum Sonett verbundenen Verse, deren klangvolle Rhythmen auch der beschreibenden Lyrik des ersten Teiles, „Landschaften", über das zufällige Bild hinaus Bedeutung geben.

Hier spricht ein neuer Dichter, mit der Leidenschaft des Bekenners, mit der keuschen Zurückhaltung des Liebenden, der sein Herz verschenkt. Wen das große Gefühl über alle nur geistige, „intellektuelle" Beschränktheit hinwegzureißen vermag, der wird diesen Dichter-Bruder lieben.

F. M.

Scheffels sämtliche Werke. Herausgegeben von Johann Franke. Mit acht Kunstbeilagen nach Gemälden von E. Grützner, A. Liezen-Mayer, A. v. Werner u. a., einer Karte und drei Handschriften. Verlag *Hesse & Becker, Leipzig.* Zehn Teile in drei Leinenbänden 8 M. In drei Halblederbänden 12 M. Liebhaber-Ausgabe in vier Halbpergamentbänden in Karton 16 M.

Nachdem Scheffels Werke am 1. Januar d. J. freigeworden sind, erscheinen Hesse & Becker mit gewohnter Pünktlichkeit auf dem Plane, um den noch immer vielgeliebten Dichter seinen Verehrern und der ernsteren Benutzung besser und billiger als bisher anzubieten. Vergleicht man die neue Ausgabe mit der jüngsten und relativ vollständigsten des bisherigen Verlags, der von Johann Proelss, so erkennt man auf den ersten Blick den gewaltigen Fortschritt. Zu den dort vereinigten, in der Hauptsache nur poetischen Leistungen, kommen dem gleichen Felde entsprossene Reisebilder und Episteln, die sehr umfangreiche Sammlung von Gedichten, die zum Teil ungedruckt, zum Teil verschollen waren, im Schlußbande eine reichliche Auswahl politischer und anderer Aufsätze. Den Texten ist die Sorgfalt, den gediegenen Anmerkungen die Sachkunde des Herausgebers zugute gekommen.

G. W.

Friedrich Schelling, Gedichte. Herausgegeben von Otto Baensch. Verlegt bei *Eugen Diederichs, Jena* 1917. Geheftet 1.50 M. Gebunden 2 M. 51 Seiten.

Zwischen Fichtes und Hegels Riesengestalten ragt am Eingang der deutschen Gegenwart das nicht minder gewaltige Haupt Schellings, desjenigen Philosophen, der sein Weltbild als Künstler geformt hat. Von dem Dichter Schelling führt der gangbarste Weg zu dem Denker. Aber wer kennt diesen Dichter? An unzugänglichen Stellen waren seine wenigen Erzeugnisse vergraben, bis Erich Schmidt sie 1913 in einem entzückenden, nur für die wenigen Mitglieder der Maximilian-Gesellschaft gedruckten Bändchen — von neuem vergrub. Die Allgemeinheit der Leser erhält nun wenigstens die drei bedeutsamsten Stücke: das von Lebenskraft strotzende „Epikurische Glaubensbekenntnis Heinz Widerporstens", die Stanzen „An Caroline", mit denen das geplante große Weltgedicht, das Seitenstück der Divina Commedia, der Geliebten gewidmet werden sollte, und die dunkle Terzinenballade „Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning auf Seeland". Weshalb fehlt der übrige, an Umfang geringe aber an Wert große poetische Nachlaß Schellings? Wenn schon die Gedichte des Philosophen zum ersten Male öffentlich erscheinen, so ist es doch sinnlos, nur einen Bruchteil der an sich kleinen Zahl zu geben.

G. W.

Johann Gottfried Seume, Ausgewählte Werke. Herausgegeben und eingeleitet von Wilhelm Hausenstein. Verlag der *Leipziger Buchdruckerei A. G. Leipzig* 1912. Geheftet 3.50 M. In Leinen 4.50 M. 556 Seiten.

Erst vor kurzem ist mir diese Auswahl der Werke Seumes vor Augen gekommen. Sie will ihn als bürgerlichen Vorläufer des heutigen sozialdemokratischen Denkens hinstellen und findet dazu den Stoff in seiner Freiheitsliebe, seiner unerschrockenen Zeitkritik und dem warmherzigen Mitgefühl für alle Bedrückten. Hausenstein zeichnet in seiner umfangreichen Einleitung das Bild des Schriftstellers auf den breit ausgeführten Hintergrund der verrotteten deutschen Zustände des ausgehenden 18. Jahrhunderts, wobei er nur allzusehr ins Dunkle malt, vergessend, daß in dieser, an sich trüben Atmosphäre doch auch Kant, Schiller und Wilhelm von Humboldt in Freiheit ihre großen Geistesbauten entwerfen und ausführen konnten. Aus den Schriften Seumes

Digitized by Google

ist geschickt das Wertvollste herausgehoben. Wie die am Schluß angehängte Erklärung der Fremdworte und Eigennamen bezeugt, denkt Hausenstein an Leser aus dem Arbeiterstande; aber ob diesen mit manchen der Aufsätze und der „Apokryphen" nicht eine etwas zu schwere Kost dargeboten wird? Indessen mag es schon als Verdienst gelten, einer größeren Menge die Bekanntschaft des gesinnungstüchtigen, in der Form so sicheren Schriftstellers zu vermitteln. G. W.

Ottomar Starke, Schippeliana. Ein bürgerliches Bilderbuch. *Leipzig* 1917, *Kurt Wolff Verlag*. 50 Blatt Lithographien. Gebunden 6 M.

Ein merkwürdiges Buch. Es ist dem Schriftsteller Carl Sternheim gewidmet, der die Komödie „Bürger Schippel" geschrieben hat. Starkes Lithographien sind Illustrationen zum Werdegang Schippels: graphische Erläuterungen von Schippels Aufstieg, Glanz, Ruhm, Tod und Auferstehung. Das Leben eines Emporkömmlings gleitet in außerordentlich grotesker Bilderfolge vorüber. Es sind Karikaturen modernsten Stils, im höchsten Maße drastisch, oft erschreckend, ziemlich wild hingehauen, aber talentvoll. Starke und Sternheim sind verwandte Naturen: von Geist, aber eiseskalt, überlegen, sezierend, Hirnmenschen, alles zersetzend mit der Lauge ihres Spottes, ihres Hohns. Die stärkere Natur ist Sternheim: er geht sicherer und hat sich mehr im Zaum. Der Graphiker ist nicht vor Übertreibungen bewahrt, dann kommt etwas Uferloses in seine Satire, auch gebricht es ihm oft merkwürdig an Raumgefühl. Ein sonderbares, abstruses, talentvolles Werk, abstoßend und anziehend zugleich. *Hans Bethge.*

Heinrich von Stein, Gesammelte Dichtungen. 3 Bände. Herausgegeben von Friedrich Poske. *Insel-Verlag, Leipzig* 1916.

Wenn man die Haltung des Impressionismus vielleicht nicht unrichtig erläutert hat als ein Nachlassen der willensmäßig bestimmten seelischen Aktivität zugunsten einer erhöhten Empfänglichkeit gegen die von außen kommenden Reize, so ist Heinrich von Stein sein entferntester Gegenpol. Wie sehr er auch die Bängnisse und Freuden des Daseins mit allen Nerven und Sinnen empfindet — seine Leidensfähigkeit ist geradezu ungeheuer — so ist doch der Grundzug seines Wesens bestimmt durch den unbedingten Willen, über alle Zersplitterungen hinweg den beherrschenden Gipfel einer einheitlichen Weltanschauung zu finden. Unter diesem Zeichen steht auch sein Künstlertum, das wie tragisches Mißlingen anmuten muß, wenn wir seinen Wert beurteilen wollen nach dem Maßstabe einer im freien Spiele der Farben und Gestalten sich ergötzenden Phantasie — denn Stein ist herb, intellektuell, phantasielos —, das aber zu einsamer Höhe emporsteigt, wenn wir uns hineinzufinden vermögen in den Gestaltungswillen eines leidenschaftlichen, nicht nur mit dem Hirn, sondern auch mit dem Herzen arbeitenden Denkers. —

Friedrich Poske, der sich schon durch eine gehaltvolle Auslegung des „Vermächtnisses" als Führer durch die Gedankenwelt Steins erwiesen hat, legt uns nunmehr in einer würdigen Ausgabe des Insel-Verlags die gesammelten Dichtungen seines Philosophen vor, die bisher noch zerstreut waren und teilweise nicht ohne Schwierigkeit zu erlangen. Der Herausgeber rechnet mit Lesern, wie sie zwar in hohem Maße wünschenswert, aber leider ebenso selten sind: mit Lesern, die es nicht für zu schwierig halten, sich die Werte einer Persönlichkeit durch ein freilich oft mühevolles Nacherleben ihrer Entwicklung zu erschließen. Denn das Werk, mit dem die Ausgabe beginnt, ist ein Musterbeispiel für alle die Schwierigkeiten, die aus der versuchten Vereinigung gegensätzlicher geistiger Elemente entstehen. Stein hatte sich als Student übersättigt an theologischen und philosophischen Grübeleien; im Fortgange seiner Entwicklung fühlte er sich bald ausgestoßen aus den Gefilden gemeinsamen menschlichen Denkens und Schaffens. Und doch sehnte sich seine tatkräftige Natur nach einem Mittel, das seine isolierte Innerlichkeit mit den Forderungen des Tages in Beziehung zu setzen vermochte. Die neue Weltanschauung, nach der er griff, war der Materialismus Dührings. Die Erklärbarkeit und Bewältigung des Seins ohne jede Metaphysik wurde darin als eine mögliche Idee aufgestellt. Nur durch seinen starken Willen konnte sich Stein bei seiner zur Mystik neigenden Anlage zu dieser Philosophie zwingen, sein Gemüt strebte rastlos über dies Prokrustesbett hinaus. So entstanden die „Ideale des Materialismus", schon im Titel die Eigenart ihres Werdens verkündend. Einen Triumphgesang des die Weltherrschaft antretenden Positivismus wollte Stein schaffen, den erhabenen, alle Barmherzigkeit und allen Krankendienst der Religion aufwiegenden Priesterberuf des Wirklichkeitsphilosophen wollte er darstellen, „der die kräfteentfaltenden, ja auch genußschaffenden Beziehungen des Lebens zutreffend abwägt" und „auf dem Kontinente der genugtuenden *einen* Wirklichkeit, wie sie in unserem greifbaren Bereich liegt", seine königlichen Fahnen aufpflanzt. Stein, der es von sich selbst bekennt und später auch überzeugend beweist, daß er die Frommen und Rechtgläubigen bis in die entscheidendsten Geheimnisse ihrer Seele zu durchblicken vermag, versucht hier, auch dem religiösen Menschen das Glaubwürdige und die Verwendbarkeit der neuen Weltanschauung klar zu machen. Er verfährt dabei nicht ohne tiefe Einsichten und schon deutet

Digitized by Google

sich der spätere Stein deutlich an: „Der Schmerz ist der ernsteste und vollkommenste Einblick in jene Systematik des Alls, deren Notwendigkeit und Harmonie die größte Genugtuung in sich enthält, deren der menschliche Geist fähig zu sein scheint." Aber nirgends waltet in den philosophischen Kapiteln dieses Buches jene sich selbst wohltuende Freiheit der Aussprache, alles wirkt erzwungen. Es ist charakteristisch für die Künstlerveranlagung Steins, daß er, dessen späterer Stil in seiner sehnigen Sicherheit an Kleist erinnert, in den „Idealen" seine Gedanken kaum zu formen versteht. Seitenlang schlimmster Philosophenstil! Es ist, als sträubte sich die Sprache, jenes empfindliche Instrument der künstlerischen Seele, gegen diese Selbsttäuschung eines durch und durch metaphysischem Dühring-Schülers, der sie dienen muß.

Ihren Anspruch, in die dichterischen Werke Heinrich von Steins eingereiht zu werden, gründen die „Ideale" auf einigen Novellen und Lyrika, die zu den benachbarten philosophischen Abschnitten in lockerer innerer Beziehung stehen. Auch hier noch keine Reife; etwas Übungsmäßiges haftet an allem, wenn sich auch schon im Pathos der Sprache und in der Tiefe der Inhalte, besonders im „Adam", Steins Bedeutung nicht übersehen läßt. —

Klar hebt sich von dieser Zeit des Suchens das Schaffen nach 1879, 1880 ab, nach jenen Jahren, in denen Stein als Erzieher Siegfrieds unter Richard Wagners Geiste stand. Mit erstaunlicher Schnelligkeit ist er damals frei und seines Selbst gewiß geworden. Nichts mehr, was er seitdem schreibt, ist zufällig oder beeinflußt, alles fließt läuternd und bildend aus seinem Wesen hervor, als fühlte sein des frühen Todes ahndevoller Geist die Notwendigkeit, den Gehalt seines Lebens in wenigen Jahren zusammenzufassen.

Seine wissenschaftlichen Arbeiten aus dieser Zeit, Ergebnisse einer schier übermenschlichen Arbeitskraft, haben dem Geistesgeschlichtler Heinrich von Stein die verdiente Anerkennung gebracht. Aber auch seine künstlerischen Leistungen nach 1880 hätten ihm Beachtung verschaffen sollen, und zwar sehr viel mehr, als ihm bisher gezollt worden ist. Er verläßt die Lyrik, in der er sich nie über einen seiner unwürdigen Dilettantismus erheben konnte. Die Novelle, das Schauspiel und der dramatisierende Dialog werden seine Domäne. Novellen, die motivisch auch im Künstler den Ethiker verraten; ein Schauspiel „Trug des Lebens", das durch seine Armeleute-Stimmung und sein Erfassen der Wirklichkeit als ein beachtlicher Vorläufer der sozialen Dramatik eingeschätzt werden muß; zum eigensten Ausdruck seiner sittlichen Persönlichkeit aber gestaltete er die dramatischen Bilder „Helden und Welt".

Sie sind der Niederschlag gefühlserfüllter Forschertätigkeit, die der seelischen Energie moralischer Helden nachzuspüren versuchte. Dies Bemühen wiederum ergab sich aus einem in seiner Stärke an die Überwindungen christlicher Heiliger erinnernden Kampf gegen alles Kleine im Menschen, wogegen der aus Venedig und der Nähe Wagners nach Halle und Berlin verbannte Privatdozent reichlich anzukämpfen Gelegenheit hatte, besonders im Kreise seiner Amtsgenossen.

Alle diese dramatischen Bilder, sei es, daß Solon oder Hannibal, Tauler oder Luther, Friedrich der Große oder Karl Ludwig Sand, Cornelia oder die heilige Elisabeth zu uns sprechen, stellen eine erhabene Form des Sieges menschlicher Geisteskraft über den Jammer der Umwelt dar. Dabei bietet sich uns wie von selbst eine Geschichte der Moralität, wie sie keine Ethik je ähnlich zu geben vermochte. Stein weist hier eine Spannweite sittlicher oder religiöser Erlebnisfähigkeit auf, wie sie nur einem jener seltenen Männer beschieden sein kann, dem weitest- und zugleich tiefstgeleitetes geschichtliches Nachfühlen nicht die Kraft eignen starken Erlebens genommen hat. Daß sich dabei immerhin noch das künstlerische Gelingen nach dem Grade der inneren Nähe zu dieser oder jener Gestalt abstuft, ist natürlich. So scheinen mir die heilige Elisabeth, Tauler und Luther die persönlichsten Schöpfungen des sich selbst erkennenden Dichters hervorgezaubert zu haben. Tauler besonders: er besiegt die Schrecknisse der Pest durch jene alle Menschheitsschranken zerbrechende Intuition, die das Leid als eine segnende Schickung der in allen Dingen lebendigen und erkennbaren Gottheit ansieht — ein jubelnder Sieg des Geistes über das Stoffliche, wie er Steins machtvollstes Erlebnis geworden war.

Wie drückt schon der Stil der Dialoge ihre enge Beziehung zum Erleben des Künstlers aus! Keusch und mit verschlossener Leidenschaft spricht er, wie ein gehärteter Mann, der, nur unwiderstehlichem Drange folgend, einem Freunde seine Seele öffnet. Immer wieder kommt mir Michelangelos David vor die Sinne: brodelnde Kraft funkelt uns aus den Tiefen entgegen, aber bändigend waltet darüber der formende Wille.

Wer dieses aus innerem Adel harte Künstlertum versteht, der wird auch Steins köstlichste Gabe zu würdigen wissen: sein „Vermächtnis". Mit Fug und Recht sind diese aphoristischen Grundgedanken einer Weltanschauung dem poetischen Werke angegliedert worden. Denn nirgends ist mir der enge Zusammenhang zwischen Dichter und Philosophen so bekräftigt worden wie an diesen kurzen Leitsätzen. Vielleicht könnte man, gestützt auf andere Äußerungen, diese Konzeptionen zurückführen auf das Erlebnis eines ethisch gerichteten Panentheismus mit evo-

Digitized by Google

lutionistischer Tendenz. Der „Drang, der diese Welt erschuf", entfaltet sich im Menschen als Hilfsbereitschaft, Liebe, Weltbewußtsein, Sehnsucht nach Vollendung und Glaube an die Erlösten. Doch abgeschmackt klingen mir alle Umschreibungen, wenn ich mir nur einen Satz des Vermächtnisses ins Gedächtnis zurückrufe: „Fromme Andacht, auf daß du besonnen werdest, das ist Dir, mein Bruder, wie der Pflanze die Blüte und wie die Schönheit dem Meere." —

Man hat in den letzten Jahren und besonders während des Krieges viel über die Notwendigkeit einer Abkehr vom Impressionismus geredet und geschrieben. Wie es ein Symbol dieses Willens ist, daß in philosophischen Kreisen der Genius Hegels immer mehr Gefolgschaft heranzieht, so könnte man auch die Aufnahme, die Steins dichterisches Denken unter den Gebildeten Deutschlands finden wird, als Gradmesser des neuen Zeitgeistes ansehen. *H. Robert Ulich.*

Helene Voigt-Diederichs, Luise. Eine Erzählung. Umschlag- und Einbandzeichnung von Wilhelm Schulz. *Verlag von Albert Langen in München.* Preis geheftet 2 M., in Pappband 3,50 M.

Das ist eine feine, nachdenkliche Geschichte, tröstlich zu lesen, obgleich sie traurig ist; hell und rein im Ton, wie jetzt nur ganz wenige Dichter es können; sehr nordländisch, aus der Storm- und Liliencron-Ecke, aber gar nicht geziert, selbst für südschwäbische Ohren nicht. Noch ein Vergleich: Hebbel im Gyges; die Geschichte von zwei Männern und einer Frau, von den drei Menschen ganz allein, ist immer das strengste Probestück für den echten Dichter. Die Stelle von dem alten Haushund, den Luise nicht mag und wie David ihn dann ungeschickt wegtut (S. 107): wie wundervoll klar ist das gesehen; oder das Zusammensein von Luise und Jasper (S. 128), ein Stück reifster Kunst und richtigsten Gefühls, oder der Schluß mit seiner ruhigen Ergebung in das Weiterleben, nach Luisens Tod, wie Jasger herumgeht „inwendig ganz mit kühler Erde angefüllt" und dann sieht, daß er die geliebte Tote allein sein lassen muß und für ihr Kind über den Hof wachen — das ist wieder wie ein ganz großer Volksdichter, wie vielleicht nur Jeremias Gotthelf es anzusehen und auszusprechen weiß. Mit Helene Voigt im Norden und Auguste Supper im Süden auf der Wacht gehen gute Jahre deutscher Erzählkunst an. M. B.

Herren, Bauern und Beamte. Russische Satiren von Russen. Herausgegeben von *Walther Weibel. Julius Hoffmann, Stuttgart.* Geheftet 1 M.

Der Herausgeber dieses sehr amüsanten Büchleins, der als Vertreter der „Frankfurter Zeitung" jahrelang in Rußland gelebt hat und Land und Leute genau kennt, stellt ein Dutzend satirischer Skizzen aus russischen Zeitungen zusammen, die uns ein besseres Bild von den inneren Zuständen im Zarenreiche während des Krieges geben, als die meisten Eigenberichte unserer Tagespresse mit ihrer nur zu eifrigen Ausnutzung des Stockholmer Hotel- und Kaffeehausklatsches. Wenn man diese Geschichtchen und Geschichten liest, lernt man begreifen, warum der Krieg für Rußland so und nicht anders verlaufen mußte. Glänzend ist vor allem der kleine Aufsatz des begabten Doroschewitsch zum zehnjährigen Jubiläum der Duma. Er wirkt auf den deutschen Leser allerdings noch stärker als auf den russischen, denn dieser ist an dergleichen schon gewöhnt. In den zehn Jahren, während deren Rußland sich eines soi-disant konstitutionellen Regimes erfreute, sind unzählige Satiren dieser Art geschrieben worden, — und doch ist es in den zehn Jahren nicht anders geworden. Und damit kommen wir zu dem Grundzug des russischen Charakters, von dem auch dieses Büchlein wieder Zeugnis ablegt: eine verblüffende Beobachtungs- und Darstellungsgabe, ein starkes sittliches Gefühl gepaart mit einer nahezu absoluten Unfähigkeit, Worte und Gefühle in Taten umzusetzen. Sie sind alle Ärzte, die glänzende Diagnosen zu stellen wissen, damit aber auch das Ihrige getan zu haben glauben, als müßte die Heilung des Kranken nun ganz von selbst kommen. *Arthur Luther.*

Kleine Mitteilungen.

Das „Fächeralbum" der Elisa von der Recke. Im Sommer 1876 fand ein reichsdeutscher Oberlehrer, Dr. Kropatscheck, in dem damals dem Reichsgrafen Theodor Medem gehörigen Schlosse Grünhof bei Mitau, wo er den größten Teil seiner Sommerferien zubringen durfte, einen Fächer, den Elisa von der Recke während ihrer Reise in Deutschland als Autographensammlung benutzt hat. Kropatscheck hat dann die Autographen (u. a. von Gleim, Göckingk, Herder, Karoline Herder, Goethe, der Karschin, Nicolai, Ramler, Klopstock) in dem Programm der Saldernschen Realschule in Brandenburg a. d. H. von 1881 mit einer gehaltvollen Einleitung veröffentlicht. Er hat auch die Quelle herangezogen, die es ermöglicht, die Autographen in den rechten geschichtlichen Zusammenhang einzuordnen, nämlich das Reisetagebuch, das Elisas Freundin, Sophie Becker, später verehelichte Schwarz, auf ihren beider Reisen durch Deutschland in den Jahren 1784—86 geführt hat, freilich nur in der Bearbeitung und unvollständigen Form, wie Sophie es als ein „Lesebuch zur Bildung des Herzens für junges Frauenzimmer" publizieren wollte und wie es nach ihrem Tode ihr Gatte

Digitized by Google

unter dem Titel: „Briefe einer Kurländerin. Auf einer Reise durch Deutschland. Zwei Teile. Berlin 1791" herausgegeben hat. In neuerer Zeit ist es nun aber vollständig unter dem Titel: „Vor hundert Jahren" in der Kollektion Spemann von G. Karo und M. Geyer ediert worden. Danach lassen sich die Autographen dem Itinerarium Elisas genau einordnen und die Schreiber mit Bestimmtheit rekognoszieren bzw. die von Kropatscheck bei seinen Identifizierungen geäußerten Zweifel und Bedenken beheben. Z. B. ist die Schreiberin des Autogramms Nr. 5 bestimmt die Großnichte Gleims, der Schreiber von Nr. 7 ein Dr. Küster in Wolkramshausen (Kreis Nordhausen), Johann Daniel Fessel (Nr. 8) war damals Pastor in Tanna bei Ellrich im braunschweigischen Kreise Blankenburg, der Schreiber von Nr. 27 ist der Landschaftsmaler und Radierer Johann Christian Reinhart[1], der mit der Sängerin Theresa Podleska, der Schreiberin von Nr. 28, verlobt war[2], usw. Vor allem aber ist Kropatscheck entgangen, daß die Autographen schon einmal veröffentlicht worden waren, nämlich im 21. Jahrgang (1856) der Dorpater Wochenschrift „Das Inland" von Dr. med. Karl Bursy in Mitau nach einer Abschrift, die der 1846 als Staatsrat ebenda verstorbene Johann Friedrich von Recke, der Gründer des Museums, nach dem Original angefertigt hatte. Da zu der Zeit, als Recke seine Abschrift nahm, der Fächer noch nicht lädiert war, lassen sich einige Kopien Kropatschecks nach dem Abdruck im „Inland" verbessern. So ist gleich zwischen 2 und 3 ein kurzes Autogramm von dem späteren Gatten der Sophie Becker, dem Referendar Joh. Ludwig Schwartz aus Halberstadt, einzuschieben; Nr. 19 ist von dem Leibarzt und Vertrauten des Medemschen Hauses, Hofrat Lieb, geschrieben, der Elisa und Sophie auf ihrer Reise begleitete[3], usw.

Der Fächer befindet sich jetzt im Mitauschen Museum; in der Sitzung der „Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst" vom 12. Februar 1902 wurde er als Geschenk dankbar entgegengenommen. Er besteht aus 21 Stäben braungebeizten Eichenholzes, die obere Hälfte aus grünem, zweifach gefaltetem Papier, so daß sich 42 Fächer ergeben. Diese sind auf beiden Seiten beschrieben.

Die Mode der Autographenfächer stammt aus China[4]. Die berühmtesten modernen Autographenfächer sind die der Palastdame der Kaiserin Augusta, der Gräfin L'Oriolla, der die Namen so ziemlich aller hervorragenden Personen am damaligen Kaiserhofe aufweist, ferner der Palmenholzfächer mit den Autographen der Bevollmächtigten am Berliner Kongreß von 1878 im Besitze der Baronin von Frédericksz, geb. Fürstin Troubetzkoy in Stuttgart, und endlich der Weichselholzfächer der Freiin Louise von Gayling, Hofdame in Karlsruhe, mit dem Namen vieler bedeutender Gelehrter, die sich beim Heidelberger Universitätsjubiläum im August 1886 zusammengefunden hatten[1].

O. Clemen.

1 Vgl. über ihn Allgemeine deutsche Biographie 28, 72 ff.
2 *Rachel*, Elisa von der Recke II, Leipzig 1902, S. 192.
3 Ebd. S. 135.
4 *Georg Buß*, Der Fächer (= Sammlung illustrierter Monographien 14), Bielefeld u. Leipzig 1904, S. 31.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Joseph Baer & Co. in *Frankfurt a. M.* Nr. 646. Neuerwerbungen wertvoller Werke aus allen Gebieten der Geschichte vom Beginn des Mittelalters bis auf unsere Zeit. 642 Nrn.

Wilhelm Heims in *Leipzig.* Nr. 32. Vermischtes. 444 Nrn.

Karl W. Hiersemann in *Leipzig.* Nr. 448. Bibliotheca Romanica, zum Teil aus der Bibliothek von Dr. Rud. Beer in Wien. 1248 Nrn.

K. F. Koehlers Antiquarium in *Leipzig.* N. F. Nr. 9. Frankreich. Teil II: Linguistik, Literatur, Theater, Musik usw. 2464 Nrn.

Lipsius & Tischer in *Kiel.* Kieler Bücherfreund Nr. 39. Vermischtes. 1604 Nrn.

List & Franke in *Leipzig.* Nr. 464. Autographen: Deutsche Dichter und Nationalschriftsteller. Sammlungen. 467 Nrn.

Oskar Rauthe in *Berlin-Friedenau.* Nr. 59. Vermichtes L-Z. 1359 Nrn. und 11 Stammbücher.

Fardinand Schöningh in *Osnabrück.* Nr. 180. Theatergeschichte. Das Drama in Geschichte, Literatur und Kunst. Musik. 3590 Nrn.

Adolf Weigel in *Leipzig.* Nr. 110. Deutsche Literatur. Eine Auswahl literarischer Seltenheiten (zum 25 jährigen Jubiläum der Begründung der Firma). 755 Nrn.

v. Zahn & Jaensch in *Dresden.* Nr. 274. Katalog für Bibliophilen u. Kunstsammler. 1164 Nrn. mit 4 Tafeln.

1 Ebd. S. 131.

2. Versteigerung von Porträts, Kupferstichen und illustrierten Büchern

aus dem Nachlaß Gäbert (Trosien'sches Antiquariat) in Danzig, im Büro des Testamentsvollstr. Rechtsanwalt Dr. Szymanski, Danzig, Hundegasse 42

am Dienstag, den 15. Mai 1917 nachmittags 3 Uhr

Zusendung des Versteigerungskataloges kostenfrei

Digitized by Google

NEUE GRAPHIK

aus dem Verlage von E. A. Seemann in Leipzig

LOVIS CORINTH, DER KUSS ‹Umarmung›. Radierung 18×16 cm. Japan. 100 signierte Drucke zu M. 40.—

PHILLIPP FRANCK, SOMMERLUST ‹Badende Jungen in der Havel›. Radierung 17×23 cm. Holl. Bütten. 50 signierte Drucke zu M. 20.—, unsigniert M. 6.—

OTTO GAMPERT, AUF DER HÖHE ‹Baumgruppe›. Schabkunst 25×18 cm. Strathmore-Japan. 50 signierte Drucke zu M. 30.—, unsigniert M. 6.—

OTTO GOETZE, ANNI ‹Liegendes Mädchen›. Radierung 22×29 cm. Bütten. 100 sig. Drucke zu M. 20.—, unsig. M. 6.—

OTTO GOETZE, IM SCHLAFGEMACH ‹weibl. Akt›. Radierung 27×18 cm. Bütten. 100 sig. Drucke zu M. 20.—, unsig. M. 6.—

PETER HALM, KREUZGANG IM MAINZER DOM. Rad. 18×23 cm. Holl. Bütten. 50 signierte Drucke zu M. 30.—, unsigniert M. 6.—

LUDWIG VON HOFMANN, DÄMMERUNG. Lithographie 27×18 cm. Japan. 20 signierte Drucke zu M. 30.—

WILLY JAECKEL, JUDITH. Radierung 12×17 cm. 20 signierte Drucke zu M. 20.—, unsigniert M. 6.—

GEORG JAHN, MÄDCHENKOPF. Radierung 25×16 cm. 100 signierte Drucke zu M. 20.—, unsigniert M. 6.—

GEORG JAHN, KINDERKOPF. Radierung 25×18 cm. 100 signierte Drucke zu M. 20.—, unsign. M. 6.—

WALTER KLEMM, AM STRANDE VON RÜGEN. Radierung 30×35 cm. Holl. Bütten. 100 signierte Drucke zu M. 80.—

HANS MEID, IM TIERGARTEN. Radierung 11×11 cm. Japan. 30 signierte Drucke zu M. 30.—

KURT MEYER-WEIMAR, LÖWENPAAR. Radierung 27×36 cm. 100 sign. Drucke zu M. 50.—

HEINRICH OTTO, AM ABEND ‹Heimkehrende Bauern›. Radierung 23×30 cm. 70 sig. Drucke zu M. 30.—, unsig. M. 10.—

PAUL PAESCHKE, EISBAHN AUF DEM MÜGGELSEE. Radierung 16×22 cm. Japan. 30 signierte Drucke zu M. 20.—, unsigniert ‹Kupferdruckpapier› M. 6.—

INGWER PAULSEN, AUS SCHLESWIG-HOLSTEIN. Rad. 17×26 cm. Bütten. 30 signierte Drucke zu M. 20.—, unsigniert M. 6.—

EMIL POTTNER, FRANZISKUS UND DIE TIERE. Radierung 27×21 cm. 20 signierte Drucke zu M. 40.—, unsign. M. 10.—

JOSEF UHL, RENATA ‹Kinderkopf›. Radierung 23×18 cm. Japan. 100 sign. Drucke zu M. 40.—, unsign. M. 10.—

JOSEF UHL, KINDERAKT. Radierung 15×13 cm. Japan. 100 signierte Drucke zu M. 15.—, unsigniert M. 5.—

JOSEF UHL, MÄDCHEN MIT PELZ. Radierung 19×16 cm. Japan. 100 sign. Drucke zu M. 30.—, unsign. M. 10.—

VERLAG VON E. A. SEEMANN IN LEIPZIG

Bei den Bestellungen durch den Kunsthandel ist unbedingt Angabe meines Verlages erforderlich

Digitized by Google

Ende April erscheint! — Darf in keinem Hause fehlen!

EIN KÜNSTLERISCHER UND GÄNZLICH UNABHÄNGIGER FÜHRER BEI GESTALTUNG UND EINRICHTUNG DES HAUSES

Von Hofrat ALEXANDER KOCH'S »Handbüchern neuzeitlicher Wohnungskultur« erscheint in Kürze als fünfter Band:

DAS
VORNEHM-BÜRGERLICHE HEIM
250

mustergültige Abbildungen von Hallen, Dielen, Vorplätzen, Empfangs- und Wohnzimmern / Kaminsitzen, Herren- und Speisezimmern / Viele Schlaf-, Bade-, Ankleide- und Kinderzimmer / Fremdenzimmer / Toilettetische und Einzelmöbel / Küchen und Anrichten / Einfache Zimmer / Gartenmöbel / Haustheater / Tafelschmuck, Stickereien, Keramik, Hausrat usw. — Ein herrliches Geschenkwerk von etwa 200 Seiten und 250 Bildern, sowie kurzem einleitenden Text.

Braun gebunden portofrei . . . . . M. 20.—

Durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag

In weißem, goldgepreßtem Luxusband, portofrei . . . M. 24.—

VERLAGSANSTALT ALEXANDER KOCH
DARMSTADT W. 21

WEGWEISER
für Bibliophilen und Kunstfreunde.

Über 1000 Bücher und Kunstblätter
darunter viele
SELTENHEITEN.

Almanache · Kostümblätter · Holzschnitt- und Kupferwerke · Deutsche Literatur in Erstausgaben · Ornamentstiche · Porträts · Radierungen · Ansichten · Illustr. Werke.

Mit 7 Abbildungen

KATALOG Nr. 274

v. ZAHN & JAENSCH
Antiquariat
DRESDEN · Waisenhausstraße 10

An ernsthafte Sammler erfolgt Zusendung gratis und franko.

Karl Ebert
München
Amalienstraße 20

Werkstatt für Handbinderei. Gepflegte Arbeiten für Buchblock und Decke. Herstellung von Liebhaber-Bänden nach eigenen u. fremden Entwürfen. Verwendung von nur sumachgegerbten, farb- u. lichtechten Ledern u. einwandfreien Pergamenten. Spezialität in Mosaik und Intarsien-Arbeiten

Digitized by Google

E. A. ENDERS
GROSSBUCHBINDEREI
LEIPZIG
GEGRÜNDET 1859
500 MITARBEITER
230 MASCHINEN

HERSTELLUNG VON BUCH-EINBÄNDEN · EINBAND-DECKEN · MAPPEN · KATALOGEN · PREISLISTEN PLAKATEN U.S.W. MAPPEN FÜR KOSTEN ANSCHLÄGE · KARTENWERKE · · ADRESSEN UND DIPLOME SPEZIALABTEILUNG FÜR SAMMELMAPPEN UND ALBEN MIT SPRUNG-FEDERRÜCKEN

WERKSTATT
FÜR HANDGEARBEITETE BÄNDE UNTER LEITUNG DES HERRN PROFESSOR WALTER TIEMANN UND MITARBEIT DER HERVORRAGENDSTEN BUCHGEWERBEKÜNSTLER · ÜBERNIMMT AUFTRÄGE JEDER ART VON GUTER BUCHBINDERARBEIT IN JEDER TECHNIK · AUCH EINBÄNDE NACH ALTEN MUSTERN

Schöne Luxus-Drucke
angeboten von
Alf. Hoennicke, Charlottenburg
Pascalstraße 16

Slevogt, Sindbad der Seefahrer. Vom Künstler unterzeichn. Ausg. in Ganzperg., selten, f. 100 M. Vrieslander, Rosa Mirliton, 20 Blätter in Ganzperg.-Mappe, eins der 50 auf Jap. f. 75 M. George, Teppich d. Lebens. 1. A. f. 105 M. Pope, Lockenraub. Ill. v. Beardsley, Insel.-Jap. in Leder f. 40 M. Rouveyre, Parisiennes. Eins v. 30 auf Jap. in kostb. Ganzmaroquin (Sonntag jr) f. 50 M. Stunden mit Goethe. 1–9 in Heften für 42 M. Kubin-Mappe. Japan für 50 M.

Soeben gelangt zur Ausgabe
Würzburger Antiquariats-Anzeiger Nr. 25
enthaltend deutsche Literatur u. Übersetzungen, eine reiche Goethe-Literatur, viele Erstausgaben. Literarhistorisches u. Philosophisches.
Interessenten bitte ich den Katalog zu verlangen.
J. Frank's Antiquariat, Ludwig Lazarus, Würzburg

Matthias Grünewalds
Isenheimer Altar zu Colmar
vollständig in den Farben der Originale an Ort und Stelle reproduziert
mit Text von
Prof. Dr. Paul Schubring
Sämtliche Teile in der Form des Altars aufklappbar zusammengefügt
3 Mark
Verlag von E. A. Seemann in Leipzig

Digitized by Google

BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

IX. Jahrgang | Juni 1917 | Heft 3

Pariser Brief.

Schon wieder hat in Frankreich ein Congrès national du Livre stattgefunden, ein Zeichen, daß die Franzosen alle Kräfte daran setzen, das Buchgewerbe und den Buchvertrieb neu zu beleben und auszubauen. Wenn man auch vor der wirtschaftlichen Kraft Frankreichs, und ihre Entfaltung im Kriege besondere Achtung haben muß, wenn auch die wirtschaftlichen Ergebnisse unserer westlichen Nachbarn über alle Erwartungen hinausgegangen sind, so vermochte weder der erste Buchkongreß, der in Lyon tagte, besonderes Zutrauen einzuflößen, noch dieser zweite, der kürzlich in Paris zusammentrat, die Erfüllung der französischen Erwartungen und Hoffnungen näher zu bringen.

Äußerlich allerdings ist dieser zweite Kongreß noch glänzender verlaufen als der erste. Raymond Poincaré eröffnete ihn mit einer Rede auf die Schönheit und Bedeutung der französischen Sprache und Kultur, hob den Propagandawert des Buches hervor und forderte die Verleger auf, in allen ausländischen Hauptstädten Zentraldepots für französische Bücher ins Leben zu rufen. Aber mit schönen Worten und allgemeinen propagandistischen Gedanken läßt sich das Buchgewerbe kaum heben und Reformarbeiten, die nicht am Fundament einsetzen, werden kaum befriedigende Ergebnisse erzielen. Daß gründliche Reformen erforderlich sind, ergab sich besonders aus der Debatte über die Lehrlingserziehung und die buchgewerbliche Ausbildung in der Ecole Estienne. Diese Fachschule zehrt von ihrem alten Ruhm und hat auch durch die Berufung des Schriftstellers Georges Lecomte, dem vor fünf Jahren die Leitung als Sinekure übertragen wurde, keinen neuen Aufschwung genommen. Lecomte behauptete — gewiß mit Recht — daß die Druckereibesitzer der Ecole Estienne eine systematische Feindschaft entgegenbringen, was sich zum Teil daraus erklären mag, daß diese Schule nicht fachmännischer Leitung untersteht. Die Buchdrucker müssen den in der Ecole Estienne ausgebildeten Lehrlingen mißtrauen, da außer Georges Lecomte an ihr noch andere Dichter und Kunstmaler wirken, während an dieser Fachschule nur wenige Typographen als Lehrer bestellt sind. Und auch diese Typographen legen das Hauptgewicht ihres Unterrichts mehr auf den Kunstdruck als auf die Unterweisung im Buchdruck, Zeitungssatz und auf den Umgang mit Setzkasten, Schnellpressen u. dgl. mehr. Diese Grundfehler der Ecole Estienne lassen die trostlose Statistik begreiflich erscheinen, die Keufer, der Vorsitzende des Buchdruckersyndikats, bekannt gab, nach der 50 Prozent der Arbeiter für ihr Gewerbe untauglich sind, 25 Proz. mittelmäßig arbeiten, und nur 25 Prozent als tüchtige Arbeiter angesehen werden können. Georges Lecomte stellte eine Umformung der Lehrmethoden in Aussicht, und sprach die Hoffnung aus, daß die Buchdruckereibesitzer ihre Feindschaft aufgäben und sich selbst einmal in die Ecole Estienne bemühen würden, denn seitdem er die Leitung habe, habe noch niemals ein Buchdruckereibesitzer die Schule besucht, und es läge doch auch in ihrem Interesse, daß der Nachwuchs in ihrem Gewerbe besser ausgebildet werde; denn gerade die Lehrlingsausbildung habe Deutschland die Überlegenheit gegeben. Eine gründliche Lehrlingsausbildung müsse auch in Frankreich obligatorisch werden.

Diese Sitzung des Buchkongresses, über die la Bataille vom 17. III. ausführlich berichtete, war die wichtigste. Es erwies sich in ihr, daß in Frankreich die Grundlagen der Bucherzeugung neu geschaffen werden müssen. Ehe das nicht im großen Stile geschehen ist, kann ein Aufschwung des Buchgewerbes nicht erwartet werden. Wie sehr ferner der Buchvertrieb im argen liegt, ist an dieser Stelle häufig ausgesprochen worden. Wenn nun die Franzosen nicht auf diesem Gebiet mit alten Mißständen gründlich aufräumen, so kann ihre Konkurrenz keineswegs gefährlich werden. Sie müßten für die Ausbildung des Verkaufspersonals Sorge tragen, müßten ihren Cercle de la librairie zu einem alle Verleger und Sortimenter umfassenden Zentralverein ausbauen, den Buch-

Digitized by Google

versand, das Abrechnungswesen und die bibliographischen Arbeiten neu regeln, um konkurrenzfähig zu werden. Von allen diesen Dingen scheint auf dem Kongreß wenig die Rede gewesen zu sein; viel aber wurde von propagandistischen Plänen und von dem Absatz des französischen Buches im Auslande gesprochen. In welcher Richtung sich aber auch die Gedanken und Pläne bewegten, immer wieder stießen sie auf den deutschen Buchhändler-Börsenverein, der die Inlands- und Auslandspropaganda nicht nur erwogen, sondern nach allen Richtungen hin ausgebaut hat. Die Franzosen dürfen aber dieses deutsche Musterinstitut nicht als Vorbild nehmen, müssen sich vielmehr krampfhaft bemühen, andere Mittel und Wege zur Organisation des Buchhandels zu finden. — Es wirkt ein wenig lächerlich, wie die Herren Franzosen sich einerseits über die hinterlistige deutsche Konkurrenz beschweren, und andererseits die Institution der Kommissionshäuser und des Börsenvereins „hinterlistig" unter anderem Namen nachahmen: „Le Congrès vote le principe de la création", heißt es im Sitzungsbericht des Journal des Débats vom 18. III., „dans les principales villes étrangères, de maisons du Livre français, et souhaite certaines unions pour l'envoi de voyageurs communs à l'étranger, ainsi qu'un Comité d'exécution permanent, pour tacher d'obtenir une organisation centrale, sans chercher le moins du monde à imiter le Boersenverein de Leipzig, les éditeurs français ne tenant nullement à une organisation bancaire." Mehr als über Fachfragen wurde auf dem Buchkongreß über allgemeine Fragen gesprochen. Pierre Decourcelles, der Präsident des Kongresses, erging sich in wohlklingenden Ruhmredigkeiten aller Buchorganisationen, Abbé Wetterlé sprach über Propaganda, Edmond Haraucourt über Luther und Calvin, Petit-Dutallis über Propaganda, Francis Chevassu über die literarische Kritik, Eugène Morel über die Bibliothèque nationale (dessen Budget im Kriege starb beschnitten worden ist), Paul Marais als Vertreter der französischen Bibliotheksbeamten über Bibliotheksfragen usw. Man stelle sich vor, daß die Hauptversammlung des Deutschen Buchhändler-Börsenvereins von Gerhart Hauptmann (= Decourcelle) geleitet und mit Reden von Harnack, Sudermann, Graf Reventlow u. a. bedacht werde, dann wird man sich vorstellen können, welcher *fachmännische* Dilletantismus auf dem Pariser Buchkongreß geherrscht haben muß. Ich glaube daher vorläufig noch nicht, daß der deutsche Buchhändlerverein eine ernsthafte Konkurrenz von Paris her zu fürchten haben wird, zumal wenn man sich die Verhältnisse vergegenwärtigt, wie sie zurzeit tatsächlich liegen. In Rom wurde kürzlich, wie die italienische Presse berichtet, eine zuverlässige Ausgabe eines römischen Klassikers benötigt. Sie war in Rom nicht

aufzutreiben. Man wandte sich nach Paris. Vergebens. Man schrieb nach London. Dort erhielt man den Bescheid, in Oxford sei eine in Vorbereitung. Inzwischen waren zwei Monate vergangen. Da schrieb der römische Herr in die Schweiz, um von dort eine Teubner-Ausgabe zu beziehen. Da ist die „hinterlistige" deutsche Konkurrenz.

Eugène Langevin berichtet in La Bataille vom 6. III., daß im Laufe des Krieges die Volksbibliotheken in Paris wesentlich stärker in Anspruch genommen worden sind als im Kriege. Im ganzen wurde in den Pariser Stadtbibliotheken 1 451 038 Bände im Jahre 1916 gegen 1 361 031 im Jahre 1915 ausgeliehen. Von 84 Leihbibliotheken haben 61 mehr Bücher als im Jahre 1915 ausgeliehen. 22 619 neue Ausleiher wurden 1916 in den Stadtbibliotheken eingeschrieben. In den Stadtteilen mit Arbeiterbevölkerung sind die meisten Bücher ausgeliehen worden.

Jean Psichari, directeur d'études à l'école des Hautes études à la Sorbonne, professeur titulaire à l' école nationale des langues orientales hat seine 25 000 Bände umfassende Bibliothek dem Senat zum Geschenk gemacht.

Nach dem Journal des Débats vom 27. III. hat sich in Paris unter dem Vorsitz von Larnaude ein „Comité de rapprochement universitaire" gebildet, das sich die Aufgabe stellt, eine engere Verbindung zwischen den Universitäten der Ententeländer herzustellen und zu pflegen. Außer Amerikanern, Engländern und Russen gehört auch der tschechische Gelehrte Benès diesem Ausschuß an.

Albert Heumann hat eine „Choix de Poèmes" von Verhaeren herausgegeben, die mit einer Bibliographie der Verhaerenliteratur versehen ist. Bei dieser Gelegenheit stellt A. Wilmotte im Journal des Débats vom 10. II. nicht ohne einige Beschämung fest, daß Emile Verhaeren vor dem Kriege in Deutschland wesentlich bekannter war als in Frankreich, und daß seine begeistertsten Verehrer Deutsche waren.

Die französischen Zeitungen werden immer weiter in ihrem Format beschnitten. Schon seit zwei Monaten dürfen alle Zeitungen einmal in der Woche nur zwei Seiten umfassen, niemals aber mehr als vier. Seit Mitte April steht eine neue Verfügung in Aussicht, nach der die Zeitungen viermal wöchentlich nur zwei Seiten umfassen dürfen. Gegen diese neue, ernste Beschneidung des Zeitungsformates erhebt sich die gesamte französische Presse einmütig vom Temps bis zur Action française und bis zum Journal du Peuple. Frankreich, heißt es in diesen Klagen, gibt dadurch sein wertvollstes Werbemittel aus den Händen, und steht schon lange im Umfang seiner Zeitungen allen kriegführenden Ländern nach. Zum Teil wird diese Maßnahme allerdings wohl auf die große Papier-

Digitized by Google

not zurückzuführen sein, zum Teil aber auf eine sehr geschickte Maßnahme der Zensurbehörden. Die politische Zensur ist aufgehoben, wird aber dadurch wieder eingeführt, daß die Regierung Maßnahmen ergreift, um den Umfang der Zeitungen derartig einzuschränken, daß sie nicht viel mehr Telegramme veröffentlichen können.

Berlin. *Dr. Otto Grautoff.*

Amsterdamer Brief.

Während in Deutschland die Hebbel-Renaissance schon wieder im Abflauen ist, bringt man dem spröden und herben Thema in der letzten Zeit hierzulande gerade ein größeres Interesse entgegen. Einer der angesehensten Kritiker, Frans Coenen, widmete *Hebbel* kürzlich einen sehr ausführlichen Aufsatz (Groot-Nederland 1916, Septemberheft); Coenen ist von allen holländischen Kritikern infolge seiner dialektischen Begabung und philosophischen Schulung vielleicht am ersten dazu berufen, einer Persönlichkeit wie Hebbel gerecht zu werden; die Probleme, die Hebbel in seinen Dramen ausspinnt, erregen auch Coenens besonderes Interesse, und die strenge Logik, die gefühllose Unerbittlichkeit, mit der bei ihm die Konflikte ausgekämpft werden, bis zur Vernichtung des Individuums, befriedigen Coenens philosophischen Skeptizismus; es ist das Was, die Inhalte, die Gedanken, die Coenen fesseln, nicht das Wie, die künstlerische Form, die sprachlichen Schönheiten, die ihm als Maßstab bei seiner Beurteilung dienen; nicht der Künstler, sondern der Denker hat es ihm angetan; vom Standpunkt des Soziologen und Ethikers tritt er an die Schöpfungen Hebbels heran und nimmt so die Hauptdramen des Dichters der Reihe nach durch. Die zeitliche Folge derselben bedeutet für ihn auch eine phänomenologische Folge; zwischen den einzelnen Stücken konstruiert er einen logischen Zusammenhang. Judith ist für C. die Tragödie des Zweifels, und ihn als Skeptiker muß diese Tragödie deshalb besonders ansprechen; zugleich ist hier dramatisiert der erste Kampf des Individuums, das sich behaupten will, mit dem konventionellen Sittengesetz. Daß der Mensch in Judith eine neue Hoheit, einen unbestimmten und unsicheren Begriff seiner eigenen Existenzberechtigung fühlt, bedeutet für C. den Anfang einer neuen sittlichen Entwicklung, als deren Bahnbrecher Hebbel hier auftritt. Das Problem, das im nächsten Drama, in der Golofigur, allerdings nur gestreift wird, faßt Coenen in der folgenden Frage zusammen: Was bleibt vom Menschen übrig, wenn er nicht mehr in der allgemeinen Sittlichkeit aufgeht? Nichts bleibt dann als augenblickliche Impulse und Stimmungen, die auch nicht bleiben. In keinem Werk verzweifelt Hebbel so sehr am Wert der Persönlichkeit als in dem Genovevadrama, das wie ein kalter Wind über die noch so zarte Blume des persönlichen Gefühls hinwegfährt, das in Judith geboren war. Da Coenen an Hebbel gerade das Reflektierte, das Bewußte schätzt, stört ihn in der Genoveva geradezu das starke, ursprüngliche Empfinden, das sich in der Golofigur so spontan äußert. „Das Gefühl ist zu unmittelbar und zu natürlich hineingebracht, — so frisch aus dem Leben —, als daß eine geschlossene Objektivität, eine abgerundete Persönlichkeit daraus hätte erwachsen können." Coenen, dessen Geist an Hegel-Bollandscher Scholastik geschärft ist, erklärt sich das nächstfolgende Drama Maria Magdalena nach dem Schema Thesis-Antithesis als die logische Folge von Genoveva; weil Hebbel das Vertrauen in das eigene Ich und dessen Recht geschwunden ist, geht er hier vom Gegenteil aus und liefert auf diese Weise den Beweis für den Wert der Persönlichkeit. Zugegeben — so räsonniert der Geist in ihm — daß das Individuelle sich ins Leere verflüchtigt, wenn es gegenüber dem allgemein Gültigen allein stehen will, welchen Wert hat denn aber in einem bestimmten Kreis zu einer bestimmten Zeit das allgemein Gültige selbst, gegenüber dem Besonderen der Persönlichkeit? Und die Antwort lautet: was dieser Persönlichkeit wesentlich ist, in dem Falle der Klara, ihre Liebe, das muß sie behaupten, besonders da, wo das Allgemeine keine innere Bedeutung hat, wie in den kleinbürgerlichen Kreisen des Meister Anton. Merkwürdig ist das Urteil Coenens über dieses Drama; während die Figuren in Maria Magdalena so oft als blutleere Abstraktionen abgefertigt werden, rühmt Coenen gerade an ihnen das Lebensvolle. „Hier in diesem düstersten Drama sind die Personen wirklich zu lebenden Menschen geworden; jeder ihrer Gedanken und jede ihrer Handlungen ist lebend und einfachspontan." — Noch einen Schritt weiter geht Hebbel dann in Herodes und Mariamne, dem Drama der Eifersucht. Das Neue ist hier in der Figur der Mariamne die Sicherheit des Persönlichen, die weder Judith noch Klara besaßen; das Individuum fühlt sich hier als etwas Besonderes und Universelles und hat die Gewißheit mit dem Besonderen im Allgemeinen zu wurzeln. Aber Mariamne kann nur leben als vollwertige Persönlichkeit, und deshalb kann sie die Bevormundung durch Herodes nicht ertragen und zerbricht. In Gyges und sein Ring erreicht Hebbel den Höhepunkt seiner Entwicklung. Auch Rhodope kann nicht weiterleben als „entehrte" Persönlichkeit; der Beleidiger oder sie selber muß sterben; und dieser Beleidiger ist nicht Gyges, sondern Kandaules. Das Individuelle in ihm, das ebenso wie in den anderen Figuren wohl selbstbewußter und von seinem Rechte überzeugter auftritt, als in

Digitized by Google

den vorhergehenden Dramen, hat nur den Fehler, daß es noch zu schwach ist, um seine eigene Norm zu sein; und diese Erkenntnis, daß es lediglich an seiner Schwäche, nicht an seinem Unrecht zugrunde geht, bedeutet schon einen großen Fortschritt. Das folgende Werk, Hebbels Nibelungendrama, scheint einigermaßen aus dem Rahmen der Hebbelschen Entwicklung zu fallen; denn Hebbel philosophiert hier nicht über das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft, es handelt sich hier nicht um einen Kampf zwischen verschiedenen moralischen Mächten, um keine Verschiebung der Weltanschauungen. Wenigstens verlautet davon nichts, erst am Schlusse dämmert so eine Erkenntnis auf, als Dietrich „im Namen dessen, der am Kreuz verblich", von Etzel die Krone annimmt. Die heidnische Welt mit ihrer engen, nur kleine Gruppen umfassenden Sittlichkeit der Sitte, die u. a. die Blutrache heiligte, weicht der allgemein menschlichen, christlichen Versöhnungslehre, und daß sich dies in der Vergangenheit ereignet, daß die bessere Einsicht des Individuums einmal über das leere Form gewordene Allgemeine, über die Tradition hat triumphieren können, das gibt Hoffnung für die Zukunft, und darin liegt der Anknüpfungspunkt mit den früheren Dramen; das Tröstliche ist, daß das Individuelle (sei es auch das Göttliche) über das Allgemeine Macht erlangen und sich Geltung verschaffen kann, wenn sich nur die Zwecklosigkeit, die Unsinnigkeit des Allgemeinen deutlich ergeben hat. Nun kam es darauf an, noch einen Schritt weiter zu gehen, und Coenen glaubt, daß Hebbel diesen Schritt in dem Demetrius hat tun wollen. Demetrius, der erkennt, daß er ein Betrogener ist, tritt nicht zurück, er spielt die falsche Rolle weiter, weil er das Leben so vieler Tausender, die ihr Los mit dem seinigen verknüpft haben, höher stellt als die Befriedigung seines persönlichen Ehrlichkeits- und Wahrheitsbedürfnisses; nicht versagt ist es ihm aber, im ehrlichen Kampf den erlösenden Tod zu finden. „War Demetrius so von Hebbel konzipiert, dann ist damit der scheinbare Kreislauf vollbracht. Das Individuum, das erst eins mit seiner Umgebung war, beginnt sich davon abzuheben und sich schüchtern davon loszumachen, zuerst an seinem Rechte noch verzweifelnd. Allmählich aber behauptet und stärkt sich diese Überzeugung, bis sie dem Allgemeinen an Kraft gleich kommt. Dann kann sie dieses zu seinem Heil beherrschen, doch auch auf die eigene vorübergehend Verzicht tun, weil, wer sich selber besitzt, sich nicht mehr zu suchen braucht, Menschenliebe an die Stelle der Wahrheitsliebe setzen, und sich im klaren Bewußtsein des Besseren, für einen Wahn zum Opfer bringen.

Das hat Hebbel vielleicht in diesem konkreten Fall seines Demetrius sagen wollen, als er selbst den Frieden gefunden hatte und zur Erkenntnis der Relativität von allem, auch des persönlichen Gewissens, gekommen war.

Mich dünkt beinahe: auf diese, *seine* Weise gestellt, ist das Problem des Verhältnisses von Gesellschaft und Persönlichkeit nicht weiter aufzulösen. Was darnach noch übrig bleibt, ist das Verderbliche und Verdorbene des isoliert Persönlichen an seinem Platze anzuzeigen und das hat, meine ich, Ibsen getan." So weit Coenen.

Von einem ganz anderen Standpunkt, mit anderen Maßstäben tritt Albert Verwey an Hebbel heran. (Beweging, November 1916). Derselbe betrachtet ihn in erster Linie als Dichter, nicht als Denker; und an einem Dichter schätzt Verwey gerade nicht das Bewußte, das Verstandesmäßige und streng Logische, nicht den Realismus und die Lückenlosigkeit seiner Psychologie, also alles das, worin die Stärke Hebbels besteht, sondern die innere Logik des Gefühles, die somnambule Sicherheit seiner Phantasie und die Bestimmtheit seiner Visionen. Der wahre Dichter, der große Dichter schafft nach Verwey nicht nach einem festen, vorher festgestellten Plan, sondern geht von einem unwiderstehlichen Gefühl aus, einem dunkeln Drang, der ihn ganz erfüllt; er schafft aus dem unbewußten Grund alles Seins, dem die Taghelle des Bewußtseins fremd bleibt. Die Wirklichkeit, die ein solcher Dichter vor uns aufbaut, weicht oft von der allbekannten äußeren Wirklichkeit ab, aber sie hat dafür eine innere Wahrheit, die zugleich eine höhere ist. Um dies zu illustrieren, vergleicht Verwey Hebbels Herodes und Mariamne, nachdem er eine eingehende Analyse dieses Dramas geliefert hat, mit zwei englischen Dramen, nämlich mit Shelleys The Cenci und Beaumonts und Fletchers The Maid's Tragedy, die beide für Verwey in ihrer Art Meisterwerke sind. Bei Shelley sind Motivierung und Verknüpfung schwach, einige Nebenfiguren sind Statisten und wenig wahrscheinlich, und so ist im einzelnen bei ruhiger Betrachtung vieles auszusetzen, aber dazu läßt einen der Dichter eben gar nicht kommen. Wir sind vom Anfang an im Bann der suggestiven Kraft seiner Verse und seiner Vision und achten nicht auf die Details. Bei Hebbel dagegen sind wir kritisch gestimmt, wir lassen uns auch nicht das unbedeutendste Wort entgehen, wir fühlen: alles ist hier wohlerwogen und berechnet; die Sprache in Hebbels Herodes und Mariamne ist deshalb nur die Sprache schlagfertiger Trivialität, verglichen mit den aus tieferliegenden Schichten der Seele gespeisten Versen Shelleys. Bei Hebbel legen wir an jede Figur, jede Szene den Maßstab der äußeren Wirklichkeit. „Hebbel weiß das; sein Gesetz der äußerlichen Notwendigkeit ist ebenso streng wie geschmeidig. Immer wieder zwingt er uns die Anerkennung ab, daß er in jedem Wort, jeder Wendung der Handlung das Richtige getroffen hat. Bei Hebbel haben wir es nicht mit einer einfachen

Digitized by Google

groß angelegten dichterischen Konzeption zu tun, sondern mit einem sorgfältig projektierten literarischen Gewebe, das sich von Faden zu Faden mit äußerer, d. h. logischer und dialektischer Notwendigkeit entwickeln wird."

Hebbel ist nach Verwey deshalb kein großer Dramatiker, wie Vondel im Lucifer, Shakespeare im Othello, Shelley in The Cenci, und Goethe im Tasso, weil er nicht wie diese Dichter ein Seher und Bildner des Tragischen, sondern sein Schlachtopfer war. Die große Tragödie ist immer das Werk serener Geister gewesen; und Hebbel war selbst eine tragische Figur, weil er, ein Dichter, sich doch nur als Denker befreien konnte; er litt an der relativen Kleinheit seines Dichtertalentes, wie er das selbst gefühlt und unter anderem auch in dem Sonnet „An einen Freund" ausgesprochen hat. — Verwey macht in seinem Aufsatz ferner einige feinsinnige Bemerkungen zu einigen lyrischen Gedichten Hebbels.

Wie eingehend man sich hier in literaturliebenden Kreisen mit Hebbel beschäftigt, kann man auch aus den mannigfachen holländischen Übersetzungen verschiedener seiner Dramen schließen, die in der letzten Zeit herausgekommen sind. So sind in der Wereldbibliotheek erschienen: Maria Magdalena, in der Übersetzung von L. Landry, ferner Judith in der Übertragung von Nico van Suchtelen, sowie Herodes und Mariamne, von demselben Autor in niederländische Verse übertragen. Besondere Erwähnung verdient dann noch die ganz kürzlich veröffentlichte metrische Übersetzung von Hebbels feinster und farbenreichster Schöpfung, von Gyges und sein Ring, die den Rotterdamer Realschullehrer K. H. de Raaf zum Verfasser hat. Diese Arbeit muß auch aus dem Grunde hier besonders hervorgehoben werden, weil sie in so geschmackvoller, würdiger Aufmachung erschienen ist. Das Werk ist aus der Presse von Brusses Uitgeversmaatschappy hervorgegangen, einem Verlage, der auf die äußere Ausstattung seiner Ausgaben, vor allem auf schönen Druck, nicht gewöhnliche Sorgfalt verwendet und stets wirklich vornehmen Geschmack bekundet. Brusse war auch einer der ersten Verleger, die die neue ursprüngliche holländische Letter von de Roos eingeführt haben. Auf das von Brusse herausgegebene, typographisch so gelungene Berlage-Boek hatte ich vor einiger Zeit Gelegenheit in dieser Zeitschrift hinzuweisen; auch das hübsche Buch über Alt-Rotterdam, mit Zeichnungen von Briedé, das im selben Verlag erschienen ist, habe ich seinerzeit hier besprochen. Der Druck der Gyges-Übersetzung wurde ermöglicht durch das Entgegenkommen des „Rotterdamsche Kring", der sich für das Werk interessierte und die Sache finanziell unterstützte. Nur in 200 Exemplaren liegt das auf holländisches Büttenpapier, mit der holländischen Mediäval von de Roos, einer großen, deutlichen Type in zwei Farben, schwarz und blau, gedruckte Büchelchen vor, das durch die Güte der verwandten Materialien, Papier, Letter, Drucktinte und die schöne Druckanordnung als reine Qualitätsarbeit bezeichnet werden muß. Das Werk schmückt die vom Übersetzer nach dem bekannten Bildnis gezeichnete Büste des Dichters.

Für Hebbel als Dramatiker hat diesen Winter auch Professor Scholten in einem interessanten Vortrage Propaganda gemacht, den er in der hiesigen Schauspielschule gehalten hat. Ob das vielleicht auch noch einen praktischen Erfolg haben wird, daß das eine oder das andere Werk des Meisters mal hier in holländischer Sprache zur Aufführung gelangen wird, das bleibt abzuwarten. Denn bisher hat Hebbel auf der holländischen Bühne noch keinen Eingang gefunden, wenn man von einem erfolglosen Versuche des Schriftstellers und Dramaturgen Herman Heyermans absieht, der die Judith in der Spielsaison 1915/16 auf seinem Theater in Amsterdam zur Aufführung gebracht hat; aber wer die holländischen Theaterverhältnisse und die Schwierigkeiten, mit denen die einzelnen, nicht staatlich gestützten Schauspielgesellschaften zu kämpfen haben, wird das nicht Wunder nehmen. Die Theater müssen hier in ganz anderem Maße als in Deutschland z. B. dem Geschmack des Publikums Rechnung tragen, und das Publikum rekrutiert sich hier aus ganz anderen Schichten als bei uns; eine große Gruppe, die christlichen Kreise, stehen hier im Gegensatz zu Deutschland, dem Theater als solchem überhaupt feindlich und ablehnend gegenüber und sind so nicht in der Lage, auf die Geschmacksbildung von irgendwelchem Einfluß zu sein; so bleibt das Theater die Domäne des liberalen Bürgertums, das im allgemeinen die neuere Literatur bevorzugt, und überdies mehr Zerstreuung und Unterhaltung im Theater sucht als Erhebung und Erbauung. Dazu kommt, daß es den Holländern an wirklich klassischen und volkstümlichen Stücken gebricht; das klassische Drama fehlt, und Vondel wurzelt inhaltlich noch zu sehr im Mittelalter, trotz der Renaissancegewandung seiner Dramen, und steht deshalb dem modernen Empfinden zu fern, um wirklich von breiteren Kreisen verstanden und genossen zu werden. Das Kunstdrama in Versen nimmt daher in dem holländischen Theater einen verschwindend kleinen Platz ein, obwohl anzuerkennen ist, daß in den letzten zehn Jahren, infolge der Bemühungen eines Royards und Verkade vieles besser geworden ist; besonders Shakespeare sind diese Bestrebungen zugute gekommen, und verschiedene seiner Dramen haben sich in schönen und würdigen Inszenierungen wieder Bürgerrecht auf der holländischen Bühne erworben. Das französische klassische Drama gelangt in holländischer Übersetzung heute wohl überhaupt nicht mehr zur Aufführung; und

Digitized by Google

deutsche klassische Werke erscheinen nur ganz vereinzelt mal in holländischer Umdichtung auf der Bühne. Ich entsinne mich nur einiger Aufführungen der Maria Stuart und der Grillparzerschen Medea, die beide aber wohl den guten bzw. routinierten Darstellerinnen der weiblichen Hauptrollen zuliebe gegeben wurden. Auch eine Aufführung der Räuber verdient in diesem Zusammenhange Erwähnung, die ich einmal in einem Amsterdamer Volkstheater (Stoel & Spree) genoß, wo dieses auf den Anschlagezetteln als „wereldberoemd treurspel" angekündigte Werk aber zu einer Farce degradiert wurde. Von neuerer deutscher Literatur hielten sich der „Fuhrmann Henschel" und „Heimat", auch wieder wegen der Besetzung der Hauptrollen eine Zeitlang auf dem Spielplan; aber wirkliche Repertoire- und Kassenstücke sind doch nur die wertlosen „Alt-Heidelberg" und „Hofluft" geblieben, und dann, auch wieder wegen der Hauptrolle, Brachvogels Narziß. Daneben erschienen und verschwanden natürlich auch die wichtigsten Novitäten. Die zuletzt genannten drei Stücke gehören sozusagen zu dem eisernen Bestand des Amsterdamer Stadttheaters, das in künstlerischer Hinsicht am wenigsten befriedigt. Höhere Aspirationen haben die Gesellschaften von Royards und Verkade, wenn letztere auch durch die Pflege englischer Salonstücke in der letzten Zeit von dem anfänglich eingenommenen hohen Piedestal leider herabgestiegen ist; doch tragen sich beide noch mit großen Projekten. So gehört eine holländische Aufführung von Faust schon lange zu den Lieblingsideen von Royards, und Verkade plant, wie verlautet, eine Aufführung von Schillers Don Carlos. Hoffen wird, daß sie noch einmal ihre Pläne zur Aufführung bringen!

Amsterdam, Anfang Mai.

M. D. Henkel.

Wiener Brief.

Etwas verspätet erscheint der fünfte Jahrgang von *Hans Feigls* „Deutschem Bibliophilen-Kalender", nunmehr als „Jahrbuch deutscher Bibliophilen für 1917" bezeichnet (Wien, Moritz Perles). Aus dem reichen Inhalt heben wir zwei Aufsätze über berühmte Bibliophilen hervor, nämlich über Theodor Storm (von Max Kirmße) und über Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall (von Dr. Rudolf Payer v. Thurn), ferner „Die unterirdischen Bücher Balzacs" (mit Faksimile) von Stephan Zweig, „Über gelehrte Seltenheiten und Sammelstücke" von Erich Mennbier, „Kleine Bücher und mikroskopische Drucke", eine grundsätzliche Erörterung von R. L. Prager. Mirko Jelusich plaudert über den „Musketentisch in Wien", Julius Zeitler bespricht „Neue Illustrationskunst", Max Morold (Hofrat von Millenkovich, der neue Leiter des Burgtheaters) betrachtet sehr einsichtig vom ästhetischen Standpunkt das Verhältnis von Kürnbergers Idyll „Am Abend" zu seiner Quelle, der Autobiographie von Franz Xaver Bronner. Fast die Hälfte des Bandes ist einer „Jahresrundschau empfehlenswerter Bücher" vom Herausgeber mit eingestreuten Kritiken und kurzen Bücherbesprechungen (einige hat E. Pernersdorfer beigesteuert) gewidmet. Unter den Zeitschriften dieses Verzeichnisses findet sich eine Reihe (anscheinend ganz willkürlich herausgegriffener) Periodica, aber seltsamerweise nicht die „Zeitschrift für Bücherfreunde", deren Erwähnung man in einem „Jahrbuch deutscher Bibliophilen" doch wohl erwarten dürfte. Karl Toth teilt ein Kapitel aus einem von ihm zu gewärtigenden Buch über die französische Gesellschaft des 18. Jahrhunderts mit („Französische Rokokogesittung — die Kultur des Mittelmaßes"). Hugo Steiner-Prag bietet drei Proben von seinen Lithographien zu Gustav Meyrinks Roman „Der Golem".

Auf dem Gebiet der Belletristik sind einige neue Erscheinungen zu verzeichnen.

Emil Lucka fügt seinen „Drei Stufen der Erotik", die soeben in einer „neu bearbeiteten Volksausgabe" erscheinen, „Stufen der Genialität" an, die zusammen mit einem Buch über „Das Tragische" herauskommen sollen (Berlin, Schuster & Loeffler). Eine Novelle von *Walter von Molo*, „Der große Fritz im Krieg" (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung) und der zweite Band von *Karl Hans Strobls* „Bismarck" unter dem Titel „Eisen und Blut" (Leipzig, L. Staackmann) werden ohne Zweifel die Kritik noch vielfach beschäftigen. Zwei neue Erzähler lernen wir kennen in *Alfred Maderno* mit einem Roman aus Österreichs Südland „Zwischen zwei Nationen" (Leipzig, Th. Gerstenberg) und in *F. J. Warmbrunn* mit einem Roman „Drängs friedloser Schulgang" (Wien, Koppe-Bellmann). *Robert Michel*, der als Hauptmann den ganzen Feldzug an unserer Nordfront mitgemacht hat, liefert zu seinen im vergangenen Jahre veröffentlichten „Briefen eines Landsturmoffiziers an seinen Sohn" ein Gegenstück mit „Briefen eines Landsturmoffiziers an Frauen" (Berlin, S. Fischers Verlag). Der mit den orientalischen Wirren wohlvertraute *Spiridion Gopčević* schließt an die lange Reihe seiner Bücher Erzählungen und Skizzen „Aus dem Weltkriege" (unter dem Decknamen Leo Brenner, Kamburg, R. Peitz); „Tiroler Helden ohne Namen" führt *Matthias Ortner* (Innsbruck, Tyrolia) vor.

Für ein wenig Humor in dieser ernsten Zeit sorgen zwei Juristen: *Tartaruga* (Polizeikommissär Dr. Edmund O. Ehrenfreund, wohlbekannt aus der „Muskete") mit „Polizei-Kriminalgeschichten", „Bitt' schön, Herr Wachmann" und „Im Zwielicht des Lebens" (Wien, J. Deubler) und ein an-

Digitized by Google

gesehenes Mitglied unseres Anwaltstandes *Dr. Emil Rechert* („Humor im grauen Hause", Wien, Moritz Perles).

Eine reichlichere Ernte als die schöne Literatur gibt auch in diesem Monat wieder die wissenschaftliche. Der Landesverein für Heimatschutz in Oberösterreich läßt durch *Franz Peterlechner* die Geschichte des zum Volkslied gewordenen Weihnachtsgesangs „Stille Nacht, heilige Nacht" endgültig klarstellen (Linz, Qu. Haslinger): der Text stammt von Joseph Mohr (geb. 11. Dezember 1792 in Salzburg, gest. 4. Dezember 1848 zu Wagrain im Pongau), damals Hilfspriester bei der neuerrichteten Pfarre St. Nikolaus in Oberndorf an der Salzach; er übergab ihn am 24. Dezember 1818 dem Organisten Franz Xaver Gruber (geb. 25. November 1787 zu Hochburg am Weilhart, gest. 7. Juni 1863 als Stadtpfarrer-Chorregent in Hallein), damals Schullehrer in Arnsdorf, zur Komposition. Das mit Abbildungen und einer Notentafel ausgestattete Heftchen sei Freunden des Volksliedes bestens empfohlen. — „Volksschauspiele aus Obersteiermark" haben wir von *J. R. Bünker* zu erwarten (Stuttgart, Strecker & Schröder). Eine Sammlung aus acht Jahrhunderten deutscher Dichtung in Siebenbürgen hat *Richard Csaki* unter dem Titel „Jenseits der Wälder" veranstaltet (Hermannstadt, W. Krafft).

Besonderes Interesse erregen einige Geschichtswerke. *Eugen Guglia* will die große Kaiserin „Maria Theresia", zur 200. Wiederkehr ihres Geburtstages am 13. Mai, in einem Werk über ihr Leben und ihre Regierung möglichst viel selbst zu Worte kommen und das Andenken dieser echtdeutschen Frau auch außerhalb Österreichs wieder lebendiger werden lassen, wobei ihn der Verlag R. Oldenbourg in München-Berlin mit einer gediegenen Ausstattung der beiden Bände trefflich unterstützt. Eine ähnliche Aufgabe, nur in engerem Rahmen, hat sich *Richard Charmatz* für „Kaiser Franz Joseph I." gestellt (Velhagen & Klasings Volksbücher Nr. 135). Authentische Urkunden über das neue Herrscherpaar stellt Austro-Hungaricus (*E. M. Kronfeld*, „Kaiser und König Karl, Kaiserin und Königin Zita, der Kronprinz", Wien, Moritz Perles) zusammen. Am Grenzrain zwischen Geschichte und Politik steht „Das Buch von unserm Kaiser Karl, den österreichischen Völkern ans Herz gelegt von *Dr. Richard von Kralik*" (Das neue Österreich, II. Jahrgang, 1. Heft) mit starker Betonung der großösterreichischen und großdeutschen Idee; auch wer nicht auf dem Parteistandpunkt des Verfassers steht, wird in diesem Hefte eines überzeugten Patrioten und positiv gewandten Geistes mancherlei Anregendes und Beherzigenswertes finden. Aus seiner heraldischen Studie über „Die österreichische Krone, ihre Geschichte und ihre Bedeutung" (Innsbruck, Tyrolia) sei der Nachweis hervorgehoben, daß die sogenannte Krone Karls des Großen, die achteckige Nürnberger Krone aus dem 12. Jahrhundert, nur als Königskrone galt, während als Kaiserkrone des römisch-deutschen Reiches eine Infelkrone verwendet wurde, die seit 1804 samt dem schwarzen Doppeladler im goldenen Felde in das österreichische Kaiserwappen übergegangen ist. — „Die Wahl Ferdinands I. von Österreich zum König von Kroatien" ist Gegenstand einer Spezialuntersuchung von *Ferdinand von Šišić* (Agram, F. Suppan). — Ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der Wiener Judengemeinde findet sich bei *J. Taglicht* „Nachlässe der Wiener Juden im 17. und 18. Jahrhundert" (Wien, Braumüller). — In den nahen Orient, dessen Zukunft mit unserer eigenen nun so enge verflochten zu sein scheint, führen uns die „Erinnerungen eines Konsuls 1871—1887" von *Friedrich Schwan* (im gleichen Verlag).

Eine Charakteristik von „Ernst Mach" durch *Rudolf Wlassak* erscheint bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig. Die von Wilhelm Börner herausgegebenen gesammelten Vorträge und Aufsätze des Wiener Ethikers *Friedrich Jodl* „Vom Lebenswege" (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung) sind mehrfach besprochen worden. Die „Grundlagen der bisherigen Philosophiegeschichte" unterzieht *D. Einhorn* in seiner Studie über „Xenophanes" (Wien, Braumüller) einer strengen Kritik.

Einen bedeutenden Erfolg hat die von Prof. *Franz Strunz* geschickt geleitete und trotz Krieg rüstig fortschreitende „Urania-Bücherei", in deren Bändchen österreichische und deutsche Fachmänner über aktuelle Themen zu Worte kommen, zuletzt Pernerstorfer, Kralik, Bahr, Wilhelm Rein, Robert Sommer, Friedrich Naumann.

Von den Zeitschriften seien die neuen Hefte des „Jahrbuchs der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses" (33. Bd.) hervorgehoben mit der reichillustrierten „Geschichte der venezianischen Skulptur im 14. Jahrhundert" von Leo Planiscig und einer Studie über den „Raum bei Jan Vermeer" von Max Eisler.

Die neue illustrierte Monatsschrift „Donauland", von der die ersten beide Hefte vorliegen, hält, was der Prospekt versprochen hat: sie bietet den führenden Geistern Deutschösterreichs eine Stätte zu gemeinsamer Wirksamkeit. Vielleicht wird der stark militärische Einschlag auffallen: die Zeitschrift ist eben von zwei Offizieren, Oberst Alois Veltzé und Hauptmann Paul Siebertz, begründet worden und soll nicht zuletzt dem Militär an der Front einen gediegenen Bildungs- und Unterhaltungsstoff zuführen, daher die zahlreichen fach- und schönwissenschaftlichen Beiträge aus den Kreisen des Heeres selbst, von dessen geistigem Leben man ein durchaus erfreuliches Bild gewinnt. Es sei nur auf einige wenige Aufsätze hingewiesen, die uns besonders interessieren. Stephan Zweig,

Digitized by Google

auch in militärischer Verwendung der Bibliophilie getreu, hat im k. u. k. Kriegsarchiv einen „Atlas du cours du Danube avec les plans, vues et perspectives des villes, châteaux et abbayes qui se trouvent le long du cours de ce fleuve, depuis Ulm jusqu'à Widdin, dessiné sur les lieux, fait en 1751" von Franz Nikolaus von Sparr, Karl Johann von Redel u. a. entdeckt, woraus er ganz prächtige Proben mitteilt. Otmar Doublier und Max Pirker berichten aufschlußreich und anregend über die Kriegssammlung der Wiener Hofbibliothek. Richard Smekal teilt drei Liedertexte mit, die sich Wenzel Scholz für seine Benefizvorstellungen bei seinem Kollegen Ferdinand Raimund bestellte. Die Hefte können auch in typographischer und illustrativer Hinsicht voll befriedigen.

Wir haben in diesem Monat wieder zwei Todesfälle zu beklagen. Am 18. April erlag der Humorist *Alfred E. Forschneritsch*, 44 Jahre alt, einem Herzleiden. Seine „Wiener Bilderbogen. Heitere und ernste Ausschnitte" hatten kurz vorher die zweite Auflage (Wien, Anzengruber-Verlag) erzielt. Mit *Richard Wallaschek*, gestorben am 25. April im 58. Lebensjahre, ist ein ausgezeichneter Kenner der „Geschichte der Wiener Hofoper" (Wien, 1907/09) dahingegangen; seine philosophischen Studien brachten ihn auch auf Untersuchungen über „Psychologie und Technik der Rede" (1913, zweite Aufl. 1914), die ihn in ganz hervorragendem Maße als die geeignete Persönlichkeit für die Leitung der Vortrags- und Redeübungen der Universitätshörer erscheinen ließen.

Der Verkünderin der Heldentaten unserer Braven an der Isonzofront in Wort und Bild, *Alice Schalek*, ist das goldene Verdienstkreuz mit der Krone am Bande der Tapferkeitsmedaille verliehen worden. *Hugo Thimig* wurde bei seinem Scheiden von der Direktion des Hofburgtheaters mit dem Titel eines k. u. k. Hofrates ausgezeichnet. Sein Nachfolger, Hofrat von *Millenkovich* (als Schriftsteller Max Morold), als Stephan Milows Sohn Saar und dem Kreis der älteren österreichischen Realisten nahestehend, selbst ein begeisterter Verehrer von Richard Wagners Kunst und seinen Ideen, verspricht, das Burgtheater wieder zu einer Pflegestätte deutschösterreichischer Bühnenkunst zu erheben: möge er imstande sein, seine zweifellos guten Absichten zu verwirklichen!

Der Ausschuß des Wiener Zweigvereins der Schillerstiftung hat an Lobmeyrs Stelle Prof. Dr. Anton Bettelheim zum Vorsitzenden, Reg.-Rat Dr. Karl Glossy zu dessen Stellvertreter, Hofrat Prof. Dr. Joseph Seemüller zum Schriftführer gewählt und sich durch die Aufnahme des Sektionschefs Dr. Wilhelm Freiherr von Weckbecker, Kustos Dr. Rudolf Payer, R. v. Thurn und (Lobmeyrs Neffen) Stephan Rath ergänzt.

Eben, da ich meinen Bericht abschließen will, erhalte ich einen Brief von *August Sauer*, der mich darauf aufmerksam macht, meine Bemerkung auf Spalte 78 dieses Jahrgangs, daß die Einordnung der undatierten Blätter in die „Tagebücher und literarischen Skizzenhefte" Grillparzers methodisch nach Backmanns Untersuchung der Beschaffenheit des benutzten Papiers erfolge, könne mißverstanden werden. Hierfür sei natürlich neben dem Papier, der Schrift, den Schreibgewohnheiten, der Orthographie vor allem der *Inhalt* maßgebend; die Beschaffenheit des Papiers *allein* oder *vorwiegend* sei bloß für die Datierung einiger weniger Nummern in Betracht gekommen. Ich stelle dies, um Mißdeutungen zu begegnen, noch nachträglich fest und benutze die Gelegenheit, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß in dem Bande sehr viel Neues und Ungedrucktes enthalten ist und daß auch das meiste Bekannte in ganz neuem Licht und Zusammenhang erscheint. Für eine eingehende Würdigung der mühsamen Tätigkeit des Herausgebers ist in meinem Bericht leider kein Raum; so muß ich den unermüdlichen Forscher bitten, sich mit der Versicherung zu begnügen, daß ich zu jenen gehöre, die sich über das Erscheinen eines jeden Bandes seiner Ausgabe aufrichtig freuen.

Wien, 30 April 1917.

Prof. Dr. Eduard Castle.

Von den Auktionen.

Berlin war in den letzten Wochen der Schauplatz mehrerer bedeutender Bücher- und Autographen-Auktionen, die sämtlich unter reger Beteiligung vonstatten gingen. Zunächst verauktionierte *Karl Ernst Henrici* am 20. und 21. April Autographen, die hauptsächlich aus sächsischem Privatbesitz stammten. Goethe und Schiller bildeten hier die Mittelpunkte in der Abteilung Literatur und Wissenschaft. Für Briefe Goethes, die mit einem einfachen G. unterzeichnet waren, zahlte man etwa 60 M. durchschnittlich, ganz eigenhändig geschriebene Briefe gingen natürlich bedeutend höher. So brachte ein solcher vom Jahre 1785 an Merck 805 M. Ein eigenhändiges Gedicht Goethes an die Tragödin Madame Wolff von 1812, auf der Rückseite ein Büschel von Goethes und Schillers Haaren, mit anderen wertvollen Stücken brachte den Höchstpreis von 1255 M., ein Kuvert Goethes an Frau von Stein 260 M., zwei Stücke aus Goethes Autographen-Sammlung, Gedichtmanuskripte Herders und ein Brief von Wieland, 275 und 315 M. — Zwei Briefe Schillers über den Don Carlos brachten 1170 und 850 M., eine Quittung Schillers (Verlagshonorar) 375 M. — Sonst nennen wir noch einen Brief Lord Byrons an Hoppner von 1819 355 M., Briefe Heines an seine Mutter 305 M. und 225 M., ein

Digitized by Google

kleines Blatt Lessings mit acht Zeilen vom Jahre 1775 1100 M., ein langer Brief Theodor Körners an seinen Vater 280 M., ein Stammbuchvers Grillparzers 260 M., ein Schreiben Voltaires 145 M., ein Brief Kants von 1787, drei engbeschriebene Seiten an David Friedländer, 275 M. — In der Abteilung Musik dürften folgende Preise interessieren: Beethovens Briefe 500 bis 1100 M.; Brahms 250 M.; Chopin 215 M.; eine kleine Federzeichnung von Mendelssohn 145 M.; Wagners Briefe 100 bis 150 M. Dagegen brachte ein Brief Mozarts vom Januar 1788 an seinen Freund und Mitlogenbruder Puchberg, den er um ein Darlehen bittet, die hohe Summe von 1660 M. Noch höher ging Franz Schubert: für einen allerdings wundervollen Brief an Bauernfeld vom Jahre 1825 zahlte man 1860 M., und zwei eigenhändige Seiten aus seinem Tagebuch von 1816, worin er über Menschen, Zufall und Leidenschaft philosophiert, wurden mit 900 M. bezahlt.

Vom 24. bis 26. April folgte bei *Max Perl* die Versteigerung von 1777 fast durchweg interessanten Stücken. Auch hier stand wieder Goethe im Mittelpunkt. Die erste von ihm selber veranstaltete Gesamtausgabe seiner Schriften (Göschen 1790) in Pappbänden der Zeit brachte 620 M. (vgl. über diese Ausgabe den Aufsatz im Hauptblatt von Hirschberg und Witkowski), Faust (ein Fragment, 1790) 1050 M. (schönes breitrandiges Exemplar im Pappband der Zeit); Faust 1. Teil, 1808, 240 M.; Faust 2. Teil, 1833, 310 M.; das Römische Carneval in einem breitrandigen Prachtexemplar in Ganzlederband der Zeit 2400 M.! Stella 1776, 120 M.; Wahlverwandtschaften 1809, 105 M. Von wichtigen Preisen aus der klassischen und romantischen Periode ferner: Klinger, Sturm und Drang, 1776, erste Ausgabe, trotz Stockflecken und Titelstempel, 300 M.; Hoffmann, Phantasiestücke in Callots Manier, 1814—15, sehr schönes Exemplar in Halbfranzbänden der Zeit, 165 M. — Goethes Hand, Gipsabguß aus der Zeit, wurde mit 710 M. bezahlt, und die Gesichtsmaske Goethes von Weisser mit 480 M.

Aus dem bibliographisch gut gearbeiteten Kataloge, der leider bei einzelnen Werken noch übertriebene Seltenheitsangaben macht (wie schön wäre es, wenn diese ganz fortfallen würden, und wenn Stücke, die noch im Ramsch bei Großantiquaren für wenige Pfennige zu haben sind, nicht als „sehr selten" bezeichnet würden!) seien von älteren Werken noch genannt: Molière, Oeuvres, Nouvelle édition, 6 vols., Paris 1734, mit den schönen Kupfern von Boucher, in sechs herrlichen Kalblederbänden der Zeit, 1350 M., und ein altes Kommersbuch von 1816 mit 115 M.

Sehr interessant und für die Sammeltätigkeit der Zeit außerordentlich charakteristisch war das Hochschnellen der Preise für moderne Luxusausgaben. Auch Vorzugsdrucke, die noch bei den Verlegern zu haben sind, blieben nur wenig hinter dem Ladenpreis zurück. Die größte Steigerung wies hier die Luxusausgabe von Ernst Hardt, Ninon von Lenclos (Insel-Verlag 1905) auf, sie wurde erst bei 835 M. zugeschlagen! Andere bemerkenswerte Steigerungen sind: Baudelaire, Die Vorhölle, Privatdruck in 205 Exemplaren (Oesterheld & Co., 1911) 85 M. (Ausgabepreis 25 M.); Beardsley, Six Drawings illustrating Gautiers Mademoiselle de Maupin, 1898, 560 M.; derselbe, Four Illustrations for Poe, 1901, 610 M.; Boccaccio, Decamerone, Luxusausgabe in 100 Exemplaren (Hans von Weber 1912/13) 250 M. (Ausgabepreis 150 resp. 200 M.); Dehmel, Weib und Welt, Liebhaberausgabe (Schuster & Loeffler, 1896) broschiert 90 M.; Dickens, Romane und Novellen, Vorzugsausgabe in 200 Exemplaren (Insel-Verlag 1913) 320 M. (Ausgabepreis 144 M.); Friedrich der Große, Werke, 12 Bände, Berlin 1913, Luxusausgabe in 420 Exemplaren, 520 M. (Ausgabepreis 480 M.); Geiger, Roman Werners Jugend (Axel Juncker 1905), eines der zehn Exemplare auf Japan, 510 M.; Hyperion, Zweimonatsschrift, Luxusausgabe in 50 Exemplaren (München 1908/10) 310 M. (Ausgabepreis 200 resp. 300 M.); Die Insel, drei Jahrgänge mit Mappenwerk, 370 M.; Meid, Othello-Zyklus, neun Radierungen, 670 M. (Ausgabepreis 275 M.). „Der blaue Reiter", herausgegeben von Kandinsky und Franz Marc, Luxusausgabe in fünfzig Exemplaren (Piper 1912), stieg auf über das Sechzehnfache seines ursprünglichen Ausgabepreises von 30 M., nämlich auf 505 M.! Verhaeren, Le Cloitre, Bruxelles 1900, broschiert, eines der zehn Japan-Exemplare, auf 655 M.

Ein in vielfacher Hinsicht originelles Dokument ist der Katalog „Bilder und Sprüche aus großer Zeit", 250 Bildnisse, die am 30. April durch *Henrici* in Berlin versteigert wurden. Um die Sache möglichst interessant zu gestalten, hatte man sich den Hofschauspieler Clewing verschrieben, der die Auktion leitete. So kam es, daß das Damenpublikum unter den Anwesenden überwog. Eine bunte Gesellschaft hatte sich nicht nur unter den Besuchern, sondern auch im Kataloge selber zusammengefunden: Bassermann (nicht der Schauspieler, sondern der Politiker), Bethmann, Habermann, Hauptmann, Heinemann, Immelmann, Niemann, Stresemann, Wassermann, Waßmann und mancher andere Mann war da. Dehmel und Ganghofer, Kirdorf und Ernst Lissauer, Wolfgang Heine und Elard von Oldenburg-Januschau: es war für *jeden* Geschmack gesorgt! Den höchsten Preis erzielte Hindenburgs Brustbild mit eigenhändigem Wahlspruch mit 1100 M. Ludendorffs Photographie mit eigenhändigem Motto brachte 360 M., Bethmanns Brustbild mit Namenszug 100 M., den gleichen Preis eine Photographie des Möve-Kommandanten Graf zu Dohna mit Motto.

Digitized by Google

Für ein Bildnis des Kaisers mit eigenhändigem Namenszug zahlte man 360 M., für eine Photographie des Kronprinzen mit eigenhändiger Unterschrift 510 M; ein Bildnis Zeppelins mit eigenhändigem Motto brachte 220 M. Die zahlreichen dii minores brachten entsprechend kleinere Preise. — Der Katalog selber wird als Kriegsdokument später einmal Sammlerwert bekommen.

Die Sammlung des Professors Karl Voll, die *Emil Hirsch* in München am 30. April und 1. Mai versteigerte, war eine ausgesucht schöne Kollektion von Graphik des 19. Jahrhunderts in Gestalt illustrierter Werke und Einzelblätter. Hier war die Beteiligung außerordentlich rege, vor allen Dingen auch von seiten der Museumsdirektoren und Vorstände graphischer Sammlungen. Die tatsächlich verkauften Nummern brachten über 90000 M. Gegenüber der im November durch das gleiche Haus versteigerten Sammlung Rümann, die einen ähnlichen Charakter aufwies, sind ganz bedeutende Preissteigerungen zu verzeichnen; vor allem auch unter den deutschen Romantikern, die bei Rümann weniger hoch bezahlt waren. Es würde zu weit führen, auf die einzelnen Preise einzugehen. Daumier war auch hier wieder führend, so daß beispielsweise die vollständige Folge der Moeurs conjugales (60 Lithographien) mit 2100 M. bezahlt wurden. Auch einzelne Drucke von ihm in besonders schönen Zuständen brachten 600 und 800 M., Preise, die man vor einigen Jahren für absolut unmöglich gehalten hätte; die Lithographie „Rue Transnonain" wurde sogar mit 1450 M. bezahlt. Von französischen Werken, die auch unter den deutschen Bibliophilen sich besonderer Beliebtheit erfreuen, seien noch genannt die „Chants et Chansons populaires de la France" von 1843 in einem Pracht-Exemplar in grünem Halbmaroquin mit 335 M. Dorés schönstes Werk, die Balzacschen „Contes drolatiques" in der 5me édition, mit dem ganz außergewöhnlich hohen Preise von 240 M. (auch sonst wurden die mit Doréschen Holzschnitten illustrierten Werke hoch bezahlt), Goethes Faust mit den Lithographien von Delacroix, Abzüge auf China, rot Halbmaroquin, unbeschnitten, 1700 M., Champfleury, „Les Chats", 1870, „édition de luxe", mit fünf Radierungen, darunter einer von Manet, 300 M., und Coster, Ulenspiegel, 1868, erste Ausgabe mit 15 Radierungen auf China, davon drei von Rops, 610 M. — Ein Exemplar der Münchener Bilderbogen Nr. 1 bis 1200 im Erstdruck (16 Bogen fehlten) brachte 700 M.; Erstausgaben von Wilhelm Busch schwankten zwischen 25 und 80 M., der „Eispeter" von 1864 brachte sogar 130 M. Die Bilderpossen von Wilhelm Busch, 4 Teile, in Probedrucken auf losem China, wurden, da sie wohl als Unikum gelten dürften, nicht allzu hoch mit 1700 M. bezahlt. Auch die reizenden Silhouetten-Bücher von Konewka sind im Preise gestiegen: Allerlei Tiergeschichten 1872, 8 M.; Falstaff, 1872, 11 M.; Faust, 1866, 36 M.; Sommernachtstraum 1868, 36 M.; Der schwarze Peter 1869, 45 M. Von Max Liebermann brachten die sechs Kalte Nadel-Arbeiten von 1898 960 M.; von Menzel der Peter Schlemihl von 1839 105 M. Kugler, Geschichte Friedrichs des Großen 1840, mit den beiden später unterdrückten Holzschnitten von Menzel, 455 M. Die fünf Jahrgänge des Pan wurden normal mit 1020 M. bezahlt. Die von Pocci illustrierten Werke stiegen im Preis, der „Festkalender" von 1837 bis auf 100 M. Die von Ludwig Richter geschmückten Werke erzielten je nach ihrer Seltenheit wenige Mark bis zu den 475 M., die für Bechsteins Märchenbuch von 1853 erlegt wurden. Auch Schwind wurde gut bezahlt, einzelne von ihm illustrierte Bücher mit mehreren 100 M. Sein erster Entwurf zum Titel vom Märchen von den sieben Raben, eine Skizze in Federzeichnung, 29½×23½, erzielte 1200 M. Die Slevogtschen Skizzen, zum Teil unveröffentlicht, schwankten zwischen 100 und 300 M., die „schwarzen Scenen", eine Folge von sechs Radierungen in Probeabdrücken, wurden erst bei 3500 M. zugeschlagen. Seine Luxusausgabe des „Lederstrumpf" mit 52 ganzseitigen Lithographien in doppeltem Zustande, ursprünglich 850 M., stieg auf 1750 M.

Die Bibliothek von Paul Schlenther, die *Paul Graupe* am 5. Mai versteigert hat, war keine bibliophile Sammlung. Schlenthers Bücherei war durchaus Gebrauchsbibliothek; die wertvollsten Stücke, die sie enthielt, waren die Widmungsexemplare aus der modernen Sturm- und Drangperiode, dem beginnenden Naturalismus Ende der achtziger Jahre, und hier stand Hauptmann im Mittelpunkte. Das Promethidenlos, das nicht so selten ist, wie im allgemeinen behauptet wird, brachte 180 M. Vor Sonnenaufgang, 3. Auflage mit langer Widmung an Schlenther, 100 M. Hauptmanns Werke, 1906, in der Vorzugsausgabe, mit Widmung, 510 M. Dehmel, „Erlösungen", erste Ausgabe 1891, mit Widmung, 100 M.; „Aber die Liebe", Erstausgabe 1893, ebenfalls mit Widmung, 80 M. Manche Stücke gingen billig fort, so die Erstausgabe von Nietzsches Geburt der Tragödie mit 17 M. Auch Wedekinds „Kinder und Narren" sind bei der außerordentlichen Seltenheit mit 130 M. nicht zu hoch bezahlt. Dagegen gab man für das „Königreich" von Schönherr und den „Weibsteufel", das letztere mit Widmung, den hohen Preis von 95 M. und für Eulenberg, „Schiller, Eine Rede zu seinen Ehren," erste Ausgabe auf Bütten, den Liebhaberpreis von 80 M. Im ganzen brachte die Auktion Schlenther etwa 15000 M.

Digitized by Google

Neue Bücher und Bilder.

Ignaz Beth, Verzeichnis der Schriften von Wilhelm von Bode. Berlin 1915. *B. Behrs Verlag (Friedrich Feddersen), Berlin-Steglitz.* 6 M.

Diese Bibliographie, die dem Generaldirektor der Preußischen Kunstsammlungen zur Feier seines siebzigsten Geburtstages überreicht wurde, präsentiert sich in würdiger Ausstattung, mit dem Bildnis des Jubilars in Kupferätzung und mit einem warmherzigen Geleitwort seines langjährigen Mitarbeiters Max J. Friedländer. Ignaz Beth, ein in bibliographischer Arbeit erfahrener Kunstforscher, hat sich der schwierigen Aufgabe unterzogen, das weitverzweigte Material der Veröffentlichungen Bodes zu sammeln und in zeitlicher und systematischer Folge zu ordnen. Das umfangreiche, 140 Seiten zählende Buch gliedert sich in zwei Hauptabschnitte, deren erster die sämtlichen Arbeiten Bodes nach der Zeitfolge, von 1869 bis 1915, zusammenstellt, wobei eine Dreiteilung nach Büchern, Aufsätzen aus Zeitschriften und Buchbesprechungen durchgeführt ist. Die insgesamt 515 Arbeiten dieser 47 Schaffensjahre werden dann noch einmal, im zweiten Teile, nach Gegenständen geordnet, und hier erst erhält man den vollen Eindruck der geradezu beispiellosen Vielseitigkeit eines Lebenswerkes, das unserem gesamten Kunstleben in den letzten Jahrzehnten den Stempel aufgedrückt hat. Wer, wie der Referent, selbst auf diesem wie kaum ein anderes zur Entsagung zwingenden Gebiete sich jahrelang betätigt hat (als Verfasser einer Allgemeinen Florentiner Bibliographie), weiß, daß Vollständigkeit nur annähernd erreicht werden kann, und verzichtet gern auf das billige Vergnügen, einige Auslassungen festzustellen. Aufgenommen wurden die mit dem Namen gezeichneten Bücher und Aufsätze; die nur mit dem Schriftstellerzeichen signierten sind meistens, die anonymen ganz weggelassen, da der Wille des Verfassers sie der Öffentlichkeit entziehen wollte. Aufsätze aus Tageszeitungen und populären Zeitschriften haben nur gleichsam stichprobenweise Aufnahme gefunden, wohl mit Recht, denn nicht um eine statistische Aufzählung, sondern um ein Sammeln des Wesentlichen, um einen Gesamtüberblick handelte es sich für den Bibliographen, der uns ein willkommenes Nachschlagewerk bietet. *Dr. Walter Bombe-Bonn.*

Breitkopf & Härtel. Gedenkschrift und Arbeitsbericht von *Oskar von Hase.* 4. Auflage. Erster Band: 1542—1827. Druck und Verlag von *Breitkopf & Härtel* in *Leipzig* 1917. Geheftet 6 M. VII, 254 Seiten. 4°.

Auf dem bescheidenen Abriß für die Allgemeine Deutsche Biographie ist dieses große, nun auf zwei Bände berechnete Werk allmählich erwachsen. Von einer „vierten Auflage" im strengen bibliographischen Sinne kann man deshalb kaum sprechen; es handelt sich um einen Neubau, dem die kleine Gedächtniskapelle als Kern einverleibt worden ist.

Neu erscheint vor allem die Vorgeschichte des Hauses Breitkopf & Härtel. Auf Grund eingehender, durch die vielbenutzten Regesten Albrecht Kirchhoffs unterstützter Studien hat der durch sein Buch über die Koberger auf diesem Gebiete bewährte Verfasser die Vorbesitzer zurückverfolgt bis zu jenem Heinrich Eichbuchler, der als Zeitgenosse Luthers in Leipzig eine kleine Druckerei betrieb. Durch Heirat der Witwe kam sie 1555 an den bekannteren Hans Rambau, dessen Witwe übergab 1580 mit ihrer Hand das Geschäft an Georg Deffner, von diesem kam es 1587 auf demselben Wege an Abraham Lamberg, der es durchsetzte, auch als Verleger aufzutreten und neben den Meßrelationen den Leipziger Meßkatalog herausgab. Als er 1629 das Zeitliche gesegnet hatte, brachen über Leipzig die schweren Tage der Belagerung durch Tilly herein, in denen Lambergs Erben doch den Betrieb aufrechterhielten und u. a. ein kleines anonymes Werk Paul Flemings, seine Bußpsalmen, druckten. 1633 heiratete der Buchdrucker Henning Köhler die Witwe Lambergs und führte neben der Offizin auch den Verlag des Meßkatalogs fort, bis er 1656 starb. Diesmal kam, ausnahmsweise ohne Hymens Beihilfe, Johann Georg, der Faktor, den die Witwe angenommen hatte, in den Besitz des Unternehmens, das trotz der Firma Johann Köhlers, des Sohnes Hennings, sein ausschließliches Eigentum gewesen zu sein scheint. Es ging 1702 nach dem Tode Georgs auf Johann Caspar Müller über, der in dem Hause neben dem Goldnen Bären auf der heutigen Universitätsstraße eine Reihe ansehnlicher Werke druckte. Als der kundige, kunstreiche Meister jung, im Jahre 1717, verschieden war, führte die Witwe den Betrieb zwei Jahre mit Hilfe ihres Faktors Nicolaus Spindler fort; dann schloß sie eine neue Ehe mit dem Drucker Bernhard Christoph Breitkopf, am 24. Januar 1719. Dieser Tag hat als Gründungstag der Firma Breitkopf und ihrer Nachfolgerin Breitkopf & Härtel zu gelten; die Jahreszahl 1719 steht auf dem Sockel des sitzenden Bären, auf dem allbekannten Signet, das von dem 1732 hinzuerworbenen Nachbarhause des ursprünglichen Geschäftssitzes entlehnt ist und von dem Sohne Bernhard Christophs, dem vielfach verdienten Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, durch den Schild mit dem Pallaskopfe ergänzt wurde. In dieser Gestalt ziert es die lange Reihe wissenschaftlicher und nament-

Digitized by Google

lich musikalischer Werke, die seit Joh. Seb. Bachs und Gottscheds Tagen dem Breitkopfschen Druck und Verlag ihr Dasein danken. Wir können hier nicht der Darstellung Hases ins einzelne folgen. Höchst reizvoll zeichnet sie uns das Auf und Ab der Schicksale des Geschäfts und der Menschen, die diesen Wechsel bedingten, bis zu dem eigentlichen Begründer des heutigen Charakters der Firma, dem trefflichen, hochgebildeten Gottfried Christoph Härtel. Die mannigfachen Beziehungen zu Schriftstellern und Musikern, die Erfindungen und Unternehmungen der Druckerei, die Auszüge aus den Geschäftsbüchern machen das Werk zu einer Quelle für Literatur- und Musikgeschichte, für den Historiker der Typographie und des Buchhandels. Die Ausstattung ist würdig ohne Prunk, in den Schmuckstücken vielleicht etwas zu spielend, der Preis überaus mäßig. G. W.

Charlotte Lady Blennerhassett, geb. Gräfin von Leyden, Literar-historische Aufsätze. *München und Berlin* 1916, Druck und Verlag von *R. Oldenbourg*. VII, 294 Seiten. Geheftet 7 M., gebunden 8.80 M.

Am 10. Februar 1917 ist Lady Blennerhassett im Alter von fast 74 Jahren in München verschieden. Ihre große Biographie der Madame de Staël und einige andere biographische Werke haben ihr verdiente Ehren, darunter den Doktorhut der Münchener philosophischen Fakultät, gebracht. Seit langer Zeit begrüßten wir ihre Essays als echte Vertreter dieser vornehmen Gattung mit Freude, wenn sie in der Deutschen Rundschau und anderwärts hervortraten. Zwei früheren Sammlungen solcher Arbeiten folgte nun, unmittelbar vor dem Tode der Verfasserin, die dritte, hoffentlich nicht letzte, da noch reicher Stoff für eine weitere Reihe bereitliegt. Man hat Lady Blennerhassett die letzte Europäerin genannt. In der Tat hat sie jene übernationale Gesinnung besessen, die das Kennzeichen des guten Europäers im Sinne Nietzsches war und es gewiß, allen seelischen Verwüstungen des Krieges zum Trotz, auch bleiben wird. Die Fähigkeit, das Wertvolle durch die nationale Schale hindurch zu erkennen, und die Betätigung einer von Vorurteilen freien Güte ohne schlaffes Dulden und ohne blinde Liebe — diese schönen menschlichen Eigenschaften bezeugen die hier vereinigten Aufsätze, daneben die Weite des Blicks, die Belesenheit und den Geschmack der Darstellung. Der günstige Eindruck wird durch kleine Unebenheiten der Form, einige Druckfehler und die hier und da nicht getilgten Spuren der ersten Erscheinungsform der Aufsätze kaum getrübt. Der Inhalt ist von ungewöhnlichem Reichtum. Vier große Charakterbilder stehen nach Umfang und Bedeutung an der Spitze: die edle, aus der Skepsis zu mildem, dogmenfreiem Glauben an das Menschliche sich emporringende George Eliot und ihr lorbeergekrönter Landsmann Alfred Lord Tennyson, der gelehrte, liebenswerte Adoptivengländer Friedrich Max Müller und der talentvolle, aber moralisch korrupte Gabriele d'Annunzio (dessen bürgerlicher Name Rapagnetta doch erwähnt werden sollte). Drei zusammenfassende Essays bilden Anfang, Mitte und Ende des Bandes. Der erste handelt von der Ethik des modernen Romans, d. h. von den Versuchen, im neueren Roman der westeuropäischen Völker einem religiös-sittlichen Bewußtsein Ausdruck zu verleihen. Das große Mittelstück läßt im Spiegelbild der Literatur die Hauptwellen der Geistesbewegungen etwa zwischen 1880 und 1900 an uns vorbeifluten. Von ihnen getragen, erblicken wir die Gestalten Renans, des Kardinals Newman, die europäischen Anhänger des Buddhismus und des Confucius, die Pessimisten und am Schlusse die merkwürdigen Erscheinungen der französischen Dichterin Louise Ackermann und des Amerikaners Walt Whitman. Der noch umfangreichere Schlußaufsatz handelt von den bei uns nicht vielen bekannten und deshalb um so anziehenderen spanischen Romandichtern Fernan Caballero, P. Luis Coloma, Don Juan Valera, J. M. de Pereda und Don Benito Pérez Galdós, dem größten Romanschriftsteller Spaniens im 19. Jahrhundert. Es ist kein Zufall, daß ein Wort des hl. Johannes vom Kreuz den Ausklang bildet. Durch das ganze Buch leuchtet untergründig ein starkes und freies katholisches Christentum. Lady Blennerhassett steht fest auf dem Boden ihres Glaubens; aber sie läßt ihr Auge in alle Weiten und Tiefen der modernen Geisteswelt schweifen. Die kurze Angabe der Hauptgegenstände gibt keinen Begriff von der Fülle und der Kraft dieser Essays; man muß sie selbst lesen und wird sich von ihnen bereichert und erhoben fühlen wie von wenigen Büchern dieser Art. G. W.

Oskar Bulle, Die Verkünder des deutschen Idealismus. *Berlin, Ullstein & Co.* 1916. 216 S.

In knappen Umrissen die repräsentativsten Gestalten des deutschen Idealismus in der Dichtung darzustellen, ist schwierig, und die übelwollenden Kritiker haben hier ein leichtes Feld. In derselben Sammlung hat Eucken über die philosophischen Träger des deutschen Idealismus geschrieben. Bulle ist es nicht um literargeschichtliche Darstellung zu tun, er will vielmehr den Persönlichkeitswert jener Dichter schildern, die wir wirklich als Verkünder des deutschen Idealismus ansprechen können: Klopstock des Erweckers, Lessing des Wegbereiters, Herders des Sehers, Goethes des Erfüllers, Schillers des Verkünders, Kleists des Kämpfers. Das Buch soll anregen und kann nicht mehr bieten. Diesen

Digitized by Google

Zweck erfüllt es durchaus. Wenn ihm in einer recht gehässigen Kritik, die ich irgendwo gelesen habe, „Leere" vorgeworfen wurde, so sprach aus ihr schon deswegen ersichtlicherweise Voreingenommenheit, weil der Kritiker, wenn ich mich recht erinnere, dem Verfasser es übel genommen hat, daß er vom „deutschen Geist" redet, ohne auseinanderzusetzen, was er darunter versteht! In den vorgeführten Verkündern des deutschen Idealismus ist deutscher Geist Fleisch geworden. Sie kennen, heißt den deutschen Geist kennen. Aber es gibt Leute, auf die schon das Wort „deutscher Geist" wie eine unerträgliche nationalchauvinistische Überhebung wirkt. Das sind gerade nicht solche, die dadurch dem „Weltgeist" näher sind. Man greife getrost zu dem übrigens anspruchslosen Büchlein und man wird sich an manchem schönen Wort erfreuen.

E. Pernerstorfer.

Der Born Judas. Legenden, Märchen und Erzählungen. Gesammelt von M. J. bin Gorion. *Insel-Verlag, Leipzig* 1917.

Da ich nicht zu den sechs gelehrten Männern gehöre, die von den Quellen und Überlieferungen jüdischer Geschichten soviel oder noch mehr wissen als bin Gorion, so vermesse ich mich auch nicht, wissenschaftliche Kritik an dem ersten Band dieses auf sechs Bände berechneten Sammelwerks üben zu wollen. Mit Achtung und Ehrfurcht betrachtet man die sachlichen, knappen Quellenangaben und das Literaturverzeichnis, staunend über die unendliche Zahl und internationale Mannigfaltigkeit der Quellenbücher, aus denen diese Geschichten herausgezogen wurden, um ein neues, lebendiges Werk jüdischer Weisheit, Fabulierungskunst, volkstümlicher Moral zu formen.

Wenn eine Charakteristik dieses großen Sammelwerkes gegeben werden sollte, so könnte man nichts Besseres tun, als die Vorrede abschreiben. Mit einer Kürze und Klarheit, die nicht genug gelobt werden kann, entwickelt hier der Sammler sein Programm, seine Methode, die Bedeutung dieser Geschichten im Leben des Judentums, enthüllt er die Elemente religiöser, moralischer, mystischer, historischer, völkischer Art, aus denen sich die Geschichten zusammenfügten. Die konzentrierte Wesensanalyse dieser Vorrede wird allerdings durch die Stücke des ersten Bandes „Von Liebe und Treue" nur zum Teil erfüllt; aber es ist von vornherein zu glauben, daß sich die angekündigten Gruppen der folgenden Bände (Märtyrer- und Heiligengeschichten, die Wanderungen des Elias, der Kreis der Weisheits- und Erbauungsgeschichten, Volkserzählungen, Geschichten vom Heiligen Lande, Geister- und Dämonengeschichten und die frommen und chassidischen Legenden) allmählich zu einem vollkommenen und strahlenden Museum jüdischer Überlieferung nach dem einführenden Programm dieses fleißigen Kenners zusammenfügen werden. Der Born Judas wird also zu den Gesta Romanorum, den deutschen Volksbüchern, dem Acta Sanctorum, den Märchen von 1001 Nacht und all den Märchensammlungen, die jetzt bei Diederichs erscheinen, zu stellen sein.

Der Sammler hat die Geschichten nach Stoffkreisen geordnet; oft werden sogar mehrere Variationen desselben Themas nacheinander mitgeteilt. Wandlungen des Stils, Verschiedenheit der stofflichen Einflüsse und der Individualitäten der Erzähler werden durch diese Methode unaufdringlich erkennbar. Und unwillkürlich fügen sich im Geist des belesenen Lesers die Bearbeitungen eines Stoffs bis zur Gegenwart weiter, wenn er hier die ursprünglichsten Aufzeichnungen des Judith- oder Mariamne-Motivs erfährt. In einem Anhang sind dann Paralipomena, stoffliche Anklänge, verwandte Motive, ergänzende Varianten mitgeteilt, so daß das schöne Buch, das der Insel-Verlag unter der Leitung von E. R. Weiß drucken und binden ließ, dem genießenden Leser wie dem Forscher in gleich förderlicher Weise dient. Aber auch der Fromme, der weder aus Liebe zur Kunst noch aus Neigung zur Historie und Wissenschaft Bücher liest, wird freudig diese Geschichten als Ergänzung zu Bibel, Talmud und Hagada hören . . . vielleicht der Fromme am meisten freudig, denn aus allen Geschichten dieses Borns ragt fordernd, drohend und erlösend in fast erschreckender Starrheit und Unabänderlichkeit das jüdische Sittengesetz und die heilige Überlieferung. Kein Zweifel, kein Abweichen darf entstehen: die Strafe folgt sofort jedem Verstoß; jedes strenge Befolgen aber bringt den Lohn, oft den materiellsten Lohn, oft sogar Erhöhung zur Heiligkeit mit sich. All diese Geschichten, mag sie der Sammler Historien, Legenden oder Märchen und Erzählungen nennen (sie lassen sich allerdings nicht so scharf abgrenzen, wie diese Einteilung andeutet) sind im tiefsten Grund moralische Geschichten, sind weniger aus der Lust zum Fabulieren erblüht als aus der Absicht moralischer Erziehung. Deshalb ist manches sehr herb, sachlich, nüchtern erzählt, ja es ist oft kaum episch erzählt. Das Schwelgen morgenländischer Phantastik unterbleibt, und es unterbleibt noch mehr jegliche lyrische Schilderungskunst. Gerade das leidenschaftlichste und lyrischste Gefühl, die Liebe, von der dieser Band handelt, wird gänzlich der Selbstverständlichkeit des moralischen Gesetzes unterjocht, die Liebe wird seltsam unsinnlich und gefühlsfremd, und das Motiv des Geldes gesellt sich als Bedingung oder Belohnung allzuoft zum Motiv der Liebe. Eine breitere, behaglichere, weniger lehrhafte Epik entfaltet sich erst in einigen der größeren „Märchen und Erzählungen", die jedoch alle fromm im

Digitized by Google

Sinne der Lehre enden. Dafür aber wird eine so geschlossene, sichere Tradition des religiösen, moralischen, sozialen Lebens sichtbar, wie sie sich nur in einem Volke entwickeln konnte, das das Schicksal zu Ausgestoßensein, Abgeschlossenheit und Inzucht trieb. Und wiederum ist die Menge der historischen Einflüsse, die auf der Oberfläche dieser Geschichten perlmuttergleich schimmern, so vielfältig, wie sie nur die Überlieferung dieses Volkes zeigen kann, das wie kein anderes durch seine Wanderungen und Leiden mit den Schicksalen aller Völker des Ostens und Westens verknüpft ist. Es sei absichtlich gesagt: nur auf der Oberfläche sind die historischen Einflüsse sichtbar, denn ob Darius, Alexander oder Tiberius auftreten, ob die Erzählung in Palästina, in Spanien oder im deutschen Mittelalter vor sich geht, — die Historie ist stets nebensächlich, immer ist die Moral, die Lehre Ursprung und Ziel, immer ist das, worauf es ankommt: die Entscheidung zwischen dem Befolgen der Tradition (dem Guten) oder dem Abweichen von ihr (der Sünde).

Es sind hier nur einige referierende Bemerkungen über den Born Judas mitgeteilt, aber auch die sechs gelehrten Männer, die von den Quellen und Überlieferungen jüdischer Geschichten soviel oder mehr wissen als bin Gorion, würden in einer umfangreichen kritischen Betrachtung nicht zu zeigen vermögen, welcher Reichtum an Motiven, an Weisheit und Menschenkenntnis aus diesem Werke der Jahrhunderte blüht.

Kurt Pinthus.

Eine deutsche Kunstspende. Gesammelt durch Otto Julius Bierbaum, Felix Mottl, Franz von Stuck. Herausgegeben durch *Georg Müller, München.* Preis in Pappband 25 M., in Halbleder 45 M., in Ganzpergament 60 M., in Ganzleder 100 M. Der Kriegerfürsorge gewidmet.

Der alte Spruch von den schicksalsreichen Büchern ist hier wieder einmal am Platze. Dieses Sammelbuch deutscher Kunst, das auf Anregung Otto Julius Bierbaums nach dem großen Erdbeben Siziliens zusammengestellt wurde, sollte einst helfen, die furchtbare Not der Überlebenden in Messina zu lindern. Teils durch das befremdende Verhalten der italienischen Presse, teils durch verschiedene Verzögerungen in der Fertigstellung des umfangreichen Buches unterblieb die Herausgabe bis heute. — Nun soll das stattliche Werk, das von unserer Hilfsbereitschaft unseren heutigen Feinden gegenüber zeugt, deutschen Unglücklichen zugute kommen. Die Kunstspende enthält Beiträge aus allen Kreisen der deutschen Künstlerschaft. (Nicht wenige der Mitarbeiter sind inzwischen schon Otto Julius Bierbaum in den Tod gefolgt.) Aus dem literarischen Teil seien als Wertvollstes die Novellen von Thomas Mann, Kurt Martens, Wassermann und Wilhelm Schäfer genannt, Schöne Verse stammen von Ricarda Huch, Christian Morgenstern und Dauthendey, ein schnurriges Märchen von Karl Schloß, dem verschollenen Herausgeber des verschollenen Münchner Almanachs. Mit interessanten Umdichtungen englischer Gedichte überrascht Carl Bleibtreu. Unter den zahlreichen Kunstbeilagen sind bisher unveröffentlichte Zeichnungen von Liebermann, Slevogt, Gulbransson und Käte Kollwitz hervorzuheben. Etliche Originalbeiträge von Reger, Schillings, Humperdinck u. a., von Felix Mottl gesammelt, vertreten die deutschen Komponisten. Die Gesamtausstattung des Bandes lag in den Händen Ehmckes. Seine zarte Antiqua wirkt vielleicht bisweilen, besonders wenn sie stark gesperrt verwandt ist, ein wenig gar zu feierlich im Verhältnis zum Inhalte — im großen ganzen ist in typographischer Hinsicht ein sehr eigenartiger und nobler Eindruck erzielt. Das Buch kommt in vier verschiedenen Einbänden auf den Markt und wird hoffentlich, dem guten Zwecke zuliebe, seine Käufer finden. Unter den Publikationen, die der Kriegerfürsorge dienen, nimmt es einen ersten Rang ein. H.

Ein Liller Roman von *Paul Oskar Höcker. Ullstein & Co., Berlin.* 441 Seiten. 4 M., gebunden 6 M.

Mehr ein Zeitbild als ein Zeitroman, aber als solches sehr interessant. Höcker sitzt seit dem Herbst 1914 in Lille und hat die Stadt und ihre Bewohner von Grund aus kennen gelernt. Die Erzählung beginnt allerdings in den Hochsommertagen jenes Jahres und schließt mit der Einnahme Lilles ab, aber man kann wohl annehmen, daß es damals gewiß so zugegangen ist, wie der Verfasser es schildert, denn alle diese Provinzialstädte waren ja nur Kopien von Paris, und der Revancherausch der Boulevards fand seinen Widerhall selbst in den kleinsten Nestern Frankreichs.

Obwohl die Fabel des Romans ziemlich dürftig und der Handlungsfaden nur locker geschürzt ist, liest man das Buch doch mit großer Spannung. Das liegt nicht nur an dem heißen Atem der Zeitgeschichte, der durch die Blätter weht, also an den lediglich „aktuellen" Reizen, sondern auch an der vortrefflichen Beobachtungsgabe Höckers, der das ganze Zuständliche so prächtig zu schildern und die einzelnen Figuren so scharf zu charakterisieren weiß, daß man die Menschen und ihre Umgebung in höchster Lebendigkeit vor sich sieht. Es berührt auch angenehm, daß der Verfasser sich nicht von Voreingenommenheit leiten läßt, daß er wahr und menschlich zu bleiben sich müht. Ich möchte glauben, daß auch der ekelhafte Deutsche, der als gestern naturalisierter Franzose aus Geschäftsrücksichten sein altes

Digitized by Google

Vaterland beschimpft, nach einem zweibeinigen Vorbilde gezeichnet ist; ein ähnlicher Lump ist mir selbst einmal begegnet. Um so erfreulicher wirkt die Gestalt seiner Frau Helene, die den nationalen Gegensatz bis zur schmerzlich frohen Wahl für die fast vergessene Heimat empfinden läßt. Glänzend getroffen ist das städtische Patriziertum, die Notare, Senatoren, Fabrikanten, ehrliche Leute und Schaumschläger, Patrioten und Duckmäuser, und die hübsche, immer nach Augenweide angelnde, parislüsterne Frauenwelt. Höhepunkte der Schilderung bilden die Spionenfahrt im Auto an die deutsche Front und die letzten Stunden vor der Einnahme der Zitadelle.

F. v. Z.

Willi Flemming, Die Begründung der modernen Ästhetik und Kunstwissenschaft durch Leon Battista Alberti. Verlag von *B. G. Teubner*, *Leipzig* 1916. Preis 4 M.

Die Kunsttheorie Leone Battista Albertis ist bisher vorwiegend von der geschichtlichen Seite her untersucht worden. Hier tritt nun der Philosoph auf den Plan und unternimmt es, indem er die geschichtlichen Bedingtheiten sowie Albertis Verhältnis zur Kunst seiner Zeit ganz beiseite setzt, seine Kunsttheorie als in sich begründetes und geschlossenes System zur Darstellung zu bringen. Diesem Unternehmen steht die Schwierigkeit entgegen, daß Alberti selbst die grundlegenden Gedanken seiner Kunsttheorie nirgends im Zusammenhange vorgetragen, sondern sich darüber nur in einigen Abschnitten seines Architekturbuches sowie zahlreichen Einzelbemerkungen dieser Schrift, und in seiner Abhandlung über die Malerei ausgesprochen hat. Flemming hat sich nun nicht mit dem, man darf wohl sagen: mechanischen Verfahren zufrieden gegeben, Albertis Aussagen in einer sachlichen Ordnung zusammenzustellen, sondern er hat seine Aufgabe organisch genommen und den Versuch gemacht, sein System nachschaffend als Ganzes darzustellen, indem er die Lücken ausfüllt, Verbindungslinien und Folgerungen zieht, Unebenheiten ausgleicht, kurz: indem er so verfährt und denkt, wie der Florentiner verfahren und gedacht haben muß oder — müßte, wenn er seine Überzeugungen zu einem organischen, nach allen Seiten hin widerstandsfähigen und gesicherten Systeme entwickeln wollte.

Das ist eine aufbauende, durchaus produktive Methode, die unleugbar ihren großen Reiz hat. Alberti wird gleichasm als philosophisch handelnde Person eingeführt; man blickt in die Geisteswerkstatt dieses feinen und kühnen Denkers hinein und erkennt mit Bewunderung, wie viele Probleme des Kunstdenkens er umfaßt oder doch berührt hat, welche Fruchtbarkeit seinen Grundgedanken innewohnt und wie er auf dem ganzen Umfange des Gebietes bahnbrechend und gesetzgebend gewirkt hat. Freilich wird dies ästhetische Vergnügen an dem Verfahren des Buches durch methodische Bedenken getrübt. Denn ohne einige Gewaltsamkeit geht nun einmal dies Nach-, Weiter- und Ausdenken der Albertischen Gedanken nicht ab; da der Verfasser seinem Alberti die größte Konsequenz und Schärfe kunstwissenschaftlicher Ideen zutraut (und wünscht), so gerät er eben doch zuweilen dahin, Ergebnisse und Erkenntnisse modernster Wissenschaft in Leone Battistas Geist hineinzuprojizieren und das, was er wirklich gesagt hat, auf das Prokrustesbett der Forderung, wie er gedacht haben sollte, zu spannen.

Ein Beispiel. Alberti sagt (De Pictura, ed. Janitschek, S. 118): „Wenn es der Gegenstand erlaubt, zeigen sich die einen (Gestalten des Geschichtsbildes) nackt, andere zum Teil nackt, zum Teil bekleidet, doch nie lasse man dabei Sittsamkeit und Schamhaftigkeit aus dem Auge." So Alberti; sein Interpret fügt hinzu: „Ja, soweit es der Gegenstand, die darzustellende Idee erlaubt." Allein die Einschränkung des Florentiners bedeutet zweifelsohne nicht mehr, als daß die Einführung von Akten und Halbakten im Bilde von der Natur des Gegenstandes (Motives) abhängig sei; die Forderung der Beobachtung der Sittsamkeit und Schamhaftigkeit aber wird bedingungslos aufgestellt und von ihm in dieser Form als so wichtig erachtet, daß er kurz darauf (S. 120) nochmals wiederholt: „So wünsche ich denn, daß man in jedem Geschichtsbilde den Anstand und die Sittsamkeit wahre." Es ist also ein Irrtum von Flemming anzunehmen, daß Alberti „jede willkürliche, nicht aus der Sache, nicht aus der dem Kunstwerke immanenten Gesetzlichkeit geborene Immoralitätsfexerei als heteronom" ablehne. Das ist moderne Forderung; Alberti aber hat, ohne freilich an „Immoralitätsfexerei" zu leiden, in diesem Falle — wie auch in anderen — die künstlerische Leistung mit ethischen Bedingungen umhegt. Dazu hatte er, geschichtlich betrachtet, auch guten Grund, da er für das Recht und die Würde der Kunst als *ars liberalis* focht und sie daher durchaus den Forderungen des guten und gebildeten Geschmackes seiner Zeitgenossen angleichen mußte.

Trotz solcher gelegentlicher Entgleisungen ist es nun aber dem Verfasser m. E. dennoch gelungen, den Grundgedanken seiner Schrift überzeugend zu entwickeln und zu erweisen, daß der Florentiner die Tatsache der Eigengesetzlichkeit der Kunst im Kerne erfaßt und sein System daraus entwickelt hat. So führt er das Urteil über die Schönheit nicht auf eine Vermutung (*opinio*), sondern eine gewisse innerliche angeborene Vernunft (*animis innata quaedam ratio*), also auf eine spezifische

Digitized by Google

Urteilskraft zurück, und weist wiederholt, wenn auch mehr vergleichsweise, auf die Notwendigkeit im Kunstwerke, auf seine Eigenschaft als „lebendes Wesen" (also, modern gesprochen, Organismus) hin, und seine berühmte „*concinnitas*" sämtlicher Teile bezeichnet er als das absolute und oberste Naturgesetz (*absoluta et primaria ratio naturae*).

Wie Flemming dieses sein thema probandum negativ und positiv und durch alle ästhetischen Kategorien Albertis hindurch verfolgt, das ist klug und anregend, kann aber hier nicht im einzelnen durchgesprochen werden. Genug, man kann ihm darin zustimmen, daß Alberti durch seine Erkenntnis Rang und Stellung eines Bahnbrechers und Begründers der modernen Kunstwissenschaft verdient, aber es ist ihm gegenüber auch zu betonen, daß diese Erkenntnis in weit höherem Grade getrübt ist, als es in Flemmings Konstruktion den Anschein hat. Es ist, meine ich, nicht seine „schlimmste Entgleisung", wenn er dem Maler empfiehlt, eine besonders innige Verbindung mit dem Beschauer dadurch hervorzubringen, daß er diesen durch Blick oder Gebärde seiner Gestalten zum unmittelbaren Anteil an der Handlung seines Bildes heranziehe — dies ist doch immer ein Rezept, das sich noch rein künstlerisch, als Mittel zur Erhöhung des ästhetischen Interesses, allenfalls rechtfertigen ließe. Viel gefährlicher erscheint die stark betonte Setzung des Geschichtsbildes als oberster Gattung, von der auch die anderen Gattungen der Malerei ihr Gesetz erhalten; eine Forderung, die mit der Autonomie der Kunst nicht wohl in Einklang zu bringen und eine Konzession an den literarischen und Bildungsgeschmack der Zeit, des Humanismus, ist. Sehr viel reiner und entschiedener ist die Eigengesetzlichkeit der Kunst von Lionardo erkannt und durchgeführt worden, dessen Beeinflussung durch Alberti gewiß außer Zweifel steht, der aber bei Flemming zu sehr im Lichte seines Schülers und Nachfahren erscheint, während meines Erachtens das kunstwissenschaftliche Denken der Renaissance erst in ihm seine Höhe erreicht hat.

Es bleibt eben schließlich doch zu gefährlich bei einem Thema dieser Art, die geschichtlichen Bezüge und Bedingtheiten ganz außer acht zu lassen. Ein Satz wie der, daß der Zweck (*finis*) der Malerei der sei, „daß der Künstler sich viel mehr Gunst, Wohlwollen und Ruhm als Reichtümer erwerbe" (De pictura, S. 143), ist nun einmal nur aus Albertis Frontstellung gegen die handwerklich-kaufmännische Gewohnheit und Anschauungsweise des mittelalterlichen Künstlers zu erklären; und wenn er als Mittel hierzu angibt, daß die Werke des Malers nicht nur die Augen, sondern auch das Gemüt des Beschauers ergreifen sollen, so ist es doch recht gewagt, in dieser Aussage eine Stütze für die Forderungen künstlerischer Selbständigkeit zu erblicken.

In Albertis Theorie liegen eben neben- und durcheinander zwei Keime, zwei Möglichkeiten. Die eine Seite hat Flemming feinfühlend und scharfblickend erfaßt; hier liegt die große Tat des Florentiners — ganz zu würdigen nur, wenn man ihn mit seinem nächsten Vorgänger Cennini vergleicht —; hier ist die Möglichkeit einer rein in sich begründeten, ganz in sich geschlossenen Kunsttheorie, ja die einer künstlerischen Weltanschauung geschaffen, zu der aber meines Erachtens erst Lionardo vorgedrungen ist (vgl. meine „Entstehung der Kunstkritik", S. 71). Auf diesem Wege hat der Florentiner sonst so gut wie keine Nachfolge gefunden, wodurch seine einsame Größe nur um so anschaulicher und bedeutender hervortritt. Um so mehr auf der andern Seite: in der Begründung des Lehr- und Regelsystems des Akademismus, dessen Hauptplätze und Hauptforderungen bei ihm fast sämtlich ausdrücklich oder keimhaft anzutreffen sind. Da haben dann die kleinen Geister des Cinquecentos vom Schlage Lodovico Dolces und die Schulmeister des Akademismus, wie Lomazzo und Armenino, eifrig weitergebaut.

Ähnliches gilt für Albertis Stellung in der Geschichte der Kunstkritik. Ich bin Flemming besonders zu Danke verpflichtet für den Hinweis, daß Alberti durch Ablehnung des völlig anarchischen, gesetzlosen und unfruchtbaren Geschmacksurteiles, durch die Begründung des Kunsturteils auf jene *animis innata quaedam ratio* den Weg zu einer echten und organischen Kunstkritik freigemacht hat; bei seiner, von Lionardo und anderen dann aufgenommenen Anerkennung des Laienurteils bleibt freilich wiederum zu beachten, daß er damit Kunst und Künstler im Kreise der allgemeinen Bildung zu legitimieren bestrebt war. Ausgenutzt ist jedenfalls Albertis fruchtbarer Gedanke zunächst nicht worden; vielmehr entwickelte sich das Kunsturteil unter dem Einflusse des Akademismus in der Richtung, daß das Kunstwerk seinem Regelsystem gemäß in eine Anzahl von Kategorien gefällt und darnach kritisch rubriziert wurde, wobei sein Charakter als eines organischen, gesetzlich aufgebauten Ganzen vielmehr wieder völlig verloren ging. Zu lebendiger Wirksamkeit ist der Gedanke einer organischen Kunstkritik doch erst durch Goethe und die deutsche Romantik gebracht worden, und wenn heut französische Gelehrte der deutschen Kunst ihren angeblichen Mangel an Originalität, an eigener Zeugungskraft vorwerfen zu sollen glauben, so dürfte ihnen (neben vielem anderen) auch diese außerordentlich weitreichende Leistung des deutschen Geistes mit Recht entgegengehalten werden. Was übrigens jenen deutschen Kunsthistorikern zu denken geben sollte, die in allzu peinlicher Be-

Digitized by Google

mühung um systematische Abgrenzung ihrer Wissenschaft die Geschichte des Kunstschaffens von der des Kunstdenkens abzutrennen bestrebt sind und damit auseinanderreißen, was in der historischen Entwicklung und Wirkung unablösbar ist.

Doch ich schweife ab. Leistung und Grenzen der Flemmingschen Schrift dürften nach dem hier Gesagten etwa klar gestellt sein. Der Verfasser sucht bescheiden den Wert seines Versuches in der Anregung zum Philosophieren; das ist ihm bestens gelungen, und darüber hinaus ist ihm auch noch die Kunstgeschichte für seine scharfe Analyse der Elemente der Kunsttheorie Albertis zu Dank verpflichtet.

Albert Dresdner.

Christian Dietrich Grabbe, Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung. Lustspiel in drei Akten. Mit 12 Originalholzschnitten von Karl Thylmann. *Leipzig, Kurt Wolff* Verlag 1915. 4°. 120 Seiten. In Pappband 6 M., in Halbpergament 7.50 M.

Das Lustspiel Grabbes, das bisher ein Leckerbissen für literarische und — andere Leser war, ist durch die wider alles Erwarten erfolgreichen Aufführungen des Berliner Kleinen Theaters zu neuem Ruhme gelangt. So darf auch die prächtig gedruckte Ausgabe jetzt auf ein größeres Publikum rechnen, zumal die zwölf Bilder des fürs Vaterland gefallenen Thylmann ihr besonderen Wert und Reiz verleihen. Sie erfassen die Situation und die Gestalten der Handlung mit kräftigem Humor, verzärteln und verkünsteln nicht und geben so dem Wesen dieser Groteske den zutreffendsten Ausdruck. A—s.

Piraths Insel. Roman von *Norbert Jacques*. 1917. *S. Fischer Verlag Berlin*. 428 Seiten. Geheftet 3.50 M., in Pappband 4.25 M.

Die Insel, auf die der deutsche Fettwarenfabrikant Peter Pirath verschlagen wird, liegt zwischen Südamerika und Australien in der Südsee, so etwa in der Gegend der Osterinsel. Sie ist noch völlig unentdeckt. Beim Schiffbruch hat Herr Pirath ungefähr soviel im Rettungsboot mitgeführt wie sein Vorgänger Robinson Crusoe, und so kann er gleich diesem dank dem Feuergewehr und ein paar anderen europäischen Errungenschaften den gutmütigen Bewohnern des Eilands zum Gotte werden. Aber selbstverständlich tritt hier an die Stelle der Christlichkeit des alten Defoe ein ungezähmter Animalismus; denn Jacques weiß, daß er mit der moralischen Lehrhaftigkeit von Anno Toback seinen Lesern nicht kommen darf. Was die Reisenden von dem Leben und dem Seelenzustand der Südseeinsulaner berichtet haben, wird nicht ungeschickt verwertet, um ein frei ergänztes ethnographisches Bild zu entwerfen. In der Mitte des Bildes steht ein weißer Mann, wie er des Druckes der Überkultur ledig wird, von 1914 bis 1928 zeugend und herrschend am Busen der Kultur liegt, bis (selbstverständlich!) die Stunde der Rückkehr nach Europa schlägt und er an der Heimat und an der Sehnsucht nach seiner Insel Kileliki (warum mahnt der häßliche Name so gefährlich an Heines süßes Kunstwerk „Bimini"!) stirbt. Aber wie, warum kommt Peter Pirath nach Kileliki? Der Schiffbruch kann ja nur Symbol sein. Zweimal vorher muß dieser Held mit Frauen schmählich hereinfallen. Das erstemal mit einer etwas überenergischen Dame, namens Ree, die ihre Pferde lieber totschießt, als daß sie verkauft werden, und die nachher (auf einem anderen, schwarzen Pferde) nackt und weiß durch die deutsche Heide reitet, worauf denn ein solcher Klatsch um Peter entsteht, daß er eine Erholungs- und Geschäftsreise nach Ostindien unternimmt. Auf dem Dampfer passiert ihm das zweite Unglück in Gestalt der Deutschamerikanerin Ewe. Sie akkordiert mit ihm nur für einen Monat, den sie beide sehr angenehm auf Ceylon verbringen, dann verschwindet sie pünktlich, ohne eine Adresse zu hinterlassen. Peter Pirath nimmt nun seine Route wieder auf, nachdem er sich von einem holländischen Gauner mit einem großen Posten wertloser Aktien hat hereinlegen lassen, und kommt über Borneo auf eine deutsche Südseeinsel, wo er Koprapflanzungen anlegt und es wieder ganz nett hat. Statt mit dem braven Dampfer über Sidney nach Hause zu fahren, geht Peter auf die Viermastbark eines versoffenen Kapitäns, der zufällig am Tage vor seiner Abreise die deutsche Insel anläuft, warum? Ja weil in ihm eben der Phantast stärker als der Vernunftsmensch, Fabrikant und Erfinder ist. Nun gibt sich die Gelegenheit, einen kleinen Seeroman einzuschieben, das beste an dem Roman, und dann jenen Theatersturm zu entfesseln, dem Peter und Kileliki ihre gegenseitige Bekanntschaft danken sollen. Wissen Sie nun, weshalb Pirath und seine Insel in diesem Buche zusammenkommen müssen? G. W.

Kürschners Deutscher Literatur-Kalender auf das Jahr 1917. Herausgegeben von Dr. Heinrich Klenz. 39. Jahrgang. Mit acht Bildnissen. *Berlin* und *Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung* G. m. b. H. VII Seiten, 94 und 2126 Spalten. In Leinen 9 M., in Halbfranz 12 M.

Wie immer von allen Schriftbeflissenen ungeduldig erwartet und deshalb um so freudiger bei seinem pünktlichen Erscheinen begrüßt, liegt der dritte Kriegsjahrgang des Kürschner vor uns. Mit berechtigtem Stolze stellt der Herausgeber in der Vorrede die Tatsache fest, daß dieses Nachschlagewerk als das einzige seiner Art in seinem jähr-

Digitized by Google

lichen Erscheinen durch den Krieg keine Störung erlitten hat, ja sogar mannigfach bereichert werden konnte. So blieb denn auch der Umfang fast der gleiche wie in den unmittelbar vorausgegangenen Bänden, obwohl die Totenliste von neuem angeschwollen ist. Der Sorgfalt, mit der alle erreichbaren Angaben verwertet werden, dankt der Kalender wieder jenes relativ höchste Maß von Zuverlässigkeit, durch die er fast den Charakter eines offiziellen Handbuchs erlangt hat. In bezug auf das Maß der Titelaufnahmen sprechen wir den Wunsch aus, daß künftig auch die nicht im Buchhandel erschienenen dramatischen Werke verzeichnet werden möchten, vielleicht mit einem Kennzeichen versehen. Für alle literarhistorische, biographische und kritische Arbeit kommen doch diese Stücke genau ebenso in Betracht wie die öffentlich verkauften, und es ist nicht einzusehen, weshalb das Bild der literarischen Wirksamkeit ihrer Autoren deshalb der Vollständigkeit entbehren soll, weil die Verbreitung einzelner Dichtungen in Buchform aus irgendeinem Grunde unterblieben ist. G. W.

G. W. Leibniz, Deutsche Schriften. 1. Band Muttersprache und völkische Gesinnung. 2. Band Vaterland und Reichspolitik. Verlag *Felix Meiner, Leipzig*. Broschiert 2 M., gebunden 2.60 M.

Der Verlag Meiner will in einer volkstümlichen Ausgabe den deutschen Leibniz weitesten Kreisen zugänglich machen. Die Philosophie dieses Universalisten ist, ohne je systematisch niedergelegt zu sein, in einer Fülle von Einzelschriften und Briefen zerstreut, die dem Brauche der Zeit gemäß vornehmlich lateinisch oder französisch abgefaßt sind. Mannigfache Beziehungen verbanden ihn mit ausländischen Gelehrten; und es war notwendig, daß das Bild des Wissenschaftlers Leibniz in unserer Vorstellung vornehmlich internationale Prägung haben mußte. Leibnizens praktisch-kulturelle und diplomatisch-politische Wirksamkeit blieb seiner philosophischen Leistung gegenüber im Hintergrunde. Heinrich Lindner brachte 1831 zum erstenmal die „Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache" heraus. Sieben Jahre später erschien eine vorläufige Gesamtausgabe der deutschen Schriften, von Guhrauer herausgegeben. 1847 entdeckte Grotefend „Die Ermahnung an die Deutschen". Diese Schriften wurden durch weitere Funde von Pertz und Onno Klopp ergänzt.

Leibniz kämpft in den deutschen Schriften vor allem gegen die Zersplitterung und den Zerfall des deutschen Wesens, wie er staatlich im Dreißigjährigen Krieg und seinen Nachwirkungen sich dokumentiert hatte und wie er auch kulturell immer mehr um sich zu greifen drohte. Denn das eben geschaffene Band einer allgemeinen deutschen Sprache drohte wieder zu zerreißen. Die allmächtige Herrschaft der französischen Sprache bedrängte die deutsche. So mahnt denn Leibniz zu einem festen, von innen ausgehenden Zusammenschluß und er sucht nach organisatorischen Maßnahmen. Seine „Ermahnung an die Deutschen, ihren Verstand und ihre Sprache besser zu üben", mündet in die Aufforderung zu einer „Deutschgesinnten Gesellschaft". Vor allem in einer bewußten Pflege der Muttersprache, für die er wertvolle Normen aufstellt, erhofft er eine mächtige Förderung der spezifisch deutschen Geisteskulturen. Hier knüpft er an die Bemühungen der Sprachgesellschaften und einzelner Vorläufer wie Schottel, Stieler, Gueintz an. Der zweite Band der vorliegenden Ausgabe zeigt den weitblickenden Politiker Leibniz. Das bedeutsamste Stück ist die Denkschrift über die Festigung des Reichs. Sie bezweckt nichts Geringeres als einen Fürstenbund, der Österreich umschließen sollte und dessen Spitze gegen Frankreich gerichtet war. Er erwartete von solcher Allianz eine fruchtbare Erneuerung, während die scheinbare Einheit einer Monarchie den Zerfall nach seiner Meinung nicht aufhalten konnte.

Die beiden Bände sind von Walther Schmied-Kowarzik herausgegeben. Ihm kam es offenbar lediglich darauf an, eine volkstümliche Ausgabe zu schaffen, und er glaubte, deshalb Leibnizens Sprache dem Neudeutschen anpassen zu müssen. Er begnügte sich nicht mit der Herstellung des Textes in gegenwärtiger Rechtschreibung, sondern zur Erleichterung der Lektüre und zur Vermeidung von Mißverständnissen suchte er altertümliche Wendungen und Satzbildungen auszumerzen. Dadurch wurde dem Text allerdings vielfach der antiquarische Charakter genommen; aber es ergaben sich andererseits doch auch Willkürlichkeiten und Ungenauigkeiten, die den wissenschaftlichen Wert der Ausgabe jedenfalls zu beeinträchtigen in der Lage sind. Auch ließen sich schwer die Grenzen für das Umbildungsverfahren ziehen, und so ging es, wie der Verfasser selbst einräumt, nicht ohne Inkonsequenzen ab. Besonders auffällig ist, wie z. B. in der Schrift „Über die Festigung des Reichs" die antiquarischen Formen in großer Fülle beibehalten wurden, während „Die Ermahnung an die Deutschen" und die „Unvorgreiflichen Gedanken" in ihrer Stilisierung vielfach modernste Beweglichkeit aufweisen. Der Verfasser betont, daß er nicht philologischen Gesichtspunkten folgen wollte; so aber schaffte er einen Kompromiß. Übrigens sind einige der hier veröffentlichten Schriften, nämlich „Einige politische Gedanken", „Jetzige Bilanz von Europa", „Denkschrift für Dänemark", „Gedrängte Angabe der politischen Stellung in Deutschland" und „Von den Privilegien des Erzhauses Österreich" nur als Auszüge anzusprechen. F. S.

Digitized by Google

Arthur Fürst und Alexander Moszkowski. Das Buch der 1000 Wunder. *München, Langen.* XII, 400 Seiten.

Dieses höchst originelle Buch wird Tausende von Lesern erobern. Man denkt bei dem Titel vorerst an die uns von der Schule her geläufigen sieben Weltwunder der alten Welt. Von ihnen wird ja gleich im Anfang geredet, aber alsbald werden sie verlassen und treten ihre Stelle an Bauwunder der neuesten Zeit ab. Es wird rasch klar, was die Verfasser eigentlich wollen. Alles was sie erzählen, sind natürlich keine Wunder, sondern solche seltsame und sonderbare Tatsachen, deren kühle, sachgemäße Beobachtung unsere Verwunderung erregt. Vieles ist uns so ganz im allgemeinen bekannt, aber erst die Vorführung der Einzelheiten gibt uns erst ein konkretes Bild. Und immer und immer wieder staunen wir. Was früher eine dumpfe Vorstellung war, nimmt eine bewußte Gestalt an, und auch der gebildete, vieles wissende Mensch fühlt sich bereichert. Wir wandern mit den Verfassern durch zwölf Kapitel: Wunder der Bauten, des Menschenlebens, der Tierwelt, des Wahns, der Mystik, der Zahlen, der Physik und Chemie, der Technik, der Erde, des Himmels, der Sprache, der Schönheit und bleiben immer gefesselt. Wo wir das Buch aufschlagen, erleben wir irgendeine Überraschung. Am stärksten ist sie wohl in dem Kapitel der Zahlenwunder. Man begreift bei seiner Lektüre, warum die Zahlen in der Geschichte des menschlichen Geistes immer eine so große Rolle gespielt haben. Man prüfe z. B.:

$$1 \times 9 + 2 = 11$$
$$12 \times 9 + 3 = 111$$
$$123 \times 9 + 4 = 1111$$
$$1234 \times 9 + 5 = 11111$$
$$12345 \times 9 + 6 = 111111$$
$$123456 \times 9 + 7 = 1111111$$
$$1234567 \times 9 + 8 = 11111111$$
$$12345678 \times 9 + 9 = 111111111$$
$$123456789 \times 9 + 10 = 1111111111$$

Es wären noch eine Reihe ähnlicher Beispiele anzuführen, die alle denselben seltsamen Charakter haben. Doch man sehe selbst nach. Unter den Sonderbarkeiten der Sprache, die zum Teil sehr lustig sind, ist eine literarisch bemerkenswert. In der sechsten Szene des zweiten Aktes von „Emilia Galotti" sagt Claudia zu ihrer Tochter Emilia: „Gott, Gott, wenn dein Vater das wüßte! — Wie wild er schon war, als er nur hörte, daß der Prinz dich jüngst nicht ohne Mißfallen gesehen!" Die Verfasser erzählen, daß erst nach hundert Jahren jemand den Widersinn dieser Worte, nach denen Emilia des Prinzen Mißfallen erregt habe, entdeckt habe. Wie diese Stelle heute auf der Bühne gesprochen wird, weiß ich im Augenblicke nicht. In allen mir bekannten Lessingausgaben ist die Stelle, wie natürlich, unverändert geblieben. Aber nirgend ist auf den Schreibfehler, der Lessing da passiert ist, in einer kritischen Anmerkung hingewiesen. Etwa eine erlaubte Doppelverneinung anzunehmen, geht in diesem Falle wohl nicht an. Es bleibt also die sonderbare Tatsache bestehen, daß ein sinnstörender Schreibfehler eines der ersten klassischen Schriftsteller Deutschlands durch mehr als hundert Jahre unbemerkt geblieben ist.

E. Pernerstorfer.

Pantheon der bildenden Kunst. Eine Auswahl von Meisterwerken aller Zeiten. Herausgegeben von *Gustav Keyssner. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt* 1916.

Maximilian Ahrem, Das Weib in der antiken Kunst. Mit 295 Tafeln und Abbildungen. *Jena, E. Diederichs.*

Ich zeige diese beiden prächtigen Werke unter einem an. Beide gehen von der Anschauung aus. Die Einführung des ersten beginnt mit den Worten: „Alle Wege führen nach Rom, sagt ein altes Sprichwort. Zur bildenden Kunst führt nur *ein* Weg: der Weg durchs Auge." Diesen Weg gehen beide Bücher. Natürlich mit dem Mittel der Reproduktion, soweit diese möglich ist. Für den Laien, vorausgesetzt, daß er das für die Aufnahme der bildenden Kunst geeignete Auge hat (entbehrt er dieses Organs, so strenge er sich überhaupt nicht an), ist es, bevor er an die Lektüre eines der üblichen Lehrbücher der Kunstgeschichte geht, sehr viel besser, er studiere dieses „Pantheon" durch, das gar keinen Text, nur knappe Anmerkungen hat. Aber nicht wie ein amüsierliches Bilderbuch, sondern verweilend, zurückblätternd, vergleichend. Hat er das Auge für bildende Kunst und das treibende Interesse und hat er sich gemerkt, was er gesehen hat, so wird er nachher kunsthistorische und kunstästhetische Bücher mit Nutzen lesen können, weil er sich, wenn auch in bescheidenem Maße, ein gewisses Urteil erworben hat und weil er nicht völlig kritiklos den Aussprüchen „anerkannter Autoritäten" preisgegeben ist. Er hat ein Recht auf das Urteil *seiner* Augen. Es ist wenigstens sein eigenes Urteil. Und das ist, ich scheue mich nicht es auszusprechen, selbst wenn es falsch ist, immer noch besser als ein irgendwo angelesenes Urteil. Das ästhetische Urteil ist nicht etwas so sicheres wie etwa ein mathematisches. Im Tempel der Kunst schweige man, wenn man kein Urteil hat — oder man scheue sich nicht, auch ein ketzerisches Urteil zu sagen, wenn man eine starke und bewußte Empfindung hat. Auch wenn man Laie ist. Auch der sog. Sachverständige ist oft viel zuviel von überkommenen Urteilen abhängig. Daher hat man eine große Freude, wenn ein Mann von der Bedeutung Karl Schefflers ((Italien. Leipzig, Insel-Verlag, 1916) kunstgeschichtlichen Dogmen Widerstand leistet,

Digitized by Google

seinen Kredit in die Schanze schlägt und nur ehrlich sein will.

Das zweite Werk bietet reichlichen kunstgeschichtlichen Text, der aber fortlaufend durch das Bild begleitet wird. Es zeigt uns die Darstellung des Weibes in der ägyptischen, der kretisch-mykenischen, der griechischen, der etruskischen und der römischen Kunst. Es ist bedeutend durch die vielen und guten Abbildungen und durch den wissenschaftlich hervorragend durchgearbeiteten Text. *E. Pernerstorfer.*

Theodor Hermann Pantenius, Aus den Jugendjahren eines alten Kurländers. Zweite, wohlfeile Auflage. *R. Voigtländers Verlag* in *Leipzig.* Gr.-Oktav. 246 Seiten. 2 M., gebunden 3 M.

Das im Kriege neu erwachte Interesse an den russischen Ostseeprovinzen wird vielleicht manchen zu Pantenius' Erinnerungen führen. Ich möchte dem Buche andere Leser wünschen. Denn für das Verständnis der politischen Verhältnisse in den Ostseeprovinzen vor und im Kriege dürfte die Schilderung aus dem Anfang und der Mitte des vorigen Jahrhunderts kaum etwas beitragen. Wer aber das Leben im alten Kurland mit all seinen eigenartigen Gebräuchen, fröhlichen Festen und inneren Kämpfen, dazu durch die Geschichte einer großen Pastorenfamilie, deren Glieder eine führende Rolle im Geistesleben dieser östlichen Kolonie des Deutschtums gespielt haben, kennen lernen will, und wer überdies ein Freund liebenswürdiger Plauderei ist, wie sie nur ein trotz grauer Haare jugendlicher Geist in dankbarer Erinnerung an schönste Jugendzeit geben kann, — der wird das Buch mit Gewinn und Genuß lesen.

Pantenius gehört nicht zu den Selbstanalytikern unter den Biographen. Seine eigene Gestalt tritt, besonders im ersten Teil, der von seiner kurländischen Heimat erzählt, durchaus nicht aus dem Rahmen des Gesamtbildes heraus. Er verweilt lange bei seinen Vorfahren, fügt mancherlei Anekdotisches ein und gibt an der Hand alter Familienaufzeichnungen und nach eigenen Erinnerungen ein sehr anschauliches Bild vom Pastorenleben, dem verdienstvollen Wirken der deutschen Geistlichen unter den Letten und ihrer vielseitigen praktischen Tätigkeit zur kulturellen Hebung des Landes. Vom Pastorenhause aus, das ja den geistigen Mittelpunkt in dem erst zu regerem Leben erwachenden Volke bildet, überblicken wir Land und Leute. Das Leben auf den Gütern, die verstreut im Lande liegen, ist reizvoll in seiner Abgeschiedenheit vom großen Verkehr, vom Weltgetriebe, aus dem nur die fleißig gelesenen deutschen Bücher Kunde bringen.

Mit Pantenius kommen wir vom Landpastorat nach Mitau und erleben eine abenteuerreiche Gymnasiastenzeit mit den lustigen Professorengeschichten, die in fast keinem Erinnerungsbuch fehlen, hier aber durch die Eigenart des unter russischer Verwaltung stehenden Gymnasiums ihre besondere Tonart erhalten. Immer werden alle Tagesereignisse sorgfältig zu einem großen Bild des Gesamtlebens gefügt, und der Historiker des Theaters, um nur etwas aus der Fülle kulturhistorischen Materials herauszugreifen, findet hier plötzlich im Mitauer Sommertheater die Tragödin Adelaide Ristori und, als Gast, Haase im „Königsleutnant", in Kotzebues „Klingsbergs" und in „Partie Picket".

Zu bekannteren Namen und Daten führt dann der zweite Teil, der vom Studenten der Theologie in Berlin und Erlangen erzählt. Aber auch hier gibt Pantenius mit der Fülle seiner Erlebnisse ein großes Stück Zeitgeschichte. Die Berliner Professoren, wenigstens die Theologen, werden charakterisiert, Pantenius beteiligt sich am großen Turnfest in Leipzig, Bismarck steht auf, dessen beherrschendem Eindruck sich auch Pantenius nicht entziehen kann, obgleich man in Studentenkreisen dem „grundsatzlosen Gewaltmenschen" durchaus nicht freundlich gesinnt war, und auch die Künstlerwelt, das Opernhaus mit der Lucca und Niemann, das Viktoriatheater mit Anna Schramm, bis zur Vorstadtbühne bei „Mutter Graebert" findet in dem Studenten einen freudigen Verehrer.

Der langjährige Herausgeber des „Daheim" hat sich selbst mit diesem Buch, besser als mit seinen schon in Vergessenheit geratenen Romanen, ein schönes Denkmal gesetzt. Dem Verlag sei besonders gedankt für die neue, wohlfeile Auflage, die dem Buch viele Freunde werben möge.

F. M.

Ina Seidel, Das Haus zum Monde. Verlag *Egon Fleischel & Co., Berlin.* 264 Seiten. Preis 3.50 M.

In diesem Roman sind zwei Elemente nebeneinander, ein reales und ein metaphysisch-mystisches. Dieses hängt innerlich mit deutlich wahrnehmbaren Zeitströmungen zusammen; denn es ist ohne Frage, daß der durch die Wirklichkeit unerfüllte Geist der jungen Zeit über deren Grenzen hinausschweift, intuitiv erkennen oder in mystischer Ekstase glauben will. Die Welt erscheint in einem neuen magischen Lichte; und tiefer wurzelt sich der Glaube an das Walten geheimer, rätselhafter und noch unverstandener Kräfte ein. Ina Seidel rührt in ihrem Roman an das Problem der Seelenwanderung. Elsabe, eine Frau von unkörperlicher Geistigkeit, wird auf dem Siechbett zu dem Wunsche entflammt, daß sie in einem künftigen Kinde ihrer über alles geliebten Freundin zu neuem Leben wiedergeboren werde. Sie ahnt mit innerer Gewißheit, daß Bri-

Digitized by Google

gitte nach ihrem Tode ihren Gatten heiraten wird; und in einem Vermächtnis bestimmt sie über den Knaben, der dieser Ehe entsprießen soll und in dem sie ihre Wiedergeburt erhofft. Der Verfasserin mag es zunächst vorgeschwebt haben, hier unerkannte seelische Beziehungen aufzudecken und sie in psychologisch durchgebildeter Handlung darzulegen. Dazu hätte es indessen der wilden suggestiven Farbigkeit eines Meyrink bedurft. Diese fehlt Ina Seidel völlig; und man spürt, wieviel heimischer sie sich in der sicheren Sphäre des Wirklichen fühlt. Dieses überwuchs denn auch naturgemäß die mystische Handlung um ein Beträchtliches; und noch mehr, sie rationalisierte sie, so daß diese nur wie ein Rudiment empfunden werden kann. Es ist unmöglich, zwei so einander fremde Elemente nebeneinander zu setzen, wenn man nicht auf künstlerische Einheitswirkung überhaupt verzichten will. Ohne die zweifellosen Qualitäten Ina Seidels verkennen zu wollen, eine solche Vermischung muß als kinomäßig gekennzeichnet werden. Die Verfasserin breitete nun die reale Handlung in völliger Isolierung von dem ersten mystischen Motiv aus: Brigitte als Gattin und Brigitte als Mutter. Ihre erdhafte, Leben verlangende Weiblichkeit siecht neben ihrem ihr wesensfremden Manne hin; gelehrter Sammeleifer besitzt diesen ausschließlich, um ihn allmählich wirtschaftlich zu ruinieren und freiwilligem Tode zuzutreiben. Aber auch dies wird nur skizzenhaft und nicht ohne Verschwommenheit dargestellt, während die Verfasserin sich am reinsten und eindringlichsten entfaltet in der Entwicklung von vier Kindercharakteren. Hier gibt sie feinste Psychologie; hier kommt sie über das Gewollte hinaus zum Gekonnten. Hier löst sie stark erfühlte Naturstimmungen und verquickt sie mit den dunkeln Ahnungen und Sehnsüchten des jugendlichen Menschen. Es gibt Partien in diesem Roman, die in Ina Seidel eine nicht gewöhnliche Kraft verkündigen. Ein Starkstrom unmittelbarsten Lebens wird fühlbar. Zuweilen wiederum verstimmen Banalitäten, die in den landläufigsten Unterhaltungsroman zurückweisen. Die Verfasserin wird mit bewußter Strenge gegen sich selbst solche Schlacken abstoßen müssen. Und vor allem sollte sie um eine klarere und innerlichere Geschlossenheit besorgt sein, auch wenn es ihr dann versagt bliebe, Mysterien wie die Seelenwanderung, in die greifbaren Geschehnisse ihrer künftigen Erzählungen einzuflechten.

Friedrich Sebrecht.

Ludwig Thoma, Heilige Nacht. Eine Weihnachtslegende. Mit Zeichnungen von Wilhelm Schulz. *München, A. Langen.* 63 Seiten.

Wie unsere alten Maler die heiligen Geschichten der Bilder in zeitgenössischer Tracht darstellten, so erzählt L. Thoma hier die Geburt Christi, als lägen Nazareth und Betlehem in Oberbayern, und als wären Josef und Maria bayrische Landsleute:

Jetzt, Leuteln, jetzt loosts amal zua!
Mei Gsangl is wohl a weng alt,
Es is aber dennascht schö gnua.
I moan, daß's enk allesamm gfallt.

In naiv-treuherzigster Weise wird nun die Reise Josefs und Marias von Nazareth nach Betlehem und die Geburt des Jesukindes erzählt. Die Zeichnungen haben denselben anheimelnden Charakter. Das Buch ist eine köstliche Gabe.

E. Pernerstorfer.

Mong Dsi (Mong Ko). Aus dem Chinesischen verdeutscht und erläutert von *Richard Wilhelm.* Verlegt bei *Eugen Diederichs, Jena* 1916. 5 Blatt, XIX und 206 (208) Seiten. 8°.

Daß die Europäer der chinesischen Kultur und ihrem Ausdruck in der Literatur fremd gegenüberstehen, höchstens Neugierde für einige fremdartige Erscheinungen ihres Wesens zeigen, braucht nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, eine wie ausgebreitete, jahrhundertelange Arbeit der Erschließung antiker, hellenischer und römischer Kultur gewidmet worden ist, ohne daß doch meistenteils selbst diejenigen, deren Bildung heutzutage eine humanistische genannt wird, ein näheres Verhältnis zum antiken Geistesleben finden können. Wieviel schwieriger aber ist es selbst den europäischen Sinologen gemacht, sich der chinesischen Geistesschätze zu bemächtigen. Daß den deutschen Lesern jetzt die Möglichkeit einer wirklichen, nicht nur vermeintlichen Einführung in das Werden und Wesen der chinesischen Weltanschauungen und damit ein Einblick in die Grundlagen der chinesischen Literaturentwicklung geschaffen wird, ist das sehr große Verdienst von Richard Wilhelm und seiner langsam anwachsenden Sammlung: „Die Religion und Philosophie Chinas. Aus den Originalurkunden übersetzt." Die philologische Arbeitsleistung, die nach der Natur des Stoffes und den Besonderheiten der chinesischen Literaturpflege nicht allein in der Übersetzung selbst, sondern auch in der engeren und weiteren Textkritik außerordentliche Schwierigkeiten zu überwinden hat, ist an dieser Stelle nicht genauer darzulegen. Man kann aber Richard Wilhelm kaum ein größeres Lob spenden als dieses, daß er sich ihr gewachsen zeigte und zeigt. Zur Empfehlung seines schönen Unternehmens darf gesagt werden, daß es nach der Ansicht der hier zu einem Urteil Berufenen unser an hervorragenden Übersetzungen nicht armes Schrifttum mit einem neuen Meisterwerke bereichert, mit einem kostbaren Beitrag zur Weltliteratur nach Goethes Wunsch.

Der eben erschienene vierte Band enthält die

Digitized by Google

erste deutsche Übertragung der Schriften des Mong Dsi, des klassischen Philosophen Mong, dessen latinischer Name Menzius auch in Europa literaturgeschichtlichen Ruhm genießt. Einführungen und Erläuterungen vermitteln mit kluger Auswahl und gründlicher Sorgfalt, wie schon bei den vorangegangenen Bänden der Reihe, das Einlesen und stehen nicht nur zum angenehmen Buchschmuck als Gelehrsamkeitszeugnis des Herausgebers da. Denn seine Leistung kann verlangen, daß sie von den Lesern, an die sie sich wendet, mit einer ebenso genauen Lektüre vergolten wird. G. A. E. B.

Kleine Mitteilungen.

Bibliophiliana XLVII. Es ist nicht jedermanns Sache, mit seinen Erinnerungen so rasch fertig zu werden, wie das dem Grafen Rostoptchine gelang, der seine Memoiren in zehn Minuten herunterschrieb, die ein Meisterwerk der Memoirenliteratur sein müssen, wenn Konzisität ein Kennzeichen der Genialität ist. (Mémoires écrits en dix minutes, son mot sur Fouché, Talleyrand et Potier, anecdote de la pelisse. Mai 1839. 12 Seiten. 8°) Allerdings, die Autogrammjäger erfinden unermüdlich neue Formen, dergleichen Genialitäten zu erzwingen und mit Selbstschriftenbüchern und -fächern und ähnlichem Fanggerät stellen sie den eigenhändigen Gedenkworten nach, die den Geist einer Persönlichkeit in einigen Worten oder Zeilen festhalten sollen, wobei dann der gezwungene oder gutwillige Schreiber vor dem Spiegel meistenteils sich nicht zu einer so kraftvollen Offenbarung seines Wesens entschließt wie der alte Menzel, der eigenhändig einer aufdringlichen Bettelschriftstellerin mitteilte, was er über ihresgleichen dachte. Allen diesen anspruchsvollen Erzeugnissen einer höheren Autogramm-Kuriositäten-Literatur sind jedenfalls die bescheidenen Aufzeichnungen für sich selbst vorzuziehen, die sich gelegentlich im Nachlaß hervorragender Persönlichkeiten vorfinden. Sie verdienen weit eher als getreue handschriftliche Spiegelbilder, nicht als Selbstbespiegelungen, zu denen meistenteils, obschon in einem höheren Sinne, auch die für die Veröffentlichung bestimmten Tagebücher neben anderen Bekenntnisschriften und neben den vorher zurechtgemachten Briefsammlungen gehören, die Teilnahme der Handschriftenliebhaber. Dergleichen Notizbücher pflegen nicht nur dem Geschichts- und Seelenforscher reichen Stoff für die eine oder die andere noch fehlende Arbeit zu gewähren, sondern auch der Erschließung dieses Stoffes für die Wissenschaft die allergrößten Schwierigkeiten zu machen, weil sie unleserlich und unvollständig, dazu noch so subjektiv abgefaßt zu sein pflegen, daß Konjektur und Hypothese sich an ihnen aufs bewundernswerteste versuchen können. Ein Umstand, den man in der gelehrten Welt nach Gebühr zu schätzen weiß. Bedauern mag man es, daß Byrons Tagebücher in dem feierlichsten Autodafé, von dem die Literaturgeschichte des XIX. Jahrhunderts berichtet, teilweise verbrannt wurden, und daß die aus dem Grisebach-Gwinner Streit bekannten Betrachtungen Schopenhauers εἰς ἑαυτον verloren sind, bedauern mag man es, daß ebenso wie diese noch andere persönliche Urkunden, die uns die Meister des Weltschrifttums hinterließen, vernichtet wurden. Aber solche Klagen gelten nicht einigen Klatschgeschichten, die je älter sie geworden sein würden, desto weniger ihre für die Zeitgenossen pikante Bedeutung bewahrt hätten. Sie gelten der Lücke in dem Gesamtwerke eines Geistesheroen, einer Lücke, die dadurch, daß sie überhaupt bekannt wurde, für lange Zeit allerlei Vermutungen und Zweifel in das feste Gefüge eines großen Lebenswerkes dringen läßt. Die Geschichte des literarischen Testamentsvollstreckers pflegt in den Anmerkungen endgültiger Gesamtausgaben beinahe immer zu einer flammenden Anklageschrift derjenigen zu werden, die sich später selbst diese Würde verliehen haben. Wehe dem vom Verfasser bestimmten Testamentsvollstrecker, wenn er weniger bekannt machte, als er aus den ihm anvertrauten Papieren wissen mußte. Für ihn gilt nicht die alte Weisheit, daß er schweigend Philosoph geblieben wäre. Will er seine Amtsführung, auch wenn sie ihm eine Papiervernichtnng zur Pflicht machte, der Nachwelt gegenüber als treuerfüllt erweisen, dann muß er laut lügen: Alles, was in meine Hände kam, ist buchstabengetreu gedruckt worden.

Unbesorgter kann der Handschriftenfreund bei seinen alten Papieren verweilen. Gern wird er, wenn er nicht die Kuriosität, wohl aber das kuriose Leben bewundert und wenn er nicht das kalte System der repräsentativen Stücke mit Katalognummern, Jahres- und Preiszahlen zum ausschließlichen Maßstab seiner Sammlungswerte macht, auch diejenigen schriftlichen Aufzeichnungen verwahren, die kein regelrechtes Autogramm sind, kein d. s., kein l. a. s., keine ganz vollständige Handschrift eines gedruckten oder ungedruckten Werkes. Dazu gehören auch die nicht selbst gedachten, aber selbst geschriebenen Handschriften, deren Inhalt merkwürdig oder wissenswürdig ist. Allerdings, die Abschriften von der Hand berühmter „Selbstschriftsteller" haben auch ihren hohen Preis. Der junge Richard Wagner, der kein Geld zum Ankauf seiner Lieblingspartituren hatte, kopierte sie, wie andere arme und eifrige Musikschüler auch, und diese Abschriften des großen Meisters gehören jetzt zu den hochbezahlten „Wagner-Autogrammen". So kam 1915 bei Anderson in Neuyork eine 111 Seiten umfassende, von Wagner 1831 in Leipzig hergestellte

Digitized by Google

Abschrift der Haydnschen zweiten Symphonie zur Versteigerung, die aus dem Nachlasse des amerikanischen Musikers Carl Hamm stammte, der sie seinerseits als Erbe seines Vaters, des Würzburger Musikdirektors Valentin Hamm, verwahrt hatte. Aber dergleichen Ausnahmen bestätigen nur die Regel und die Nachschriften sind, seitdem die Entwicklung des Urheberrechtes ihre gewinnbringende Veröffentlichung unmöglich machte, Schriftstücke dritten Ranges geworden. Das alte Notizbuch ist nur noch etwas wert, wenn es eine Autorität benutzte oder eine Anonymität leer ließ. Daß im ersteren Fall freilich in einem Buche dieser Art sein Besitzer noch vor seinem Kammerdiener, wenn dieser in dem Buche gelesen hätte, ein Held geblieben wäre, wird sich nicht allzu häufig zeigen.

Die Archives Nationales in Paris bewahren unter ihren Merkwürdigkeiten ein Notizbuch Robespierres auf (von dem übrigens auch eine in hundert Abzügen hergestellte treue Wiedergabe veröffentlicht wurde). Es ist dünn, es umfaßt nur 18 Blätter, denn der elegante Mann wird den guten Sitz seiner Kleider nicht durch einen schweren Band haben verunstalten wollen. Auf der graziösen Schreibtafel vermerkte er wohl am Morgen, wenn der Friseur ihm das Haar puderte und dem hastigen Stifte des Gewalthabers angstvoll-neugierig über dessen Schultern nachsah, alle jene Kleinigkeiten, die man über den Tagesgeschäften leicht vergißt. Es war gewissermaßen das Programm der Revolutionsgeschichte, das auf diesen Seiten entworfen wurde: „„Avoir deux plans dont l'un livré par les commis — Demander que Th. Payne soit décrété d'accusation — Casser l'arrêté de la municipalité qui interdit la messe et les vêpres: il n'en a pas le droit — Faire arrêter Fournier-Jourdan et Ernouf suspects par leur inaction et leur correspondance — Il faut se méfier de la contrerévolution religieuse dans ce pays — etc. — Das alte, leere Notizbuch wird heutzutage aus zweierlei Gründen hochgeschätzt. Es kann einen schönen Einband haben und deshalb geachtet bleiben. Oder es kann seines reinen Papiers wegen von denjenigen noch benutzt werden, die es für ihre Zwecke brauchen, von den Ausbesserern und von den Fälschern. Dagegen ist das alte und unbenutzte Notizbuch berühmter Abstammung nur hin und wieder im Museumsschaukasten der Verehrung ausgestellt, während es fast niemals im Handel erscheint. Vielleicht, weil die alten Notizbücher mit Stammbaum meist nicht so schön ausgestattet sind wie die unbekannter Herkunft, vielleicht auch, weil sie ohne das Ursprungszeugnis einer Namensinschrift ihre Abstammung verschweigen, während bei den Briefbogen ein ähnlicher Vermerk, der als Herkunftszeichen dient, sich häufiger findet. Allerdings, auch die ex epistulis-Sammler sind neben den ex libris-Sammlern wenig zahlreich und eine „Gesellschaft der Freunde alter unbeschriebener Briefbogen" gibt es noch nicht. Aber ähnlich der Visitenkarte hat auch der Briefbogen mit Aufdruck eine Geschichte, deren Zeugnissen nachzuspüren vergnüglich sein kann. Die Griffelkünstler haben auf den alten Briefbogen ihre mehr oder minder reizvollen Spuren hinterlassen, die Adressendrucker sie mit Vermerken versehen, die den berühmten Vorbesitzer nennen. Der beglaubigte und unbeschriebene Briefbogen ist selbst von den Ästheten noch nicht entdeckt worden, die doch sonst allen Stimmungsträgern mit großer Gründlichkeit nachforschen. Man denke sich einen überall fein nachempfindenden Mann, der eine Liebeserklärung schreiben will, für die er alle möglichen noch leeren Briefbogen aus bekanntem Vorbesitz brauchen kann. Wenn die Autogrammsammler die gedruckten oder sonstwie geschmückten Überschriften der alten Briefe durchmustern, finden sie auch in diesen von der Mode bestimmten Äußerlichkeiten immer neue Anhaltspunkte für die Beurteilung des Briefschreibers. Ist das Briefpapier, das Panizza im Gefängnisse gebraucht hat, nicht schon als solches kennzeichnend für das Seelenleben des Dichters im Jahre 1896, das Briefpapier mit dem absonderlichen Aufdruck: „Oskar Panizza zur Zeit Gefangenen-Anstalt Amberg in Bayern"? Und ist überhaupt die Wahl eines bestimmten Briefpapiers nicht oft die Erklärung eines bestimmten Briefcharakters? Die Anmerkungen der Autogrammkataloge könnten auch hier den Bücherpreislisten folgen und sagen, ob das angebotene Stück auf dem besten Briefpapier des Schreibers oder auf einer minderwertigen Sorte geschrieben ist, ob sozusagen die Vorzugsausgabe eines Briefes oder eine gewöhnlichere verkauft werden soll. Eine Abwechslung der Anmerkungen, die geringeren Autogrammen sehr zugute kommen müßte.

Ein Autogramm-Grangerizer, der Titelblätter mit handschriftlichen Verfasserwidmungen ausreißt, um die Blätter bequemer in seinen Mappen ordnen zu können, zeigt damit, daß ihm die ihren Ruhm ausmachenden Werke hervorragender Schriftsteller ganz gleichgültig sind und daß er allein Namen für seine Katalognummern sammelt. Er führt seine Liebhaberei selbst ad absurdum. Indessen, auch derartige Sammler müssen vorhanden gewesen sein, sonst würden die Händlerpreislisten nicht hin und wieder einen Beweis dafür anbieten. Da ist die Abart des Autogramm-Grangerizertums, die sich damit begnügt, von überallher und meistenteils aus Büchern Faksimilia zusammenzutragen doch harmloser und nützlicher. Sie könnte sogar, wenn in weiser Beschränkung ein Handschriftenfreund, dem die kostbaren Originale unerreichbar sind, sich damit begnügen wollte, derartige Nachbildungen plan-

Digitized by Google

mäßig zu sammeln, sehr nützlich werden. Überall in Büchern und Zeitschriften zerstreut finden sich für die Schrifttumsgeschichte bemerkenswerte Autogramme ganz oder teilweise nachgebildet. Oft wird es möglich sein, beim Verleger oder aus makulierten Exemplaren die Nachbildung selbst zu erhalten. Wo das nicht gelingt, bietet das Lichtbilderverfahren die verschiedensten Mittel, um das Autogramm aufzunehmen. Und Listen, die alle dem Sammler bekannt werdenden Handschriftennachbildungen verzeichnen, lassen sich leicht führen. Allmählich würde dem Sammler, der sich seine Grenzen in diesem Falle nicht zu eng ziehen darf, ein Besitz zuwachsen, der wertvoll genug ist, um die an ihn gewendete Arbeit zu lohnen. Mag er so eine oder mehrere Nationalliteraturen oder einzelne Epochen wählen, für deren Hauptmeister und Hauptwerke er Autogrammfaksimilia sammelt, er wird bald mit Befriedigung sehen, wie sich das von ihm angelegte literarhistorische Urkundenwerk abrundet. Und wenn er in einer Ausgabe der von ihm gesammelten Schriftsteller und Schriften im Text dessen Urschriften vermerkt, kann er auch mit bescheidenen Mitteln ein Autogramm-Repertorium gewinnen, dessen Benutzung sehr vielen erwünscht sein würde. Hier ist eine Aufgabe, die, von einem einzelnen begonnen, die Grundlage werden könnte für ein allgemein nützliches Werk. Hier läßt sich eine Sammlung schaffen, die den Grundstock eines allgemeinen Literaturarchives bilden könnte, das, da sein Inhalt sich aus nur einmal vorhandenen Stücken zusammensetzt, für die erstrebte Vollständigkeit in den wichtigsten Handschriften auf Nachbildungen angewiesen bleibt. Zwar haben die großen öffentlichen Büchersammlungen schon begonnen, die in ihnen verwahrten umfangreicheren Handschriftennachbildungen besonders zu verzeichnen. Aber für die in vielen Bänden zerstreuten Nachbildungen von Einzelblättern, insbesondere von kurzen Schriftstücken, bleibt dem Sammlerfleiß noch ein unbestelltes, sehr weites Gebiet seiner Tätigkeit.

Ganz gewiß, diese halbplatonische Autogrammliebhaberei, diese Resignation wird nicht jedermanns Sache sein. Den der ausgeschnittenen, deshalb billigen, Unterschriften ist sie jedenfalls vorzuziehen. Und da sie sich mit Stücken ersten Ranges beschäftigt, die, selbst wenn sie noch zu haben wären, alle zusammen doch kaum ein Krösus aufzukaufen imstande wäre, bleibt dem sich mit ihr Bescheidenden jedenfalls die Genugtuung, das, was der ernsthafte Autogrammsammler erstrebt: die nähere Verbindung mit der Persönlichkeit des Schreibers durch die Eigentümlichkeiten des Schriftstückes zu gewinnen, wenn auch in weniger naher Berührung mit der Hand und mit der Person des Schreibers, so doch in weit umfassenderer Weise zu erreichen. Den Verlust

an Gefühlsintensität, den der Verzicht auf das Original bedingt, gleicht immerhin der Gewinn des höheren Standpunktes für den weiteren Rundblick etwas aus. Der Liebhaber bedeutender Urschriften, der die Schreibarten alter und neuer Zeit betrachtet, denkt meistenteils nicht daran, auch die Schreibweise der einzelnen hervorragenden und nicht hervorragenden Menschen einer Zeit zu studieren.

Die graphologische Psychologie überläßt er den Kriminalisten. Daß der schreibende Verbrecher sich leicht verrät, weiß die Polizei schon lange und wendet diese ihre Wissenschaft auch schon lange bei der Untersuchung eines „Falles" an. Aber ein System zur Identitätsfeststellung, freilich nicht zur Charaktererklärung nach Lombroso und anderen, hat sie ihrem graphologischen Erkennungsdienste doch erst in letzter Zeit zugrunde gelegt. Sie sammelt die Handschriften von Verbrechern, besonders derjenigen, die bei ihrer „Berufsausübung" schreiben müssen, als da sind anonyme Briefschreiber und Erpresser, Hochstapler, Hoteldiebe und Logisschwindler, Urkundenfälscher und ähnliche ehrenwerte Leute. Über die Benutzung und Ordnung der Handschriftensammlung der Berliner Kriminalpolizei hat ihr Schöpfer, Hans Schneikert, im Großschen Archiv gehandelt: „Ähnlich wie das anthropometrische und daktyloskopische Material, über das der Erkennungsdienst der Kriminalpolizei verfügt, wird die Sammlung von Verbrecherhandschriften nach bestimmten graphischen Merkmalen geordnet. Das Hauptmerkmal ist die Bindungsform, der Schriftduktus, das unbedingte Ergebnis der Schreibbewegung, und ihre Variationen, die für die Anordnung der Handschriftensammlung entscheidend sind. Erst in zweiter Linie kommt die Schriftgröße, die Schriftweite, die Stärke der Schrift und auffällige Schriftwinkel und Schriftarten." Freilich „konstante Merkmale, die, wie etwa bei der Anthropometrie und Daktyloskopie, gemessen oder gezählt werden könnten, gibt es bei der Handschrift nicht; aber diese fehlen auch z. B. bei der Signalementslehre und gleichwohl hat man nach den Grundsätzen des portrait parlé Photographien nach äußeren Merkmalen wie des Nasenrückens, des Antitragus, des Ohrläppchens in einwandfreier und Erfolg versprechender Weise gruppiert. Bei der Handschriftanalyse handelt es sich ebenso wie beim portrait parlé nicht um Abmessungen, sondern um Abschätzungen, die aber ebensogut wie beim portrait parlé einer bestimmten Einteilung und Registrierung zugänglich sind, obgleich uns keine absoluten, vielmehr nur relative Gleichheiten zur Verfügung stehen". Das wird in einem Vergleich der Maskierung und der Schriftverstellung des näheren ausgeführt, wobei auf die Erfahrung hingewiesen wird, daß die meisten

Digitized by Google

Verbrechergruppen, die mit ihren Opfern einen längeren und umfassenderen Schriftwechsel unterhalten müssen, überhaupt keine Veranlassung zur Schriftverstellung haben, die bei längeren Schriftstücken leicht zum Verräter wird. Da die Handschrift sich mit den Jahren ändert, scheidet die Polizei möglichst alle über zehn Jahre alten Handschriften aus wie selbstverständlich auch die Handschriftenproben verstorbener Verbrecher, während sie bei Gewohnheitsverbrechern ihr graphologisches Material durch deren selbstgeschriebene Lebensläufe zu ergänzen sucht.

Der Autogrammliebhaber könnte aus dieser werdenden Polizeiwissenschaft manches lernen und für die Anlage seiner Sammlung anwenden. Nicht allein, daß sie ihn auf ein methodisches Mittel gegen die gefürchteten Fälschungen hinweist. Er könnte ihr folgend auch mit kleinen Stücken die Entwicklung der Handschrift berühmter Persönlichkeiten zeigen und damit sich ein neuartiges Sammlungssystem schaffen, er könnte vor allem darauf ausgehen, den Durchschnittsmenschen einer Zeit auf bestimmte Richtungen seiner Schreibweise zu studieren und so nicht allein den äußeren Veränderungen der Schriftstücke nachspüren, sondern auch ihrem innerlichen Wandel. Dann würde die Autogrammkuriosität und das bescheiden in den Konvoluten versteckte Autogramm selbst derjenigen Menschen, die schrieben, obgleich sie nicht berühmt waren, und für die ein Autogrammsammler sonst nichts übrig hat, bisher unbekannte Werte zeigen, der Aufgabe entsprechend, die sich der Autogrammsammler stellt. Liebesbriefe aus der Wertherzeit und Stammbuchwerse aus dem Biedermeier, allerlei Schriftstücke der Ära Bismarck, der Epoche Friedrichs des Großen usw. würden unter einem bestimmten Gesichtspunkte zusammengestellt reichlich den auf sie verwendeten Sammeleifer belohnen. Autogrammsammler von Berufs wegen sind diejenigen Leute, in deren Geschäftspapieren sich allmählich viele Schriftstücke bedeutender Persönlichkeiten zusammenfinden. Oder sie sollten es doch insofern sein, als sie aus Berufs- oder Geschäftsgründen alle Schriftstücke, die nach diesen von Wert sein müssen, aufbewahren. Merkwürdigerweise sind aber fast alle Archive alter Verlagsanstalten entweder überhaupt nicht oder nur sehr unvollständig erhalten. Merkwürdigerweise ist der Fall, daß der in der Schriftleitung einer jahrzehntelang angesehenen Zeitschrift angesammelte Briefwechsel aufbewahrt und zusammengehalten wird, eine Ausnahme. Das Literatur-Archiv hat bisher seine Verwirklichung in sehr verschiedener Weise gefunden. Aber allmählich macht sich doch in seiner Ausgestaltung das Bestreben geltend, auch für die Geschichte des geistigen Lebens in der Vergangenheit Mittelpunkte zu schaffen, deren Aufgabe es ist, alle ihre handschriftlichen Urkunden zu sammeln und zu sichten, wie das für die äußere Geschichte, für die Politik, andere Anstalten auf wohlgeordneter staatlicher Grundlage schon längst tun. Unter den 3000 Namen der 30000 Handschriften, die das jetzt im kulturhistorischen Institut der Universität Leipzig aufbewahrte Verlagsarchiv des neudeutschen Sturm- und Drang-Verlegers Wilhelm Friedrich zählt, sind gewiß nicht wenige, deren Gegenwart rasch eine vergessene Vergangenheit wurde und die als Einzelstücke die Druckkosten ihrer Aufnahme in eine Händlerpreisliste nicht lohnen würden. Zusammengeblieben bildet ihre Masse ein Gegengewicht, nicht die Grundlage, überflüssiger, unerheblicher Neudrucke, sie entlastet und sie bereichert die Forschung, der sie eine ohne weiteres benutzbare, da geordnete, Stoffsammlung verwahrt.

Die Autogrammkataloge der Händler, die seit den dreißiger Jahren des XIX. Jahrhunderts in immer größerer Zahl erscheinen, werden von den Sammlern gern zum Nachschlagen über Herkunft, Preis und ähnlichen Bestimmungen älterer Stücke benutzt. Durch ihre Auszüge, bisweilen Erstdrucke, jetzt mitunter schon verschollener Handschriften sind sie außerdem wertvoll. Aber diese ihre Bedeutung ist vielfach noch nicht recht gewürdigt, auch deshalb nicht, weil sie oft zu den freilich nicht gesuchten Katalograritäten gehören. Und darum gehören auch ihre Reihen in das Literaturarchiv der Zukunft, für das Spürsinn und Umsicht der Handschriftenfreunde Allerlei zusammentragen könnte. Denn das beschriebene Papier teilt das Schicksal des bedruckten, es geht langsam zugrunde, bisweilen schneller, wenn, wie jetzt, die öffentlichen Papiersammlungen es auf den ihm bestimmten Weg in die Papiermühlen bringen. In jene Mühlen, in die zwischen alte Rechnungen und Zeitungen versteckt, manches Blatt, manches Buch kommt, das trotzdem nicht vergessen wird, weil es früher einmal bekannt war und noch lange Zeit die Hoffnung eines glücklichen Fundes bleiben wird. G. A. E. B.

Die Reste des Verlags Hoffmann & Campe. Als Heine den Buchladen von Hoffmann & Campes Verlag in Hamburg in seinen „Geständnissen" schilderte, jenen Buchladen, den eine kleine Zeichnung des von dem Dichter über Gebühr gelobten J. P. Lyser in aller seiner biedermeierischen Bürgerlichkeit zeigt, vergaß er auch den „empfehlenden Hinweis" nicht und ließ dort den leibhaftigen Satan in der Gestalt des problematischen Schneidergesellen Wilhelm Weitling, dessen „Kerkerpoesien" Heines Verleger eben veröffentlicht hatte, gewissermaßen als die Personifikation jener literarisch-politischen Hexenküche auftreten. Die alten Verlagsbestände sind dann

Digitized by Google

ein halbes Jahrhundert hin- und hergeworfen worden, manche „Seltenheit" ist ihnen in ihrer sehr beträchtlichen „Restauflage" erst in den letzten Jahren von aufmerksamen Altbuchhändlern entnommen worden und jetzt verkauft sie ihr derzeitiger Besitzer und Inhaber der alten Firma, Max Lande in Berlin-Schöneberg, Mühlenstraße 8, ganz aus. Da liegen nun in den Geschäftsräumen, in die das Stampfen moderner Druckmaschinen hineinklingt, in hohen Stapeln, verstaubt, doch unberührt in ihrer Frische, viele jener Schriften und Schriftchen, die, als sie neu waren, in den deutschen Bundesstaaten verboten, mit Scheintiteln unter der Hand verkauft wurden, allerlei Bücher, deren Verfasser vergessen und verschollen sind, wenn sie nicht später zu literarhistorischem Ruhm kamen. Es ist ein melancholisches Vergnügen, in diesen alten Beständen herumzusuchen und dabei den einen oder den anderen Druck aufzustöbern, den man seit langer Zeit aus dem Buchhandel verschwunden wähnte, wie jene eben genannten Kerkerpoesien. Neben Ballen mit den nicht mehr verführerischen Aufschriften „Raupach" versteckt sich F. Bambergs Werberuf für Hebbel und in ihrer Nachbarschaft stehen die Broschüren, die die preußische, österreichische, russische Auslandspolitik der vierziger und fünfziger Jahre erörterten und die jetzt mit einem Male beinahe wieder aktuell sind. Die Sammler sollten ihre Desideratalisten durchsehen und anfragen, sie können vielleicht noch manches Stück vom Verlage beziehen, dessen bekannteste Bücher freilich wohl alle vergriffen sind, obschon sich auch von ihnen noch mancher größere oder kleinere Rest erhalten hat, wie denn von hier Hebbels Mutter und Kind, in dem alten Kalikogoldschnittbande „wie neu" vor einigen Wochen in die Bücherabteilung des Warenhauses W. Wertheim-Berlin gelangte, um in den Tageszeitungen als günstiger Gelegenheitskauf angepriesen zu werden. Habent sua fata libelli. G. A. E. B.

Ein Buch mit fehlerhaftem Titel. Es ist jetzt gerade ein Vierteljahrhundert her, daß ich auf der Bibliothek des Herzoglichen Hauses in Gotha Studien über F. W. Gotter oblag und bei dieser Gelegenheit in der Stadt ein seither längst eingegangenes kleines Antiquariat alten Stiles entdeckte, für dessen Besitzer der Druck von Katalogen noch ein unbekannter Luxus war, so daß man die schönsten Sachen aus erster Hand erwerben konnte. Namentlich die deutsche dramatische Literatur des 18. Jahrhunderts war auffallend stark vertreten, und so ist denn damals u. a. auch das merkwürdige Buch in meine Hände übergegangen, über welches ich gelegentlich seiner 25jährigen Anwesenheit in meiner Bücherei ein paar Worte verlieren möchte.

Es handelt sich um ein verhältnismäßig ganz gut erhaltenes Exemplar von Johann Elias Schlegels Theatralischen Werken, Coppenhagen 1747 (Goedeke IV, 3. Aufl., S. 67. Nr. 2), das in allem wesentlichen so aussieht wie alle anderen auch. Den Kern bildet das offenbar schon ein Jahr zuvor allein und ohne Verfassernamen erschienene Trauerspiel „Canut" (5 Blatt und 78 Seiten), dessen ehemalige Selbständigkeit noch an der Angabe des Verlagsortes, des Verlegers und der Jahreszahl 1746 auf dem Untertitel zu erkennen ist; darauf folgen, mit fortgeführter Seitenzählung (79—366), das Lustspiel „Der Geheimnisvolle", das Trauerspiel „Die Trojanerinnen" und die Verdeutschung von Sophokles' „Elektra", diese mit Vorerinnerung und angehängten Anmerkungen. Die Titelblätter dieser drei Stücke sind in die durchlaufende Seitenzählung mit einbezogen und geben nur den Namen des jeweiligen Werks, ohne besondere Verlagsangabe. Bloß ist der Titel der „Elektra" noch verdeutlicht durch den Zusatz: „übersetzt von Johann Elias Schlegeln". *Vorgeschoben* sind andererseits dem „Canut" auf 36 für sich gezählten Seiten der Gesamttitel des Buchs, auf dessen Rückseite die Inhaltsangabe und weiter die vom 8. April 1747 datierte Vorrede. Und nun das Merkwürdige: auf dem Haupttitel steht groß und breit zu lesen: „Theatralische | Werke, | Durch | Johann | *Christian* Schlegel" usw. Es handelt sich also um einen der seltsamen Fälle, wo der Verfasser eines Buches gleich auf dem Titel versehentlich umgetauft wird; auf ein paar ähnliche ist, wenn ich mich recht entsinne, schon früher einmal in der Zeitschrift für Bücherfreunde hingewiesen worden.

Allzulange scheint allerdings Herrn Frantz Christian Mumme, Buchhändler auf der Börse in Coppenhagen, sein Versehen nicht durchgegangen zu sein: die Exemplare der „Theatralischen Werke" auf den Bibliotheken in Weimar und Gotha lassen noch hinreichend deutlich erkennen, daß das fehlerhafte Titelblatt herausgeschnitten und das berichtigte nachträglich vorgeklebt worden ist. Da allzu viele Abzüge des Buchs ohnehin nicht erhalten zu sein scheinen, stellt das meinige jedenfalls eine Seltenheit dar. Wer weiß, ob es nicht gar für ein Unikum gelten darf?

Rudolf Schlösser.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Basler Buch- und Antiquariatshandlung vorm. Adolf Geering in *Basel.* Nr. 229. Curiosa — Erst-Ausgaben — Seltene Drucke — Geheimwissenschaften — Mystik — Deutsche Belletristik und Literaturgeschichte — Helvetica usw. 1320 Nrn.

Digitized by Google

J. Franks Antiquariat (Ludwig Lazarus) in *Würzburg*. Nr. 25. Literarische Seltenheiten. 2322 Nrn.

Wilhelm Heims in *Leipzig*. Nr. 33. Bücher mit Bildern. 297 Nrn.

H. Hugendubel in *München*. Nr. 94. Deutsche und ausländische Literatur — Klassiker, Romantiker und die Modernen in Erstausgaben — — Luxusdrucke. 635 Nrn.

R. Levi in *Stuttgart*. Nr. 213. Bücher über Kunst, ältere und neuere illustrierte Bücher, Einbände, Gartenkunst, Trachtenwerke. 880 Nrn.

List & Franke in *Leipzig*. Nr. 463. Deutsche Sprache und Literatur. 3216 Nrn.

Friedrich Müller in *München*. Nr. 3. Vermischtes. 103 Nrn.

Martinus Nijhoff im *Haag*. Nr. 420 (in zwei Teilen) Choix d'ouvrages sur le Catholicisme et les Catholiques. 2596 Nrn. — Nr. 425. Vermischtes. 353 Nrn.

Scheltema & Holkema in *Amsterdam*. Nr. 26. Vermischtes. 43 S.

G. Schoder in *Stuttgart*. Nr. 39. Autographen — Ahasver — Deutsche Literatur — Illustrierte Bücher usw. 385 Nrn.

F. Waldau in *Fürstenwalde (Spree)*. Nr. 12. Vermischtes. 363 Nrn.

C. Winter in *Dresden-A.* Nr. 171. Vermischtes. 463 Nrn.

HUGO STREISAND
BERLIN W 50
AUGSBURGER STR. 38

Soeben erschien:

Lagerkatalog Nr. 50

Graphik
Autographen · Luxusdrucke
Erstausgaben · Kunst
1100 Nummern

Aus dem Inhalt:

Arndt — Autographen — Beardsley
Bayros — Berolinensien — Daumier
Doré — Gavarni — Hardt — St. George und sein Kreis — Freimaurerei
Goethe — Grandville — Hosemann
Pan — Rilke — Schiller — Zwingli usw.

Wegen Beifügens von Rundschreiben wende man sich an die „Zeitschrift für Bücherfreunde“ Leipzig, Hospitalstr. 11a

Königlich Sächsische
Landes-Lotterie
Ziehung 1. Klasse 13. u. 14. Juni.
800000
Hauptgewinne
500000
300000
200000
150000
100000
Lose 1/10 1/5 1/2 1/1 5.— 10.— 25.— 50.—
Versand auch ins Feld.
Staatliche Kollektion.
Martin Kaufmann,
Leipzig, Windmühlenstr. 45.

Bilder

sammlung, od. einzelne, aber nur wirklich gute, einwandfreie Werke besonders deutscher, vläm., holländ. Meister nur privat von Sammler gesucht. Angebote mit genaueren Angaben erbeten unter V. 1 an E. A. Seemann, Leipzig

SIEBENTE VERSTEIGERUNG
IN DER
GALERIE PAUL CASSIRER
IN BERLIN W 10, VIKTORIASTRASSE 35
DIENSTAG, DEN 19. JUNI 1917
UND AN DEN FOLGENDEN TAGEN
UM 10½ UHR

SAMMLUNG
EDUARD AUMÜLLER

KUPFERSTICHE
UND
HOLZSCHNITTE
ALTER MEISTER

HAUPTBLÄTTER VON
A. DÜRER REMBRANDT
L. VON LEYDEN SCHONGAUER
LUCAS CRANACH PRINZ RUPPRECHT

DER REICH MIT TAFELN VERSEHENE KATALOG WIRD NUR AUF VERLANGEN ABGEGEBEN ZUM PREISE VON M. 6.—

PAUL CASSIRER BERLIN
HUGO HELBING MÜNCHEN
JACQUES ROSENTHAL MÜNCHEN

Digitized by Google

Ende Juni 1917 wird erscheinen:

HEINRICH HEINE
HEBRÄISCHE MELODIEN

Einmalige Auflage von 185 numerierten Exemplaren, davon:

Nr. 1 – 4 auf Pergament zweifarbig gedruckt, mit handkolorierten Goldinitialen, in Schweinsleder gebunden à M. 750.– (Vergriffen)

Nr. 5 – 44 a) auf Kaiserlich Japan (fast vergriffen)
b) auf Amerik. Strathmore-Japan,
beide Ausgaben mit handkolorierten Goldinitialen, in Schafspergament gebunden
vor Erscheinen . . . . . à M. 95.—
nach Erscheinen . . . . . à M. 120.—

Nr. 45-185 auf Van Gelder-Zonen, zweifarbig gedruckt und in Ganzleder gebunden
vor Erscheinen . . . . . à M. 55.—
nach Erscheinen . . . . . à M. 65.—

Alle 185 Exemplare dieser einmaligen Auflage werden auf echte Papiere abgezogen und in echte Einbände gebunden. Umfang ca. 106 Seiten. Auf Wunsch werden auch einzelne Exemplare der beiden letzten Ausgaben in kartoniertem Zustande abgegeben. In diesem Fall findet für den fehlenden Einband ein Abzug von 10 resp. 12 M. statt

Ausführlicher Prospekt mit Probedruck kostenfrei!

Jede gute Buchhandlung nimmt die Bestellung entgegen!

HEINZ BARGER VERLAG · BERLIN
Charlottenburg 4, Mommsenstraße 11

Digitized by Google

Rechtzeitige Vorausbestellungen dringend erbeten!

Die Cranach-Presse in Weimar wird im Laufe der Zeit unter ihrem Leiter, Professor van de Velde, eine Reihe hervorragender Liebhaberdrucke herstellen, deren erste Exemplare bereits jetzt unter dem Titel

Kriegsdrucke der Cranach-Presse zu Weimar

vorbereitet werden. Mit der Bezeichnung »Kriegsdrucke« soll nur gesagt werden, daß der Besitzer der Presse, Harry Graf Keßler, für die Dauer des Weltkrieges jede Verantwortung in technischer Hinsicht abzulehnen gezwungen ist. Soweit es das Material und die jetzigen Verhältnisse gestatten, wird von seiten des Verlages nichts unterbleiben, um der Ausstattung jener Drucke die größte Sorgfalt zuzuwenden. Auf Grund eines Abkommens zwischen dem Grafen Keßler und dem Verleger werden in der Presse für den obigen Verlag nur Liebhaberdrucke lebender Autoren veranstaltet. Die Auflagenhöhe wird 200 Exemplare niemals übersteigen, so daß auch in dieser Beziehung der bibliophile Wert gesichert ist. Als erste drei »Kriegsdrucke« werden erscheinen:

Theodor Däubler: Hymne an Venedig
100 vom Dichter signierte Exemplare auf Old Stratford
ca. 50.— Mark

Wieland Herzfelde: Sulamith Erste Gedichte
200 vom Verfasser signierte Exemplare auf Alt-Kunstdruckpapier ca. 20.— Mark

Johannes R. Becher: Eroberung
100 vom Autor signierte Exemplare auf Van Gelder-Zonen ca. 50.— Mark

HEINZ BARGER VERLAG · BERLIN
Charlottenburg 4, Mommsenstraße 11

Digitized by Google

NORDLANDBUECHER

Jeder Band 1 Mark 50 Pfennig

Bisher sind erschienen:

1. Jakob B. Bull: Die Brautfahrt. Roman.
Ein humorvoller Roman von eigenartiger Kraft und Frische.

2/3. E. Lindberg-Dovlette: Eine Geigerin. Roman.
Der Roman einer Künstlerin, ein ungemein liebenswürdiges Buch von zarter Innigkeit, entzückender Kleinmalerei und trotz des tiefen Wissens vom Leben von bestrickender Naivität.

4. J. Fr. Vinsnes: Der Rechtsanwalt. Roman.
Ein Roman von großer dramatischer Wucht und einer so meisterhaften Technik, daß man ihn in atemloser Spannung zu Ende liest.

5. Sigbjörn Obstfelder: Gedichte.
Diese Gedichte sind wie die Natur selbst, oft ein uranfängliches Stammeln, das stärker ist als alle Worte. Dann wie ein Brausen des Urwaldes oder wie schwingende Lichtstrahlen aus fernen Welten.

6. Björnstjerne Björnson: Der Brautmarsch, Mutters Hände. 2 Erzählungen.
Zwei Erzählungen, die besten wohl, die der Dichter schuf: sie zeigen seine unvergleichliche Kunst in vollstem Umfange.

7. Per Hallström: G. Sparfverts Roman.
Der Roman des Schulamtskandidaten ist wunderbar reich und tief. Hallström ist einer der ersten Erzähler Europas.

8. Hjalmar Söderberg: Irrungen. Roman.
Das Leben des modernen Stockholm, so prikkelnd interessant, daß es sich unvergeßlich einprägt. Im Vordergrund steht eine Jugend, die gedankenlos genießt, strauchelt und sich wieder aufrichtet.

9. Jakob B. Bull: Eline Vangen. Roman.
Ein ungemein fesselnder und starker Roman des beliebtesten nordischen Volkserzählers.

10/11. E. Wägner: Kämpfende Frauen. Roman.
Heiße Kämpfe der Frau um die Gleichstellung mit dem Manne werden mit hinreißend. Wärme geschildert. Der Roman bereitet hohen Genuß.

12. Peter Egge: Wrack. Drama.
Ein Drama, das von einer zarten, ringenden Frauenseele handelt, ganz in nordische Stimmung getaucht.

13. S. Obstfelder: Novellen und Skizzen.
Obstfelder hat nur sehr wenig geschrieben; aber was er schrieb, ist Kammermusik.

14. Jakob B. Bull: Lichte Rache. Roman.
Mit sprühendem Humor wird erzählt, wie ein schuldbewußter Junggeselle, bezwungen von einem bestrickend unschuld. jungen Mädchen mit „lichter Seele", — in sich geht, beichtet und Absolution erhält.

15. E. Lindberg-Dovlette: Konstantinopel.
Nur wer mit muselmanischen Augen Konstantinopel betrachtet, dem geht die unsagbare Schönheit des alten Stambul auf.

16. Sigbjörn Obstfelder: Aus dem Tagebuch eines Pfarrers.
Erschütternde Bekenntnisse. Auf Schwanenflügeln kommt es ihm durch alle Welten entgegen.

17. J. P. Jacobsen: Gedichte.
Die erste vollständige Einzelausgabe der Gedichte des großen Lyrikers, der sich durch seine Kunst der zartesten Ton- u. Lichtreize u. der feinsten Schwingungen die Welt erobert hat.

18. Topelius: Finnländische Märchen.
Märchen von inniger Naturverzauberung und andere wieder voll eines grotesk-nordischen Humors von ungeschlachten Trollen, die sich so klug dünken, u. doch so stockdumm sind.

19. Bernt Lie: Peter Napoleon.
Eine der lustigsten Bubengeschichten der Weltliteratur. Der kleine Peter, angefeuert durch sein großes Vorbild Napoleon, ersinnt die verwegensten Abenteuer.

20. „Jammersminde".
„Jammersminde" d.h. das „Leidensgedächtnis" der Gräfin Leonora Christina Ulfeldt. Diese reine, uneheliche Tochter d. Königs Christian IV. wurde von der dänischen Königin mit tödlichem Hasse verfolgt. Die Geschichte ihrer qualvollen Kerkerhaft im Blauen Turm zu Kopenhagen, 1663—85, hat sie selbst ganz schlicht, aber mit ungemeiner Wirklichkeitstreue erzählt.

21. Gustav af Geijerstam: Irre am Leben.
Gustav af Geijerstam, Irre am Leben gehört zu den Meisterwerken des großen Romanschriftstellers. Mit schlichten Worten erzählt er das ergreifende Schicksal eines Fabrikarbeiters, der, ein einsamer Grübler, in die Irre geht und keinen Ausweg mehr aus dem Elend seines Daseins zu finden weiß.

MORAWE & SCHEFFELT VERLAG / BERLIN

Digitized by Google

PAUL GRAUPE
ANTIQUARIAT · BERLIN W 35

Versteigerung
der Bibliothek Otte,
Wiesbaden
am 16. Juni 1917

Bücher aus dem Besitz Goethes und seiner Nachkommen. Wertvolle Erst- und Gesamtausgaben der deutschen Literatur in Prachteinbänden der Zeit, das Römische Carneval. Moderne Bücher, Luxusdrucke, Beardsley, Stefan George, die Vorzugsausgaben des Pan und der graphischen Künste, Manuskripte von Bierbaum, Liliencron u. Schlaf. Stammbuch Liezen-Mayer mit Originalen von Greiner, Zügel, Piloty, Defregger, Trübner usw.

Karl Ebert
München
Amalienstraße 20

Werkstatt für Handbinderei. Gepflegte Arbeiten für Buchblock und Decke. Herstellung von Liebhaber-Bänden nach eigenen u. fremden Entwürfen. Verwendung von nur sumachgegerbten, farb- u. lichtechten Ledern u. einwandfreien Pergamenten. Spezialität in Mosaik und Intarsien-Arbeiten

Faecker-Schrift

eine neue deutsche Reklame- und Akzidenzschrift, welche von uns nach Zeichnungen von W. Faecker in mager, halbfett und schmal geschnitten wurde

Für Werksatz haben wir den genannten drei Charakteren noch eine „Zarte Faecker" angegliedert / Dieser hier gezeigte Schnitt entbehrt nichts von dem frischen Schwung der ersten drei Schnitte, erhält aber trotzdem alle Vorzüge einer Werkschrift

Schriftgießerei D. Stempel AG
Frankfurt am Main, Wien und Budapest

Digitized by Google

E. A. ENDERS
GROSSBUCHBINDEREI
LEIPZIG
GEGRÜNDET 1859
500 MITARBEITER
230 MASCHINEN

HERSTELLUNG VON BUCH-EINBÄNDEN · EINBAND-DECKEN · MAPPEN · KATA-LOGEN · PREISLISTEN PLAKATEN U.S.W. MAPPEN FÜR KOSTEN ANSCHLÄGE · KARTEN-WERKE · · ADRESSEN UND DIPLOME SPEZIALABTEILUNG FÜR SAMMELMAPPEN UND ALBEN MIT SPRUNG-FEDERRÜCKEN

WERKSTATT
FÜR HANDGEARBEITETE BÄNDE UNTER LEITUNG DES HERRN PROFESSOR WALTER TIEMANN UND MITARBEIT DER HERVORRAGENDSTEN BUCHGEWERBEKÜNST-LER · ÜBERNIMMT AUF-TRÄGE JEDER ART VON GUTER BUCHBINDER-ARBEIT IN JEDER TECH-NIK · AUCH EINBÄNDE NACH ALTEN MUSTERN

Menzel
Thoma
Leibl

nur privat zu kaufen gesucht. Ernste Angebote mit genaueren Angaben erbeten unter B. 2 an E. A. Seemann in Leipzig

Edmund Meyer, Berlin W.,
Buchhändler und Antiquar
Tel.: Amt Lützow, 5850 **Potsdamer Str. 27 B**

In Kürze erscheinen die Antiquariats-Kataloge:
Nr. 42 Curiosa — Varia — Neue Erwerbungen.
„ 39 Kunst und Kunstgeschichte.

Früher erschienen:
Nr. 37 Geschichte.
„ 40 Aus der Biblioth. eines mod. Bibliophilen.
„ 41 Autographen.

Bitte unberechnet zu verlangen.
Ankauf einzelner Werke und ganzer Bibliotheken.

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt der Verlagshandlung **Ferdinand Enke** in **Stuttgart** beigefügt, betreffend **Bücher über Körperbildung und Körperpflege** beim Weibe und beim Kinde von **C. H. Stratz**, wie auch andere Bücher für das allgemeine Verständnis auf dem Gebiete der Kunst und Gesundheitspflege, den wir der besonderen Beachtung der Leser empfehlen möchten.

Ferner liegt dem heutigen Hefte ein Rundschreiben des Verlages **Heinrich Hochstim** in **Berlin** bei, über die neue Zweimonatsschrift **Marsyas**, auf das wir besonders aufmerksam machen.

Digitized by Google

BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

IX. Jahrgang Juli 1917 **Heft 4**

An unsere Leser.

Für die Monate August-September wird wieder, wie üblich, ein Doppelheft erscheinen.

Herausgeber und Verlag
der Zeitschrift für Bücherfreunde.

Gesellschaft der Bibliophilen.

Nachdem unser verehrter, um die Gesellschaft der Bibliophilen so hoch verdienter Sekretär, Herr Professor *Dr. Schüddekopf*, am 30. März d. J. dahingegangen ist, haben wir Herrn *Dr. Conrad Höfer*, Oberlehrer am Sophienstift in Weimar, zum Sekretär der Gesellschaft gewählt. Das Sekretariat, an das alle die Gesellschaft der Bibliophilen betreffenden Nachrichten und Sendungen zu richten sind, verbleibt zunächst in *Weimar, Cranachstr. 38.*

Als Publikationen für das Jahr 1917 werden im Herbst erscheinen: 1. Johann Anton Leisewitzens Tagebücher, nach den Handschriften herausgegeben von *Heinrich Mack* und *Johannes Lochner*, Band II. 2. *Heinrich Heine*, Der Doktor Faust. Ein Tanzpoem, nebst kuriosen Berichten über Teufel, Hexen und Dichtkunst. Hamburg, Hoffmann & Campe 1851. 8°. 103 Seiten in Originalumschlag. Mit einem Nachwort von Geh. Hofrat Prof. *Dr. Oskar Walzel.* 3. Katalog der Bibliothek Schüddekopf mit einer Biographie und Schriftenverzeichnis Carl Schüddekopfs, verfaßt von *Conrad Höfer.* 4. Jahrbuch der Gesellschaft der Bibliophilen für 1916/17.

Herr Erich Steinthal in Frankfurt a. M. hat mit der Aufschrift „An die Mitglieder der Gesellschaft der Bibliophilen" ein Rundschreiben über eine von ihm veranstaltete Ausgabe der „Weber" Gerhart Hauptmanns versandt. Dem Vorstand ist weder die Person des Herrn Steinthal, noch die Beschaffenheit der Ausgabe bekannt. Er muß dagegen Verwahrung einlegen, daß ohne seine Zustimmung Unbekannte in solcher Weise an die Mitglieder herantreten.

Berlin und Weimar, im Mai 1917.

Der Vorstand der Gesellschaft der Bibliophilen
Fedor von Zobeltitz
Vorsitzender.
Das Sekretariat: Weimar, Cranachstr. 38.

Die diesjährige *Generalversammlung* der Gesellschaft findet am *Sonntag den 14. Oktober* in *Weimar* statt. Alles Nähere wird den Mitgliedern durch besondere Einladung bekanntgegeben.

Anträge für die Generalversammlung sind nach § 9 der Satzungen mindestens einen Monat vorher bei dem unterzeichneten Sekretariat anzumelden.

Weimar, Cranachstraße 38.

Der Vorstand der Gesellschaft der Bibliophilen.
I. A.
Das Sekretariat.

Digitized by Google

Wiener Brief.

Die sogenannten *Faustbildnisse nach Rembrandt* haben Szamatólski 1891 und Tille 1899 beschrieben. Welches Urbild von Rembrandts Hand, Gemälde oder Radierung, zugrunde liege, wann dieses Urbild die Bezeichnung Dr. Faustus erhalten habe, diese Fragen blieben beiden Forschern ungelöste Rätsel. Eine neuerdings in der Ambraser Sammlung aufgefundene Wiederholung des Faustkopfes in Öl veranlaßte Dr. Rudolf Payer von Thurn, die Faustblätter der an Bildnissen unvergleichlich reichen Kupferstichsammlung der k. u. k. Familienfideikommißbibliothek in Wien zusammenzustellen, und er ist dadurch, wie er zu seiner großen Genugtuung feststellen kann, der Sache auf den Grund gekommen. Das älteste Blatt mit dem sogenannten Dr. Faustus, jedoch ohne diese Bezeichnung, bietet eine Radierung von Jan Joris van Vliet; die Bezeichnung selbst findet sich zum erstenmal auf einem Nachstich dieses Blattes von François Langlois de Ciartres (so!). Das Exemplar der Familienfideikommißbibliothek trägt die Nummer 36, gehörte also zu einer Reihe, die vielleicht nur mehr hier vollständig zusammenzubringen war: sie enthält Bildnisse griechischer Philosophen (Plato, Sokrates, Aristoteles usw.), denen merkwürdigerweise Faust beigesellt ist. Es sind aber auch konkurrierende Reihen vorhanden, in denen dieselben Bildnisse wieder mit anderen Namen bezeichnet sind, z. B. Plato als Agrippa von Nettesheim. Ein Gegenstück zu dem Faustblatt findet sich in entsprechender Vergrößerung bei Langlois als Skanderbeg roi d'Albanie; andere Abdrücke von derselben Platte tragen die Unterschrift Georg Rakoczy Fürst von Siebenbürgen (wodurch sich ein ungarischer Geschichtsforscher noch vor wenigen Jahren hat irreführen lassen). In einer Reihe bei Daumont taucht der Faustkopf als Zenon Philosophe auf, und das Bildnis des Königs René von Anjou (1409—1480) erscheint mit dem Namen Baruch Spinoza. Es ergibt sich daraus, was bisher gar nicht beachtet worden ist, daß die französischen Verleger die radierten Studienköpfe, die ihnen der Kunsthandel aus den Niederlanden zuführte, ganz willkürlich mit Namen versahen: davon, daß die Bezeichnung Dr. Faustus auf Rembrandt zurückgehe, kann also gar nicht die Rede sein, ganz zu schweigen von der Annahme irgendeiner Authentizität dieser Bezeichnung. Noch war aber die Frage des Rembrandtschen Urbildes für den sogenannten Faustkopf offen: Dr. von Payer hat ihn zu seiner eigenen Überraschung wiedererkannt in einem — hl. Joseph auf einem Rembrandtschen Ölgemälde „Ruhe auf der Flucht nach Ägypten" (Klassiker der Kunst II[2] 28) und vermag den Nachweis zu erbringen, daß auch andere Köpfe sogenannter „Philosophen" auf Ausschnitte aus Gemälden Rembrandts zurückgehn! Er hat auch noch die anderen, vereinzelt gebliebenen Fausttypen in den Bereich seiner Forschung gezogen, deren Ergebnis unter dem Titel: „Der historische Faust im Bilde" auf 22 Foliotafeln mit 37 Abbildungen — fast alle in Originalgröße — in Mappe als diesjährige Hauptgabe der Wiener Bibliophilengesellschaft Mitte Juni zur Versendung gelangt. Die Ausstattung des Werkes, von der rühmlich bekannten k. k. Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien hergestellt, dürfte auch die verwöhntesten Ansprüche befriedigen. Wir beglückwünschen alle Beteiligten und Beteilten zu der nach jeder Hinsicht so erfreulichen Gabe. —

Anton Bettelheims Vorschlag, ein biographisches Denkmal für das Zeitalter Kaiser Franz Josephs I. zu schaffen, hat Widerhall geweckt. Eine Gruppe von Akademikern, darunter Fournier, Friedjung, Redlich, Seemüller, hat sich mit anderen Gelehrten zu diesem Behuf in Verbindung gesetzt, Prinz Franz von und zu Liechtenstein einen namhaften Jahresbeitrag für die Vorarbeiten zugesichert; Bettelheim selbst wurde aufgefordert, die Erfahrungen, die er bei der Vollendung der Allgemeinen Deutschen Biographie machte, in den Dienst des Unternehmens zu stellen; die Gesellschaft für neuere Geschichte Österreichs hat das Werk zu ihrer Angelegenheit gemacht. Aber auch die Leo-Gesellschaft tritt jetzt mit der Mitteilung hervor, daß sie schon seit längerer Zeit beabsichtige, eine umfassende österreichische Biographie (seit den ältesten Zeiten) herauszugeben. Die beiden Unternehmen — dieses den Stoff bis 1815, jenes ab 1815 umfassend — sollen einander ergänzen, die Vorarbeiten auch von einer und derselben Persönlichkeit organisiert werden. Daß die Österreichische Biographie zustande kommt, wenn sich die beiden interessierten Teile tatkräftig erweisen, ist nicht zu bezweifeln. In erster Linie muß man sich aber eine Übersicht über die zu bewältigende Masse verschaffen, von der niemand eine klare Vorstellung haben kann, solange ein Kataster der geschichtlich irgendwie bedeutsamen Persönlichkeiten fehlt. Dann handelt es sich um die glückliche Wahl des Leiters und seiner Mitarbeiter. Ein so weit aussehendes Unternehmen darf nicht auf zwei Augen gestellt sein, es muß schon von allem Anfang der arbeitsfreudige Nachwuchs herangezogen und herangebildet werden; die Mitarbeiterschaft sollte nicht abhängig gemacht werden von persönlichen Beziehungen, sondern sollte ausschließlich die Folge sachlicher Befähigung sein.

Einige Bausteine zur Österreichischen Biographie hat der verflossene Monat bereits ge-

Digitized by Google

liefert. *Bettelheim* bietet beherzigenswerte Beiträge zur Geschichte der Allgemeinen Deutschen Biographie in seinem Buch über „Leben und Wirken des Freiherrn Rochus von Liliencron" (Berlin, Georg Reimer). Auf Grund der Akten hat in anziehender Weise *S. Frankfurter* das Elternhaus und die Jugendjahre 1828—1857 des ausgezeichneten Juristen und Sprechministers im Bürgerministerium Josef Unger geschildert (Wien, Braumüller). Dem oberösterreichischen Dichter Edward Samhaber, der am 26. Dezember v. J. seinen 70. Geburtstag feierte, widmet *Otto Wilhelm Henke* eine literarische Würdigung (München, Georg Müller). „Die Bedeutung Johann Peter Franks für die Entwicklung der sozialen Hygiene" behandelt *K. E. F. Schmitz* (Berlin, R. Schötz).

Mit der 15. Veröffentlichung der Kommision für neuere Geschichte Österreichs liegt das „Chronologische Verzeichnis der österreichischen Staatsverträge" von *L. Bittner* vollendet vor (Wien, A. Holzhausen). Bei der Räumung von Görz ist das der Forschung bislang entzogen gewesene „Görzer Statutbuch", eine deutsche Ausgabe der Friauler Constitutiones des Patriarchen Marquard, Görzer Stadtrecht seit dem 15. Jh., gerettet und nunmehr von *Anton Gnirs* herausgegeben worden (Wien, Hölder). Erfreulich ist es, daß *Michael Mayrs* gründliche Darstellung des „Italienischen Irredentismus" (Innsbruck, Tyrolia) bereits in 2. Auflage erscheinen kann. Einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Verwaltung liefert *Henryk Großmann* mit einer Untersuchung der „Anfänge und geschichtlichen Entwicklung der amtlichen Statistik in Österreich" (Wien, Manz). Staatsrechtliche Fragen behandeln *Georg von Eppstein*, „Der Einfluß des ungarischen Staatsrechts auf die Rechtsstellung der Doppelmonarchie" (Detmold, Meyer) und *Ivan Zolger*, „Der Hofstaat des Hauses Österreich" (Wien, Deuticke).

Dankenswert ist das Unternehmen des Schulwissenschaftlichen Verlages A. Haase (Prag und Leipzig), „Quellenbücher zur österreichischen Geschichte" erscheinen zu lassen. Es liegen die ersten Hefte vor: „Der Zusammenschluß der altösterreichischen Lande" (bearbeitet von Martin Wutte), „Die pragmatische Sanktion" (von Hugo Pöpperl), „Der Reichstag von Kremsier" (von Karl Schneider). Methodisch fortgeführt werden sie vielleicht noch eindringlicher zur Aufklärung über die österreichischen Zustände beitragen wie die mehr oder minder subjektiv gefärbten Schriften von *Hermann Bahr*, „Schwarzgelb" (Berlin, S. Fischer), *R. von Kralik*, „Österreichs Wiedergeburt" (Regensburg, Friedrich Pustet), *R. Sieger*, „Vom heutigen Deutschösterreich" (München, Callwey). „Eine mitteleuropäische Entdeckung" hat *Josef August Lux* an „Ungarn" gemacht (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung),

wie *Stefan J. Klein* es wieder einmal literarisch neu entdeckt (Ungarn. Ein Novellenbuch. München, Georg Müller).

Was in der magyarenfreundlichen Literatur oft allzu stiefmütterlich behandelt wird, „Deutsche Ansiedlung und deutsche Kulturarbeit an der unteren Donau", schildert in großen Zügen *R. F. Kaindl* (Prag, Deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse).

Die in Wien verwahrten reichen Sammlungen des Herzogs von Cumberland bieten die Unterlage für ein umfassendes mehrbändiges Werk über die „Münzen und Medaillen der welfischen Lande" von *Eduard Fiala* (Wien, Deuticke).

Aus der Literatur zur Geschichte des Weltkrieges sei auf die amtlichen Darstellungen des „Feldzuges von Krakau" (6. November bis 17. Dezember 1914) und der „Eroberung von Belgrad" 1915 (beide Wien, L. W. Seidel & Sohn) aufmerksam gemacht. Den milden Werken des Hinterlandes in diesem schrecklichen Kriege ein bescheidenes Denkmal aufzurichten, ist die Absicht von *Karin Michaëlis'* Buch „Opfer" (Wien, Manz), an dem uns die warme Sympathie einer Neutralen für die Völker Österreich-Ungarns herzlich erfreut. —

Freunde der „Geheimwissenschaften" werden bei dem Studium von *Moritz Benedikts* „Ruten- und Pendellehre" (Wien, Hartleben) und *Hermann Swobodas* Untersuchungen über die zeitliche Gesetzmäßigkeit des menschlichen Lebens, „Das Siebenjahr" — die „Lösung des Vererbungsproblems mit Hilfe der Freudschen Periodentheorie" — (Wien, Orion-Verlag) auf ihre Rechnung kommen. —

Die fortgesetzte Spannung, in der wir leben, ist zweifellos der Novelle günstig: *Walter von Molo* legt novellistische Studien unter dem Titel „Die ewige Tragikomödie" (München, A. Langen) vor, *Hans Müller* lehrt „Die Kunst sich zu freuen" (Stuttgart, J. G. Cotta), *Otto Stößl* führt in die „Unterwelt" (München, Georg Müller), *Richard Schaukal* setzt die Übertragung „Ausgewählter Novellen von Mérimée" weiter fort (ebenda). Nur *Edith Gräfin Salburg* findet den langen Atem zu einem Roman „Student Leoni" (Leipzig, B. Elischer Nf.). Der Leserkreis für jiddische Literatur scheint zu wachsen: außer den „Chassidischen Geschichten" von *J. L. Perez*, aus dem Jüdischen von Alexander Eliasberg (Wien, Löwit) wird ein „Dreibuch" mit Beiträgen von *Sch. Gorelik* (Die liebe Provinz), *J. L. Perez* (Volkstümliche Geschichten), *Scholem Alejchem* (Die verlorene Schlacht), aus dem Jiddischen von Matthias Acher, angeboten (Berlin, Jüdischer Verlag).

Gedichtbände versprechen uns: *Karl Kraus* („Worte in Versen", 2. Band, Leipzig, Kurt Wolff), *Artur Trebitsch* („Seitenpfade. Ein Buch Verse", Berlin, W. Borngräber) und *Siegfried Walter*

Digitized by Google

Fischer („Pierrots Kriegsmasken und Gesichte", Wien, Anzengruber-Verlag). Eine Sammlung von Gedichten in der Mundart des Jeschken- und Iser-Gebirges „für alle jene, welche sich krank lachen wollen", hat *Richard Tugemann* als „Deutschbiehmschen Blietelkranz" (Halberstadt, Selbstverlag) in den Druck gegeben.

Moritz von Schwinds „Fröhliche Romantik" (München, Hugo Schmidt) und *Waldmüllers* „Bilder und Erlebnisse" (München, Delphin-Verlag) vermitteln Anschauungsstoff über österreichische Kunst: warum nehmen sich aber die Verlage immer nur um dieselben schon entdeckten Größen an? Es gäbe doch noch soviel anderes, unbekanntes Gute zu erschließen, und auch am buchhändlerischen Erfolg könnte es dabei nicht fehlen!

Wien, 31. Mai 1917. Prof. Dr. *Eduard Castle.*

Neue Bücher und Bilder.

Heinrich Manns Romane und Novellen.

Kritische Trilogie mit einem Vorspiel.

Zu dem, was im Hauptblatt dieses Heftes über Buchkritik gesagt wird, sollen die drei hier vereinigten Äußerungen über Heinrich Mann einen Beleg bieten. Ohne Zweifel ist dieser Dichter vor anderen berechtigt und befähigt, als Prüfstein der Möglichkeiten zu dienen, die das ausgleichende Zusammenstellen verschiedener Urteile für eine gerechtere und besser fördernde Belehrung der Leser gewähren könne. Denn Heinrich Mann zählt zu den neueren Künstlern, die sich mehr als andere aller normativen Ästhetik versagen und deshalb einzig aus der Persönlichkeit des Genießenden ihr durch diesen Spiegel bedingtes Bild zurückempfangen. Wie wenig Gewähr bietet da das Urteil des Einzelrichters, auch wenn er — wie wir bei jedem unserer kritischen Freunde ohne weiteres voraussetzen — seinen Spruch mit gewissenhaftem Zurückdrängen jedes persönlichen Neigungsfaktors zu fällen sucht. Der vermehrte Zeitaufwand, der den Lesern durch solche dreifache Kritik zugemutet wird, dürfte, wie wir hoffen, durch den Reiz des Vergleichens und die verstärkte Kraft des Dreiklangs reichlich wettgemacht werden.

Gesammelte Romane und Novellen von *Heinrich Mann*, in zehn Bänden. Verlag von *Kurt Wolff* in *Leipzig*. Preis 30 M., in Halbleinen 40 M.

Hier hat man die gesammelten erzählenden Werke von Heinrich Mann in gefälliger Gestalt beisammen. Mann ist ein starker Erzähler der Anlage nach, aber in seinen Büchern ist zumeist eine starke innerliche Durchformung zu vermissen. Man sieht große Umrisse mit lockerer Füllung. Meisterliches steht neben skizzenhaft Unvollendetem, Blendendes neben Welkem. Diese Bücher, meistens Gesellschaftsromane, sind keck und skrupellos, amoralisch, sie stehen jenseits von Gut und Böse, Affektiertes und kühn Erschautes quirlt in ihnen wild durcheinander. Menschen, Situationen und Geschehnisse sind fast immer grotesk überschraubt, und karikaturenhafte Wirkungen stellen sich ein. Dieser Autor ist von bunter, immer erregter Phantasie, und besonders in seinen ersten Büchern, die im Fahrwasser d'Annunzios treiben, wallt eine schwelgerische Renaissance-Üppigkeit durch seine Gesichte: man erblickt die mächtigen Falten von rotem, gerafftem Sammet, Paläste voller Kunstwerke in Venedig oder Neapel, Abende üppigen Genusses in Rot und Gold. Alles ist maßlos vergrößert, alles steht in grotesk übertriebenen Konturen da, ins Phantastische gesteigert, und im Grunde ist die Welt dieser Bücher eine Phantasie-, keine Wirklichkeitswelt. Mann wirkt wie ein Romane. Seine Bücher sind unlyrisch, sie sind der Gegensatz von intimer Kunst. Sie sind von Hitzwellen durchpulst, von Leidenschaften durchtobt, voll Überschwang und Wollust, voll prangender Farben, voll Pomp, voll von Erregungen, Räuschen, Sinnentänzen und Überspanntheiten. Wir sind von einer schwülen Atmosphäre umgeben, in der bacchantische Sinnlichkeit, gepeitschte Gefühle, Exaltiertheiten und Perversitäten herrschen. Eine erbarmungslose, grausame, ins Groteske übertriebene Satire an den Schichten der sogenannten guten und besten Gesellschaft wird geübt. Fast immer ist etwas Trunkenes an den Büchern, das alle Grenzen der Wahrscheinlichkeit lockert. Die Sprache ist virtuos, zuweilen schwelgerisch, in den frühen Büchern „in Schönheit badend". Manns Werk ist aufreizend, interesseheischend, aber nur selten befriedigend.

Hans Bethge.

Heinrich Mann, Gesammelte Romane und Novellen. Verlag von *Kurt Wolff*, Leipzig.

Als Mitte August 1914 der Vorabdruck von Heinrich Manns Roman „Der Untertan", der aus zureichendem Grunde auch heute noch nicht in Deutschland erschienen ist, plötzlich abgebrochen werden mußte, ahnte niemand, daß das Gesamtwerk dieses repräsentativen deutschen und doch wiederum „undeutschen" Erzählers zwei Jahre später sich den Markt und den ihm gebührenden literarischen Vorrang erobern werde. In die aufgewühlten Gewässer patriotischer Stimmungen ward aus fremden Regionen ein Felsblock herabgeschleudert. Nun liegt er unverrückbar fest, eingebohrt in den flachen Sand, für eine Weile noch umbrandet und überspült, bald aber

Digitized by Google

als weithin sichtbares, zackiges Monument den Seefahrern ein Wegweiser, den verblüfften Bürgern ein Ärgernis. So mußte es kommen: Die Deutschen des dritten Kriegsjahres fangen an, den von den Deutschen der Friedensjahre übersehenen Dichter zu begreifen, jetzt erkennen sie ihn auf einmal als einen der Ihrigen, wittern den Propheten in ihm, einen Propheten, der „vom Hades zurückkehrt", begrüßen ihn mit widerwilligem Respekt.

Symphonisch genommen baut sich das Werk Heinrich Manns, so wie es in den Gesammelten Romanen und Novellen vor uns liegt, aus vier polyphonen Sätzen auf: dem Allegro con fuoco seiner Psychologie, dem Adagio seines Schönheitskultes, dem Scherzo seiner burgeoisen Spiegelungen, dem Maestoso seines Freiheitskampfes. Die Sätze durchdringen und variieren einander, der des Maestoso aber beherrscht die übrigen. Schließlich scheint sich das Geistig-politische als ausschließliches Thema einer neuen Schaffensperiode durchsetzen zu wollen.

Als Psychologe ist Heinrich Mann Ergründer und Betoner der Grundinstinkte, Anwalt des erotisch bewegten und sexuell leidenden Menschen. Neben dem Eros und aufs engste mit ihm verknüpft steht der Hunger nach Macht, Ruhm und erschöpfendem Genuß aller höheren und niederen Daseinsgüter. Die Hetzjagd der Leidenschaften wird vorgeführt wie ein bacchantischer Fries. Leben ist Taumel, Kampf und Raserei. Verliebt in sich selbst, in die Antipoden, in unerreichbare Ziele stürmen hemmungslose, verschwenderische Naturen, Künstler zumal, Bildner, Dichter, Schauspielerinnen und Sängerinnen der Erfüllung und Vernichtung zu. Eifersucht knirscht und heult, lüsternes Alter wimmert, der vierschrötige Sieger brüllt seinen Triumph in alle Winde. Im Analytischen, das sich aber dem Expressionismus der Leidenschaft gegenüber stets in bescheidenen Grenzen hält, ist die unanfechtbare Schule der Romanen unverkennbar. Der Name Flaubert wurde Heinrich Mann als der seines Meisters bis zum Überdruß zugerufen. Damit ist einiges festgestellt, weniges erklärt. Der Normanne Flaubert gibt sich bedächtiger und besinnlicher als der Deutsche Heinrich Mann, in dem ein Vierteil romanischen Blutes das rein germanische aufsog. In der „Jagd nach Liebe" finden sich Vergleichspunkte mit der „Education sentimentale", doch mit gleichem Recht könnte an Zola, mit noch besserem an d'Annunzio (der in „Pippo Spano" mit Heinrich Mann zusammenfließt), erinnert werden. Dann aber bestehen in „Zwischen den Rassen" wieder die deutschen Elemente auf ihrem Recht. Da leuchtet „Gemüt" auf in einem so warm flimmernden, gedämpften Sternenglanz, wie ihn der Franzose im sentiment und der spießbürgerliche Heimatsdeutsche in tödlicher Langerweile vergebens einzufangen sucht.

Was Mann als Schönheit empfindet, ist wahrhaftig kein gelindes Schweben über den Wassern. Auch hier Bewegung, ein Wallen und Wogen, wenn auch in getragenerem Rhythmus, Kämpfe aufgeschmückt zu festlichen Turnieren, instrumentiert als ritterliches Spiel. Gleich der erste pianissimo anklingende Akkord „Das Wunderbare", dessen außerweltlicher Schein ein einziges Mal auf den ins Leben ausziehenden Jüngling fällt und an den er später nur noch wie an etwas Unwirkliches denkt, dann auf der Höhe einer zum äußersten überfeinerten Artistik die Göttinnen Minerva und Venus, der schönheitstrunkenen Herzogin von Assy strahlende Verkörperungen, zeigen das Ideal romantischer bellezza fernab von aller statuenhaften Starrheit: dem Aufwärtsstrebenden mit ausgebreiteten Armen zugeneigt, vibrierend vor Lebenslust, leidend, jubelnd, von Flammen umloht — eine aus sich selbst rotierende, glutenspendende Sonne. Wer Heinrich Mann als „Ästheten" bezeichnen will — hat es in der deutschen Literatur je einen gegeben, so kann nur er gemeint sein —, mag nach der einen seiner vielen Schwingungen mit diesem Schlagwort greifen, bleibe sich aber bewußt, das Ästheterion, das sinnliche Empfindungsvermögen des Dichters, damit in seiner ganzen Fülle als etwas Einzigartiges anzuerkennen.

Die Satire Heinrich Manns ist nicht ausschließlich gegen das Bürgertum gerichtet, doch bleibt es der eigentliche, hassenswerte Feind, in dem sich alle Beschränktheit und komische Jämmerlichkeit des Untermenschentums am sichtbarsten verkörpert. Als Träger eines tyrannischen Masseninstinktes ohne die Kraft, ihn auswirken zu lassen, ist es gleichzeitig zu ewiger Lächerlichkeit verdammt. Die kapitalistische Bourgeoisie der Großstadt, die sich frei dünkt, weil sie ihre Eitelkeiten und kleinen Laster jederzeit bar bezahlen kann, führt einen burlesken Reigen auf in „Schlaraffenland". Professor Unrat und seine reputierliche Umwelt und ein Ableger aus dem gleichen Sumpfklima, das niedliche „Gretchen", stellen höchst ergötzlich dar, wie die in Deutschland landesübliche Kleinbürgermoral nur ein dünner Firnis ist; löst irgendein beliebiger Zufall ihn auf, tritt krasse Schmutzerei zutage. Nicht anders in der kleinen Stadt Italiens, wo nur eine Komödiantentruppe aufzutreten braucht, um strengen Bürgersinn, gleichviel ob liberal oder klerikal, plötzlich außer Rand und Band zu bringen.

Die Wahrheit erkennen, dem Schwindel und der Selbsttäuschung heimleuchten, diesem Gesellschaftskritizismus dient der Dichter mit den Mitteln der Psychologie und Satire. Eine Ahnung menschlicher Schönheit, wie sie sein könnte, gibt er in wenigen, weiblichen Typen und in ein paar flüchtigen traumhaften Erlebnissen. Das große, erdensichere Ideal aber bleibt ihm die

Digitized by Google

Freiheit. Sie zu erzwingen, wird ihm eine immer dringlichere, schließlich allein noch dichtenswerte Aufgabe. Eroberung der Freiheit heißt ihm nichts anderes als Ausrottung aller Tyrannei. Den Tyrannen in seinen verschiedenen Spielarten, als Renaissance-Herren, Duodez-Despoten, als herrschsüchtigen Knaben (in „Abdankung"), als übersteigerten Schulfuchs (im „Professor Unrat") hat Heinrich Mann sich immer wieder vorgenommen und von allen Seiten beleuchtet. Ja, das Interesse dafür wird ihm zuweilen fast zu einer Art von liebevoller Teilnahme für das erstaunliche Phänomen, zu einer Mischung von Respekt und Neid, wie ihn Malvolto gegen Pippo Spano fühlt. Obenan steht der Kampf gegen politische Tyrannei. Italien, Manns zweite und eigentliche Heimat, ist ihr klassisches Land, „jenes edle alte Land, das im Joch von Fremden und Priestern vor Schmach zittert". Dort spielt „Diana", „Der Tyrann", „Fulvia", „Auferstehung". Aufklärung, Gerechtigkeit, Wohlstand in das fiktive Königreich Dalmatien zu bringen, reizt eine Zeitlang, wenn auch nur spielerisch, die junge Herzogin von Assy. Voll grimmigen Ernstes nimmt Mann den Gedanken allgemeiner Empörung gegen unwürdige Machthaber erst in späteren Werken auf, außerhalb der Gesammelten Romane und Novellen, nämlich im Drama „Madame Legros", im „Untertan" und in einem noch unvollendeten Arbeiterroman.

Was hier vor uns liegt, die Summe eines streng künstlerischen Schaffens, zu geschliffen in der Form, zu berückend im Ausdruck, um anders als rein künstlerisch zu wirken, gehört nun durch den Krieg bereits der Literaturgeschichte an. Ein Denkmal, welche Höhe Sprach- und Darstellungskunst, welchen Grad Erkenntnis, Schönheitskult, erlauchte Spötterei und innere Freiheit bei uns erreicht hatten — vor dem Krieg! Jetzt, nach dem Zusammenbruch dieser Kultur wird ähnliches sobald nicht wiederkehren. Der Dichter, der es erschaute, bleibt uns; doch wird er, wenn nicht alles trügt, künftig rauhere Wege wandeln, steilere, die aus den Gefilden des genießenden Geistes aufwärts führen in die Schroffen geistiger Tat. *Kurt Martens.*

Heinrich Manns Gesammelte Erzählungen und Novellen. 10 Bände. *Kurt Wolff Verlag*, Leipzig.

Sehr verehrter Herr Professor! Seit einigen Monaten lese ich oft in diesen Prosabüchern, ließ mich durch Glut und Glanz, Leidenschaft und Weisheit der Romane und Novellen Heinrich Manns aus einer Gegenwart, die ich nicht lieben kann, entrücken, notierte mir kritische Bemerkungen und wartete auf ruhige Stunden, um in einem großen Aufsatz zusammenzufassen, was ich über Heinrich Mann sagen will. Wie ich mich nun, ermüdet vom täglichen Kasernendienst, in dieser ahnungsmilden Nacht eines lange erwarteten Frühlings zum Schreiben niedersetze, wird mir bewußt, daß ich Ihre Aufforderung, über die Werke Heinrich Manns Ihnen eine Kritik zu senden, nicht so zu erfüllen vermag, wie Sie vielleicht erwarten — wie Sie nach meiner kritischen Art und nach der literarhistorischen Schulung (die ich zum nicht geringen Teil Ihnen verdanke), erwarten müßten. Als ich eben noch einmal in diesen Bänden blättere, als mich die Vollkommenheit von Anfang und Ende der Novelle „Auferstehung", die diese zehnbändige Ausgabe beschließt, entzückt, braust Dank und Bewunderung für diesen Schriftsteller so heftig und beglückend empor, daß ich Notizen und kritisches Amt fortlege und nichts will als aussprechen, weshalb ich jetzt Heinrich Mann als den ersten Prosaschriftsteller unserer Zeit verehren muß.

Für das „ich" kann getrost ein „wir" eingesetzt werden, wenn Sie in der Gemeinsamkeit dieses „wir" einige Hundert Menschen sehen wollen, die eine unter gleichen Zeichen und Erlebnissen durchlebte Jugend zusammenfügte und ein gemeinsamer Wille eint, durch Dasein und Werk den Geist über eine wirre Wirklichkeit triumphieren zu lassen. Als wir heranwuchsen, herrschte eine Dichtung, die mit Vorliebe Elend und Niedrigkeit des Lebens durch Aneinanderreihung realistischer Einzelheiten schilderte, die gebrochene und bedingte Gefühle darlegte, ohne deren befreiendes Zusammenströmen zeigen zu können, und uns damit in eine schreckliche Abhängigkeit von einer Wirklichkeit hineinzwang, aus der es Erlösung nicht gab. Diese Kunst war verwandt einer Wissenschaft, die an den Universitäten Jugend und Sehnen uns schnell bändigte und bleichte, einer Geistes-Wissenschaft, die, in der Erforschung der Einzeltatsachen schwelgend, mit dem Auffinden gewisser Bedingungen und Tatbestände sich begnügte und, weil sie sich den Prinzipien der Naturwissenschaften unterordnete, Bedeutung und Sinn und das beglückende Feuer der Idee verlor.

Nun breitete dieser Schriftsteller langsam sein Werk vor uns aus, und wir fühlten bald, daß hier ein Befreier und Künstler auftrat, wie es deren wohl in der Lyrik der letzten zwanzig Jahre mehrere gab, aber in den Gefilden der Prosakunst noch keiner sich gezeigt hatte. Da wurde zunächst die Wirklichkeit, der man sich unterjochte, statt sich von ihr zu befreien und sie zu besiegen, in den satirischen Romanen „Schlaraffenland" und „Professor Unrat" zertreten, wenn auch zunächst die Helden aus Not, die Nichtigkeit jener Realität erkennend, den Wirrwar zum Aufstieg nützend, schließlich untergehen mußten. Und gleichzeitig begann der Dichter in tausend Erscheinungen eine Welt zu formen, die er ganz und gar aus sich selbst hervorlockte, beschwor, gestaltete. In

Digitized by Google

diesen Romanen und Novellen ist nicht die Wirklichkeit nachgeschildert, sondern hier entsteht voraussetzungslos nach Willen und Kunst des Autors noch einmal das Leben der Menschen, ganz aus Erfindung und Verwirklichungsstreben des Geistes geschaffen. Eine ungeheure Zahl von Menschen lebt in diesen Werken, wie seit Balzac so reich niemand sie erweckte, jeder für sich, aus sich selbst sich manifestierend, jeder einzelne ganz aus seinem eigenen Kern entwickelt, folgerichtig und wirklich lebend bis zum winzigsten Gefühl, zur wildesten Leidenschaft, zur nebensächlichen Gebärde.

Es kann nicht sein, daß dieser Dichter kalt sein Wesen und seine Welt formt. Nur fanatische Glut konnte diese Welt überhaupt zur Erscheinung bringen. Doch jedes Wesen lebt so selbständig, daß der Dichter nicht nötig hat, durch sentimentalische Kommentare oder erklärende Logik das rasche Umschlagen unserer Gefühle, den Sprung von Hingerissensein zur Ironie bemänteln und entschuldigen zu müssen. Die Schärfe und Unbarmherzigkeit der Psychologie Stendhals ist zum erstenmal in Deutschland wiedergeboren, jede Person handelt, fühlt, bewegt sich, wie es ihre eigene Notwendigkeit, nicht wie es die Mattheit alltäglicher Erfahrung fordert. So wird jede dieser unzähligen Gestalten ein vollkommenes Wesen, das sich zu herrlicher Reinheit seines Typs entwickelt. Hier walten die großen, ungebrochenen Leidenschaften, und jede gute und böse Handlung schießt aus der gemeinsamen Wurzel des leidenschaftlichen Gefühls empor.

All diese Ehrgeizigen, Sehnsüchtigen, Machtgierigen, Wollüstigen, all diese Schauspielerinnen, Tyrannen, Advokaten, Abenteurer, diese aus verschiedenen Rassen und Zeiten gemischten Menschen verfeinerter und gesteigerter Lebensweise und Empfindung, glühend und dennoch versteinert in ihrer Leidenschaft, einer Idee wegen sich verweigernd, liebend sich ausströmend, alle nach Macht und Liebe jagend, dennoch schließlich fühlend, daß die Erfüllung nichts, daß das Gefühl im Geiste alles ist, — sie alle reden in wilden und süßen Worten, wie sie bisher mit so großem Atem, so emporgeloderter Erschütterung, in so kunstvoller und strahlender Sprache in deutscher Prosa noch nicht gesprochen wurden, agieren mit so starken und reinen Gebärden formgewordener Erregung, nicht wie wir sie zu sehen gewöhnt sind, sondern wie innere Richtigkeit sie hervorschleudern muß, bewegen sich in Landschaften so klarer Umrisse, so strahlender Farben, so blühenden Lebens, wie sie nicht unsere Sinne, nur unser Geist auffassen kann. Daß all dies meist unter italienischem Himmel sich abspielt, ist belanglos, soll nur Mittel sein, reiner und glühender Bewegung der Seele und des Körpers zu offenbaren.

Wie die Schilderung einer kleinen Bewegung

des Menschen oder der Menge den Vorhang von einer Szene des Herzens oder der Volksseele fortreißt, so ist Manns vollkommenstes Werk „Die kleine Stadt" nur eine einzige an- und abschwellende Bewegung, in einem einzigen ungeheuren Atemzug erzählt.

Diese Menschen explodieren in Monologen und Dialogen, sodaß aus tiefstem Unterbewußtsein Fühlen, Wollen und Erkennen emporschäumt und Umwelt und Handlung in der Rede so deutlich mit ans Licht gerissen wird, daß es Novellen gibt, die ohne irgendwelche epischen Mittel, nur durch Monolog oder Dialog, zugleich Vorgeschichte, Ereignis, Mitmenschen, Zeitumstände, Landschaft deutlicher uns zu Bewußtsein kommen lassen, als breitschildernde Erzählung, daß sie, wiewohl szenisch geformt, dennoch episch wirken. Doch läßt sich von hier aus leicht folgern, daß der Dramatiker Mann einst vielleicht den Erzähler übertreffen wird.

Man kann dem Werk Heinrich Manns Einwände entgegenwerfen: oft sind diese Dialoge zu wortreich, bald in der Art d'Annunzios am eigenen Wort und Gefühl sich berauschend, bald allzu theatralisch zugespitzt; das Chaos der großen Romane läßt das, was Kunstrichter Komposition nennen, nicht emporblühen; schwer und langsam schiebt das Spiel der Hauptfiguren durch die umwuchernden Episoden sich hindurch, und die Intrige springt wildromantisch und willkürlich empor und schwindet wieder, eigentlich nur dazu dienend, den Ausbruch der Leidenschaft neu anzufachen. Diese Einwände werden sich kaum widerlegen lassen. Aber das Werk Heinrich Manns ist immer als Totalität zu begreifen und zu lieben. Wir werden in diese Welt der Erscheinung gewordenen Gefühle gerissen, deren Menschen, dem Geist des Dichters entwachsen, so sehr für sich und miteinander leben, so sehr ihren Schöpfer verfolgen, daß viele von ihnen in vielen Erzählungen wiederkehren, fast schon als Erinnerung an Wesen, die einst wirklich waren.

Man wird unter seinen Novellen Werke finden, die auch in der Form rein und vollkommen sind. Man kennt in der Weltliteratur keine Gestalt, die wie die Herzogin von Assy alle menschlichen Leidenschaften nacheinander mit so reinen und wilden Gefühlen durchlebt, als geschehe dies Erleben zum ersten und zugleich zum letzten Male auf diesem Stern. Man suche in der deutschen Literatur einen Prosa-Schriftsteller, der so reich an Erfindung der Motive, Geschehnisse und Gestalten wäre wie dieser Heinrich Mann, dessen Werk nicht abgeschlossen, sondern erst in der reifenden Mitte steht.

Romanische Glut fiel in deutsche Tiefe, und es entbrannte ein nie gesehnes Feuer, das junge Herzen entzünden muß. Das eben ist's, das mich hindert, kritisch und auf Einzelheiten weisend

Digitized by Google

über diesen Autor zu sprechen: sobald ich zu lesen beginne, fühle ich mich erregt und hingerissen. Ich fühle: hier ist Wirklichkeit, diese Menschen sind Brüder und Schwestern meiner Gefühle, diese Atmosphäre, die durch einige Sätze hervorgezaubert wird, ist die Welt in der ich leben will, und aus dieser Prosa schlägt ein Rhythmus in mein Blut, der mich von der Schwere der Irdischkeit befreit, zu stärkerem Fühlen und stärkerer Tat vorwärts treibt. ..... Eine fanatische Musik zum Preise der Freiheit des Gefühls und des Geists schallt aus diesen Büchern. Ein leidenschaftlicher Wille schuf hier eine Menschheit, die mehr als wir selbst es vermögen, unter den Gesetzen der Menschlichkeit lebt.

Sie hören, sehr verehrter Herr Professor, ich vermag am gegenwärtigen Zeitpunkt nur mehr in schwärmerischem Ton statt in kritischem über Heinrich Manns Werke zu sprechen; wenn Sie aber bedenken, daß diese schwärmerische Begeisterung nicht einem Jüngling, sondern einem mehr als Dreißigjährigen entströmt, so ist auch dieser Ton vielleicht Kritik. *Kurt Pinthus.*

Wilhelm Bölsche, Neue Welten. Die Eroberung der Erde in Darstellungen großer Naturforscher. Mit 24 Kunstbeilagen. *Berlin, Deutsche Bibliothek.* XXIV, 644 Seiten.

Das Buch erzählt von Forschern und ihren Forschungen durch Vorführung ausgewählter Kapitel aus ihren Büchern. Dem ganzen Buche und jedem Kapitel gehen Einleitungen des Herausgebers voran, die von besonderem Werte sind. Das Buch, das von sehr realen Dingen erzählt, wie dies von Naturforschern selbstverständlich ist, hat idealen Gehalt, weil es uns nicht nur die Dinge, sondern auch die Menschen, die sie erforscht haben, nahe bringt und diese Menschen selbstlose unermüdliche Kämpfer um die Erkenntnis sind. Es kommen zu Worte: Georg Forster, Hinrich Lichtenstein, Karl von der Steinen, Ferdinand von Hochstetter, Alfred Russel Wallace, Adalbert von Chamisso, Alexander von Humboldt, Charles Darwin. Die besondere Vertrautheit des Herausgebers mit den Gegenständen der Naturforschung und sein erlesener Geschmack geben uns die Gewähr, daß die Auswahl charakteristisch ist. Wir überlassen uns gerne der Führung des bewährten Herausgebers, der sich schon längst einen berechtigten Ruf als Kenner und Ausleger erworben hat. E. P.

Goethe, Wilhelm Meisters Wanderjahre. Ein Novellenkranz. Nach dem ursprünglichen Plan herausgegeben von Prof. Dr. Eugen Wolff. Ausstattung von Prof. E. R. Weiß. *Frankfurt a. M., Rütten Loening.* 1916, 328 Seiten. 4,50 M. In Pappe 5,50 M., in Halbleder 7 M.

Fast alle in Goethes Altersroman eingelegten Erzählungen (mit Ausnahme des „Nußbraunen Mädchens" und des Meisterstückes „Der Mann von fünfzig Jahren") liegen im Weimarer Goethe-Archiv handschriftlich (und auch in den Lesarten der Weimarer Ausgabe gedruckt) in älteren „abgeschlossenen" Fassungen vor. Diese ursprünglichen „Novellen" einmal in wirklich stilvoller Aufmachung vereint zu sehen, würden wir vielleicht mit Dankbarkeit begrüßen, wenn nicht der Herausgeber nach seiner schon an manchem andern Gegenstand bewiesenen Art in seiner Einleitung und „Ausklängen" gar luftige Hypothesen über die angeblich ursprünglich geplante Verbindung der einzelnen Erzählungen ausgesponnen hätte. *Wissen* können wir über diese ursprünglichen Verzahnungen im einzelnen nichts. Daß sich Goethes Dichtungen stetig weiter entwickeln und manche „Gestaltung, Umgestaltung" durchmachen, das braucht nicht erst bewiesen zu werden. Auf der andern Seite aber wissen wir, daß alle Entwicklung bei Goethe und für Goethe sich immer innerhalb der Schranken einer gewissen „funktionellen Einheit" (Cassirer) vollzog, daß der Dichter wohl einzelne Szenen und Szenenreihen am Faust vorwegnehmen, den Plan ausweiten und neu gliedern konnte, aber doch nicht von Grund aus umstürzte. Und so ist recht unwahrscheinlich, daß die „Wanderjahre" im Anfang ein bloßer, rein künstlerischer „Novellenkranz" gewesen wären, der erst später in den heutigen Rahmen eingefügt wurde. Mich wenigstens hat Wolff von seinen Konstruktionen auch diesmal nicht überzeugt. *R. Petsch.*

Friedrich Hebbel, Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, besorgt von Richard Maria Werner. Erste Abteilung, 15. Band: Lesarten und Anmerkungen zu Band 8—12. *Berlin, B. Behrs Verlag (Friedrich Feddersen).* 1917. X, 273 Seiten. Geheftet 2,50 M., in Pappband 3,50 M., in Halbleder 4,50 M.

Den hundertsten Geburtstag Hebbels sollte die Säkular-Ausgabe verherrlichen; nun sind gerade vier Jahre seitdem vergangen, — und es ist keine Zeit zum Feiern. Und doch würden wir mit frohem Danke die Vollendung der erneuerten großen Hebbel-Ausgabe, des Lebenswerkes ihres Schöpfers, begrüßen, wäre der Treffliche nicht dahingegangen, ohne dieses letzte Unternehmen vollendet zu sehen. Er selbst hatte aber noch alles für den Druck bereitet, so daß seinem Nachlaßverwalter Professor Wahle, dem bewährten Assistenten des Goethe- und Schiller-Archivs, nur die Überwachung vom zweiten Bogen an zufiel. Der Vergleich mit den Anmerkungen zu Band 8 bis 12 der ersten Ausgabe zeigt, wie Werner unermüdlich weiter geforscht und sorgsam allenthalben gemehrt und gebessert hat. Für alle Zeit

Digitized by Google

werden diejenigen, die sich mit Hebbel ernsthaft befassen, der lebenslangen Treue Werners und dem Verlag, der diese schöne Ausgabe zu so mäßigem Preise darbot, verpflichtet sein. G. W.

Ricarda Huch, Der Fall Deruga. Roman. Verlag *Ullstein & Co., Berlin-Wien.* 408 Seiten. Gebunden M. 3.—.

Schiller hat den „Geisterseher" geschrieben, um seiner Zeitschrift „Thalia" den Leserkreis zu schaffen, der zu ihrem Bestehen nötig war. Und ebenso hat Goethe für die Almanachkäufer die „Guten Weiber" als leichte Beigabe zu vorhandenen Kupfern verfaßt. Was den Größten nicht verboten war, muß Ricarda Huch erlaubt sein. Die erste lebende Schriftstellerin Deutschlands, die Schöpferin des „Ludolf Ursleu" und des „Fra Celeste", die Dichterin der italienischen Einigung und des Dreißigjährigen Krieges, die uns noch jüngst die ganze Tiefe und Reife ihrer Seele in den Briefen über Luthers Glauben ermessen ließ, warum sollte diese Frau nicht zur Erholung einmal hinabsteigen in das Bereich der Publikumskunst, wo der Beifall der Vielen und die Riesenhonorare zu erlangen sind? Ja, wenn es so leicht wäre, sich klein zu stellen! Auch das Handwerk der Conan Doyle hat seine Griffe, die erlernt sein wollen, auch der Bewunderer des Sherlock Holmes stellt seine gar nicht so leicht erfüllbaren Forderungen. Zu denen gehört unter anderen ein D-Zugstempo der Handlung, das nur an den Hauptstationen wenige Minuten Aufenthalt für psychologische Feinheiten gewährt, dazu gehört ferner eine raffiniert ausgetüftelte Komposition, die bis zum letzten Augenblick die wahren Zusammenhänge hinter täuschenden Scheinmanövern verbirgt, dazu gehört endlich eine robuste, auch im Sprechton grob realistische Charakteristik. Auf alles das strebte Ricarda Huch hin, als sie den Leser mit der Verhandlung gegen den angeblichen Gattinmörder zu unterhalten gedachte; doch es ist ihr, zu ihrer Ehre sei es gesagt, gar nicht geglückt. Die breite, den größten Teil des Buches füllende Wiedergabe der Gerichtsverhandlung bringt viel zu viel ehrliche Ausmalung, der entscheidende Trick, wie sie den gegnerischen Anwalt die entscheidenden Zeugnisse für Derugas moralische Reinheit finden läßt (er ist zwar der Mörder, aber er hat die Frau auf ihren eigenen Wunsch getötet, um sie von unerträglichen Qualen zu erlösen), und vor allem die Art, in der die notwendige Liebesepisode eingeflochten und durchgeführt ist, das alles ist von einer fast rührenden Naivität, gemessen an den Leistungen der zünftigen Kriminalisten unter den Romanschreibern. Gemäß dem Römerwort „Naturam expellas furca . . ." blitzt es hier und da in dieser Trübe auf wie ein Strahl reinen Sonnenlichts, und daran freut sich der, dem an sich ein solcher Abstieg eines Höhenmenschen in die Niederung nicht gerade erfreulich dünkt. G. W.

Familien-Nachrichten und Lebens-Beschreibung unsrer Eltern als Beyspiel zur Nachfolge bei Gelegenheit des am 7ten August 1788 erfolgten Absterbens der verehrungswürdigen Mutter Eleonora Möller geborene Hovius. Zum Andenken den sämtlichen Kindern und Enkeln gewidmet, und entworfen von dem ältesten Sohn *Johann Anton Arnold Möller*, Bürgermeister in Lippstadt. Lippstadt, gedruckt mit Müllers Schriften im September 1788. Facsimile in Manuldruck von F. Ullmann in Zwickau 1916, herausgegeben von *Alexander Möller* in Münster i. W., Cördestr. 32, nebst Stammtafeln der Familie Möller. Das Faksimile kostet in Pappband M. 6.—, zwei Stammtafeln je M. 1.—.

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!" Ein Sprößling der weit verbreiteten, im rheinischen Industriegebiet zu hohem Ansehen gelangten Familie Möller-Keetmann-Schulz-Schoeller bringt den Verwandten einen trefflich gelungenen Neudruck der alten Stammesgeschichte dar, die ein Vorfahr, der Lippstädter Bürgermeister und spätere Kommissionsrat bei der Kammer in Hamm, J. A. A. Möller, im Jahre 1788 verfaßt hat. Die warmherzige kleine Schrift verdiente durch ihren reichen genealogischen und kulturgeschichtlichen Inhalt die Erneuerung. Diese gibt auf schönem van Gelder Bütten außer dem gedruckten Text auch die handschriftlichen Nachträge des Verfassers getreu wieder. Nach der ersten, nur für die Familienglieder hergestellten Auflage von 100 Stück, wurden vor kurzem weitere 230 gedruckt und die Platten sodann abgeschliffen. Das kleine Werk wird deshalb bald einen Raritätswert gewinnen und sei allen Freunden familiengeschichtlicher Literatur besonders empfohlen. Als Ergänzung dient an erster Stelle die im Jahre 1835 aufgestellte Stammtafel der Voreltern und Nachkommen des Lippstädter Bürgermeisters, von seinem Enkelsohne, mit wertvollen Nachträgen des jetzigen Herausgebers, und die weitere Tafel der von dem Handelskammer-Präsidenten Johann Jakob Julius Möller abstammenden, weitverzweigten Deszendenz. Sie sind dem Stammbaumwerk der Familie Möller-Nottebohm entnommen und bis zur Gegenwart fortgeführt. Weitere Tafeln sollen später das verdienstvolle Unternehmen fortsetzen. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn dieses rühmliche Beispiel in anderen altangesehenen Bürgerhäusern recht zahlreiche Nachahmung weckte. G. W.

Gesellschaft für deutsche Literatur. Sitzungsberichte. 1915, 42 Seiten. 1916, 44 Seiten.

Die „Gesellschaft für deutsche Literatur" in

Digitized by Google

Berlin, 1888 unter Erich Schmidts Führung gegründet, um „den zahlreichen Männern der Reichshauptstadt, welche ihre Tätigkeit, im Beruf oder in Privatstudien, der literarischen Forschung, insbesondere der deutschen Literatur widmen, als Sammelpunkt" zu dienen, hat für den Bücherliebhaber schon ein äußerliches Interesse dadurch, daß sie Eigentümerin der „Bibliothek deutscher Privat- und Manuskriptdrucke" ist und damit eine ungefähr 15000 Nummern umfassende Sammlung von außerordentlicher Bedeutung besitzt. Diese in der Königlichen Bibliothek aufgestellte Sammlung, auf die 1897 in einem Vortrage Prof. Max Herrmanns gegebenen Anregungen zurückgehend und von ihm verwaltet (ähnlich wie sich nach Wilh. Diltheys dahin zielendem Vortrag in der Gesellschaft vom Jahre 1889 die „Literaturarchiv-Gesellschaft" bildete), hat den Vorzug, daß sie ihre Bücher auch nach außerhalb verleiht. Herausgeber von Privatdrucken sollten mehr noch als bisher schon diese Bibliothek mit bedenken. Der Druck eines Kataloges als Veröffentlichung der Gesellschaft der Bibliophilen war vor einiger Zeit geplant. Als im Jahre 1913 die „Gesellschaft für deutsche Literatur" 25 Jahre bestand, wurde eine Erinnerungsschrift vorbereitet, die bisher noch nicht im Druck hat erscheinen können, die dann aber im einzelnen Wirken und Leistung wird überschauen lassen. Nach Erich Schmidts Tode hat Ludwig Bellermann, dessen Gedächtnisansprache für seinen Vorgänger die Gesellschaft als schön ausgestatteten Privatdruck herausgegeben hat, den Vorsitz geführt, den dann Max Herrmann übernahm, dessen methodisch ausgezeichneter Vortrag „Ein feste Burg ist unser Gott" über die Kyrieleissche Fälschung der Handschrift als Gesellschaftsdruck im Jahre 1905 erschienen ist. Dem jetzigen Vorsitzenden ist nun eine sehr nützliche Einrichtung zu danken: Die Sitzungsberichte werden jährlich in einem kleinen Büchlein zusammenhängend gedruckt. Dies Verfahren scheint mir der Nacheiferung wert. Oft genug möchte der Außenstehende über die in wissenschaftlich-literarischen Vereinigungen mitgeteilten Probleme, Ergebnisse, Funde, die ihn interessieren, näheres erfahren. Auf diese Weise ist die Möglichkeit dazu gegeben, und die Mitglieder selbst übersehen die Arbeit eines Jahres, die in ihrem Kreise geleistet worden ist, in zuverlässigen Referaten. Wenn ein Vortrag späterhin in extenso gedruckt wird, ist, mit eventuellen Nachträgen, der Druckort in dem Vortragsverzeichnis mitgeteilt. Ihre besondere Verwendbarkeit aber erhalten die Hefte jetzt durch ein Personen- und Sachregister — wie auffallend umfangreich z. B. bei dem Stichwort Goethe! —, das schnelle Feststellungen ermöglicht. Aus den Themen des letzten Jahres möchte ich etwa folgende hervorheben: „Ungedruckte Gedichte Theodor Storms", „Zur Geschichte der neulateinischen Poesie und deren Einwirkung auf die deutsche Dichtung des 17. und 18. Jahrhunderts", „Shakespeares Versstil mit Seitenblicken auf Goethe, Schiller und Schlegel", „Hans Sachsens Drama in seinem Verhältnis zum Drama der Antike und des Humanismus", „Goethe und der Tod", „Eine Schriftstellerin aus der Frühzeit des deutschen Prosaromans (Elisabeth von Nassau-Saarbrücken)". *Hans Knudsen.*

Katalog der Berliner Stadtbibliothek. Fünfzehnter Band: Bibliothek des Lesesaals. Zweite, vermehrte Auflage. *Berlin, Otto von Holten*, Kunst- und Buchdruckerei 1917. (1 Bl, X, 309 S. 8°.)

Ein besonderes Verdienst des angezeigten Katalogbandes, der dadurch auch Nichtberlinern ein brauchbares Nachschlagewerk sein wird, sind die sorgfältigen Inhaltsangaben von Reihenwerken, Sammel- und Zeitschriften. Es ist mitunter, gerade bei neueren Werken der bezeichneten Art, nicht leicht, sich genau und rasch über ihren Inhalt und über ihre Vollständigkeit zu unterrichten. Der sehr übersichtlich angeordnete und mit wissenschaftlicher Gründlichkeit bearbeitete, von Dr. A. Buchholtz geleitete Katalog der Berliner Stadtbibliothek, der auch durch seine gute, der Buchdruckerei Otto von Holten-Berlin verdankte Druckausführung erfreut, darf deshalb für die bibliographische Handbibliothek als ein brauchbares Hilfsmittel empfohlen werden. Seine fünfzehn Bände, die einzeln bezogen werden können, enthalten: Bd. 1, 2. Abt. I: Geschichte. Hälfte 1, 2. 1906. Bd. 3. Abt. II: Erdkunde. 1906. Bd. 4, 5. Abt. III: Literaturgeschichte und Dichtung. Hälfte 1, 2. 1907. Bd. 6 Abt. IV: Kunst. Abt. V: Rechtswissenschaft. Abt. VI: Staatswissenschaften. Abt. VII: Volkswirtschaft und Sozialwissenschaft 1907. Bd. 7: Bibliothek des Lesesaals 1907. Bd. 8 Abt. VIII: Philosophie. Abt. IX: Mathematik. Abt. X: Naturwissenschaften und Medizin. Abt. XI: Technik, Gewerbe und Industrie. Abt. XII: Handel und Verkehr. Abt. XIII: Land- und Forstwirtschaft, Gartenbau, Berg-, Hütten- und Salinenwesen 1910. Bd. 9: Nachträge zu Abt. III: Literaturgeschichte und Dichtung. 1912. Bd. 10 Abt. XIV: Buch- und Bibliothekswesen, Zeitungen, Zeitschriften, Allgemeine Wissenschaftskunde und Geschichte der Wissenschaften. Allgemeine Schriften. 1912. Bd. 11 Abt. XV: Pädagogik. Abt. XVI: Theologie. Abt. XVII: Militärwissenschaft. 1913. Bd. 12: Nachträge zu Abt. I: Geschichte. 1913. Bd. 13: Nachträge zu Abt. IV: Kunst, V: Rechtswissenschaft, VI: Staatswissenschaften, VII: Volkswirtschaft und Sozialwissenschaft. 1914. Bd. 14: Nachträge zu Abt. VIII: Philosophie, Abt. IX: Mathematik, X: Naturwissenschaften und Medizin,

Digitized by Google

XI: Technik, Gewerbe und Industrie, XII: Handel und Verkehr, XIII: Land- und Forstwirtschaft, Gartenbau, Berg-, Hütten- und Salinenwesen. 1916. Bd. 15: Bibliothek des Lesesaals. 2. verm. Aufl. 1916. Dazu kommt noch das, leider vergriffene, „Verzeichnis der Friedländerschen Sammlung zur Geschichte der Bewegung von 1848." Berlin, Buchdruckerei von W. Baensch 1897 [VI, 292 S.] und das Verzeichnis einer anderen in die Stadtbibliothek eingereihten Büchersammlung, der „Katalog der Bibliothek zur Frauenfrage des Vereins „Frauenwohl". Hrsg. von dem Bibliotheks-Ausschuß des Vereins „Frauenwohl". Berlin 1907 [76 S.]. G. A. E. B.

Wladimir Solovjeff, Rußland und Europa. *Jena, Eugen Diederichs.* (Politisches Leben. Schriften zum Ausbau eines Volksstaates.) Geheftet 1.50 M.

Man kann es dem Diederichsschen Verlag gar nicht hoch genug anrechnen, daß er sich neuerdings mit soviel Liebe und Energie für Wladimir Solovjeff einsetzt, denn dieser tiefe und eigenartige russische Denker hat uns gerade jetzt sehr viel zu sagen. Wenn man einzelne Partien in seinen „Drei Gesprächen" liest, so möchte man kaum glauben, daß der Mann, der das schrieb, schon vor bald siebzehn Jahren gestorben ist, so aktuell mutet vieles an und so klar hat Solovjeff die Gefahren gesehen, die seinem Vaterlande drohten, und denen es seiner Ansicht nach nur hätte entgehen können, wenn es mit seiner nationalistisch-imperialistischen Politik hätte brechen können. Das ist nicht geschehen, und so wurde der Warner zum Propheten.

Die vorliegende kleine Schrift ist ein Auszug aus einem größeren Werk Solovjeffs „Rußland und die nationale Frage", das demnächst auch vollständig bei Diederichs erscheinen soll. An sich ist der Gedanke, durch solche Sonderdrucke auch jene Leute zu gewinnen, die sich an die sehr umfangreichen Hauptwerke Solovjeffs nicht so leicht heranwagen dürften, ein sehr glücklicher. Es scheint mir aber doch zweifelhaft, ob es recht war, gerade mit dieser Schrift den Anfang zu machen. Gewiß, die vernichtende Kritik, die Solovjeff hier am Panslawismus übt, bietet gegenwärtig ein ganz besonders Interesse, aber als Objekt dieser Kritik erscheinen zwei slawophile Schriften, die man bei uns nur wenig kennt, — „Rußland und Europa" von Danilewski und „Der Kampf gegen den Westen" von Strachow. Solovjeff setzt sich mit ihnen sehr ausführlich auseinander und dabei kommen auch allerlei Einzelheiten zur Besprechung, die für den mit den angegriffenen Schriften nicht bekannten deutschen Leser ziemlich belanglos sind. In den Werken Solovjeffs finden sich Betrachtungen über denselben Gegenstand, die allgemeiner gehalten sind und in denen auch seine positiven Anschauungen viel eingehender und deutlicher formuliert sind, als in diesem vorzugsweise polemischen Kapitel. Ich denke hier vor allem an den wunderschönen Abschnitt über den Nationalismus in der „Rechtfertigung des Guten", die schon vor einiger Zeit als Band 2 der ausgewählten Werke Solovjeffs bei Diederichs erschienen ist. Hätte man nicht lieber damit den Anfang machen sollen?

Arthur Luther.

Hermann Stegemann, Heimkehr. Novellen. Verlag *Egon Fleischel & Co., Berlin* 1916. 153 Seit. Preis 2 M.

Diese Novellen, die Hermann Stegemann jetzt gesammelt herausgibt, sind bereits in den Jahren 1900—1912 entstanden, erreichen aber durch ihren Inhalt heute eine besonders wirksame Aktualität. Nicht etwa, als ob der Versuch hier unternommen wäre, in diese zwischen Vogesen und Schwarzwald sich abrollenden Geschichten irgendeine politische Tendenz fühlbar hineinzutragen. Was für uns wertvoller ist, der Autor stellt dar und er formt zum künstlerischen Gebilde, Geschautes und Gehörtes mit innerer Objektivität erfassend, hierin etwa René Schickele, dem Dichter des „Hans im Schnakenloch" vergleichbar, nur daß dieser mit völlig anders gearteten künstlerischen Mitteln arbeitet und sein Drama im wesentlichen in einer kultivierteren sozialen Schicht sich abspielt.

Stegemann versteht in großen, sicheren Strichen zu schildern. Seine Erzählungsart ermangelt niemals einer kraftvollen novellistischen Konzentration. Derb, holzschnittartig erstehen seine Gestalten. Er weiß, wie diese Menschen sprechen und sich bewegen; er kennt das Tempo ihres Pulsschlages und er hat mit ihnen die mächtigen Gegensätze gefühlt, in die sie hineingespannt wurden. In dem Spiegel dieser schlichten Geschichten wird zugleich das innerste Verständnis der Seele jenes Grenzvolkes vermittelt, klarer vielleicht als in mancher politisch akzentuierten Broschüre. Ein Meisterstück ist die letzte, die dem Buch den Titel gibt: die Heimkunft eines verwahrlosten Sohnes aus den Bedrängnissen der Fremdenlegion. Der verbissene Kummer des Alten und das trotz aller Hemmungen hervorbrechende Heimatgefühl des in der Fremde wurzellos und siech Gewordenen werden scharf kontrastiert durch das junge Glück zweier Liebenden, die Hochzeit halten, während der Heimgekehrte stirbt. An solchen dramatischen, vielleicht sollte man sagen theatralischen, Momenten sind die Novellen reich. Man denkt zuweilen an Anzengruber. Aber diese Neigung zu einer gewissen Theatralik erscheint in ihren Auswirkungen immer wieder gemildert durch die

Digitized by Google

verinnerlichte Darstellung der Geschehnisse. Stegemann vermag es, in knappest gestalteten Situationen Tragik zu fassen. Stark ist der Ausklang der Novelle „Der Zweikampf", da die beiden bäuerlichen Duellanten, der eine genesend, der andere dem Tod verfallen, sich wiederfinden, während das Mädchen, um dessentwillen sie aneinandergerieten, bereits einem Dritten gehört. Handlung und Psychologie erscheinen so primitiv als möglich; aber wie sie in Leben und Anschauung umgesetzt wurden, wie alles Atem und Blut empfing, bewährt Stegemanns künstlerisches Können. Von herber, fast großer Wucht „der Vater Nicot", der einarmig seinen Sohn begräbt, das Opfer eines blutigen Wirtshausskandals. Naturstimmungen, erdhaft empfunden, scheinen vielfach in die Begebnisse hinein, so die tief erfühlte nächtliche Kanallandschaft im „Lohn". Eindrucksvolle Helldunkeleffekte werden bewirkt, im psychologischen Geschehen wie in dem Stimmungsmilieu. Eine tragische Groteske ist „die letzte Torheit". In verschwenderischer, üppiger Weinlaune scheidet einer, der den fröhlichen Namen Dickhans trug, von dieser Erde. Mit saftiger Humoristik entfaltet sich Stegemann im „Wunder", skizzenhafter bleibt diese in der „Marktfahrt" und im „Ulmenweiher".

Friedrich Sebrecht.

Ludwig Strauß, Der Mittler. Novellen. *Hyperionverlag* 1916, Berlin.

In diesen Novellen wird Psychologie nicht der experimentellen Analyse wegen getrieben, sondern um die Ereignisse aus den Tiefen der Seele klar emporstrahlen zu lassen, — gelegentlich auch, um die Leere und Gewöhnlichkeit inneren Lebens zu enthüllen. Irgendwelche Geschehnisse des äußeren Lebens, der Alltag einer müde oder erregt ertragenen Wirklichkeit läßt plötzlich in den Menschen dieses Buches wunderbare Taten, höchste Affekte eines edleren Lebens gebären, das jenseits unserer Moral und Kausalität sich ereignet.

Selten flutet aus den Erzählungen jüngster Dichter so stark und berauschend Suchen und Preis des inneren Lebens im Gegensatz und Kampf zur äußeren Realität, bis die Gewißheit der inneren Welt über allen Ansturm triumphiert. Nicht aber ist wie in den meisten Werken dieser Dichter die Form des Aufreißens, Hinausschleuderns, Explodierens das Ausdrucksmittel, sondern die Novellen Straußens entfalten sich aufblühend, anschwellend in klaren, breiten Sätzen, beinahe musikalisch; sie sind wirkliche Novellen, die auch den strengen Forderungen Älterer an diese Kunstform genügen würden. Das Furchtbare, Aufregende der geschilderten Geschehnisse ist durch die edle Form und die Anmut der Sprache gelöst, das sogenannte Stoffliche schwindet, und um so leuchtender und eindringlicher schwingen sich die Ereignisse des Herzens empor. Dies Aufrauschen erlöster Seelen sowie milde Ironien bewirken, daß das gleichmäßig hinschreitende Tempo des Vortrages bewegt und in wechselnder Dynamik abläuft.

Was hier allgemein von den Novellen des Ludwig Strauß gesagt ist, wird durch jede einzelne erwiesen, insbesondere durch diejenigen, in welchen ein Mann und eine Frau zu vollkommenster Liebe aufwachsen. („Die Höflichen", „Der Tod der Geliebten", „Die Erwartende", „Die Feinde", „Das Zeichen des Feuers"). Einige („Die Gefangenen", „Das verpaßte Verbrechen") sind fast ins Groteske sich wendende Meisterstücke psychologischer Enthüllung. Am meisten aber wird man das hier ausgesprochene Urteil bestätigt finden in der Novelle, die dem Buch den Titel gab. Diese Novelle erscheint mir deshalb noch besonders bedeutsam, weil sich in ihr östliche und westliche Erzählungskunst eint. Der schwache Jüngling, innerer Offenbarung folgend, bekennt sich schuldig eines Mordes, den er nicht beging, beseligt fühlend, daß er mit seiner Opfertat ein Stückchen Erde erlöse. Ein Motiv, wie es Dostojewski lieben würde, findet knappe, westliche Form.

Was bedenklich machen könnte, wäre die außerordentliche Reife und Reinheit im Hinbreiten der Erzählung. Aber diese epische Kunst ist an großen, strengen Vorbildern, an Flaubert, Philippe, Heinrich Mann geschult, so daß ihre Frühreife als Beweis für den ernsten Kunstwillen Straußens angesehen werden mag. Seine Aufsätze in Zeitschriften zeigen denselben Ernst und dieselbe Reife. Es ist also zu erhoffen, daß die Schönheit dieser Novellen organisch erwachsen, nicht aber erquält oder durch Maskerade erzwungen ist. Da über die Novellen dieses jungen Schriftstellers kaum irgendwo ein öffentliches Urteil zu lesen war, trotzdem sie sich so rein in der Form, so stark im Ausdruck und in der Wirkung und so neuartig wie groß in den Themen darbieten, sei um so lauter für sie gesprochen, um sie vor der Vergessenheit zu bewahren. *Kurt Pinthus.*

Fritz Ulrich, Als deutscher Maurer durch das Morgenland. Erlebnisse und Abenteuer. Bearbeitet von A. Ellinger und A. Winnig, mit Zeichnungen von W. Wahlstedt. *Altona-Hamburg, F. Ulrich.* 211 Seiten.

Der Wander- und Reisetrieb des deutschen Handwerkers und Arbeiters ist eine bekannte Tatsache. Nirgends wird soviel „gewalzt" wie in Deutschland. Und die Walz geht oft genug über Deutschland hinaus in ferne Länder. Hier erzählt ein deutscher Maurer seine Wanderungen, die ihn bis nach Afrika und Kleinasien führen. Manch einer walzt nur um der Lust des Wanderns

Digitized by Google

willen. Ihn fesselt das ungebundene Leben so sehr, daß er gelegentlich viel Not und Unbequemlichkeit in den Kauf nimmt. Reine Abenteurerlust treibt ihn. Fritz Ulrich hat sie auch im Blute. Aber er ist doch mehr als ein gewöhnlicher Walzbruder. Er hat offene Augen und einen guten Kopf. Er schaut die Dinge denkend an und was er über die Bauwerke, die ihn als Fachmann interessieren, sagt, geht doch über das handwerksmäßige weit hinaus. Der Unterschied zwischen deutscher Gotik und italienischer Renaissance ist ihm innerlich aufgegangen. Da ist nichts Angelesenes, sondern anschaulich Erlebtes. Das Büchlein, das ganz ohne literarischen Ehrgeiz, schlicht, bisweilen fast einfältig, ohne Beschönigungen, ganz wahrheitsgemäß geschrieben ist, verdient hohe Beachtung. Es belegt als Beispiel den Ernst und die Tüchtigkeit, die im niederen Volke, das Goethe so schätzte, lebt. Das Gewand des Buches ist sehr einfach, die derben Holzschnitte sind erfreulich durch ihre schmissige Flottheit. Ich möchte dem Buche eine recht große Zahl von Lesern wünschen. *E. Pernerstorfer.*

Vor der Tat. Roman von *Olga Wohlbrück.* Mit Bild der Verfasserin. *Charlottenburg, Raben-Verlag.* 543 Seiten.

Von diesem Roman ist, soviel ich sehen kann, in der öffentlichen Kritik wenig geredet worden. Mit Unrecht. Man kann geneigt sein, seine künstlerische Bedeutung nicht allzu hoch einzuschätzen, obwohl man ihm auch dabei nicht gerecht wird. Nur liegt sie nicht in jener Linie, die bei der ästhetischen Betrachtung heute an erster Stelle gewertet wird. Der Roman hat nichts Sensitives, wenig psychologische Tiftelei in sich. Er hat etwas Plakatartiges, etwas fast Grobfreskenhaftes, wodurch man leicht verleitet werden kann, ihn in das Kolportagemäßige einzureihen. In Wirklichkeit ist er ein beachtenswertes Werk realistischer Darstellung des besonderen modernen Berlinertums in seinen abstoßendsten Großstadtauswirkungen. Er ist in diesem Sinne eine schreiende Anklageschrift des herrschenden Materialismus, in dem das geistige und künstlerische Leben erdrückt wird von der Sensation und dem wesenlosen Scheine. Die Kontrastfiguren sind sehr schlicht und eindrucksvoll in einigen wenigen Gestalten hinreichend verkörpert. Das hohle, sinnlose Treiben der modischen Welt und des nach Aufregungen dürstenden außerseelischen Lebens macht den Hauptinhalt des Buches aus. Im Hintergrunde sieht man doch viel Tüchtigkeit und Echtheit, die nur von dem Lärm des tosenden Tages überschrien werden. Man hat es also nicht mit einer lieblosen, gehässigen Anklage zu tun. Ganz im Gegenteil. Sie ist mehr der Ruf des Propheten, der Wehe über die Stadt schreit, nicht um ihren Untergang zu fordern, sondern um ihre Rettung zu erbitten. Sie kommt durch den Krieg, der vorerst von den in Lüsten und Leerheit Versunkenen den äußern Schmutz abzuschwemmen und gegenüber dem tollen und sinnlosen Spiel den furchtbaren, erschütternden aber auch befreienden Ernst in sein Recht einzusetzen hat. So wird der Roman zu einem Mene Tekel für die Zukunft.

E. Pernerstorfer.

Zürcher Stadttheater. Die ersten 25 Jahre im neuen Hause. 1891—1916. Erinnerungsblätter. Herausgegeben von der Theater-Aktiengesellschaft Zürich. 68 Seiten Text. 31 Bildbeigaben.

Obgleich der Ausbruch des Krieges in der Schweiz eine Verwirrung hervorgerufen hatte, „wie sie in den kriegführenden Staaten selbst kaum größer sein konnte", so daß man am Zürcher Theater den Mitgliedern jedenfalls kündigte, dann neue Verträge schloß und die Eintrittspreise herabsetzte, so hat man doch bei zunehmender Beruhigung im Jahre 1916 sogar an „Erinnerungsspiele" denken können, die dem 25jährigen Bestehen des neuen Hauses galten. In einer stattlichen Schrift wird von S. Theilacker ein Rückblick geworfen auf die Entwicklung des neuen Theaters, das 1891, schon ein Jahr nach dem vernichtenden Brande im alten Hause (in der Nacht vom 1. zum 2. Januar 1890), mit „Lohengrin" und „Don Carlos" verheißend seine Vorstellungen begann. Tüchtige Arbeit hat die Zürcher Bühne geleistet. Szenisch hat sie in den neunziger Jahren unter Drangabe ihres flatternden Kulissen-Fundus die Neuerungen in der Inszenierungskunst mitgemacht, die dem einzelnen Kunstwerk den seinem Stil und inneren Wesen gemäßen bühnlichen Ausdruck geben will; dafür ist das Bildbeispiel der H. Goetzschen Oper „Der Widerspänstigen Zähmung" instruktiv, und die Szenenbilder zum Tell, zum Gyges oder Macbeth zeigen es ebenfalls, dieser übrigens in den kleinen Dimensionen der „Pfauenbühne" gespielt, die dem Theater manchen Vorteil für intimere Schauspielaufführungen bietet. In den 25 Jahren sind im Schauspiel 63 Uraufführungen gebracht worden, darunter von Ibsen „Catilina" und „Das Hünengrab" und, neben anderen Schweizern, Gottfr. Kellers Fragment „Therese". In der Oper sind es 18 gewesen. Der Durchschnittsspielplan zeigt kein individuelles Bild. So wird's in jedem guten Mitteltheater sein, das seiner Finanzverhältnisse wegen — und diese waren auch hier immer eine crux, haben aber oft durch auffallend reiche Spenden der Bürger die nötige Auffrischung erfahren — auf die „Lustige Witwe" und Sudermann angewiesen ist. Aber man bringt auch bemerkenswerte Erstaufführungen, und man spielt auch zum Andenken an den hier verstorbenen

Digitized by Google

Dichter Georg Büchners „Dantons Tod", indes: „Solche Vorstellungen haben immer nur für wenige Abende ein dankbares Publikum gefunden, selten aber war die Nachfrage so groß, daß mit späteren Wiederholungen gerechnet werden konnte . . ." Die Höchstzahl an Aufführungen erreicht Schiller mit 445 (Tell: 168), Shakespeare folgt mit 273, Goethe mit 104, Lessing bleibt schon unter 100. In der Oper steht, auch in der Zahl der Einzelwerke, Richard Wagner obenan: von 3564 Musik-Vorstellungen fallen auf ihn mit 673 etwa ein Fünftel aller Aufführungen. Hernach folgt Verdi mit 273. So war es ein Zeichen dankbarer Pietät, „Rich. Wagner und das Zürcher Theater" in einem besonderen Aufsatz von A. Steiner behandeln zu lassen, der allerdings darauf verzichtet, Neues zu bringen. Der Direktor A. Reucker tritt in einer Plauderei „Der blaue Montag" für diesen freien Tag im Theater, mindestens für Probenfreiheit ein; diese Ausführungen erscheinen beachtenswert. In zwei einleitenden Seiten sind über das alte Theater ein paar Andeutungen gegeben über das, was man bei Eugen Müller u. a. ausführlicher behandelt findet. Der bescheidene, unüberhebliche Ton des Buches wirkt angenehm; es ist geziemend gut gedruckt. In dem reichen Bildmaterial sind manche Schauspielerporträts nicht recht scharf wiedergegeben.

Hans Knudsen.

Zum 5. März 1917. Übersicht der literarischen Tätigkeit von Woldemar Freiherrn von Biedermann. An dessen 100. Geburtstage seiner Familie, seinen Freunden und Verehrern dargeboten. Als Handschrift gedruckt. 27 Seiten.

Wer Woldemar von Biedermanns hingebende und verdienstvolle Arbeit an Goethe kennt und dankbar anerkennt, der wird es dem Sohne, Flodoard von Biedermann, Dank wissen, daß er ein Verzeichnis der gedruckten und einen ungefähren Überblick über die handschriftlich vorhandenen Arbeiten und Studien des Vaters bietet, es mit einem schlichten Geleitwort einführend. Daß Goethe den überragenden Mittelpunkt seiner geistigen Arbeit darstellt, ist nicht auffallend; erstaunlich aber, wie ein Mann, der weit über ein Menschenalter als Staatsbeamter an der Entwickelung des Eisenbahnwesens in Sachsen starken, auch literarischen Anteil gehabt hat, den Kreis seiner Studien so weit ziehen konnte, wie es namentlich aus dem Nachlaßverzeichnis deutlich wird. Biedermann interessierte sich für vergleichende Literaturgeschichte (Griseldis-Stoff, Lenore-Wandlungen), machte sich das „System der Künste" klar, was zu „noch einem Laokoon" führte, ging mit seinen Studien ins Dramaturgische hinein, und seine Belesenheit brachte ihn zu Themen wie „Dichterstreite" oder einer „dilettantischen Wissenschaftsplauderei" mit dem Titel „Wenn Versemacher Zeit haben". Außer Goethe hatte das Volkslied fast aller Nationen sein besonderes Interesse. Weit über tausend übertragene Gedichte aus fernliegenden Sprachen birgt der Nachlaß. Die im Augenblick wieder besonders interessierenden bulgarischen Volkslieder hat zum 5. März Fritz Behrend in der „Täglichen Rundschau" ausgewählt und gewürdigt. Unter den eigenen dichterischen Bemühungen Biedermanns, die ihn Goethes „Elpenor", dem Dichter nachfühlend, zu Ende führen ließen, fällt dem Titel nach eine „Cäsar Borgia"-Tragödie auf. Mag der Goethe-Forscher auch immerhin ein langes, seit 1887 im otium cum dignitate hingehendes Leben haben auskosten dürfen, bis er 1903 starb, es bleibt doch der weite Kreis seiner Arbeiten erstaunlich, der aus dieser Bibliographie spricht. Sie ergänzt aufs beste, was Adolf Stern im 24. Bande des Goethe-Jahrbuchs (1903, S. 289—295) in seinem Nekrolog für Biedermann zusammenfassend über ihn sagte: „Der Übergang vom Schöngeist alten Stils zum poetischen Sprach- und Formenkenner, vom Sammler und Polyhistor zum ernsten Spezialisten, vom Schriftsteller mit lokalen und provinziellen Interessen zum Schriftsteller mit allgemeinen Gesichtspunkten und Zielen, hatte sich in der Entwickelung und Lebensarbeit Biedermanns in natürlicher und gewinnender Weise vollzogen." *Hans Knudsen.*

„Sammlungen des besten Humors" nennt sich eine Reihe von Bänden, die der bekannte Wiener Verlag Moritz Perles seit einigen Jahren herausgibt, und die seit Beginn des Völkerkrieges das pflegen, was man unter dem Titel „Feldgrauer Humor" versteht. Auf diesem Gebiete erleben wir ja jetzt eine Massenproduktion, deren Qualität aber in den meisten Fällen recht zu wünschen übrig läßt. Um so angenehmer ist es, sagen zu können, daß die Wiener gefälligen Bändchen hiervon eine erfreuliche Ausnahme machen. Wenn auch die Reproduktionen der Abbildungen bei dem billigen Preise (der Band kostet durchschnittlich 2 Kronen) keine Meisterleistungen bringen kann, so genügen sie doch, die geschickt gewählten Texte zu erläutern, die eine Auslese des Besten darstellen, das in Österreich an „Kriegshumor" produziert worden ist. Es sind nicht nur alte Scherze mit feldgrauem Gewande umkleidet worden, wie das namentlich in den zahlreichen Kriegszeitungen jetzt üblich ist, es ist auch viel Eigenartiges und Neues darin. Die besten Wiener Karikaturisten, wie K. A. Wilke, Willy Stieborsky, Fritz Schönpflug, Rudolf Herrmann, Carl Josef, als Mitarbeiter des führenden österreichischen Witzblattes, der „Muskete", bekannt, haben einen Teil der Bände illustriert. S.

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen.

Die von *Arno Holz* eröffnete Subskription auf sein satirisches Gedichtwerk *„Die Blechschmiede"* — neue, stark über das Doppelte vermehrte Großquartausgabe — hat einen größeren Erfolg gehabt, als der Dichter vermutete. Es meldeten sich in kurzer Zeit über 200 Teilnehmer. Mit der Zahl 250 wird die Liste geschlossen werden.

Man subskribiert, indem man an den Verfasser (Berlin W. 30, Stübbenstraße 5) 50 M. als die Hälfte des Betrages schickt und den Rest nach Empfang des Werkes, das pünktlich am 1. Oktober versandt werden wird.

Ein Dedikationsexemplar von Tiedges Urania. In der Mitauschen Museumsbibliothek befindet sich ein Exemplar der 6. Auflage von Tiedges Urania[1], das man nicht ohne Rührung zur Hand nehmen kann. Der Dichter hat es seiner „Protectrice" Elisa von der Recke zu ihrem Geburtstage am 20. Mai 1819 dargebracht. Elisa hat es dann der „Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst" vermacht; in der Sitzung vom 1. November 1833 wurde es vorgelegt. Es ist sehr geschmackvoll in roten Maroquin gebunden und mit feinen Goldleisten verziert.

Das jetzt kaum mehr genießbare Gedicht fand gleich bei seinem ersten Erscheinen in Elisa eine enthusiastische Verehrerin, sie hielt es für die köstliche Perle in der deutschen Poesie und wurde nicht müde, darin zu lesen und neue Schönheiten zu entdecken. Gustav Parthey erzählt in seinen Jugenderinnerungen[2]: „So wie andere fromme Seelen zur Erbauung in der Bibel oder im Gesangbuche lesen, so begann sie morgens ihr Tagewerk mit einem Gesange aus der Urania. Ich sah später in Heidelberg bei ihrem Neffen, dem Grafen Paul von Medem (zuletzt russischer Gesandter in Wien) ein Exemplar der Urania, das sie ihm als höchstes Zeichen ihrer Liebe geschenkt. Man bemerkte darin, wie sie angefangen hatte, die schönsten Stellen mit Tinte zu unterstreichen, und wie nach und nach das ganz kleine Maroquinbändchen zu dieser Ehre gelangt war. Bei einer ferneren Lesung wurde eine Menge der ausgesuchtesten Stellen, gewiß ein Drittel des Buches, doppelt unterliniiert, und einige ganz überschwängliche Verse zeigten sogar eine dritte Potenz des Lobes." Unser Exemplar weist keine Spuren solch intensiver Lektüre auf. Dafür enthält es auf dem Vorsatzpapier ein wohllautendes Huldigungsgedicht an „Sie", die „Hohe", die „Edle", das Tiedge selbst eingeschrieben hat:

Der Genius des 20. Mai 1819.

Ich sehe Glanz, und weihevolle Töne
Umfangen mich wie eine heil'ge Macht. —
Ich kenne dich in deiner Himmelschöne:
Du bist der Geist, der um Elisen wacht.
Der Genius, den Lieb' und Licht begleiten,
Du bist der Geist der Lebensharmonien,
Die sich durch ihre Tage wie durch Saiten
Der weichgestimmten Äolsharfe ziehn.
Der frühe Strahl, der an den Wipfeln glühte,
Verkündete dein geistigleises Nahn.
Der Hain erklang, da regte sich die Blüte,
Sich hinzustreun auf ihre fromme Bahn.
In ihr hat eine Blume sich erschlossen,
Die uns ein fremdes Heimatland enthüllt;
Du hast das Füllhorn über sie ergossen,
Das sich auf Paradiesesauen füllt.
Ihr schimmert selbst das Dunkel dieser Erde
Von der Verklärung Ihrer innern Welt,
Auf daß zur Kronenperl der Tropfen werde,
Der still der tiefbewegten Blum' entfällt.
Du aber fleug zu jenen Purpurhallen
Der Lichtwelt hin: Da nimm den hellsten Glanz
Und laß auf ihre Stirn ihn niederfallen,
Heut schmücke sie ein heimatlicher Kranz.
So leuchte sie vom seligsten Entzücken,
Das eine schöne Herzenstat umgibt,
Doch sichtbar nur den auserkornen Blicken;
Du weißt, wie sehr ihr Herz die Stille liebt.
Dann kehre froh, wie du ein Heil verkündest,
In dein verhülltes Heiligtum zurück,
In ihr Gemüt, wo du den Himmel findest,
Da leb' und walt' und leucht' aus ihrem Blick.

T.

Im Anschluß hieran sei bemerkt, daß sich im Mitauschen Museum aus dem Nachlaß der Recke auch eine große Zahl Briefe von deutschen Dichtern und Schriftstellern, Künstlern und Gelehrten an sie befindet[1]. *O. Clemen.*

Eine der schönsten und reichsten Privatsammlungen Nordfrankreichs, die des Großhändlers Dumont in Saint Quentin, wurde kurz vor dem Beginn der neueinsetzenden Kämpfe um die Stadt nach Deutschland überführt und so *vor der Zerstreuung* und wohl auch *Vernichtung bewahrt.* — Als Liebhaber für diese äußerst reichhaltige und vielseitige Sammlung hatten sich, nachdem der Besitzer sich entschlossen hatte, deren wertvollste Teile zu veräußern, viele zurzeit in Nordfrankreich

1 Halle 1816 in der Rengerschen Buchhandlung. Die 1. Auflage erschien 1801, die 2. 1803, die 3. 1806, die 4. 1808, die 5. 1814.

2 Neu herausgeg. von *Ernst Friedel*, Berlin 1907, II, 2 f.

1 Vgl. *Rachel*, Elisa von der Recke II, Leipzig 1902, Vorwort S. VI.

Digitized by Google

stehende Kunstfreunde eingefunden; so wurde die Sammlung u. a. auch von Sr. Kgl. Hoheit dem Kronprinzen Rupprecht von Bayern und den Herren seines Gefolges besichtigt. Nach Weggang einiger Gemälde und verschiedener Liebhaberstücke von Porzellan wurde der wertvollste Bestandteil der Sammlung, die fast ausschließlich aus numerierten Exemplaren von Liebhaber- und Vorzugsausgaben bestehende Bibliothek von Herrn Bankdirektor Friedrich Neuerbourg, zurzeit als Hauptmann im Westen, zu einem ansehnlichen Pauschalpreise erworben. Die Bücherei umfaßt neben anderen etwa 200 Ganz- und Halblederbände französischer Luxusausgaben von Werken der Kunstgeschichte, der älteren und modernen Literatur; so die von Gustave Doré illustrierte zweibändige Bibel des Verlags Mametz et fils; ferner die bei Hachette erschienene ebenfalls von Doré illustrierte Ausgabe des Rasenden Roland und andere Werke des Meisters Doré. Das große De la Tour-Werk des Verlegers Bulloz, das nur in 300 Exemplaren erschien, ist mit Ex. Nr. 176 vertreten und bildet einen Hauptanziehungspunkt der Bücherei. Ebenso die 10 Bände über die Kunstschätze des Louvre „Le Musee du Louvre" (bei Felix Hermet) und ein Prachtwerk über die Ausstellung von prachtvollsten persischen Miniaturen 1912 im Musée des Arts Décoratifs.

Um diese und andere Hauptwerke herum gruppieren sich zahlreiche andere nicht weniger bedeutende Liebhaberbände und sie alle in vorzüglich erhaltenen, meist handgebundenen Exemplaren. Zu der Buchsammlung gesellen sich glänzende Zusammenstellungen chinesischer und französischer Porzellane und Marmorwerke, darunter das bekannte Marmor-Relief Alfred Bouchers „Ariane".

Der neue Besitzer der Sammlung gedenkt, diese im Rheinland weiter auszubauen, und die deutschen Kunst- und Bücherfreunde dürfen damit rechnen, daß auf diesen vorzüglichen Grundlagen eine neue, führende deutsche Privatsammlung erstehen wird. H. A.

Ein neues Werbemittel des Buchhandels. Unter den neuen Vorschlägen buchhändlerische Werbemittel wird gelegentlich auch der recht zweckmäßige gemacht, die Sortimentsbuchhändler sollten von Zeit zu Zeit ihren Kunden Anzeigenpakete übersenden, in denen, dem Bücherbedarf des Kunden entsprechend ausgewählt, kurz gedruckte Anzeigen der diese interessierenden Neuanzeigen enthalten sein sollen. Die Schwierigkeit bei der Zusammenstellung derartiger Zettelpakete besteht für den Sortimenter auch darin, daß er sich das dafür nötige Propagandamaterial nicht verschaffen kann, denn die ausführlichen, gelegentlichen Voranzeigen widerstreben dem Gedanken des regelmäßigen, reichhaltigen Zettelpaketes, das mit einigermaßen gleich großen, auf dünnem Papier gedruckten Zetteln, die nur kurz auf die Neuerscheinung aufmerksam machen, rechnen muß, wenn es seine Bestimmung für beide Teile angenehm und nützlich erfüllen soll. Auch die unlängst im „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel" dazu gegebene Anregung, zu solchem Zwecke Sonderabzüge der dort veröffentlichten Anzeigen von Neuerscheinungen herstellen zu lassen, dürfte kaum verwirklicht werden.

Vielleicht aber kann der Verlagsbuchhandel dem Sortimentsbuchhandel sehr leicht ein billiges und brauchbares derartiges Propagandamittel schaffen, wenn er sich zur Erfüllung eines von vielen Bücherkäufern gehegten Wunsches entschließen könnte: jedem Verlagswerk einen gedruckten Katalogzettel beizufügen, dessen Herstellungskosten wenig in Betracht kommen können. Über die einheitliche Ausführung und Ausstattung dieser Katalogzettel, etwa nach dem Beispiel der „Berliner Titeldrucke" ließe sich unschwer eine Verständigung erzielen. Es würde ein Abzug des Katalogzettels auf Karton (in der Vorzugsausgabe für die Bücherkäufer) jedem Exemplar beizufügen sein, Abzüge auf dünnem Papier würden den Sortimentsbuchhändlern für die Kundenzettelpakete überlassen werden und so könnte in recht einfacher Weise ein sehr wirksames Werbemittel des Buchhandels den Bücherkäufern doppelt nützlich werden. G. A. E. B.

Eine Parallelstelle zu Scheffels Alt-Heidelberg, du feine! Scheffels Lied entstand nach dem Lahrer Kommersbuch „um 1853"; im Jahre 1841 (Nr. 61), S. 241 enthält der Telegraph für Deutschland ein Gedicht von *Lebrecht Dreves*, überschrieben: „Erinnerung an Heidelberg", das folgende Strophe enthält:

Die Erde hat aus Düften
Gewebt ihr Frühlingskleid,
Im Wald und über Klüften
Tiefstille Einsamkeit.

Und Scheffel:

Und kommt aus lindem Süden
Der Frühling übers Land,
So webt er dir aus Blüten
Ein schimmernd Brautgewand.

Ebstein.

Originaleinbände. Daß der Leser eines Antiquariats- oder Auktionskataloges sich einem Lotteriespieler vergleichen kann, der für einen niedrigen Einsatz einen großen Gewinn machen möchte, und daß ihm deshalb Unklarheiten, hinter denen er die Unkenntnis angebotener Werte vermuten möchte, durchaus nicht allzu

Digitized by Google

verwerflich erscheinen werden, dürfte eine allgemeine Ansicht sein. Niemand wird es einem Geschäftsmanne verdenken wollen, wenn er für diejenigen seiner Kunden, die zu ihrem Wohlbefinden unter allen Umständen Glatteis brauchen, hin und wieder die Eisbahn künstlich in Stand setzt. Auch die Meinungsverschiedenheiten über die Erhaltung eines angebotenen Buches, die oft zwischen Käufern und Verkäufern bestehen, lassen sich leicht ausgleichen, indem etwa jene an Stelle des von diesen gewählten Lobes eine etwas nüchterne Beurteilung vornehmen. Und schließlich ist auch das Antiquartheorem von der kontinuierlichen Wertsteigerung aller Bücher („Bereits vor drei Jahren mit soundso viel bezahlt!") an die möglichen Preisgrenzen gebunden. Kurz, bei den allgemeinen Angaben einer Bücherpreisliste kann sich der erfahrene und verständige Bücherkäufer vieles selbst sagen, was ihm der Buchhändler ungefragt nicht sagen wird, eben weil der Buchhandel sein Geschäft und nicht sein Vergnügen ist.

Dagegen wäre es sehr wünschenswert, wenn manche bestimmte Bezeichnungen, die sich merkwürdig rasch eingebürgert haben, einer klareren und richtigen Ausdrucksweise weichen würden. Um so mehr, als die Bestellungen auf dem Altbüchermarkt meistens eilig erfolgen und das Vermeiden umständlicher Rückfragen bei Büchern, die einen niedrigen Preis haben, beiden Teilen angenehm sein wird. Zu diesen Antiquariats-Modeworten, die einen zweideutigen Sinn haben, gehören auch der *„Original-Leinenband"* und der *„Original-Pappband"*. Seitdem die Bücher des XIX. Jahrhunderts einen Liebhaberwert bekamen, wurde aus mancherlei nicht unberechtigten Gründen auch die Form ihrer ursprünglichen Veröffentlichung im (bedruckten) Umschlag, im Original-Karton und im ersten Verlegereinband für diesen Wert wesentlich, eine Erscheinung, die einfach darauf zurückzuführen ist, daß erst die buchgewerblichen Gewohnheiten des XIX. Jahrhunderts die Originalbuchhülle geschaffen haben. Denn noch der Umschlag des XVIII. Jahrhunderts war fast immer nur eine vorläufige und zufällige Zusammenheftung der losen Bogen, der Verlegereinband ein Masseneinband, der zu der schlechteren Buchbinderarbeit jener Zeit gehörte, in der ganz gelegentlich allerdings auch, wie bereits in der Wiegendruckzeit, bedruckte Umschläge und Verlegerprachtbände ausgegeben wurden. Wird also ein Buch des XIX. Jahrhunderts im „Originalleinenband" oder im „Originalpappband" angeboten, so muß ein unterrichteter Sammler vermuten, es handle sich um die ursprünglichen Verlegerbände, auf die er vielleicht Wert legt. Ja, unter Umständen kann ihm der „Original-Pappband" (man denke, um einige bekannteste Beispiele anzuführen, an E. T. A. Hoffmanns „Kater Murr" und „Meister Floh") geradezu als unentbehrlicher Bestandteil der Bücher erscheinen und der schönste „Original"-Pappband „der Zeit" ist ihm gleichgültig. Weshalb auch die Aufnahmen der Herren Buchhändler, und zwar nicht nur bei den hervorragenden Nummern ihrer Verzeichnisse, auf diese für Sammler oft gar nicht unwichtige Kleinigkeit Rücksicht nehmen sollten.

G. A. E. B.

Theodor Mundt und Franz Dingelstedt. In dem Nachlaß des hessischen Romanschriftstellers und Publizisten Heinrich Koenig (1790—1869), den in reicher Zahl von weit über 200 Stücken die Familie von Buttlar mir in freundlichster Weise zur Durcharbeit übergeben hat, befinden sich sehr viele Briefe von Theodor Mundt, die Koenig in seinen Erinnerungen „Ein Stilleben" (Leipzig 1861) nur recht wenig benutzt hat. Kommen sie im ganzen mehr für das persönliche Schicksal und die literarische Stellung Mundts in Betracht, so ist ein Brief für sich erwähnenswert, der für die Beurteilung des jungen Franz Dingelstedt etwas hergibt. Im Jahre 1840 gründete Mundt zu seinem „Freihafen" ein Nebenorgan, das als „Der Pilot" bis 1842 unter seiner Redaktion erschien. Koenig hat gelegentlich in seinem Kreise Mitarbeiterschaft für die Zeitschrift Mundts vermittelt. So sollte oder wollte wohl auch Dingelstedt, Koenigs jüngerer Mitverbannter in Fulda, an Mundts Blatte mitarbeiten. Nun äußert sich Mundt darüber an Koenig unter dem Datum Berlin, 30. Dezember 1840:

„Herrn Dingelstedt grüßen Sie doch bestens von mir. Liegt ihm wirklich daran, mit den unter meinen Auspizien erscheinenden Zeitschriften in Verbindung zu treten — und aus der wiederholten Anregung dieses Wunsches möchte ich fast schließen, daß es ihm Ernst damit sei — so halte ich es denn auch für meine Pflicht, ihm freundlichst die Tore zu öffnen. Aufrichtig gestanden, ich bin nicht der Meinung, daß man auf den verschiedenartigsten Terrains arbeiten soll. Es muß Einem nicht jeder Platz gleich recht sein. Und aus der Art, wie Hr. Dingelstedt in der letzten Zeit öffentlich über mich geäußert hat, kann ich noch weniger abnehmen, warum ihm gerade mein Terrain behagen mag. Hält er es doch vorzugsweise mit Solchen, die alle nur erdenklichen Schmähungen gegen mich und alle meine Bestrebungen und Unternehmungen ersinnen, und auf derartigem Terrain scheint ihm ganz wohl. Wie kommt er dazu, sich auch auf meinem Gebiet niederlassen zu wollen? Ich wünschte bloß die Ideen-Association zu kennen. Sein Ideal von unparteilichem Auftreten in der Literatur, das er sich zurecht gemacht zu haben scheint, dünkt mich

Digitized by Google

nicht ganz richtig. Gerade in heutiger Zeit, wo die Literatur mehr ein republikanisches Arbeiten des Geistes als ein Turnier hervorragender Persönlichkeiten ist, muß der rechte Mann auch in der Literatur Partei nehmen, Partei für einen bestimmten Zweck. Ich achte Hrn. Dingelstedts Talent, obwohl mir viele Manierismen desselben im Einzelnen gar nicht recht sind. Meine besondere Achtung möge Hr. Dingelstedt noch aus der Offenheit dieser Erörterungen, mit denen ich seinen Antrag auf journalistisches Zusammenwirken beantworte, erkennen."

Es mußte begreiflicherweise ein gewisser Gegensatz zwischen Mundt und Dingelstedt entstehen, wenn dieser in Fulda gerade Gutzkow einen so feierlich-ehrenvollen Empfang bereitete oder am „Phönix" mit tätig war. Die „öffentlichen" Äußerungen Dingelstedts über Mundt, die der Brief betont, beziehen sich wohl darauf, daß Dingelstedt, in der „Wage", der belletristischen Beilage zur kurhessischen Landeszeitung, in einem Artikel „Das junge Berlin" über Mundts „Dioskuren" den „Falmen und Trophäen" der Berliner literarischen Richtung, sich nicht gerade freundlich geäußert hatte. Der Aufsatz steht in Nr. 9 der 1837 erschienenen Zeitschrift S. 33/35. Die „Berliner Clique" kommt schlecht weg in Singelstedts Kritik' und Mundts „Kunst der deutschen Prosa" wäre „ein vortreffliches Werk, wenn es ein Dichter geschrieben hätte". Freilich schließt Dingelstedt mit dem Bedauern, um Laubes und Mundts willen „thut's mir innerlich weh, daß sie nach Berlin gerathen sind!"

Der Brief beleuchtet schließlich auch Mundts (jungdeutschen) Standpunkt. Zu engeren Beziehungen scheint es damals nicht gekommen zu sein. Jedenfalls enthielt nach gütiger Mitteilung von Herrn Prof. Dr. Rud. Göhler der Nachlaß Dingelstedts, den er verwaltet, keinen Brief Mundts, vielmehr nur ein Schreiben seiner Gattin vom 26. Dezember 1861, wahrscheinlich eine Danksage für Dingelstedts Beileid zum Tode ihres Mannes. Übrigens klingt nicht ganz ein Jahr nach jenem Brief Mundts Urteil über Dingelstedt recht freundlich, wenn er in seinem „Pilot", 1841, Nr. 76, dessen Zeitschrift „Der Salon" ein Blatt „von sehr angenehmem und empfehlenswertem Charakter" nennt und Dingelstedt nachrühmt, er habe „einen ruhigen überschaulichen Blick über die Zeitverhältnisse, und kann durch seinen unparteiischen Standpunkt, den er sich einzunehmen bemüht, auch kritisch im besten Sinne wirksam genannt werden. Mancherlei Manierirtheiten, die sonst seinem schönen poetischen Talent anklebten, scheinen immer mehr von ihm abzufallen." *Hans Knudsen.*

Über das Einbinden der Buchumschläge. Eine nicht endgültig entschiedene und auch wohl nicht endgültig zu entscheidende „Streitfrage" ist diese, ob der mitgebundene Buchumschlag vor oder nachgebunden werden müsse, oder ob der Buchbinder das Buch einfach „über den Umschlag" zu binden habe. Darüber, daß ein bedruckter Buchumschlag mitgebunden werden soll, möglichst vollständig, d. h. also auch mit dem Rücken, mitgebunden werden soll, ist man sich aus recht gewichtigen bibliographischen Gründen einig. Die Verfechter der Ansicht, ein Buch müsse genau so in seinem Umschlage, wie es veröffentlicht wurde, auch im späteren Einbande erscheinen und daher über dem Umschlag gebunden werden, vergessen, daß in buchgewerblicher Hinsicht meist ein nicht unwesentlicher Unterschied zwischen dem eigentlichen Buchdruck und dem Umschlagdruck vorhanden ist, die in zwei besonderen Druckvorgängen hergestellt zu werden pflegen. Sie übersehen auch, daß häufig nur ein Teil der Auflage geheftet, ein anderer aber fertig gebunden ausgegeben wurde, und daß deshalb die Konsequenten ihrer Ansicht den Verlegereinband über dem Buchumschlag verlangen müßten. Daß ästhetische Gründe nicht selten gegen die Übung sprechen werden, einfach über den Umschlag zu binden, weil Einband- und Vorsatzfarben mit den recht häufig sehr auffallenden Umschlagfarben allzu stark in Widerspruch stehen, sei zunächst hervorgehoben, weil damit auch ein Umstand hervorgehoben wird, der dagegen spricht, den Umschlag regelmäßig an der bevorzugtesten Buchstelle, am Buchanfange, vorbinden zu lassen. Wird der Umschlag dagegen gewissermaßen als Anhang nachgebunden, so ist diese Übung auch in bibliographischer Hinsicht richtiger, weil sie sich auf die buchgewerbliche Geschichte der Entstehung und Veröffentlichung des Druckwerks gründet. Sie hat zudem für den Sammler noch einen praktischen Vorteil. Bei nicht ganz oder schlecht erhaltenen oder überhaupt fehlenden Umschlägen werden am Bandende angebrachte Falze, die eine spätere bequeme Ergänzung oder einen Ersatz gestatten, weniger auffällig sein. Wie denn überhaupt der Sammler, der ein defektes Exemplar eines kostbaren Stückes zwar binden lassen will, aber die Hoffnung, es doch noch zu verbessern oder zu vervollständigen, nicht aufgibt, von vornherein die geschickte Anbringung von Falzen nicht übersehen sollte. Darin liegt, nebenbei gesagt, auch keine geringe Sammlerehrlichkeit. Wenn bei allen Exemplaren, bei denen einzelne fehlende Blätter durch Nachbildungen ersetzt wurden, die nachgebildeten Blätter immer erkennbar aufgefalzt wären, dann würden die mancherlei Zweifel viel weniger hervortreten, die jetzt gegenüber manchen Zimelien des Altbuchhandels immer von neuem und mit ungünstiger Rückwirkung auf den Liebhaberwert entstehen,

Digitized by Google

wenn sich bei dem gebundenen Exemplar nicht mehr mit einwandfreier Sicherheit angeben läßt, welche Blätter echt und welche nachgebildet sind. G. A. E. B.

Anfrage.

Wer weiß Näheres über die Verfasser der folgenden Reisebeschreibungen, über die ich die wichtigsten Nachschlagewerke bisher vergebens durchsucht habe:

1. *Fuerst* (Georg von), Herrn Georges von Fürst, berühmten Cavaliers aus Schlesien, curieuse Reisen durch Europa, in welcher allerhand Merkwürdigkeiten zu finden. Sorau 1739.

2. *Horstig* (C. G.), Reise nach Frankreich, England und Holland zu Anfang des Jahres 1803 gemacht und beschrieben. Berlin 1806.

3. *Rosenwall* (P.) [ps. von Gottfr. Peter *Rauschnick*], Malerische Ansichten und Bemerkungen auf einer Reise durch Holland, die Rheinlande, Baden, die Schweiz und Württemberg. Mainz 1818.

4. *Archibald* [ps. von O. W. Karl *von Röder von Bomstorf*], Umrisse einer Reise nach London, Amsterdam und Paris im Jahr 1807. Magdeburg 1821.

5. Bemerkungen, Kurze, auf einer flüchtigen Reise am Rhein und durch das Königreich der Niederlande im Jahre 1828. Köln a. Rh. 1830. [Von P. W. A. *von Ladenberg.*]

6. *Steltzer* (K. Fr. H.), Fragmentarische Mitteilungen über eine Reise durch Holland und einen Teil von Belgien im Herbste 1834. Köln a. Rh. 1835.

7. *Lax* (Louis), Bilder aus den Niederlanden. Aachen 1838.

8. *Ludovic* (C.), Flüchtige Bemerkungen auf flüchtiger Reise durch einen Teil von Belgien, Holland und England. Dresden 1846. [Pseud. von *C. Kaskel.*]

9. *Jaeger* (Aug.), Ben Mussa's des Abgesandten von Abdl-Kadix, Briefe über Frankreich, Holland, Belgien und England. Leipzig 1839.

Gef. Mitteilungen über die genannten Verfasser erbittet

J. N. J. Jensen,
Assistent an der Universitätsbibliothek
in Amsterdam.

Eine Erwiderung.

Herr M. B. hat in seiner Anzeige von Hans Watzliks Roman „Phönix" in diesen Heften den lebhaften Wunsch geäußert, mit mir über den Ackermann aus Böhmen, über „dieses merkwürdige Stück Literatur" ein philologisches Hühnchen zu pflücken. Ich bin dessen gewärtig und freue mich der harmlosen Selbsicherheit, mit der Herr M. B. seiner Verewigung entgegensieht. Für die interessierten Leser dieser Zeitschrift nur einige Andeutungen, um dem Kampfe einen Rahmen zu geben. Der Ackermann aus Böhmen ist eines der ersten deutschen Bücher, die gedruckt wurden, und er ist vor Luther siebzehnmal gedruckt worden und eine große Anzahl Handschriften des 15. Jahrhunderts, z. T. mit wertvoller Bildausstattung, sind auf uns gekommen.

Daß dieses Werk dem genannten Herrn ein böhmisches Dorf ist, sehe ich ja wohl. Aber vielleicht hält er den Kunstwart, der ohne mein Zutun Stücke aus jenem merkwürdigen Buche unter besonderer Hervorhebung seiner Bedeutung abgedruckt hat, für einen in Literatur und Kunst zureichenden Gewährsmann. Oder vielleicht ist ihm der Insel-Verlag Autorität genug, der die Kosten nicht scheut, eine Faksimile-Ausgabe des Druckes von 1461 zu bringen, nachdem die Übertragung der alten Dichtung in unser Deutsch in der Inselbücherei eine solche Aufnahme gefunden hat. Vielleicht nimmt er zur Kenntnis, daß ein gewisser Geiler von Kaisersberg um 1500 über besagtes böhmisches Dorf, genannt der Ackermann aus Böhmen, gepredigt hat, wenn er schon vielleicht nichts auf die Meinung Gotthold Ephraim Lessings und eines gewissen Gervinus gibt.

Wenn dann Herr M. B. noch die im Auftrage der Berliner Akademie der Wissenschaften soeben erscheinende Ausgabe der alten Dichtung studiert hat, welche Akademie ihm wohl ein philologisch unanfechtbarer Ursprungsort sein dürfte, und noch Lust verspürt, sich mit mir über diese Sache auszusprechen, stehe ich ihm gerne zu seiner wissenschaftlichen und literarischen Verewigung Rede und Antwort und überlasse ihm die Wahl der wissenschaftlichen Zeitschrift. Ich glaube nur nicht, daß Herr M. B. viel Lust haben wird, denn das Lachen der gesamten wissenschaftlichen Welt wird ihn umbringen, wenn er aus seiner bisherigen Anonymität hervortritt; denn dann gilt nicht wie in der Anzeige von Watzliks Roman Unverfrorenheit, sondern Tatsachenwahrheit. *Dr. Alois Bernt.*

Und auf diesen Klotz ein Keil:

Die „Erwiderung" des Herrn Dr. Alois Bernt richtet sich selbst durch ihren Ton; für ihren Inhalt aber ist bezeichnend, daß sie mit einer groben Entstellung meiner Phönix-Besprechung (in dieser Zeitschrift Jahrgang 8, Sp. 625) beginnt, einer so groben Entstellung, daß es mir schwer fällt, sie für unabsichtlich zu halten. Ich habe dort nicht von einem „merkwürdigen Stück Literatur" ge-

Digitized by Google

sprochen (was sich dann auf den „Ackermann aus Böhmen" bezöge) sondern von einem „merkwürdigen Stück Literaturgeschichte", und damit habe ich, wie jeder ehrliche Leser sehen muß, die dort ebenfalls in Anführungszeichen wiedergegebene Behauptung der Herren Watzlik und Dr. Bernt gemeint, daß der „Ackermann aus Böhmen" die gewaltigste deutsche Prosa-Dichtung vor Luther und sein Verfasser „voll alter Weltweisheit und über die scholastische Wissenschaft hoch hinausgewachsen, ein mit aller Gelehrsamkeit seiner Zeit und der werdenden Renaissance erfüllter Mann" gewesen sei (Böhmen, Ende des 14. Jahrhunderts). Dem gegenüber habe ich die Wendung vom böhmischen Dorf gebraucht und kann auch heute keinen treffenderen Ausdruck zur Widerlegung jener ungeheuerlichen Prätensionen finden. Die Leser dieser Zeitschrift brauchen den Herrn Dr. Bernt mit seinem Editionenglauben nicht, um sich ein Urteil darüber zu bilden, welche Bewertung des „Ackermanns" die richtige ist. M. B.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Joseph Baer & Co. in *Frankfurt a. M.* Nr. 647. Kunsthistorische Bibliothek. VI. Teil. 969 Nrn.

C. G. Boerner in *Leipzig.* Nr. 36. Handzeichnungen deutscher Meister des 18. und 19. Jahrhunderts. 320 Nrn. mit zahlreichen Bildern.

Gilhofer & Ranschburg in *Wien I.* Bibliothek des Bücherfreundes 1917. Nr. 1. Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. 2342 Nrn.

Paul Graupe in *Berlin W 35.* Nr. 83. Genealogie und Heraldik. 1193 Nrn. — Nr. 84. Die deutsche Stadt in Wort und Bild. 833 Nrn.

Otto Küfner in *Berlin NW. 6.* Nr. 14. Für Bücherfreunde. 354 Nrn.

Leo Liepmannssohn in *Berlin SW. 13.* Nr. 196. Orchestermusik in Partituren. 765 Nrn. — Nr. 197. Musiktheorie. 2644 Nrn.

Edmund Meyer in *Berlin W. 35.* Nr. 42. Curiosa-Varia. 1319 Nrn.

Friedrich Meyer in *Leipzig.* Nr. 137. Geisteswissenschaften. 862 Nrn.

Oskar Rauthe in *Berlin-Friedenau.* Nr. 60. Autographen. 831 Nrn.

Hugo Streisand in *Berlin W. 50.* Nr. 48. Theater. 1760 Nrn.

AdolfWeigel/Antiquariat/Leipzig

Wintergartenstraße 4 — Fernsprecher 9235

kauft stets zu höchsten Preisen gegen Barzahlung

Deutsche Literatur in Original- und Erstausgaben

Alles von und über Goethe. Goethe, Werke Gesamtausgaben: Himburg 4 Bde. 1775; — Göschen 8 Bände 1787—90; — Ausgabe letzter Hand 1827—42; — Weimarer Goetheausgabe

Heinr. Heine, Keller, Kleist, Lessing, Schiller, Klinger, Lenz,
Heinr. Leop. Wagner, Bodmer, Gottsched, Grimmelshausen, Harsdoerffer, Opitz, Rist — Alle anonym erschienenen Bücher ohne Verfassernamen

Literarische Seltenheiten / Weltliteratur / Kunst / Illustrierte Bücher des XVI. bis XIX. Jahrhunderts
Hervorragende Kunstblätter: Chodowiecki, Menzel, Richter, Speckter, Schwind, Neureuther, Gavarni, Tony Johannot usw. / Max Klinger. Einzel-Arbeiten und Folgen / Dekorative bunte Städteansichten / Lipsiensien / Alle Bücher in schönen handgearbeiteten Einbänden
Geschmackvoll und vornehm ausgestattete Luxusdrucke / Erzeugnisse von Privatpressen
Blätter für die Kunst / Amethyst / Opale / Insel / Pan

Vordrucke für Angebote stehen zur Verfügung.
Größere Abschlüsse erfolgen von mir persönlich an Ort und Stelle
Alle Erleichterungen werden zugesichert

Digitized by Google

Adolf Weigel / Abteilung Verlag / Leipzig

Zwei wertvolle Dokumente der Sittengeschichte

in rein wissenschaftlichen Ausgaben und in vornehmer Ausstattung

Auf Subskription

Joannis Meursii Elegantiae Latini Sermonis sen Aloisia Sigaea Toletana, De arcanis Amoris et Veneris. Der lateinische Meursius in einem vornehmen, ungekürzten und kritischen Neudruck nach der besten Ausgabe: Lugd. Batav. 1757. 28½ Bogen gr. 8°. Leipzig 1913. Auf eigens angefertigtem Büttenpapier gedruckt, in geschmackvollem Interims-Ganzpergamentband **M. 20.—**

LUXUSAUSGABE von nur 10 in der Presse numerierten Exemplaren auf echtem und feinstem Pergament (wie es die Doves Press für ihre Drucke verwendet), mit doppeltem Zustand des Titelkupfers von der unverstählten Platte gedruckt und von Grimm-Sachsenberg mit handgemalten und Gold gehöhten Initialen geziert. In einem nach Zeichnung von demselben Künstler bei E. A. Enders-Leipzig handgefertigten Ganzlederband: Maroquin-Ecraséleder mit echten Bünden und Goldschnitt **M. 750.—**

Nur noch 1 Exemplar verfügbar. Auf Wunsch erfolgt Namenseintragung des Käufers von Künstlerhand. — Die Gespräche der Aloisia Sigaea sind als kultur- u. sittengeschichtliches Meisterwerk anerkannt u. bedürfen keiner besonderen Erläuterung.

Antonii Panormitae Hermaphroditus. Lateinisch nach der Ausgabe von C. Fr. Forberg (Coburg 1824), nebst einer deutschen metrischen Übersetzung und der deutschen Übersetzung der **Apophoreta von C. Fr. Forberg.** Besorgt und herausgegeben v. **Fr. Wolff-Untereichen.** Mit einem sexualwissenschaftlichen Kommentar v. **Dr. Alfred Kind** und den 21 Abbildungen „ΕΙΚΟΣΙΜΗΧΑΝΟΝ" der Originalausgabe auf Kupferdruckpapier. Leipzig 1908. In eleg. Halbperg.-Bd. geb. (Rückentitel von Prof. Tiemann). Auf einem neuen besonders schönen deutschen Büttenpapier gedruckt. **M. 60.—**

20 Exemplare auf echtem Japanpapier aus d. kaiserl. Manufaktur in Tokio. Nur noch 2 Exemplare verfügbar. In Ganzpergament gebunden. **M. 150.—**

Der »Hermaphroditus« des Antonio Beccadelli, genannt Panormita 1394—1471), ist eine Sammlung von lateinischen Epigrammen und Elegien, welche Gelegenheitsgedichte, lyrische Ergüsse, Impromptus, viele galante und eine große Anzahl sehr derber Dichtungen enthält. Das Ganze gehört noch der Blütezeit des italienischen Humanismus an, jener glücklichen Periode, die das Wunderland des klassischen Altertums neu entdeckt hatte.

Bibliothek literarischer und kulturhistorischer Seltenheiten

Sammlung von gediegen und geschmackvoll ausgestatteten Bändchen: Fehlerfreier Druck, tadelloses büttenartiges Papier zu billigen Preisen

Fischer, F. Chr. J. Jus primae noctis. Über die Probenächte der deutschen Bauernmädchen. Wortgetreuer Nachdruck der seltenen Ausgabe von 1780. Imit. Büttenpapier. **1.50**

Goethe, Joh. Wolfg. v. Das Tagebuch. 1810. Mit literarhistorischer Einleitung unter Benutzung eines bisher noch unbekannten Briefwechsels, herausg. v. Dr. Max Mendheim. — Vier unterdrückte römische Elegien. — Nicolai auf Werthers Grab. (1775.) Wortgetreue Neudrucke. Imit. Büttenpapier. **1.50**

— **Dasselbe.** Liebhaber-Ausgabe auf echtem Büttenpapier. **5.—**
Das „Tagebuch" enthält Goethes reizende Schilderung eines galanten Reiseerlebnisses.

Kindleben, Ch. W. Studentenlexikon. Aus den hinterlassenen Papieren eines unglücklichen Philosophen, Florido genannt, ans Tageslicht gestellt. Wortgetreuer Neudruck der Originalausgabe. Halle 1781. Imit. Büttenpapier. **3.—**

Freimaurerlieder als Quellen zu Schillers Lied „An die Freude". Wortgetreue Neudrucke bisher noch unbekannter Quellen, mit Einleitung „Über das Verhältnis der Freimaurer zu Schiller". Beitrag zur Erklärung des Liedes „An die Freude" von Prof. Gotthold Deile **3.—**

Rheinischer Most. Erster Herbst: O. O. 1775. — **Hoffinger, J. J. Menschen, Tiere und Goethe.** Eine Farce. 1775. — **Wagner, Hch. Leop. Confiskable Erzählungen.** 1774. Wien bey der Bücher-Censur. Wortgetreue Neudrucke der seltenen Originalausgaben mit literarhist. Einleitung. Imit. Büttenpapier. (Nr. 4, 5) **6.—**

— **Dasselbe.** Liebhaber-Ausgabe auf echtem Büttenpapier. **15.—**

Eine kleine Anzahl in eleg. Liebhaber-Halblederband gebundene Exempl. nach besonderer Übereinkunft.

Digitized by Google

PAUL GRAUPE

ANTIQUARIAT · BERLIN W. 35

LÜTZOWSTRASSE 38 · FERNSPR. KURFÜRST 6985

kauft stets

Handschriften auf Pergament mit und ohne Miniaturen, wertvolle alte Drucke mit Holzschnitten, schöne Einbände, topographische Werke, z. B. Merian, Braun u. Hogenberg, Münster, alte Modebücher mit kolorierten Kupfern bis 1830, Stammbücher, Silhouetten, schöne dekorative Städteansichten, englische Farbstiche, Sport- und Rennbilder, Darstellungen von Luftballons und Literatur darüber, alte Erd- und Himmelsgloben, schöne Exemplare von Erstausgaben der deutschen Literatur, Gesamtausgaben in schönen Einbänden, alles auf Sport und Jagd bezügliche, besonders Ridinger, ferner die moderne Literatur in ersten Ausgaben, vergriffene Bücher und Luxusdrucke, die Zeitschriften der Moderne, »Pan«, »Insel«, »Blätter für die Kunst«, »Freie Bühne«, »Neue Rundschau«, »Die Gesellschaft« und erste Ausgaben von Bahr, Beardsley, Bierbaum, Dauthendey, Dehmel, Stefan George, Halbe, Hartleben, Hauptmann, Hofmannsthal, Holz, Liliencron, Rilke, Schnitzler, Wedekind etc. etc.

★

Jedes Angebot wird postwendend erledigt, jede Sendung sofort nach Empfang bezahlt. Der Abschluß größerer Objekte erfolgt an Ort u. Stelle

Digitized by Google

Soeben erschien:

Bedeutende Neuerscheinungen zeitgenössischer Graphik

Mit 30 Abbildungen

Radierungen von Corinth / Dodge Frank / Gampert / Goetze / Halm Jahn / Klemm / Meid / Meyer-Weimar / Orlik / Paeschke / Paulsen Uhl / Wolfsfeld usw.

An alle ernsthaften Interessenten kostenfrei

VERLAG E. A. SEEMANN IN LEIPZIG

Karl Ebert
München
Amalienstraße 20

Werkstatt für Handbinderei. Gepflegte Arbeiten für Buchblock und Decke. Herstellung von Liebhaber-Bänden nach eigenen u. fremden Entwürfen. Verwendung von nur sumachgegerbten, farb- u. lichtechten Ledern u. einwandfreien Pergamenten. Spezialität in Mosaik und Intarsien-Arbeiten

Faecker-Schrift

eine neue deutsche Reklame- und Akzidenzschrift, welche von uns nach Zeichnungen von W. Faecker in mager, halbfett und schmal geschnitten wurde

Für Werksatz haben wir den genannten drei Charakteren noch eine „Zarte Faecker" angegliedert / Dieser hier gezeigte Schnitt entbehrt nichts von dem frischen Schwung der ersten drei Schnitte, erhält aber trotzdem alle Vorzüge einer Werkschrift

Schriftgießerei D. Stempel AG
Frankfurt am Main, Wien und Budapest

Digitized by Google

E. A. ENDERS
GROSSBUCHBINDEREI
LEIPZIG
GEGRÜNDET 1859
500 MITARBEITER
230 MASCHINEN

HERSTELLUNG VON BUCH-EINBÄNDEN · EINBAND-DECKEN · MAPPEN · KATALOGEN · PREISLISTEN PLAKATEN u.S.W. MAPPEN FÜR KOSTEN ANSCHLÄGE · KARTENWERKE · · ADRESSEN UND DIPLOME SPEZIALABTEILUNG FÜR SAMMELMAPPEN UND ALBEN MIT SPRUNGFEDERRÜCKEN

WERKSTATT
FÜR HANDGEARBEITETE BÄNDE UNTER LEITUNG DES HERRN PROFESSOR WALTER TIEMANN UND MITARBEIT DER HERVORRAGENDSTEN BUCHGEWERBEKÜNSTLER · ÜBERNIMMT AUFTRÄGE JEDER ART VON GUTER BUCHBINDERARBEIT IN JEDER TECHNIK · AUCH EINBÄNDE NACH ALTEN MUSTERN

Matthias Grünewalds
Isenheimer Altar
zu Colmar
vollständig in den Farben der Originale an Ort und Stelle reproduziert
mit Text von
Prof. Dr. Paul Schubring
Sämtliche Teile in der Form des Altars aufklappbar zusammengefügt
3 Mark
Verlag von E. A. Seemann in Leipzig

Ich wünsche zu kaufen
Bücher, Kupferstiche und Autographen betreffend Schweden. Ausgaben v. **Birgitta, Olaus Magnus, Linné.** Schwedische Bücherbände usw.
Offerten an **Birger Lundell**
Bücher-Export
Bellmansgatan 25
Stockholm (Schweden)

Einbanddecken
der Zeitschrift für Bücherfreunde betreffend
Infolge des Mangels an passender Leinwand konnte die Herstellung der Einbanddecken zu den letzten Halbjahrbänden leider noch nicht erfolgen. Wir bitten die Besteller, sich bis zu einer späteren Zeit freundlichst zu gedulden.
Verlag E. A. Seemann in Leipzig

Bilder
sammlung, od. einzelne, aber nur wirklich gute, einwandfreie Werke besonders deutscher, vläm., holländ. Meister nur privat von Sammler gesucht. Angebote mit genaueren Angaben erbeten unter V. 1 an E. A. Seemann, Leipzig

Digitized by Google

BEIBLATT DER
ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE
NEUE FOLGE
Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

IX. Jahrgang | August-September 1917 | Heft 5—6

Pariser Brief.

Die Zahl derjenigen Franzosen, die sich „au dessus de la mêlée" erhoben hat, ist in den letzten Monaten beträchtlich gewachsen und hat heute schon das Dutzend überschritten. Zwölf Männer und Frauen Frankreichs sind da und dort in ihrem Lande, und erkennbar für uns Deutsche, mit Gedichten, Skizzen und Romanen hervorgetreten, die rein sind von Haß, die durchglüht sind von brüderlicher Menschenliebe, die stark sind in ihrer Hoffnung auf einen Neubau des europäischen Geisteslebens. Daß diese Zwölf nicht einen vereinsamten Zirkel bilden, beweist die Verbreitung, die die Schriften mancher dieser Zwölf, besonders im letzten Halbjahr, gefunden haben. Will man die Zahl derer abschätzen, die, der Haßgesänge überdrüssig, eine kühlere, mildere Geistigkeit ersehnen und anstreben, muß man der Zwölf nicht eine oder zwei oder drei, sondern vier, vielleicht sogar fünf Nullen anhängen; dann erhält man die Summen derer, die gewillt sind, ein neues Europa aufzubauen. Diese Hunderttausende haben einige Politiker Tapferkeit und Entschlossenheit gelehrt, dem gewaltigen Strom dieser blutigen Zeit entgegenzuwirken — aber das gehört nicht hierher.

Der erste und früheste Apostel der Völkerversöhnung ist Romain Rolland, dessen Wirken im Kriege hier mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt wurde. Als 1915 sein schönes Buch: Au dessus de la mêlée in die Welt ging, fand es nicht nur in der Schweiz, sondern auch an der französischen Front ein langsam schwellendes Echo. Der Zweite, der diesem Meister folgte, war Henri Guilbeaux, der von Genf aus in seiner Zeitschrift „Demain" sich mühte, die überhitzten Nationalempfindungen zu kühlen und Ausgleichsmöglichkeiten zu suchen. Pierre Jean Jouve begleitete diese politischen und kulturellen Verständigungsversuche auf seiner Lyra mit glühend flehenden Gesängen: „Ihr Freunde, nicht diese Töne, sondern laßt uns angenehmere anstimmen und freudevollere." Er widmete die Lieder seinen bürgerlichen Freunden. Der Antimilitarist A. de Marmande erhob im Dezember 1915 im Mercure de France gegen das militaristische, plutokratische und nationalistische Frankreich die heftigsten Anklagen, die wohl nur durch ein Versehen der Zensur entgangen sind; es sind die herbsten und schärfsten Worte, die während des Krieges gegen das öffentliche Frankreich gerichtet worden sind. Im Beginn des Jahres 1916 schrieb Colette ihr überlegenes ironisches Buch: La paix chez les Bêtes. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahres veröffentlichte Lysis, der Mitarbeiter der „Victoire", der kürzlich als der frühere Anarchist Letailleur entlarvt wurde, sein Buch über die neue Demokratie, das eine gerechte Würdigung Deutschlands enthält. Leutnant Alceste begann im Oeuvre für eine maßvolle und objektive Einschätzung der Deutschen zu werben. Gegen Ende des Jahres erschien Marcelle Capys Buch: „Une voix de femme aus dessus de la Mêlée." In den ersten Monaten dieses Jahres gab Henri Barbusse seinen erschütternden Frontroman: „Le Feu" heraus, der in wenigen Wochen Weltruhm gewann. Es folgten in den letzten Wochen Bücher von Georges Duhamel, Marcel Martinet und einzelne Äußerungen von René Arcos, Frans Masereel, Alexander Mercereau u. a.

Der junge René Arcos, von dem hier in früheren Jahren schon mehrfach die Rede war, beklagt in dem Januar- und Februarheft des „Coenobium" das furchtbare Schicksal, welches heute die mildesten Menschen zwingt, Blut zu vergießen. „Der Versuch zu vermitteln und die Geister zu nähern — die edelste Aufgabe des Künstlers — wird mit heftigen Angriffen und wilden Verwünschungen aus beiden feindlichen Lagern beantwortet. Warum müssen Menschen wie Chennevière, Charles Vildrac, Duhamel usw., wahre Priester der Liebe, zu diesem ihr ganzes bisheriges Wirken vernichtenden Treiben verurteilt sein?"

Duhamel, dessen literarische Erfolge kurz vor dem Kriege einsetzten, gehört auch zu denjenigen, die, von dem gewaltigen Leid der Menschheit ergriffen, einen Schmerzensschrei über die Schlachtfelder rufen. Seit zwei Jahren dient er als Arzt in der Armee und hat hunderte sterben sehen, hunderten geholfen.

Digitized by Google

„Hommes de mon Pays," schließt M. Duhamel, „j'apprends chaque jour à vous connaître, et c'est pour avoir contemplé votre visage auf fort de la souffrance, que j'ai formé un espoir religieux en l'avenir de notre race. C'est surtout pour avoir admiré votre résignation, votre bonté native, votre confiance sereine en des temps meilleurs, que je fais encore crédit à l'avenir moral du monde."

Diesen Einzelnen sind 12 kriegsfeindliche Zeitschriften einzuzählen, die im Laufe der letzten zwei Monaten gegründet wurden. Wöchentlich, täglich mehrt sich die Zahl derjenigen, die sich aus dem roten Strom des überspannten Nationalempfindens befreien. Je schneller die Zahl wachsen wird, desto näher rückt die Zeit einer neuen europäischen Kulturgemeinschaft. Gewiß, noch werden Monate, vielleicht Jahre, vergehen, bis diese Kulturgemeinschaft wieder eine Tatsache geworden sein wird. Aber genügt in dieser furchtbaren Zeit nicht schon das Zeichen, daß die Bewegung ihr entgegen eingesetzt hat, daß diese Bewegung täglich wächst und neue Apostel findet?

Mögen diejenigen, deren Lebenselement im Völkerhaß und im Völkervernichten verankert ist, noch so krampfhaft sich mühen, dem roten Strom neue Kraft zuzuführen, es sind die letzten Gewaltanstrengungen Todgeweihter.

Die neueste Leistung auf diesem Gebiete ist Victor Bérards Verunglimpfung des alten deutschen Philologen Friedrich August Wolf. Bérard hat in einem dickleibigen Buch nachzuweisen versucht, daß Wolf ein elender Plagiator sei. Aber selbst die große Presse Frankreichs ist heute schon derartig ernüchtert, daß le Temps dieses Bemühen als eine kindische Torheit entlarvte. Der Temps ironisiert Alfred Croiset, unter dessen Vorsitz Bérard seine lächerliche These im Collège de France entwickelte, und weist darauf hin, daß derselbe Croiset in seinen Schriften Friedrich August Wolf mit den höchsten Lobsprüchen bedacht hat.

Gustave Le Bon hat in einem neuen, bei Flammarion erschienenem Buch: „Le rôle des idées dans le guerre européenne et dans la vie future des peuples" dargestellt, wie alles Unglück der Welt von den Deutschen herrührt. Reine, starke und schöne Eigenschaften sind nur bei den lateinischen Völkern zu finden.

In ähnlichem Sinne setzen Maurice Barrès, Emile Boutroux, Ernest Lavisse, Georges Ohnet und die übrigen Unentwegten ihre deutschfeindliche Propaganda fort. Der junge Maurice Rostand, dieser verzärtelte Liebling des mondänen Paris, hat sich kürzlich in mäßigen Versen eine alberne Verunglimpfung Goethes geleistet, von der ich hier eine Probe geben möchte:

Que veux-tu, mon cher! La chose est certaine,
Je te l'avouerai et tu me croiras!
Même avant la triste et grande semaine,
J'avais beau vouloir; je ne t'aimais pas!

— Des amis fervents venaint par centaines
Livrer à mon goût un tendre combat;
Malgré le jardin, malgré la fontaine,
Vieillard solennel, je ne t'aimais pas!
Ja sais bien .. Le ciel, la nuit qui sanglote,
La robe de laîne aux rouges rubans,
Les petits enfants autour de Charlotte,
Et Werther qui parle aux petits enfants!
Je sais bien ... Le parc où la lune évite
De teindre en argent des cheveux dorés.
Malgré les cheveux qu'avait Marguerite,
Je n'arrivais pas à pouvoir t'aimer ...

Hand in Hand mit dieser Verunglimpfung des Deutschtums geht eine pathetische Betonung des lateinischen Rassenbewußtseins und der Zusammengehörigkeit der lateinischen Völker. Die Verbrüderungsfeste jagen sich. Sie begannen mit einem französisch-italienischen Feste und enden heute mit einem französisch-brasilianischen und französisch-argentinischen Verbrüderungsfest, bei denen stets alle Größen der Kunst, Literatur und Wissenschaft in die Erscheinung treten. La revue des nations latines ist das Organ dieser verzückten Lateiner. Ärgerlich ist und bleibt den Franzosen die Sonderstellung Spaniens. Von allen Rednern, die im Laufe dieses Krieges hervorgetreten sind, erscheinen Aristide Briand und René Viviani als die geschmeidigsten und geschicktesten. Die Rede, die Viviani vor zwei Monaten in Chicago gehalten hat, ist im Aufbau, in der Wahl der Worte, in der Berechnung auf das Publikum und im schwungvollen Guß des Ganzen unstreitig ein Meisterwerk, das unseren Schülern eher vorgesetzt zu werden verdiente als jene Auszüge aus französischen Zeitungen, die kürzlich ein übereifriger Pädagoge uns in einem Bändchen bei Velhagen & Klasing für die deutsche Jugend zusammengestellt hat.

Merkwürdig ist, daß alle Probleme, die uns Deutsche im Inlande heute beschäftigen, auch in Frankreich auf der Tagesordnung stehen: die Politisierung der Jugenderziehung, die Einheitsschule, die Beschränkung oder Erweiterung der humanistischen Erziehung, die Nationalisierung der Kunst, die Sprachreinigung, die Religionsfragen und ebenfalls die gleichen politischen und wirtschaftlichen Probleme.

Es ist hier sehr häufig auf den Stillstand und den Zusammenbruch des französischen Buchhandels seit Ausbruch des Krieges hingewiesen worden. Heute habe ich von einem Buche zu berichten, das für den gegenwärtigen Stand des Buchgewerbes keineswegs charakteristisch ist, und daher das allgemeine Bild nicht ändert, weil es in einem kleinen Liebhaberverlag erschienen ist, das aber mit zu dem köstlichsten gehört, was seit vielen Jahren überhaupt in Frankreich erschienen ist. Der kleine Almanach: La Guirlande des Dames, der 1916 im Verlag von Jules Meyniaud im Duodezformat erschienen ist, beweist uns einmal wieder,

Digitized by Google

daß die schöne alte Tradition in Frankreich noch lebt, und daß die Franzosen auch heute noch imstande sind, Geschmack und Geschicklichkeit zu entwickeln, wenn sie es sich Zeit und Mühe kosten lassen. Der kleine Almanach ist in Seide gebunden und mit einer köstlichen Zeichnung in hellen freudigen Farben geschmückt. Im Innern des kostbar gedruckten Buches finden sich eine Reihe entzückender, handkolorierter Zeichnungen im Stile der Gazette du Bon Ton, von Georges Barbier, der ja auch an jener Zeitschrift mitarbeitete. Kompositionen von Paul Vidal und zarte, lyrische Texte von Francis de Miomandre zeugen von der amoureusen Atmosphäre des alten Paris.

La Gazette du Bon Ton, die seit Ausbruch des Krieges in verminderter Ausstattung unter dem Titel „Le Bon Ton" weitererscheint, ist jetzt aus dem Verlag Vogel & Cie. (ein Boche!) in den Verlag von Hachette & Cie. übergegangen. La Renaissance vom 1. Juni stößt einen Seufzer der Erleichterung aus.

Berlin. *Dr. Otto Grautoff.*

Amsterdamer Brief.

In einem der letzten Hefte der „Tijdschrift voor Wijsbegeerte" bringt *Dr. A. Pit* mit einem Aufsatz über Kubismus, Expressionismus und Futurismus eine längere Artikelserie über den Entwicklungsgang der gesamten neueren Kunstgeschichte zum Abschluß, deren erstes Glied seine auch als Buch erschienene Abhandlung über das Logische in der Entwicklung der bildenden Künste bildet: *A. Pit*, Het logische in de ontwikkeling der beeldende kunsten. Utrecht, A. Oosthoek 1912.

Da diese Studien weder in Holland noch außerhalb die ihnen gebührende Beachtung gefunden haben und da in Deutschland durch verschiedene über ähnliche Grundfragen der Kunstwissenschaft veröffentlichte Werke — es sei hier nur an das Buch von Wölfflin erinnert — das Interesse für eine mehr philosophische Betrachtung der Kunstgeschichte wieder rege geworden ist, wird ein Referat über den Pitschen Gedankengang vielen Lesern dieser Zeitschrift vielleicht nicht unerwünscht sein.

Dem Verfasser, einem an der Hegelschen Philosophie, die durch Bolland in Holland eine Erneuerung und Weiterbildung erlebt hat, geschulten Kopfe, ist es darum zu tun, in dem ewigen Fluß des kunstgeschichtlichen Geschehens einen bestimmten Rhythmus aufzuzeigen, in dem dies Geschehen verläuft, die Hauptmomente zu fixieren, die in jeder kunstgeschichtlichen Entwicklung wiederkehren. Auf welche Formel läßt sich alles kunstgeschichtliche Geschehen reduzieren? Das ist die Frage, die Pit sich stellt; und diese Formel gibt ihm die Betrachtung der primitiven, prähistorischen Kunst an die Hand, wo die Gegensätze, zwischen denen alle Kunst immer hin- und herpendelt, in ihrer reinsten Gestalt erscheinen. Verworn, auf den Pit sich hier stützt, hat für diese zwei Grundformen der Kunst die Worte physioplastisch und ideoplastisch geprägt.

Mit diesen Bezeichnungen decken sich ungefähr die abstrakteren, reineren Begriffe synthetisch und analytisch, die Pit an ihre Stelle setzt. Alle idealistische Kunst, alle Kunst, die Gedachtes vermitteln will, so vor allem die christliche Kunst des Mittelalters, die Gotik, verfährt analytisch, alle realistische Kunst, alle Kunst, die von der Anschauung ausgeht und wirklich Geschautes darstellt, verfährt synthetisch; die erste vertieft sich in Einzelheiten und Details, die als Träger von Ideen alle gleichwertig sind und selbständige Bedeutung haben, die zweite Art vernachlässigt die Details zugunsten des Gesamteindruckes, zugunsten einer einheitlichen Grundstimmung, in die die Vielheit der einzelnen Erscheinungen verfließt. Zwischen diesen beiden Kunstarten oder Kunstauffassungen flutet die kunstgeschichtliche Entwicklung hin und her. Ganz logisch entwickelt sich aus einer Periode der Analyse eine Periode der Synthese, und auf diese folgt wieder eine Periode der Analyse, und darauf wieder eine der Synthese; aber jede Periode hat die Resultate aller vorhergehenden in sich aufgehoben. Das ist der Gang in großen Zügen. Pit verfolgt die Entwicklung der Kunst, nachdem er auf die zwei verschiedenen Grundrichtungen in der vorgeschichtlichen Kunst hingewiesen hat, erst vom Mittelalter ab, die antike Kunst ganz außer acht lassend. Der idealistische oder besser ideenerfüllte, zerebrale Grundcharakter der mittelalterlichen Kunst ist deutlich, die ganze Natur bildet eine Stufenleiter von Symbolen, die Naturgegenstände interessieren nicht als sinnliche Erscheinungen um ihrer selbst willen, sondern nur in Bezug auf eine Idee, als deren Verkörperung der einzelne Gegenstand, die Pflanze, das Tier, oder was es sein möge, in der Heilsordnung galt.

Das Höchste, was einem in dieser mittelalterlichen Gedankenwelt fußenden Künstler gelingen kann, ist die nüchterne Wiedergabe von Äußerlichkeiten, von unverbundenen Details, aber zu einer Verbindung dieser vielen Einzelheiten, zu einer Einheit, zu einem in sich geschlossenen Kunstwerke kann er es nicht bringen. In der oder durch die Renaissance erleidet das Verhältnis zur Natur eine eingreifende Veränderung, die sich in mehreren Etappen vollzieht; auf der ersten Stufe äußert sich die neue Naturanschauung nur gefühlsmäßig, spontan, unbewußt, und natürlich nur vereinzelt. Ihre Vertreter sind, um uns auf die italienische Renaissance zu beschränken, Giotto

Digitized by Google

und Jacopo della Quercia. Auf der dann folgenden Stufe wird das neue Einheitsgefühl mit der Natur durch analysierende Wahrnehmung festgelegt, das Fühlen wird zu einem Wissen. Auf der dritten Stufe wird der unmittelbare Eindruck verarbeitet, das Wissen erscheint geordnet, man gelangt zu einem Denken über das Denken (Lionardo). Der letzte Schritt, der dann getan wird, geschieht durch Michelangelo. Die in der realistischen Kunst vor ihm trotz allem Einheitsgefühl und allem Wissen um Einheit doch noch bestehende Scheidung zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Ich und Außenwelt wird durch Michelangelo aufgehoben, ihre Grenzen verfließen in einer sich als eine Totalität begreifenden Persönlichkeit. — In der nordischen Renaissance verläuft der ästhetische Denkprozeß auf analoge Weise. Das spontane Einheitsgefühl tritt auf bei den Vorläufern, z. B. bei dem alten Holbein. Die Phase des analysierenden Wahrnehmens wird verkörpert durch Persönlichkeiten wie Lukas van Leyden und den jüngeren Holbein; und was Lionardo für Italien war, das ist Dürer für Deutschland, in weniger universellem Sinne, nämlich das wissenschaftliche Ringen und Streben nach Bewältigung der Außenwelt; auch bei Dürer finden wir z. B. den angestrengten, angespannten Blick, der uns bei manchen Köpfen Lionardos fasziniert. Die Synthese kommt dann etwa erst ein Jahrhundert später in den Niederlanden, durch Rubens, die großen holländischen Landschafter und Rembrandt.

Die so wichtige Durchgangsstufe der niederländischen Kunst, der Romanismus, wird von Pit merkwürdigerweise mit Stillschweigen übergangen, obwohl sie doch gerade phänemonologisch so lehrreich ist. Der Romanismus ist für die Niederländer das Anderssein, die Selbstentfremdung, die das eigentliche Wesen des Prozesses der Bildung ausmacht.

Etwas ganz Neues bringt die holländische Kunst der Blütezeit in dem Genrebild und dem religiösen Werk Rembrandts. Das gesellschaftliche Denken, das Bewußtsein, ein einzelner unter vielen einzelnen zu sein, das Gemeinschafts- und Mitgefühl kommt hier zum erstenmal in der neueren Kunst zu Worte. Rembrandts Subjektivität erfüllt sich mit den Gestalten der biblischen Geschichte, er projiziert seine Subjektivität in diese Menschen hinein, und das Resultat ist eine völlige Synthese. Pit drückt dies in seiner Terminologie so aus: „In die Darstellung der Vergangenheit hat er das Heute seines Ichs gelegt." Bei den Genremalern äußert sich dies neue Sozialgefühl auf eine andere, mehr objektive Weise; dieselben bedürfen nicht der Geschichte eines fremden Volkes, um darin ihre eigenen Schicksale wiederzuerkennen; denn sie finden sich zurück in ihre Volks- und Zeitgenossen in die Verrichtungen und Vorkommnisse des täglichen Lebens. „Das Denken über das Denken der eignen Zeit, das Denken über die Gemeinschaft wird in diesen Genrestücken niedergelegt." Sehr tief gehen diese Gefühle und Gedanken allerdings nicht, sie haben in der Regel etwas sehr Unbedeutendes zum Inhalt, aber daß auf das Unbedeutende ein so eingehendes Studium verwendet wird, ist gerade das Bemerkenswerte. Dieselbe Synthese, dieselbe Erfassung der Umwelt von innen heraus tritt uns beim Bildnismaler dieser Zeit entgegen; und hier ist der Unterschied von der vorhergehenden Periode am augenfälligsten; die dargestellte Persönlichkeit ist nicht mehr ein aus unterschiedenen Einzelheiten Zusammengesetztes, sie erscheint als eine geistige Einheit. Die scharfe Analyse, das Betonen charakteristischer Unterteile des Gesichtes, besonders des Auges, ist einer alles Schroffe und Eckige mildernden, alles Häßliche aufhebenden Darstellungsweise gewichen; der Künstler gibt mehr ein Idealbild der dargestellten Persönlichkeit. Die besten Beispiele bieten hier Rubens und Rembrandt.

Weitergeführt wird dann die ästhetische Denkbewegung in Frankreich, und zwar hier vornehmlich in der Bildniskunst. Aus der scharf analysierenden Porträtplastik des 16. Jahrhunderts wird hier im 17. Jahrhundert die synthetisierende Kunst von Bildhauern wie Puget geboren; aber eine höhere Stufe wird erst im 18. Jahrhundert errungen. Der Subjektivismus schlägt wieder um in Objektivismus. Das Vorherrschen der Reflexion, das Räsonnement, der Rationalismus offenbaren sich auch wieder in der Kunst. Das Bewußtsein fühlt sich als der Vermittler zwischen Wahrnehmung und Wahrgenommenem, die Naivität der subjektiven Auffassung wird durchschaut, und kritisch haftet der Blick auf der darzustellenden Persönlichkeit und sucht sie zu durchdringen. Das denkende Betrachten, das bei Lionardo überraschte, ist hier zu einem Maximum gesteigert. Subjekt und Objekt durchdringen einander. Wie Pit es formuliert: Aus dem Bildnis, den Büsten eines Caffieri, eines Houdon, dem Pastellbildnis eines La Tour, spricht die Freiheit des Denkers, der sich zugleich anders denken und sich aufheben kann, weil er weiß, daß er sich immer wiedergewinnen kann, weil er weiß, daß er sein eigenes Sein dem Anders-Sein der andern verdankt. Die Wechselwirkung zwischen Künstler und Modell ist hier vollkommen.

Mit dieser Phase der europäischen Kunst finden Pits Betrachtungen über die bildende Kunst ihren Abschluß. In den beiden letzten Kapiteln werden dann kurz die Hauptmomente in der logisch-dialektischen Bewegung der Bau- und Verzierungskunst herausgehoben, auf die wir hier nicht näher eingehen können. Wie Pit sich die Entwicklung im 19. Jahrhundert denkt, für die ihm die französische Kunst das Prototyp liefert, hat er weiter ausgeführt in zwei umfangreichen Aufsätzen über „De renais-

Digitized by Google

sance van de beeldende kunsten in de 19e eeuw", die in der „Tijdschrift voor Wijsbegeerte", Jahrgang VIII und IX (1914) erschienen sind. Den Faden, den er in seinem Buche abgebrochen hat, nimmt er hier wieder auf; er gibt noch einmal eine kurze Charakteristik des 18. Jahrhunderts. Im 18. Jahrhundert besteht in der französischen Kunst, die von da ab die führende Kunst ist, völliges Gleichgewicht zwischen Subjekt und Objekt. Das Subjekt hat sich von allen beengenden Fesseln und Schranken der Überlieferung befreit, steht frei und selbständig gegenüber der Wirklichkeit und beherrscht dieselbe. Gegen Ende des Jahrhunderts, mit der Revolution, tritt ein Umschwung ein. Das kollektive Denken der Akademie knechtet den einzelnen, der zu einer objektiven Analyse der Wirklichkeit nicht mehr die Kraft besitzt. Die Antike und Raffael sind die Muster, an die sich das in sich schwache Subjekt anlehnen muß. Man sieht die Natur nicht mehr unbefangen, sondern durch die Brille dieser Vorbilder. David und Ingres sind die Hauptvertreter dieser Periode. Allmählich und zögernd sucht aber dann bald der einzelne wieder das Gängelband der Akademie abzustreifen, sich der Suggestion der Vergangenheit zu entziehen. Das gelingt jedoch nur einigen besonders starken Temperamenten, und denen auch nur zeitweise, spontan; Gros und Géricault sind die ersten Vorposten auf diesem Wege. Aber der Historismus bleibt doch herrschend; und auch eine Figur wie Delacroix steht in seinem Bann und bleibt trotz seiner auf eine Verjüngung der Palette gerichteten Versuche doch nur ein Vorbereiter. Von Ingres unterscheidet ihn wohl eine größere Beweglichkeit und Empfänglichkeit für die Natur, besonders für die bewegte Natur; aber die Eindrücke überwältigen ihn. Er vermag sie nicht zu beherrschen und zu leiten; die Natur ist stärker als er. Was er sieht, vermengt sich in echt romantischer Weise mit Erinnerungen literarischer oder anderer Art; Anschauung und Gedanke, Wahrnehmung und Gefühl verschmelzen in seiner Kunst, die ebensowenig eine realistische als eine idealistische genannt werden kann. Freier gegenüber Akademie und Literatur als Delacroix stehen Chassériau und ebenso Barye als Maler; sie haben einen reineren Blick auf die Natur. Viel entschiedener und ausgeprägter zeigt sich diese neue selbständige Stellungnahme gegenüber der Natur bei Daumier, aber die oft unerbittliche scharfe Wahrnehmung geht auch hier immer noch gepaart mit einem starken subjektiven Element; Daumier verändert und bildet die Natur noch um.

Analog verläuft der Prozeß bei den Landschaftsmalern. Auch hier anfangs Akademismus und Historismus, doch wird das Fremde, die alten Holländer z. B., zu etwas Eigenem verarbeitet. Dann kommen die Romantiker, die schon wieder eine selbständigere Stellung zur Natur einnehmen, aber die Wahrnehmung wird durch persönliche Empfindungen und Gedanken getrübt, sie wird nicht objektiv. Eine einigermaßen parallele Bewegung haben wir in England; Turner und Constable sind die Hauptträger der Entwicklung. Turner wird vor Manet der erste neuere Impressionist, ja in einigen seiner Werke scheint sich sogar der Futurismus anzukündigen; und Constable gelingt es in seinen Skizzen zum erstenmal wieder, die Natur mit der demütigen Treue eines Dieners wiederzugeben. Doch bleibt der Einfluß der englischen Kunst im großen ganzen auf England beschränkt. Einzelne Anregungen gehen wohl von ihr aus, Géricault und Delacroix lernen einiges von ihr; aber die Entwicklung wird nicht in England, sondern in Frankreich weitergeführt. Die ersten Symptome einer mehr selbständigen Auffassung der Natur zeigen hier Troyon und Rousseau sowie Daubigny; sie stehen den Romantikern noch am nächsten; doch verhalten sie sich objektiver.

Aber ihre Stellung gegenüber der Natur ist doch noch von einer mehr passiven Art; die Natur drängt sich ihnen auf und läßt sie nicht los. Mit der Romantik verbunden ist auch noch die Barbizonschule, vornehmlich Corot und Millet; aber wir sind hier wieder einen Schritt weiter in der unmittelbaren Wiedergabe der Natur. Diese größere Unmittelbarkeit zeigt Corot fast nur in seinen Landschaftsstudien; in den ausgeführten Arbeiten bildet die Landschaft nur die Kulissen für die religiösen, mythologischen, idyllischen Vorstellungen. Bei Millet herrscht anfangs das romantische Element vor; erst wenn die Figur mehr Nebensache wird, wird sein Auge geschärft für das Festhalten momentaner Natureindrücke; in diesen meistens in Pastellfarben ausgeführten Skizzen wandelt Millet schon auf den Bahnen der späteren, die Farbe nach wissenschaftlichen Prinzipien behandelnden Divisionisten. Die Synthese all dieser vorhergegangenen Momente stellt Puvis de Chavannes dar. Die Unterordnung der Farbe unter den Ton, wodurch die Studien Corots so merkwürdig sind, finden wir hier neben der Einheit zwischen Figur und Landschaft, die Chassériau und Barye vergebens erstrebten, und der gewollten Monumentalität eines Daumier, die hier etwas Selbstverständliches ist; und im Gegensatz zu dem romantisch gestimmten Millet oder Rousseau ist ihm der Gegenstand, das Thema, das ihm oft von einem Auftraggeber gestellt wird, gleichgültig. Kühl steht er über seinem Stoff, seine Persönlichkeit ganz zurücktreten lassend, wie Flaubert. Seine Kunst bedeutet einen Abschluß, ein Weiter gibt's da nicht. Weiter leitet die Bewegung nur die Analyse eines Manet. Was seine Vorgänger, die Barbizonmeister, spontan und instinktiv taten, das tut er mit Bewußtsein und ohne jede Unsicherheit, anfangs nur im Fi-

Digitized by Google

gurenbild, später auch in der Landschaft. Was seine Vorgänger anstrebten, die Natur wieder unbefangen im natürlichen Licht, frei von den Fesseln der Tradition wiederzugeben, das gelingt ihm mühelos. Das Subjektive ist ausgeschaltet, wir sind wieder bei einem Objektivismus, einem Realismus angelangt. Manet verkörpert aber nur eine Seite des modernen Sehens; er sieht die Natur in großen Farbenflächen, und dem entspricht die Technik der breiten Pinselführung. Eine andere Richtung legt mehr den Nachdruck auf das Verfließende der Farben in der Natur und knüpft in technischer Hinsicht wieder an Delacroix an. Monet ist hier der Vorgänger, Pissaro und Sisley das Gefolge. In seinem Streben nach Naturwahrheit kommt Monet schließlich dazu, ganze Reihen von Momentaufnahmen desselben Motivs zu geben; nur der augenblickliche Eindruck ist Wahrheit, und die Eindrücke wechseln andauernd unter dem stets wechselnden Spiel des Lichtes. Ganz logisch geht die Bewegung dann weiter; um die Illusion der Naturwahrheit noch mehr zu steigern, um die Täuschung in der Wiedergabe des starken vollen Tageslichtes vollkommen zu machen, arbeiten die Maler dann mit komplementären Farben, nachdem die schwarzen Schatten schon lange vor ihnen verabschiedet worden waren. Die letzte Konsequenz ziehen endlich die Neoimpressionisten, Seurat und Signac, die durch das Auftragen der unvermengten Farben in kleinen Punkten eine noch unmittelbarere Wirkung erzeugen. Auf einer Linie mit den impressionistischen Landschaftern stehen die Figurenmaler Renoir und Degas; ist ersterer der auf unbefangenen Lebensgenuß gestimmte, Degas schlägt einen ernsteren Grundton an, er hat auch ein Auge für das Tragische; und insofern, durch dieses stärkere Hervortreten des Persönlichen, weist Degas schon hin auf nach ihm kommende Erscheinungen, auf Cézanne und van Gogh. Mit diesen tritt wieder ein Umschwung ein. Cézannes Kunst ist eine intellektuelle Reaktion auf den Naturalismus, die van Goghs eine lyrisch-gefühlsmäßige. Gegenüber der analysierenden Technik der Impressionisten stellt Cézanne die Synthese seiner einheitlichen Farbenflächen, gegenüber ihrer alle festen Linien auflösenden Methode betont er wieder die scharf begrenzten geometrischen Formen; Impressionist bleibt er aber, insofern er das Detail vernachlässigt und nur auf den Gesamteindruck geht. Er scheidet sich aber wieder von den Impressionisten, indem er sein Gemälde als dekorative Panneaux komponiert, in denen alle Farben einander das Gleichgewicht halten sollen; (daher z. B. die große Rolle, die die Luft, das Atmosphärische, in seinen Landschaften spielt, und das erreicht er nicht wie das z. B. die alten Holländer, van Goyen oder Ruisdael, tun, dadurch daß er die Luft einen so großen Raum einnehmen läßt, sondern dadurch, daß er ihr einen erhöhten Tonwert gibt). Wonach Cézanne wieder strebt, das ist Stil; und nach Stil drängt auch die Kunst van Goghs; aber die Antriebe bei van Gogh sind andere; sein leidenschaftliches Temperament, seine vulkanische Natur verlangt nach Bändigung, nach Beherrschung; der Stil wird ihm auferlegt durch sein eigenes lyrisches Gefühl. Aber im Gegensatz zu der Romantik wahrt er sich die Freiheit über sein Gefühl, sein Blick wird nicht dadurch getrübt. Hat er einmal ein ihm sympathisches Motiv in der Natur gewählt, dann gibt er dies mit der größten Objektivität wieder; sein Inneres verrät sich nur in der Wahl seiner Motive, nicht in der Darstellung; und hierin tritt immer deutlicher ein Stil zutage, ein absichtsvolles Umbilden und Umschaffen des Vorwurfes zu einer in sich geschlossenen, einheitlichen Komposition. Im Gegensatz zu Cézanne tritt dann aber das Technische in den Hintergrund. Das subjektive Element seiner Kunst zeigt sich in seinen Figurenstudien als ein sehr starkes Menschlichkeitsgefühl, in seinen Landschaften als ein mystisches Allheitsgefühl; das indische Tat tvam asi hat er wie kein anderer in der Kunst objektiviert.

Die Richtungen der modernen Malerei, die auf Cézanne und van Gogh folgen, hat Pit dann in dem im Eingang unseres Briefes genannten Artikel behandelt. („Kubisme, Expressionisme en Futurisme" in Tijdschrift voor Wijsbegeerte XI, 1901.) Als Ausgangspunkt der drei Richtungen ist natürlich der Impressionismus anzusehen; zu ihm stellen sie sich in bewußten Gegensatz. Gegenüber dem objektiv gestimmten impressionistischen Maler legt der Kubist den Nachdruck auf das schöpferische Subjekt und beansprucht für sich das Recht, die Dinge nach seinem subjektiven Ermessen und für seine subjektiven Zwecke umzuformen. Strebt der Impressionist nach Synthese, will Cézanne z. B., der letzte Ausläufer und Vollender des Impressionismus, ein in sich abgerundetes Raumbild geben, mit der Luft, dem Himmel als Grenze und Abschluß des Raumes, so zerlegt und zerspaltet der Kubist alle Dinge in einige mathematische Grundformen, und statt einer Einheit gibt er eine Vielheit von Dingen, die sich ins Unendliche und Grenzenlose wiederholen. Noch stärker ausgesprochen als beim Kubismus ist das subjektive Element beim Expressionismus; dieser sieht ganz ab von allem Gegenständlichen und schafft aus seinen Materialien, aus Farben und Formen, ohne Anlehnung an eine geschaute Wirklichkeit, Kombinationen und Gebilde, die nur Empfindungen und Stimmungen des Subjekts verdolmetschen sollen. Der Kubist zerstört in herrischer Weise die Bestimmtheit des Räumlichen, die Festigkeit der den Raum erfüllenden und begrenzenden Gegenstände, indem er sie zerlegt, der Futurist sucht obendrein noch die von der

Digitized by Google

Kategorie der Zeit erhobenen Forderungen zu negieren, indem er das zeitliche Nacheinander aufeinanderfolgender Situationen, eine Vielheit von Momenten, in seinem Bild zu einer Einheit verschmelzen will. Schon der Kubist gibt in seinen in einem Werke dargestellten verschiedenen Ansichten eines Gegenstandes verschiedene zeitliche Momente des Anschauens (der Künstler und der Betrachter werden gedacht sich um den Gegenstand zu bewegen), der Futurist geht noch einen Schritt weiter, indem er Bilder verschiedener Gegenstände gibt, die in zeitlicher Aufeinanderfolge bei einer Bewegung wahrgenommen werden. „Das Selbstbewußtsein, das den Historismus begreift und überwindet, kommt zum Intellektualismus, d. h. zum Arbeiten und Spielen mit eigenen Begriffen; in der bildenden Kunst bedeutet dies das Konkretisieren der Abstraktion, und das ist das letzte Ziel aller drei Richtungen. Ohne Wiedergabe von Form und Materie wird das Schöne gegeben, die Kontinuität des Raumes wird durch die Darstellung von durch die Willkür des Künstlers gebildeten Körpern greifbar gemacht und das Negative der Zeit wird positiviert". Wie die Entwicklung in der Zukunft weiter gehen wird, darüber läßt sich nichts sagen. Ein Philosoph ist kein Prophet. Doch will es Pit scheinen, als ob mit diesen jüngsten Richtungen in der Malerei der Prozeß zu einem vorläufigen Abschluß gekommen sei, und er ist geneigt zu glauben, daß eine neue Entwicklung wieder an frühere Erscheinungen anknüpfen wird und daß in Übereinstimmung mit der Philosophie, die an Stelle des Substanzbegriffes den Funktionsbegriff gesetzt hat, auch die Kunst diesen neuen Anschauungen Rechnung tragen wird. Dann würde der Schwerpunkt nach den Relationen der Dinge untereinander verlegt werden, und es käme wieder darauf an, Verhältnisse und Dinge objektiv zu betrachten. „Nicht die abstrakte Eigenschaft des Dinges wird dann in dem Kunstwerk zur Konkretheit kommen, sondern das Ideelle par excellence, die Funktionen der Dinge werden dann in Bild gebracht werden."

Amsterdam, Anfang Juli. *M. D. Henkel.*

Kopenhagener Brief.

Eines der erfreulichsten Ereignisse für die dänischen Bücherfreunde war die *Ausstellung schwedischer Druckwerke*, welche der Verein für Buchgewerbe in Stockholm vom 5. Februar an im Kunstgewerbemuseum in Kopenhagen veranstaltete. Die Herren Reichsbibliothekar Dr. *Isak Collijn* und Bibliothekar *H. Lagerqvist* aus Stockholm und der Geschäftsführer der bekannten Buchdruckerei Almqvist & Wiksell in Uppsala, *Carl Z. Häggström*, hatten sich die Aufgabe gestellt, dem dänischen Publikum die reiche Entwicklung der schwedischen Buchkunst im letzten Jahrzehnt zu zeigen; der schwedische Verein für Buchgewerbe, unter dessen Schutz die Ausstellung stand, fügte sämtliche seit seiner Stiftung im Jahre 1900 herausgegebene Werke hinzu. Die vortreffliche Auswahl, die vom Direktor des Kunstgewerbemuseums, *Emil Hannover* in vorteilhaftester Weise geordnet war, hatte einen großen Erfolg. Zum ersten Male konnte man in Skandinavien eine solche große Sonderausstellung von Bucharbeiten sehen. Sie war indessen für die dänische Buchkunst etwas beschämend, weil wir genötigt waren zu gestehen, daß wir früher die führende Stellung in der Buchausstattung unsren schwedischen Freunden überlassen mußten.

Einen Ehrenplätz nahmen natürlich die Publikationen des Vereins für Buchgewerbe ein. Dieser Verein, nach dem Muster des in 1888 gestifteten dänischen Vereins gebildet, konnte eine Reihe stattlicher, mit der äußersten Sorgfalt gedruckter Bände aufweisen, von dem ersten buchhistorischen Werke von *Henrik Schück*, Bidrag till Svensk Bokhistoria, bis zu den letzten Publikationen *Damianus a Goes* Om Lappland, nach den besten Elzeviermustern gedruckt und *Karlfeldts* Gedichte, mit Holzschnitten von Harriet Sundström. Es seien ferner hervorgehoben *Isak Collijn* Det Rosenbergska Biblioteket och dess Exlibris, zwei Bände Einblattdrucke des 15. Jahrhunderts desselben Verfassers mit Tafelbänden und drei Bände, in welchen die schwedischen Einbände vom Jahre 1521 an vom Baron *Johannes Rudbeck* behandelt und abgebildet werden.

Abgesehen von dieser Spezialausstellung waren die ausgestellten Bücher nach Buchdruckern geordnet, und diese Ordnung gab einen guten Einblick in das technische Verfahren der einzelnen Firmen. Auffallend ist zunächst die Vorliebe fast sämtlicher Buchdruckereien für den Farbendruck, in dem sie Vorzügliches geleistet haben, sowohl für die gedruckten Bücherumschläge, wie für Illustrationen und Einzelblätter. Hier treten Cederquists grafiska Bolag, Bröderna Lagerström und Centraltryckeriet in den Vordergrund, die alle eine Reihe von reich ausgestatteten Büchern veröffentlicht haben, ein Beweis, daß das schöne Buch in Schweden ein großes und kauffähiges Publikum findet.

In der Buchbinderei steht seit vielen Jahren *Gustaf Hedberg* in allererster Reihe. Er hatte eine große Anzahl von künstlerischen Einbänden ausgestellt, die ihn als vortrefflichen Handwerker und Künstler zeigte. Neben ihm standen drei Damen, Fräulein *Minna Berg* mit Kartonierungen, Fräulein *Greta Morssing* und die Gräfin *Eva Sparre* mit guten Einbänden. Mehrere schwedische Verlagsbuchhandlungen besitzen nicht nur eigene Druckereien, sondern auch Buchbindereien, was in Dänemark nicht der Fall ist. Sie sind imstande,

Digitized by Google

künstlerische Einbände mit tadelloser Handvergoldung zu liefern. So hatte z. B. die Firma *Norstedt & Söner* eine recht beträchtliche Anzahl ihrer gediegenen, auf gutes Papier gedruckten Bücher in solche Bände gebunden, wie das Werk des Herzogs von Södermanland: Där solen lyser und die Beschreibung des neuen Gebäudes der „Stockholms Enskilda Bank".

Bei der feierlichen Eröffnung der Ausstellung hielt der Reichsbibliothekar Dr. Isak Collijn einen Vortrag, der, mit einer Geschichte des schwedischen Vereins für Buchgewerbe beginnend, über die verschiedenen Aussteller und Buchkünstler handelte. Bei dieser Gelegenheit überreichte Dr. Collijn den Mitgliedern des dänischen Vereins als Geschenk eine kleine von ihm selbst verfaßte Schrift, „Det äldsta danska korrekturet" von Almqvist & Wiksell gedruckt. Der Verfasser gibt hier eine Erklärung des von ihm in einem alten Bande gefundenen ältesten dänischen Korrekturblattes, herrührend von Prototypographen der beiden Länder, dem Lübecker Drucker Johann Snell. Das Blatt ist in Faksimile beigegeben.

Eine eingehende Beurteilung dieser Ausstellung gibt der Vorsitzende des dänischen Vereins für Buchgewerbe *F. Hendriksen* in dem kürzlich erschienenen Hefte der „Nordisk Tidskrift för Bok- och Biblioteksväsen". Mit diesem Hefte beginnt die skandinavische Zeitschrift ihren vierten Jahrgang. Vom Dr. Isak Collijn geplant und geleitet hat die Zeitschrift sich eine angesehene Stellung in Skandinavien errungen und ganz wesentlich dazu beigetragen, daß die Skandinavier sich in die Schätze ihrer eigenen Bibliotheken in höherem Grade haben vertiefen können, als es früher möglich war. Natürlich stammen die meisten Beiträge aus den drei skandinavischen Ländern und Finnland her, aber auch deutsche Gelehrte wie *Konrad Haebler* aus Berlin und *Friedrich Bruns* aus Lübeck haben sehr wertvolle Beiträge geliefert. Sämtliche Abhandlungen sind in der Originalsprache aufgenommen.

Mit Unterstützung des Carlsbergfonds haben die Bibliothekare der Universitätsbibliothek in Kopenhagen *B. Erichsen* und *Alfr. Krarup* ein neues bibliographisches Werk begonnen „Dansk historisk Bibliografi", das von größtem Wert für die Geschichtsforschung sein wird. Es beginnt mit dem dritten Bande, der die Personalgeschichte behandelt. Die Absicht der Verfasser, in der Kieler Universitätsbibliothek ihre Sammlungen zu vervollständigen, wurde durch den Krieg gehindert, sie haben aber die Veröffentlichung ihrer Arbeit nicht verzögern wollen, weil sie der Ansicht waren, daß mögliche Nachträge zum dritten Bande in die zwei ersten Bände aufgenommen werden könnten. Die Bibliographie soll nicht nur die politische Geschichte, sondern auch das soziale, ökonomische und geistige Leben, die Topographie und Personalgeschichte Dänemarks beleuchten, sowohl des heutigen Dänemarks als der früheren dänischen Landesteile in Schweden bis 1658 und Schleswigs bis 1864, die politische Geschichte und Personalgeschichte Holsteins von 1460 bis 1864 und die norwegische Kriegs- und Personalgeschichte von 1380 bis 1814. Wenn man bedenkt, daß die Vorarbeiten zu dieser Arbeit acht Jahre gedauert haben, wird man sich nicht wundern können, daß sich Inkonsequenzen und einzelne Fehler eingeschlichen haben, aber man begrüßt trotzdem diese Arbeit mit wahrer Freude, weil sie unentbehrlich ist und den historischen Studien von größtem Nutzen sein wird. Eine wertvolle Bibliographie anderer Art ist der zweite Jahrgang des von den Herren *Svend Dahl* und *Th. Dössing* verfaßten „Dansk Tidsskrift-Index", der ein systematisch geordnetes Verzeichnis des Inhalts von 180 dänischen Zeitschriften gibt. Als kleines Seitenstück zu der sehr nützlichen „Bibliographie der deutschen Zeitschriftenliteratur" wurde dieses Verzeichnis in allen interessierten Kreisen mit großer Sympathie aufgenommen, und die dänische Regierung hat vom zweiten Jahrgange an eine dreijährige Beisteuer bewilligt, die eine Erweiterung des Rahmens — der erste Jahrgang behandelte nur 165 Zeitschriften — und die Fortsetzung ermöglicht. Man darf vielleicht hoffen, daß in Zukunft den Verfassern eine reichliche Unterstützung zuteil werde, so daß dieses unentbehrliche Hilfsmittel regelmäßig herausgegeben werden kann. Daß die Verfasser nur eine kleine Auslese der vorhandenen Zeitschriften haben vornehmen müssen, war notwendig, wenn überhaupt die Arbeit gelingen sollte. Einwendungen dagegen können nicht ausbleiben, sie haben jedoch keine Bedeutung, weil die getroffene Wahl ohne Zweifel vortrefflich ist, auch sind die Verkürzungen der Zeitschriftentitel leicht zu verstehen. Die Verfasser haben ein nach dem Muster Deweys modifiziertes Dezimalsystem angewandt und im zweiten Jahrgange ein Verzeichnis von Stichwörtern gebracht, das die Benutzung bedeutend erleichtert.

Während Schweden seit einigen Jahren eine eigene Exlibris-Zeitschrift „Svensk Exlibris Tidskrift" von *Arthur Sjögren* redigiert und einige größere Exlibris-Werke von demselben Künstler besitzt, ist diese Art von Literatur in Dänemark fast unbekannt. Abgesehen von einigen ganz kleinen Schriften ohne Bedeutung, finden wir Abbildungen dänischer Exlibris nur in dem vom Verein für Buchgewerbe herausgegebenen Jahrbuch für 1891 und in dem in dieser Zeitschrift früher erwähnten Werke desselben Vereins, verfaßt von *Carl Elberling* „Breve fra en Borgelsker". Nun hat der Buchbinder *Anker Kyster* in diesen Tagen eine Sammlung der von dem 1908 verstorbenen *Thorvald Bindesböll* gezeichneten Ex-

Digitized by Google

libris herausgegeben und mit einer kleinen Vorrede begleitet. Bindesböll hat eine sehr große Anzahl der künstlerischen Einbände gezeichnet, mit welchen Kyster sich einen wohl verdienten Ruhm erwarb, und Kyster hat jetzt seinem Freunde ein Denkmal errichten wollen, obwohl er nur eine Auswahl geben konnte, da viele der Exlibris sich in Deutschland, Oesterreich und Schweden befinden, so genügt sie, um die eigentümliche Kunst Bindesbölls zu beleuchten. Die Schrift ist in 240 Exemplaren gedruckt und kostet 8 dänische Kronen.

Der Direktor des Nationalmuseums hat im Jahre 1913 zuerst ein Jahrbuch herausgegeben, das jetzt zum dritten Male erschienen ist. Es hatte so großen Erfolg, daß der erste Band bald vergriffen war. Es soll in erster Reihe die Neuerwerbungen unserer Kunstsammlungen verzeichnen, der Herausgeber hat sich aber auch das Recht vorbehalten, Abhandlungen, die sich an andere Kunstwerke unserer Sammlungen und an die Kunstgeschichte Dänemarks knüpfen, zu bringen, und gibt Mitteilungen, die von Wert für die europäische Kunst sind. So bringt z. B. der dritte Jahrgang einen bisher unbekannten Brief von Ingres, der im dänischen Reichsarchiv aufbewahrt ist. Den größten Platz nimmt eine Abhandlung vom Herausgeber über die indischen Zeichnungen der Kupferstichsammlung ein. Sämtliche Zeichnungen sind vom Gutsbesitzer *Wolff Sneedorf* zu Engelholm geschenkt. Sie sind von *Benjamin Wolff*, der sich in den Jahren 1817 bis 1829 in Indien aufhielt, nach Dänemark mitgebracht und stammen zum größten Teil aus dem 17. Jahrhundert. Von anderen Beiträgen sind hervorzuheben eine Abhandlung von *Jens Thiis* über Manet, die erste Romzeit Thorvaldsens von *Mario Krohn* und eine Abhandlung von dem in diesen Tagen gestorbenen Künstlers *Kristian Zahrtmann* über die Modelle zu seinem Gemälde „Der Tod der Königin Sofie Amalie". Das Jahrbuch ist mit zahlreichen gut ausgeführten Illustrationen versehen.

Die neueste Publikation des dänischen Vereins für Buchgewerbe ist *Julie Eckersberg* Optegnelser om C. W. Eckersberg. Im Jahre 1898 hat der Direktor des Kunstgewerbemuseums Emil Hannover eine Monographie über den im Jahre 1853 gestorbenen dänischen Künstler Eckersberg herausgegeben. Er hatte zu dieser Arbeit die Erinnerungen der Tochter des Künstlers benutzt, ohne sie veröffentlichen zu können. Julie Eckersberg hat in diesen Erinnerungen ein ganz reizendes Bild des Familienlebens des Künstlers gegeben, das in der schönen Ausstattung des Vereins, mit bisher ungedruckten Bildern versehen, in würdigster Weise hervortritt.

Juli 1917. *Victor Madsen.*

Wiener Brief.

Daß wir die uns Österreichern von unserem Landsmann Grillparzer so hoch angerechnete Tugend, sich ihren Teil zu denken und die anderen reden zu lassen, in diesen Kriegsjahren eigentlich teuer genug bezahlt haben, scheint allmählich da und dort zu Bewußtsein zu kommen. Was setzten wir den „Feinden, Verächtern und Zweiflern, die täglich unserem Vaterland den nahen Untergang voraussagten," entgegen? Höchstens den Hinweis auf das Wunder, das noch regelmäßig das Haus Österreich aus allen Gefahren gerettet habe. Was erwiderten wir auf die „geschichtliche Beweisführung, mit der gewisse politische Schriftsteller des Auslandes ihre Anklagen wider die Monarchie verbrämten"? Nichts! Denn „es gab kein Fachblatt, das dagegen hätte Stellung nehmen und auf diese Weise auch der Publizistik des Tages die Richtung hätte weisen können". „Allenthalben heißt es, Versäumtes nachholen, gut machen, was Unverstand und böser Wille der Monarchie an Schaden zugefügt, was Gleichgültigkeit zu tun unterlassen hat." „Gerade weil dieser Staat in seiner nationalen Vielheit anders ist als andere Staaten, wird es doppelt wichtig, der Welt zu zeigen, auf welche Weise er geworden ist. Anwürfe, wie sie jüngst in feierlichen Kundgebungen die Feinde wider unser Land geschleudert haben, hätten kaum solchen Widerhall gefunden, wäre die Kunde vom Entwicklungsgange der Donaumonarchie halbwegs Gemeingut der Gebildeten." Wir entnehmen diese Sätze der Ankündigung einer neuen wissenschaftlichen Zeitschrift für Geschichte „*Österreich*", die vom 1. Oktober dieses Jahres an, herausgegeben von dem Wiener Universitätsprofessor Dr. *Wilhelm Bauer*, im Verlag von L. W. Seidel & Sohn in Wien erscheinen soll. Ihr Zweck ist es, die national, sprachlich und provinziell getrennte Wege wandelnde Geschichtsforschung in Österreich zu vereinigen, auf dem Boden der Wissenschaft den Austausch gegenseitiger Anregungen anzubahnen, in stets erneuter Folge durch Leitaufsätze, Sammelberichte und Selbstanzeigen rasch und umfassend den Geschichtsforscher, Geschichtslehrer und Geschichtsfreund über den jeweiligen Stand der geschichtlichen Arbeit zu unterrichten. Möge dieses Unternehmen auch bei unserem reichsdeutschen Bundesbruder einem warmen Interesse und vielseitiger Förderung begegnen! In einem Rückblick auf das Frankfurter Parlament klagt Anastasius Grün: „Jeder Tag brachte neue Beweise von der Unkenntnis unserer nichtösterreichischen Kollegen über unsere Zustände, ich meine keineswegs eine Unkenntnis der äußerlichen statistischen Verhältnisse, wohl aber des inneren massenbergenden Volksgeistes und Volkslebens." Leider, müssen wir sagen, ist es heute noch immer nicht um vieles anders.

Digitized by Google

In der Hoffnung, daß mit dem Ende des großen Krieges der „psychologische Moment gekommen sei, den Völkern Österreich-Ungarns ein Monumentalwerk darzubieten, das, die weitesten zeitlichen und örtlichen Grenzen umspannend, ein lebensvolles Abbild der ewig jungen, ewig sich verjüngenden habsburgischen Monarchie darstellt", tritt die „Österreichische Leo-Gesellschaft" nunmehr mit der Ankündigung der *„Allgemeinen österreichisch-ungarischen Biographie* von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1815" vor die Öffentlichkeit. Alle, die sich für das Zustandekommen dieses Werkes interessieren und es durch Mitarbeit oder sonstige Unterstützung zu fördern bereit sind, werden eingeladen, ihre Anteilnahme der Schriftleitung des „Allgemeinen Literaturblatts" (Dr. Franz Schnürer, Wien-Klosterneuburg, Martinstraße 16) bekannt zu geben.

Auch zur *„Neuen österreichischen Biographie"* liegt nunmehr ein Einladungsschreiben vor. Den Ausschuß bilden Oswald Redlich (Obmann), Gustav Winter (Obmann-Stellvertreter), Anton Bettelheim, August Fournier, Heinrich Friedjung, Karl Glossy, Vatroslav von Jagic, Joseph Seemüller, Friedrich Freiherr von Wieser. Zunächst will man für das Jahrhundert vom Wiener Kongreß bis auf die Gegenwart ein biographisches Grundbuch, einen Kataster aller für diesen Zeitraum in Betracht kommenden bemerkenswerten Persönlichkeiten, eine Namensliste aller zur Lösung dieser Fragen berufenen Landes- und Fachreferenten, Sammler, Kenner, Mitarbeiter, bibliographische Verzeichnisse der biographischen Hilfswerke usw. anlegen. „Jedem Parteigeist fern, soll die Neue österreichische Biographie nur im Dienst unbefangener, vorurteilsfreier Forschung Österreichs Reichtum an Individualitäten und Österreichs Anteil an den kultur- und weltgeschichtlichen Erlebnissen und Ergebnissen offenbaren." Alle, die mit Rat und Tat die Sache zu fördern gewillt sind, erhalten genauere Aufklärung durch die Mitglieder des Ausschusses, insbesondere durch den Leiter der Vorarbeiten Prof. Dr. Anton Bettelheim (Wien XIX., Karl Ludwigstraße 57). Die Vorarbeiten durchzuführen, hat Dr. Rudolf Payer v. Thurn übernommen.

Wir werden nicht versäumen, über den Fortgang beider Unternehmungen, die hoffentlich gute freundnachbarliche Beziehungen aufrecht erhalten, regelmäßig zu berichten.

Das k. u. k. Kriegsarchiv hat die Vorarbeiten für ein *„Lexion des Weltkrieges"* unter Leitung seines Direktors G.-M. Ritter von Hoen und des Vorstandes der Schriftenabteilung Obersten Alois Veltzé in Angriff genommen. Unter alphabetisch geordneten Stichworten sollen in einzelnen Artikeln behandelt werden: die diplomatische Vorgeschichte des Krieges, die militärische Organisation und Ausrüstung der kriegführenden Staaten und der neutralen Länder, die Errungenschaften der Technik im Kriege (Munitionserzeugung, Waffentechnik, Bautechnik, Flugtechnik usw.), die Kriegswirtschaft aller kriegführenden Staaten, der neutralen Länder und des Hinterlandes, Verpflegung, Verkehrswesen, Währung, Bankwesen, Verordnungen, ökonomische Verhältnisse, Spitalwesen, Gefangenen- und Interniertenlager, Flüchtlingsversorgung, Wohltätigkeit, die Entwicklung der Wissenschaft im Kriege, Kultur und Unkultur des Krieges. Mehrere hundert Fachleute des In- und Auslandes, darunter hervorragende Persönlichkeiten der neutralen Länder, werden an dem Lexikon, das mit Genehmigung des Chefs des Generalstabes geschaffen wird, mitarbeiten. Zuschriften, die das Lexikon betreffen, sind an dessen Schriftleitung Wien VII., Stiftgasse 2, zuhanden des Obersten Alois Veltzé, zu richten.

Von „Österreichs mittelalterlichen Bibliothekskatalogen", welche die kais. Akademie der Wissenschaften in Wien herausgibt, wird demnächst der 1. Band (Niederösterreich), bearbeitet von Prof. *Theodor Gottlieb* (Wien, A. Holzhausen), erscheinen. Im Auftrag des Gesamtvereines der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine hat *Jakob Weiß* eine systematische Sammlung der Nachrichten über „Elementarereignisse und physisch-geographische Verhältnisse vom Beginn unserer Zeitrechnung bis zum Jahr 900" hergestellt (Wien, im gleichen Verlag). Die Wiener Anthropologische Gesellschaft liefert die Fortsetzung zu *Georg Hüsings* „Völkerschichten in Iran" (Wien, A. Hölder). In den Sitzungsberichten der Wiener Akademie (177. Band) beginnt *Wilhelm Kubitschek* eine Reihe von epigraphisch-numismatischen Studien „Zur Geschichte von Städten des römischen Kaiserreichs". Einer der besten Kenner der Reformationsgeschichte Österreichs, der Grazer Historiker *Johann Loserth*, gibt im 55. Band der Monumenta Germaniae paedagogica eine Darstellung des protestantischen Schulwesens der Steiermark im 16. Jahrhundert (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung). Spezialuntersuchungen widmen *Otto Peterka* den „Bürgerlichen Braugerechtigkeiten in Böhmen" (Prag, Calve), *Franz Freiherr von Oer* den „Eremiten in Steiermark" (aus den Akten des Seckauer Ordinariats, Graz, Styria), *Otto Nirenstein* der „Luftfahrt im alten Wien" (Wien, Gilhofer & Ranschburg), *Kurt Kaser* der „Gründung der k. k. Franz Joseph-Universität in Czernowitz" (Wien, Braumüller). „Der Maria Theresia Briefe" hat für Georg Müller in München *W. Fred* ausgewählt und *Hedwig Kubin* übersetzt. Eine kleine Auslese „Aus dem Briefwechsel Maria Theresias mit Joseph II.", übersetzt und herausgegeben von zwei ausgezeichneten Fachmännern *M. v. Landwehr* und *S. Spitzer*, erscheint in den Quellenbüchern zur österreichischen Ge-

Digitized by Google

schichte" (Leipzig, A. Haase). „Österreich-Ungarns Neubau unter Kaiser Franz Joseph I." behandelt in gedrängter und dabei gründlicher Darstellung *August Fournier*, als Geschichtsforscher und langjähriger Parlamentarier zu dieser Aufgabe gleich hervorragend ausgerüstet („Männer und Völker", 18. Bändchen. Berlin, Ullstein & Co.). *Hans Übersbergers* Vortrag in der Dresdener Gehe-Stiftung über „Bulgarien und Rußland" ist jetzt im Druck nachzulesen (Leipzig, B. G. Teubner).

Der geschichtlichen Literatur müssen wir auch den eben ausgegebenen 23. Band der „Schriften des Literarischen Vereins in Wien" zurechnen: „Wien 1840—1848. Eine amtliche Chronik. Mit Vorwort und Anmerkungen herausgegeben von *Karl Glossy*. Erster Teil: 1840—1844." Glossy hat sich in seinen Veröffentlichungen aus dem Archiv der Polizei- und Zensurhofstelle, dessen Bedeutung als einer Fundgrube für die kultur- und literaturgeschichtliche Forschung er als erster erkannt hat, nie an den engen Kreis der zünftigen Geschichtsforscher, sondern immer an das breite gebildete Publikum gewandt; es ist ihm gelungen, im Lauf der Jahre für sich gewissermaßen eine eigene schriftstellerische Gattung herauszubilden: Umwandlung von Aktenstücken in unterhaltende Lektüre. Unbillig wäre es daher, von ihm Rechenschaft über die Herkunft und die Behandlung seiner Archivalien in einem pedantischen Apparat zu fordern, wie ihn der wissenschaftliche Arbeiter zu seiner Entlastung vor dem Forum der Gelehrtenwelt für nötig hält. Auch die Fülle sachlicher Anmerkungen spendet er immer ohne Quellenangabe; dem später nachforschenden und nachprüfenden Gelehrten soll auch nicht die geringste Arbeit erspart bleiben. Diesmal wird uns die für den Kaiser — zur Zeit Ferdinands I. allmonatlich von der Polizei — hergestellte „Zeitungsschau" vorgelegt, mehr als 15 Bogen einfältigster Kanzleistil! Ich versichere, daß ich als Historiker vor allem, was Akten heißt, den heiligsten Respekt hege; aber mußten diese mit saurem Fleiß von einem literaturverlassenen Polizeibeamten zusammengestoppelten alleruntertänigsten Berichte wirklich unbedingt in dieser Form und an dieser Stelle, man bedenke im „Literarischen Verein" — lucus a non lucendo! — gedruckt werden? Auch die äußere Ausstattung der Gabe läßt zu wünschen übrig: unter Berufung auf die Kriegslage hat der geschäftsführende Ausschuß des „Literarischen Vereins" den Einband — und stillschweigend sogar das Inhaltsverzeichnis — „erspart".

Den Darstellungen vergangener Zeiten seien gleich einige Werke, die sich mit der Gegenwart beschäftigen, angeschlossen.

Von den Veröffentlichungen des k. u. k. Kriegsarchivs über den Weltkrieg sind zwei neue Bände erschienen: „*Unsere Kämpfe im Süden*" — mit Buchschmuck von H. Printz und einer großen Zahl farbiger Bilder nach Rudolf Glotz, Adolf Hirémy, Luigi Kasimir, Alexander von Kubinyi, Ferdinand Pamberger, Emil Ranzenhofer, Karl Schuster — (Wien, Manz) und „*Unsere Krieger*" (Wien, L. W. Seidel & Sohn). Zu städtischen Kriegsfürsorgezwecken hat die Gemeinde Wien eine Auslese aus dem von ihr angelegten „*Kriegsstammbuch*" herausgegeben (Wien, Gerlach und Wiedling), 152 Seiten mit Denksprüchen in deutscher, ungarischer, türkischer und bulgarischer Sprache in Autogrammen und mit Bildnissen der Stifter (Monarchen, Staats- und Kriegsmänner) in Rahmen nach Kupferstichen des 17. und 18. Jahrhunderts aus der Familienfideikommißbibliothek; den zeichnerischen Buchschmuck steuerten Cl. Brosch, Fritz Gareis, Harry Heußer, Anton Kaiser, Alfred Ofner, Cl. Roth, Ferdinand Stäger, Hans Steidler, Roland Strasser bei; Martin Gerlach sen. ordnete geschmackvoll die Ausstattung des Bandes an, der als Bildnis- und Handschriftenalbum berühmter Zeitgenossen ohne Zweifel auch außer Österreichs Grenzen viele Liebhaber finden wird. Von dem „*Kriegsalmanach 1914—1916*", herausgegeben vom Kriegshilfsbureau des Ministeriums des Innern, mit Beiträgen hervorragender Schriftsteller, Musiker und Künstler, ist die Luxusausgabe (in einer Auflage von 200 Exemplaren auf holländisches Büttenpapier gedruckt und in echtes Leder gebunden) im Buchhandel fast nicht mehr aufzutreiben. Ein Zeiturkunde kann auch das lebendig geschriebene Büchlein des Czernowitzer Advokaten *Philipp Menczel* genannt werden, der von den Russen „Als Geisel nach Sibirien verschleppt" erst nach mancherlei Gefahren und Abenteuern heimkehrte (Ullstein-Kriegsbücher, 26. Bändchen, Berlin, Ullstein). —

Bei den Schwierigkeiten, mit denen die Druckereien jetzt zu kämpfen haben, ist es begreiflich, daß sprachwissenschaftliche Arbeiten mit ihrem sozusagen zeitlosen Gegenstand zugunsten geschichtlicher Arbeiten, denen vielfach doch ein gewisser aktueller Reiz anhaftet, zurückgestellt werden. In den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften (179. Band) setzt *Maximilian Bittner* seine Studien zur Shaurisprache weiter fort. In einer ergebnisreichen Untersuchung im 180. Band nimmt der Berner Germanist *Samuel Singer* die Bemühungen seines Lehrers Heinzel, aus Wolframs Parzival dessen Quelle zu bestimmen, wieder auf, indem er zunächst von stilistischen Kriterien ausgeht: er bestreitet, daß Wolframs „dunkler Stil" einzig und allein ein Erzeugnis seines individuellen Genius sei, erkennt in ihm vielmehr die Nachbildung einer romanischen Vorlage, die in Frankreich wegen der Besonderheit ihrer Erzählungskunst keine Leser fand, während in Deutschland der zufällig herübergekommene Roman durch einen kongenialen Bearbeiter eingebürgert wurde. Aber auch der Inhalt von Wolf-

Digitized by Google

rams Parzival spricht für die Existenz eines Kyot (Guiot l'enchanteur), der nach Crestien gedichtet hat und außer von Wolfram noch von den Verfassern der Romane von Escanor und von Sone de Nausay und von den Schreibern einiger Handschriften des Crestienschen Perceval benützt worden sein dürfte. Nach Singers Ausführungen war Guiot ein sehr belesener Mann, der lateinische, arabische, provenzalische und altfranzösische Literatur kannte. Wolfram ist seiner Vorlage ziemlich treu gefolgt und hat später die Bataille d'Aliscans ganz nach dem Muster seines Parzival, d. h. im „dunklen Stil", umgearbeitet. — Einen ähnlich wertvollen Beitrag zur englischen Philologie bedeutet *Karl Luicks* Ausgabe des mittelenglischen Gedichts von „Sir Degrevant" (Wien, Braumüller). *Friedrich Meyers* Verzeichnis von R. M. Werners Hebbel-Sammlung (Leipzig, Friedrich Meyers Buchhandlung), einer fast vollständigen Hebbelbibliothek, erweckt in uns das lebhafte Bedauern, daß dieser Schatz in nichtösterreichischen Privatbesitz übergegangen ist.

Von *Johannes Brahms' Briefwechsel* in Max Kalbecks Ausgabe liegen zwei neue Bände vor mit den Briefen an P. J. Simrock und Fritz Simrock (Berlin, Deutsche Brahms-Gesellschaft). Zum 60. Geburtstag widmet der Reichsbund der christlichen Jugend Österreichs *„Franz Eichert"* ein Gedenkbüchlein (Wien, H. Kirsch). —

Höchst erfreulich kommt uns die Nachricht, daß der Verlag von Georg Müller in München sich entschlossen hat, eine neue Ausgabe von *Charles Sealsfields* exotischen Kulturromanen in zehn Bänden, besorgt durch Heinrich Conrad, zu veranstalten. Seit J. B. Metzler in Stuttgart 1846 den Büchermarkt mit einer Oktavausgabe in 18 Bänden und einer Taschenausgabe (ohne „Süden und Norden") in 15 Bänden versah, ist keine Gesamtausgabe von Sealsfields Werken mehr zustande gekommen, und auch in jenen fehlten die „Deutschamerikanischen Wahlverwandtschaften" und die humoristische Skizze „Christoforus Bärenhäuter". Obgleich Sealsfield seinen Nachahmern Friedrich Gerstäcker, Theodor Mügge, Otto Ruppius, Balduin Möllhausen, Karl May weit überlegen ist, wagte es, selbst nachdem die Werke 1894 frei geworden waren, kein deutscher Verleger, dem einst vielbewunderten „großen Unbekannten" zu einer fröhlichen Auferstehung zu verhelfen; nur einzelne Werke fanden in Reclams Universalbibliothek, in Meyers Volksbücher, in Hendels Bibliothek, in Prochaskas „Deutsch-Österreichische Klassikerbibliothek" Aufnahme. Hoffentlich bricht nunmehr Georg Müllers Wagemut das Eis, und das deutsche Volk lernt einen seiner originellsten und gediegensten Köpfe bald wieder aufs neue kennen und schätzen.

Auch *Feuchterslebens* „Geist deutscher Klassiker, eine Blumenlese ihrer geistreichsten und gemütvollsten Gedanken, Maximen und Aussprüche" (1850/52, in 3. Auflage 1866) ist längst vergriffen; eine Auswahl, die Wilhelm Ruland herstellen will, mag als Aphorismensammlung zum Nachdenken anregen.

Halms Meisternovelle „Die Marzipan-Lise" hat der Züricher Verein für Verbreitung guter Schriften in seine Sammlung aufgenommen (Nr. 106). —

Seinen Heimatsromanen schließt *Adam Müller-Guttenbrunn* den Roman des österreichischen Staates an: „Joseph der Deutsche" (Leipzig, L. Staackmann), für den Literarhistoriker auch vom stoffgeschichtlichen Standpunkt interessant als neue Varietät des Kaiser Joseph-Typus. *Arthur Schnitzler* läßt eine neue Erzählung erscheinen „Doktor Gräsler, Badearzt" (Berlin, S. Fischer). *K. H. Strobl* folgt der Meyrink-Mode mit seltsamen Geschichten „Lemuria" (München, Georg Müller). Lustige und leidige Geschichten „Aus den Tiroler Bergen" von *Sebastian Rieger* (Reimmichl), zum erstenmal 1898 erschienen, kann die Innsbrucker Tyrolia jetzt im 8. bis 10. Tausend ausgeben.

Als eines der hoffnungsreichsten Talente unter den jüngeren österreichischen Dramatikern erscheint uns *Julius Bittner* mit seiner vollen Beherrschung aller Ausdrucksmittel der Dicht- und Tonkunst und seiner starken Produktionskraft. Gleich nach dem bedeutenden Erfolg seines deutschen Singspiels „Das höllisch Gold" (Wien-Leipzig, Universaledition A.-G.) ist er mit Szenen aus dem Leben eines wienerischen Talents „Der liebe Augustin" (im gleichen Verlag) hervorgetreten, einem gelegentlich zum Melodram sich steigernden Schauspiel mit eingelegten Liedern, das Ganze selbstverständlich auch von ihm vertont. In Bittner steckt ein Wiener Volksdichter, und schon darum verdiente er eine weit größere Förderung, als ihm von Bühne und Presse zuteil wird.

Von *Eduard Hlatkys* dramatischem Gedicht „Weltenmorgen", das in den ersten zehn Jahren 1896—1907 fünfmal aufgelegt werden konnte, gibt die Herdersche Verlagshandlung in Freiburg nunmehr die 6. und 7. Auflage aus.

Eine Komödie „Garten der Jugend" von dem in polnischer und deutscher Sprache dichtenden *Thaddäus Rittner*, der bei dem letzten Wechsel in der Leitung des Burgtheaters von vielen Seiten ernstlich als Anwärter auf den Direktorposten ins Auge gefaßt wurde, ist im Deutschösterreichischen Verlag in Wien erschienen. Leichte Theaterware ist das Lustspiel „Die reizende Frau" von *Alexander Engel* und *Hans Saßmann* (Wien, Moritz Perles). In der „Wiener Mittagszeitung" veröffentlichte Unterredungen mit Schauspielern des Burgtheaters hat *Curt Kronfeld* unter dem Titel „Burgtheater und Weltkrieg" nun auch in einem Büchlein vereinigt (im gleichen Verlag).

Von Lyrik liegt wenig vor: ein Büchlein der Liebe „Das neue Fest" von *Alfons Petzold* (Wien,

Digitized by Google

Anzengruber-Verlag), „All meine Liebe" von *Max Roden* (Warnsdorf, Ed. Strache), „Der heilige Kampf. Neue Kriegslieder" von *Bruder Willram*, dem Innsbrucker Professor Anton Müller (Innsbruck, Tyrolia), „Klang der Zeit" von *Carl Bayer* (Prag, Calve).

Der Verlag A. Wolf in Wien bereitet zwei graphische Werke vor: die „Gedichte" von *Hans Christian Andersen*, herausgegeben und eingeleitet von Rose Silberer mit handkolorierten Bildern und Buchschmuck von *Franz Wacik*, und eine Mappe mit farbigen Blättern (37:29,5 cm) „Galante Frauen" von *Ernst Deutsch*. Bei R. Lanyi erscheinen Zeichnungen von *Egon Schiele*, 12 Blätter in Originalgröße (51:34,5 cm). *Oskar Kokoschka* kündigt eine Buchausgabe seines „Hiob" an mit zwölf ganzseitigen und vielen kleineren Originalsteinzeichnungen (Berlin, Paul Cassirer).

In der Reihe der Künstlerbilderbücher „Österreichs Ruhmeshalle", die Anton Herget im Schulwissenschaftlichen Verlag A. Haase in Leipzig herausgibt, sind auf „Franz Grillparzer" (Bilder von F. Wacik, Text von A. Herget), „Marie von Ebner-Eschenbach" (Bilder von M. Grengg, Text von Dora Siegl) und „Wilhelm von Tegetthoff" (Bilder von Harry Heußer, Text von Richard von Lerch) gefolgt.

Von den Zeitschriften sei das neue Heft des 34. Bandes des „Jahrbuchs der kunsthistorischen Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses" hervorgehoben mit Aufsätzen von Leo Planiscig („Randglossen zu Venedigs Bronzeplastik der Hochrenaissance") und Frau E. Tietze-Conrat („Zur höfischen Allegorie der Renaissance"). Im „Donauland", 5. Heft, hat Schreiber dieser Zeilen „Neue Lenau-Dokumente" mitgeteilt: einen Brief des Anstaltsarztes Dr. Heinrich Ellinger an Gustav Pfizer vom 22. April 1853 über Lenaus Zustand in der Winnenthaler Irrenanstalt 1844—1846 und die ergreifenden Aufzeichnungen Lenaus in seinem Einschreibbuch vom 6. bis 25. November 1844 (mit drei Schriftproben).

Wien, 15. Juli 1917.

Prof. Dr. Eduard Castle.

Neue Bücher und Bilder.

Neuigkeiten aus der Schweiz.

Konrad Bänninger, Stille Soldaten. *Zürich, Rascher & Co.* Geheftet 1,20 Fr.

Dieses schmächtige Versbüchlein wiegt innerlich schwer. Federer hat recht, wenn er Bänningers Schweizergedichte aus der Kriegszeit einfach als „vorbildlos, von keiner Literatur bestaubt" charakterisiert. Die Quintessenz dieser starkmütigen Kunst, die wie ein Bergkristall aus der wertvollen Reihe „Schriften für Schweizer Art und Kunst" (Nr. 68) hervorleuchtet, haben wir in dem poetischen Monumentalbild „Der General" zu suchen, einem Gedicht, das Gemeingut aller Eidgenossen und ihrer Freunde zu werden verdient.

Carl Albrecht Bernoulli, Der sterbende Rausch. Roman aus der Zeit der Schweizer Grenzbesetzung. *Basel, Frobenius.* Geheftet 5,50 Fr.

Ein Buch der Gegensätze: Deutsch und welsch, protestantisch und katholisch, autoritativ und demokratisch, Militär und Zivil, Pflicht und Neigung, Natur und Unnatur, blühende Poesie und nüchterne Wirklichkeit, so und noch anders heißen die Elemente, aus denen der besinnliche Basler Erzähler seinen epischen Trank gemischt hat. Gottfried Keller, Flaubert, ja selbst Zola geben uns streckenweis das Geleite, und doch verliert sich der moderne Roman aus dem Kriegsjahr 1914 an seine einflußreichen Vorbilder nicht, das liegt schon im Stoff begründet. In der Nähe von Pruntrut spielt die dramatisch bewegte Handlung. Ein aargauischer Offizier, Deutschschweizer von Geburt und Gesinnung, kommt mit seiner Kompagnie nach dem welschen Berner Jura „auf Grenzwacht". Hier lernt er, der daheim fast schon verlobt ist, ein wunderliches Mädchen aus französischem Blute kennen, halb Mignon, halb Madame Bovary, und seine Sinne werden benebelt. Ein Konflikt läst den andern ab, schließlich jedoch überwindet seine gesunde starke Natur den tollen Rausch, Leib und Seele erwachen zu neuem Leben. Nicht alle Personen seiner Umwelt sind so scharf und sicher gezeichnet wie er selbst. Manche Gestalten muten uns puppenhaft, andere allzu schattenhaft an. Faustine, die Braut des Helden, steht ganz abseits, während ihre vergötterte Nebenbuhlerin bis zum Ende überragend die Führung behält. Mitunter fällt Bernoulli in theatralische Posen, für die ihm, ohne daß er es will, abgestandene Romanfiguren der Unterhaltungsliteratur die üblichen Modelle abgeben.

Der armselige Abbé z. B. hat weder etwas von einem streitbaren Diener der Kirche, noch von einem idealen Seelsorger, sein molluskenhafter Charakter zerflattert in leeres Nichts. Wie anders glückt es dem Verfasser dagegen, mit einem Federstrich den bereits historisch gewordenen General Wille zu zeichnen, und von dem wunderbaren Hintergrund der heimischen Landschaft die friedlich-kriegerischen Veränderungen seines Vaterlandes sich abheben zu lassen:

Der Wille, der ist General
Er reitet über Berg und Tal,
Und daß er nicht alleine reite,
Der Sprecher reitet ihm zur Seite.
Es rückt und reitet hinterher,
So Roß als Mann das ganze Heer —
Der Wille will, der Sprecher spricht:

Digitized by Google

Nun schaut dem Tod ins Angesicht! . . .
Kopf hoch, das Käppi im Genick,
Die Augen hell, den Blitz im Blick —
So stehen, Glied an Glied geschlossen,
Gerad und steif die Eidgenossen.
Wohlan, nun schiebt den Riegel gut
Um Pfirt herum und bei Pruntrut.
Und wenn's nicht anders gehen soll,
So zahlt das rote Blut den Zoll.

Der Titel des Buches hat einen symbolischen Doppelsinn. „Ein Menschenleben kann nur gesund sein, so lange es seine verborgenen Grundlagen in Ehren hält." Ins allgemein Menschliche übertragen erscheint dieser Satz auf die Völker der kampferfüllten Gegenwart angewendet. Auch der Weltkrieg bedeutet einen Rausch, aus dem der erkrankte Geist des Erdballs eines Tags erwachen wird. „Europa sieht seinen sicheren Untergang vor Augen, wenn es nicht von Grund aus künftig ein anderes Leben führt." — „Und Sie meinen, Europa wird aus Schaden klug?" — „Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als nie mehr in diesen Zustand sinnloser Betrunkenheit zu verfallen." — „Und so wäre denn dieser Krieg —?" — „Der sterbende Rausch!"

Ausstattung, Papier und Druck lassen nichts zu wünschen übrig. Nur das Format erscheint wenig zweckentsprechend. Vielleicht entschließt sich der Verlag zu einer Feldausgabe, die gewiß auch an der deutschen Front zahlreiche Freunde fände.

Jakob Boßhart, Ein Erbteil. Novelle. *Zürich, Rascher & Co.*

Das ergreifende Seelengemälde von Röhrli Reigel, dem Sohn eines Mörders, wie er umzischelt vom Argwohn und Mißtrauen seiner Mitbürger, verfolgt vom blutigen Schatten des unglücklichen Vaters, gehaßt, gemieden, verlästert seinen eigenen Weg findet und entschlossen betritt, um, getreu seinem Konfirmationsspruch „einen guten Namen zu bekommen", hat ein Meister epischer Kleinkunst geschaffen. Das Buch selbst, ein schmuckes Bändchen in Gelbleinen (Preis 1,60 Fr.), mit seinen klaren Antiqualettern, erweckt einen freundlich einladenden Eindruck und so steht der helle sieghafte Abschluß der von düstern Unheimlichkeiten eigentlich niemals überwucherten Geschichte mit ihm auch rein äußerlich im schönsten Einklang.

Alexander Castell, Fieber. Drei Novellen. *München, A. Langen.* Geheftet 3 M.

Eros und Thanatos heißen die beiden Pole, um die sich wie immer bei dem am meisten oder, besser gesagt, eigentlich einzigen weltmännischen Erzähler aus der Deutschen Schweiz alles dreht. Das neurasthenische Zeitalter unmittelbar vor dem Kriege hat kaum einen schärferen Charakterister aufzuweisen als Castell. Heute muten einen seine in allen Farben spielenden und dabei aufwühlenden Schilderungen jener dekadenten Welt fast schon historisch an. J. V. Widmann hat einst den jungen Castell mit Stendhal verglichen, andere stellten ihn Maupassant an die Seite. Ich möchte beide Vergleiche nicht ohne weiteres unterschreiben; jetzt ist er jedenfalls längst ein Eigener, typisch für die Epoche des großen Zusammenbruchs.

Otto Graf, Charakterbilder aus der Geschichte des 19. Jahrhunderts. Zwei Teile. *Bern, A. Francke.* Gebunden je 4,80 Frs.

Diese historische Anthologie, deren erster Teil die Zeit von 1789 bis 1815 umfaßt und vor fünf Jahren erschienen ist, behandelt in ihrem zweiten Teil die Ereignisse vom Sturze Napoleons bis zur Errichtung des zweiten Kaiserreichs. Was sie vor ähnlichen Unternehmungen auszeichnet, ist ihr spezifisch schweizerischer Standpunkt. Dementsprechend wird den Vorgängen innerhalb der Eidgenossenschaft ein verhältnismäßig sehr großer Raum gewährt. In allen Fragen der inneren Politik ergreift der radikal - freisinnig - demokratische Verfasser für einen kulturkämpferisch scharfen Liberalismus Partei. Das zeigt sich besonders in der Darstellung des Sonderbundskriegs und der Jesuitenaustreibung. So wird der Text manchen Widerspruch wecken. Die Auswahl der Bilder und Ausstattung des Werkes selbst darf jedoch allgemeinen Beifalls sicher sein.

Otto von Greyerz, Schweizer Kinderbuch. *Bern, A. Francke.* Geb. 2,70 fr.

Der Pappband mit dem farbigen Gockel gehört zu den entzückendsten Erzeugnissen Schweizerischer Buchkunst. Ein trefflicher Volksliedsammler und Forscher hat hier gemeinsam mit einem anerkannten Künstler ein Werk geschaffen, das in der Kinderliteratur vorbildlich sein mag. Von den vielen bunten und schwarzen Bildern fällt keines unter die Grenze des Vollwertigen. Der Text, teils hochdeutsch, teils schwyzerdütsch, in der Hauptsache Kinderreime, dann Gedichte von Güll, Hoffmann von Fallersleben, Reinick, Overbeck, Rückert, Hebel, Hey, Arndt, ferner köstliche Prosa, z. B. aus dem Märchenschatz der Brüder Grimm, Skizzen aus dem Tierleben, heimische Sagen von Wilhelm Tell u. ä., sowie der Anhang Lesetafeln für die Schweizerischen A-B-C-Schützen ist so inhaltsreich und formvollendet, daß wir die kleinen Eidgenossen um dies Buch ernstlich beneiden. Auf solche Weise wird diesen schon frühzeitig Verständnis und Liebe für die Kultur des schönen Druckwerks beigebracht, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn die heranreifende Generation gerade in Bern und Zürich immer mehr Bibliophilen stellt.

Digitized by Google

G. Grünberg, Feldpostbriefe von Schweizer Deutschen. *Zürich, Artist. Institut Orell Füßli.* Gebunden 3 Fr.

Das stimmungsvolle Titelbild des grauen Sackleinenbandes zeigt einen unserer Feldgrauen im Unterstand, vom flackernden Kerzenschein und nächtlichen Mondlicht umflutet, schreibend. Das Bild ist für den Inhalt des Buches typisch. Die darin vereinigten Briefe rühren alle von reichsdeutschen Kriegern her, die, in der Schweiz aufgewachsen, mit den Schweizern fühlen und denken gelernt haben. Mehr als einer von den Schreibern nennt Deutschland sein Vaterland und die Eidgenossenschaft seine Heimat. Dabei sind auch alle Parteien vertreten, von der konservativen Rechten bis zur radikalsten Linken. Je nach der Überzeugung des einzelnen fällt sein Urteil aus. Aber gerade die Gegensätze, die in der Sammlung zum unverblümten Ausdruck kommen, halten den Leser in Spannung und geben ihm zu denken, wenn er auch längst schon das ganze zu Ende gelesen hat.

Xaver Herzog, Ausgewählte Werke. Bearbeitet durch *Ignaz Kronenberg. Luzern, Räber & Co.* Einzelpreis des gebundenen Bändchens 1,75 fr., bei Abnahme der ganzen Reihe (12 Bändchen) 1,50 fr.

Franz Xaver Herzog, geboren 1810 zu Münster im Kanton Luzern, von 1841 bis 1883 katholischer Pfarrer in Ballwil, gestorben 1883 als Chorherr in seinem Geburtsorte, ist von Kennern mit Alban Stolz und Jeremias Gotthelf verglichen worden. In den deutschen Literaturgeschichten, selbst in der des gelehrten Benediktiners Anselm Salzer, sucht man seinen Namen merkwürdigerweise vergebens. Das rührt wohl daher, daß Herzogs Verleger für die Verbreitung ihres Autors wenig oder nichts getan haben. Die erste Auswahl seiner Werke dürfte ihn nunmehr auch weiteren Kreisen außerhalb seines engeren Vaterlandes und seiner Glaubensgenossen darin bekannt machen. Seine literarische Eigenart verdient es, trotz des mitunter stark polemischen Tones, den er voll urschweizerischer bäuerlicher Derbheit anzuschlagen versteht. Kein Geringerer als Heinrich Hansjakob hat seinen Amtsbruder in der Schilderung einer Schweizerreise „Alpenrosen mit Dornen" (1905) wiederentdeckt. Er bedauert es ausdrücklich, daß dieser „Numero-Eins-Mann, dieser tüchtige und geniale Pfarrer" totgeschwiegen werde, denn selbst den katholischen Eidgenossen ist er bis dahin kaum mehr in Erinnerung gewesen. Wie sein berühmter evangelischer Landsmann, der Pastor von Murten, so kennt auch Herzog das Schönfärben nicht. Seine Heimatliebe, seine Bodenständigkeit, sein Wirklichkeitssinn ist so echt, daß er als der getreueste Sittenschilderer des Luzernischen im 19. Jahrhundert erscheint. Schon die Erzählung

des ersten Bandes „Wie's Babeli zu einem Mantel kommt" gibt ein typisches Beispiel seiner gemüt- und humorvollen, wahrhaft poetischen Darstellung. Neben allen Lichtseiten der blühenden Weiblichkeit auf dem Lande läßt Herzog auch die Schattenseiten hervortreten: Neid, Eifersucht, Hinterlist, Händelstifterei, Zuträgerei, mitunter auch Leichtsinn und dann und wann einen schweren sittlichen Fehltritt, dessen traurige Folgen uns schließlich, wie der die Moral gleichfalls stark im Auge behaltende Herausgeber bemerkt, in ihrer ganzen erschütternden Tragik vorgeführt werden. Besondere Teilnahme erweckt das geistliche Charaktergemälde „Fridolin der Vikar" (im vierten Band), ein würdiges Seitenstück zu der späteren „Jungfer Therese" Federers. Der Verfasser bekundet darin seinem Stand gegenüber eine Offenherzigkeit, die sich ein Menschenalter später nur noch ein Hansjakob herausgenommen hat. Er sieht nämlich überall den Menschen und malt keine Heiligen. Wenn Herzog, der nicht bloß Novellen, sondern auch Biographien, geschichtliche Abhandlungen, Erbauungsschriften, politische Flugschriften u. a. in die Welt geschickt hat, manchmal die Tendenz derart stark hervorkehrt, daß selbst der gesinnungsgenössische Herausgeber sie als störend empfindet, so dürfen wir nicht vergessen, in welcher Zeit seine Werke entstanden sind, in der Periode des Sonderbundskriegs und Kulturkampfs. Im Grunde genommen aber ist und bleibt der warmempfindende Freund der Natur ein Ireniker. Sein behaglicher Charakter gefällt sich in epischer Breite und bedroht immer wieder den Künstler in ihm. Sprachlich bemüht er sich, die heimische Mundart dem Hochdeutschen anzupassen, um gemeinverständlich wirken zu können. Kronenbergs Ausgabe, von der erst einige Bände vorliegen, wendet sich in erster Linie ans Volk. Er kürzt den Originaltext, je nachdem er es für gut findet, aber purgiert nicht! Dieses sei im Hinblick auf manchen „verschönerten" Gotthelf-Neudruck besonders anerkannt. Auch die Beigabe zeitgenössischer Bilder, den Originalausgaben entnommen, verdient Beifall. Die Anmerkungen und Erklärungen im Anhang eines jeden Bandes erscheinen durchaus zweckentsprechend. Hoffentlich ersteht Herzog bald ein literarhistorisch geschulter Erforscher seines Lebens und Lebenswerkes, der, Kronenbergs Spuren folgend, schließlich auh eine Gesamtausgabe des bedeutendsten Luzerner Volksschriftstellers in Angriff nimmt.

Ricarda Huch, Jeremias Gotthelfs Weltanschauung. Vortrag. *Bern, A. Francke.* Kart. 1,80 M.

Die kleine Schrift gehört zu dem Besten, was wir über Gotthelf und was wir von Ricarda Huch besitzen; klarer Gedankenaufbau, ebenso warme

Digitized by Google

wie scharfe Charakteristik, formvollendeter Stil, tief schürfende Gründlichkeit zeichnen sie in besonderem Maße aus. Nach ihr erscheint der Klassiker der Dorfgeschichte weder als Politiker noch gar als Reaktionär, wie er vielfach falsch beurteilt wird, und nur insofern kann man ihn einen Konservativen nennen, als er (gleich seinen Zeitgenossen Stifter und Droste-Hülshoff) ein entschiedener Anhänger des Alten, der alten göttlichen Ordnung ist. Der Familie, auf der sich Welt und Gottesreich aufbauen, und in der Familie der Frau schenkt er seine innigste Teilnahme, seine liebevollste Aufmerksamkeit. In der Frau erblickt er die Vertreterin des Überirdischen, weil sie mehr Liebe hat als der Mann. „Erst gibt der liebe Gott einen Bräutigam," sagt Gotthelf einmal, „der schließt das Herz auf, dann kommen Kinder und reinigen es, dann kommen Enkelkinder und erhalten es weich und warm, bis endlich Gott selbst kommt und es verklärt mit seiner Klarheit." Doch gilt ihm das Tatchristentum alles, das Wortchristentum nichts. „Bei jeder Sache, die man tut, mit ganzem Herzen und ganzer Seele dabei sein, das ist nach Gotthelfs Auffassung christlich" (Huch). Gotthelf zieht alle Stände, Einrichtungen und Fragen der menschlichen Gesellschaft in den Kreis seiner Betrachtung, und dabei ist er kein weltflüchtiger, vergangenheitsfrommer Romantiker, sondern ein Gegenwarts-, ein Wirklichkeitsmensch. Sein Ideal auf Erden ist der richtige Hausvater: „Im Hausvater liegt eine ganz eigene Kraft und Macht, auf dem Hausvatertum ruht das Deutschtum und das Christentum, vom Hausvater aus geht die erziehende Kraft und die väterliche Liebe, er ist die sichtbare Vorsehung." Ricarda Huch weist darauf hin, daß es Gotthelf nicht gelungen sei, die Leserwelt von der Wahrheit seiner Weltanschauung zu überzeugen. Der moderne Mensch glaube überhaupt nicht mehr an absolute Wahrheit, Schönheit und Güte, sondern nur an eine durch die Person bedingte. Erst die Not werde die Menschheit treiben, wieder einen außer ihrer Willkür liegenden Mittelpunkt zu suchen, der ihr die verlorene Kraft wiedergibt, und damit zur natürlich-göttlichen Ordnung zurückzukehren. Die gedankenreichen Schlußfolgerungen der Verfasserin im einzelnen zu erörtern, fehlt hier der Raum. Aber indem sie Gotthelf dadurch von den Romantikern unterscheidet, daß er sich nicht die Äußerlichkeiten des Mittelalters angeeignet hat, sondern seinen Geist; daß er die christlich-mittelalterliche Welt nicht deshalb vorzieht, weil sie bunter, farbiger, ästhetischer, sondern weil sie vernünftig, im höhern Sinn nützlich ist, begeht sie einen alten Jugendfehler, sie faßt den Begriff „Romantiker" zu eng, denn außer der etwas spielerischen Romantik von Fouqués „Undine" bis zu Redwitz' „Amaranth" hat es doch, vor allem zur Zeit ihrer Spätblüte, noch eine andere bodenständige, handlungsfreudige und erzieherische Romantik gegeben, die Romantik eines Eichendorff und Stifter. Ein Vergleich dieses großen Pädagogen aus dem Böhmerwald etwa mit dem Bayer Johann Michael Sailer, dem Schwaben Ludwig Aurbacher und dem Schweizer Jeremias Gotthelf würde sich lohnen, er würde erweisen, daß nahezu die gleichen Ideen bei all den Genannten fast gleichzeitig wirksam gewesen sind und jetzt wieder zu Ehren kommen.

Alfred Huggenberger, Aus meinem Sommergarten. Ein Strauß für die Jungen und die jung geblieben sind. *Frauenfeld und Leipzig, Huber & Co.*

Die wunderbare Blumen-, Baum- und Himmelspracht des farbigen Titelbildes, das die blaugoldene Einbanddecke mit dem kräftigen Pergamentrücken schmückt, läßt uns den Inhalt der jüngsten Schöpfung aus des thurgauer Landwirts Huggenberger episch-lyrischer Werkstatt ahnen. Der Meister gedenkt demnächst (im Dezember dieses Jahres) die Mittagshöhe seines Lebens zu überschreiten. Bevor er jedoch den 50. Geburtstag feiert, hält er noch einmal Rückschau und sonnt sich im Abglanz der eigenen Jugend. Der Band enthält eine sorgfältige Auslese aus Huggenbergers Abenteuern, Märchen und Gedichten, zum Teil früheren bei Staackmann in Leipzig und Huber in Frauenfeld erschienenen Versbüchern („Die Stille der Felder" und „Hinterm Pflug") entnommen, zum Teil bisher Ungedrucktes. Wald und Feld, Haus und Hof und Garten, Berg und Tal der Heimat bilden den Hintergrund für all die unvergänglichen Geschichtlein, von denen „Der Marktgang" und „Jaköblis Weihnachtsbaum" Jugenderinnerungen des Verfassers selbst bedeuten. Am tiefsten aber packen uns seine Gedichte, leuchtende Erzadern aus den stillen und ergiebigsten Schächten des markigen bäuerlichen Volkstums in der deutschen Schweiz, wuchtige Sonnenblumen, die goldgelb in die lachende Welt hineinstrahlen, jubelnde Lerchenlieder und wehmütige Nachtigallenklagen, poetische Bekenntnisse eines reifen Mannes, der jung geblieben ist, jung und frisch wie die immergrünen Tannen in seiner ländlichen Einsamkeit. Was aber an Bildern und Zeichnungen von Ernst Kreidolf, Otto Marquard, Rudolf Münger und Lore Rippmann diesem frohernsten Bauernspiegel beigegeben erscheint, das paßt dazu wie Licht und Rahmen. Solche Bücher liest man nicht bloß einmal, man liest in ihnen wieder und immer wieder.

Paul Ilg, Der starke Mann. Eine schweizerische Offiziersgeschichte. *Frauenfeld und Leipzig, Huber & Co.*

Ilgs Militär- und Zeitroman hat sowohl in der deutschen wie in der welschen Schweiz bereits

Digitized by Google

recht viel Staub aufgewirbelt. Er wirkt stark tendenziös, sogar sehr stark tendenziös; das schadet der Poesie, sicherlich aber nicht der „Aktualität". Unter den Erzählungen des kernigen, gemütvollen, manchmal an Mörike gemahnenden Bodensee-Alemannen nimmt „der starke Mann" literarisch genommen den letzten Platz ein. Der Held ist ein schweizerischer Instruktionsoffizier, der in Potsdam hospitiert hat und den preußischen Geist in die heimische Armee verpflanzen will, dabei aber nur die armseligste Karikatur darstellt. Übelste französische Roman-Romantik füllt die Handlung aus. Auch die sprachliche Verwilderung beweist, daß der Verfasser von allen guten Geistern des deutschen Wesens verlassen schnell und hastig gearbeitet hat, nur um rechtzeitig vors Publikum zu gelangen, und die Gewitterstimmung der „Obersten-Affäre" als günstige Konjunktur gehörig auszubeuten. Dies ist ihm denn auch vollauf gelungen. Das „Journal de Genève" hat sofort eine französische Übersetzung des Romans in ihrem Feuilleton gebracht. Ein weiterer Kommentar erscheint daher überflüssig. Vielleicht entschließt sich Ilg, nun auch das dringender notwendige Seitenstück zum „Starken Mann" nach preußischem Zuschnitt in einem westschweizerischen Zeitgemälde zu liefern. Ich empfehle ihm zu diesem Zweck, den Putschversuch zu La Chaux-de-Fonds mit Nationalrat Graber als Helden dichterisch zu verarbeiten. Denn er will doch hoffentlich seine angeborene Kunst nicht zur einseitigsten Tendenzmacherei herabsinken lassen. Wenn Ilg es wirklich ehrlich meint, dann muß er auch Kehrseite der Medaille aufdecken.

Paul Ilg, Sonntagsliebe. Novellen und Gedichte. *Reuß & Itta, Konstanz am Bodensee.*

Einen so peinlichen Eindruck Ilgs letztes Werk „Der starke Mann" erweckt, so freudig, herzerfrischend und belebend wirkt seine prächtige Sammlung „Sonntagsliebe", die ihn von der schönsten Seite seiner besten Vergangenheit zeigt. Walter Jerven leitet mit ihr eine neue Reihe „Rheinborn-Bücher" ein, und er hat da einen guten Griff getan. Bei aller im Grunde genommenen lyrischen Weichheit und Feinheit der Empfindung versteht es Ilg, scharf zu charakterisieren. Wo er aber ganz Dichter sein darf in seiner ursprünglichsten und reinsten Bedeutung, in seinen Gedichten, da pflanzt er die Überlieferung der großen „Schwaben" aufs Glücklichste fort, da erst offenbart er seine reiche, von der Volkspoesie befruchtete Eigenart. — In den folgenden Bändchen des aufstrebenden Unternehmens treten uns der Österreicher Alfons Petzold, die Württembergerin Auguste Supper, der Berliner Fritz Mauthner, der Bayer Carl Stieler, ferner eine Reihe badischer Dichter entgegen, also namhafte Vertreter des literarischen Schaffens aus älterer und neuerer Zeit, ohnn Unterschied des Geschlechts und der Abkunft aus allen Landen, soweit die deutsche Zunge klingt. Die mehrfarbigen Einbände sind von anerkannten Künstlern entworfen. (Preis geb. je 1,50 M.)

Eugen F. Spengler, Heimat zu: Erlebnisse eines Schweizers in den Augusttagen 1914. *Bern, A. Francke.* Geheftet 1,80 M.

Auf der einsamen Heerstraße eines schier endlosen Steppenlandes reitet, bloß von seinem Hund begleitet, einer, der es offenbar sehr eilig hat. Ein schweres Ungewitter prasselt nieder und schlägt ihm ins Gesicht. Wird er das schützende Obdach seines heimischen Herdes erreichen? Mit dieser bangen Frage entläßt uns die Umschlagzeichnung von Emil Cardinaux, und wir beginnen zu lesen: Die Geschichte eines Baslers, aber keines trockenen, geldstolzen Krämers oder vornehm zurückhaltenden Patriziers, sondern eines lebenslustigen Wandervogels, Künstlers und Literaten zugleich, der uns seine abenteuerliche Reise aus dem Herzen Rußlands über Kiew, Odessa, Bukarest, Pest, Wien usw. nach der Heimat beschreibt. Diese Reise fällt in die historisch denkwürdige Zeit der russischen Mobilmachung und endet am 22. August 1914, an dem sich der Verfasser seinem Hauptmann zum Dienst meldet. Wer nicht wüßte, daß im fernen Osten sich vieles ereignet, was der gewöhnliche Sterbliche bei uns zu Hause für unmöglich hält, könnte das romantische Kaleidoskop dieses dramatisch bewegten kleinen Werkes für eine mehr oder minder gelungene poetische Erfindung halten. Man spürt förmlich den heißen Atem der Geschehnisse und wird von ihrem tollen Wirbel erfaßt, der einen nicht mehr losläßt, bis man mit dem Verfasser in der friedlichen Schweiz gelandet ist. Das handlich kartonierte Buch wird nicht nur vielen Feldgrauen willkommen sein, es bedeutet eine innere Bereicherung unserer Kriegsliteratur, die an guten Erzeugnissen allerdings nicht reich ist!

Ernst Zahn, Die Liebe des Severin Imboden. Roman. *Stuttgart* und *Berlin, Deutsche Verlagsanstalt.* Gebunden 5 M.

Zu den wenigen Schweizern, die je älter sie werden, desto deutlicher so schreiben, als ob sie keine Schweizer wären, jedenfalls ganz von dem Individuellen ihrer Scholle und stammheitlichen Eigenart absehen zu sollen meinen, zählt zweifellos der berühmte Gastwirt von Göschenen: Ernst Zahn. Seine Kunden sind in aller Welt daheim, mehr Ausländer als Einheimische. Und das hat auch auf seine Kunst abgefärbt. Gewiß benutzt er gern schöne Gebirgslandschaften als Folie, wo seine enthaltsamen, innerlich verschlossenen Charaktere am besten gedeihen. Aber das ideale

Digitized by Google

Alpenpanorama faßt er so typisch auf wie die Gestalten, die er zeichnet. „Wo es geschah, und wann es geschah, will ich nicht sagen. Lege der eine es in die Vergangenheit, will ich ihn nicht schelten, und dem andern nicht gram sein, der das Ereignis in unsern Tagen sucht. Das Band mag Heimat oder Fremde sein. Jeder findet es dort, wo es ihm gut scheint . . ." Also leitet Zahn seinen letzten Roman ein, ein phantasievolles Gebilde, überreich an spannender Handlung und sauber gezeichneten Figuren. Die hohe und niedere Minne in allen möglichen Abarten diesseits und jenseits des Ozeans findet sich vertreten. In seiner formellen Abgeklärtheit erinnert Zahn an Paul Heyse, in seiner strengen, herben Sittlichkeit jedoch eher an seinen Landsmann Federer; wenn auch Zahns Weltanschauung nirgends einen Stich ins spezifisch Religiöse hat, eine gewisse Weihe strömen alle seine Bücher aus. Und so opfert am Ende selbst der unruhige, brüchige, lebensgierige Severin Imboden das letzte Stück seines Daseins einer armen Schwachsinnigen. Diese Sühne läßt ihn innerlich geläutert und befreit die Erde verlassen. Die ewigen Werte behalten den Sieg über vergängliche Leidenschaften. „Die Liebe des Severin Imboden" bildet, was den Charakter der Hauptfigur anlangt, das sinnfälligste Gegenstück zu „Lukas Hochstraßers Haus," dem bisher erfolgreichsten Roman des Verfassers. Daher ist in seinem Lebenswerk fortan das eine von dem andern nicht zu trennen. Der ganze Zahn läßt sich erst aus beiden zusammen erfassen. *Kosch.*

Achim von Arnim, Die Majoratsherren. Novelle. Mit sieben Lithographien von Karl Thylmann. *Leipzig, Kurt Wolff* Verlag 1917. 4°. 56 Seiten.

Der große Erzähler Arnim steht im Schatten. Der farbiger leuchtende Freund Brentano und das sprühende Meteor E. T. A. Hoffmanns haben das Auge der Zeitgenossen und der Nachkommen mit ihrem Glanze geblendet; aber seine Stunde wird kommen, wenn die Erkenntnis erwacht, welche hohen Werte Novellen wie „Isabella von Ägypten", „Die Ehenschmiede", „Owen Tudor" und „Die Majoratsherren" bergen. Die schöne, von Liebe und wissenschaftlichem Wahrheitssinn durchdrungene Charakteristik Wilhelm Grimms an der Spitze der Gesamtausgabe von 1839ff. sagt: „Aus Arnims Dichtungen quillt uns eine Fülle von Leben entgegen. Er war kein Dichter der Verzweiflung, der an der Pein innerer Zerrissenheit sich ergötzt: über Verwirrung und Dunkel erhob er sich, wie die Lerche, zur Abendröte, um die letzten Sonnenstrahlen mit Gesang zu grüßen und auf den kommenden Tag zu hoffen. Es ist wahr, manchmal war der Becher zu klein, und der Wein strömte über, oder er war zu groß

und wurde nicht bis zum Rande gefüllt, immer aber war der Duft, der davon aufstieg, rein und erfrischend. In seinen Novellen, von welchen einige meisterhaft angeordnet und ausgeführt sind, hat er mit feiner Beobachtungsgabe einzelne Richtungen der Zeit herausgehoben, und ich zweifle nicht, daß ihnen die Anerkennung, die sie verdienen, zuteil wird."

Diese Hoffnung Wilhelm Grimms konnte sich nicht erfüllen, solange die Eigenschaften des Dichters geringgeschätzt wurden, die uns heute die eigentlichen, für die Einschätzung entscheidenden dünken, und so blieben von Arnims Novellen nur die im allgemeinen Bewußtsein lebendig, deren spannender, den Verstand des Lesers befriedigender Verlauf, Lustigkeit und anekdotenhafter Habitus an die Unterhaltungsliteratur grenzte: „Fürst Ganzgott und Sänger Halbgott" (ein Fund für die nach Stoffen spähenden Librettisten des heiteren Musikdramas), „Der tolle Invalide auf dem Fort Ratonneau", „Die Verkleidungen des französischen Hofmeisters und seines deutschen Zöglings".

Aber weit mehr bedeuten jene Erzählungen Arnims, die den Vielen nicht so leichten Genuß gewähren können, weil hier die Leser in geheimnisvolle Tiefen, ins Halbdunkel der Seele zwischen Traum und Wachen hinabgetaucht werden. Solch eine Novelle sind die „Majoratsherren". Beileibe keine Spukgeschichte; aber das Wirkliche dehnt sich über die Grenze der Tagansicht hinaus, aus dem nächtlichen Bereich taucht das Grausen des Wahnsinns, der Tod läßt sein Nahen in schaudernder Ahnung fühlen, larvenhaft groteske Gesichter grinsen uns an. Diese Stimmungen, verstärkt durch die scharf beleuchtete Zeichnung der Szene und der Situationen, zwingen mit stärkster Gewalt zum Miterleben, sie haben dem Künstler den Stift in die Hand gedrückt und sind in den sieben Lithographien Karl Thylmanns festgehalten worden, so überzeugend und mit so vielem Können, daß völliges Eingehen von Wort und Bild ineinander die Folge war. Auch der hochbegabte Maler mußte zu den zahllosen Opfern dieser Zeit zählen. Er wäre der Rechte gewesen, um denen, die Arnims unbekannte Novellen noch nicht schätzten, den Zugang zu ihnen zu eröffnen.

G. W.

Schwarzgelb von *Hermann Bahr. Berlin, S. Fischer* 1917. 216 Seiten. 8°.

„Im Kriege, dächte man, hätte die Tat das Wort, da wäre keine Zeit zur Betrachtung, und doch haben wir, seit wir uns erinnern, niemals eine so gesteigerte Selbstbesinnung bis aufs Innerste, bis ins Herz unsres tiefsten Wesens oder was wir dafür halten, erlebt, als eben jetzt, mitten im Waffenlärm und Schlachtendrang, in der äußersten

Digitized by Google

Kraftanspannung, Kraftentfaltung und Kraftverschwendung dieses Krieges." So setzt einer der Aufsätze ein, die in Bahrs „Schwarzgelb" vereinigt sind. Ohne allen Zweifel hat Bahr recht. Ebenso richtig zeigt er, wie die Notwendigkeit einer Selbstbesinnung dem Deutschen aufgedrängt wurde durch die ungeheure Wucht eines Hasses, der unversehens rings auf ihn einstürzte, durch eine grauenhafte Vereinsamung, zu der er sich plötzlich, für sein Gefühl ohne Schuld, verdammt sah. Diese Selbstbesinnung ist heute schon ein wertvoller Gewinn, den der Weltkrieg uns schenkt. Irrig wäre nur die Annahme, daß der Versuch, uns vor uns selbst zu rechtfertigen, uns auch vor unsern Gegnern rechtfertige. Wer das so nähme, müßte zuletzt nur darüber lächeln, daß wir gute Deutsche wieder einmal mit übermäßigem Eifer in die Tiefe dringen und daneben die eigentlichen Gründe des Hasses übersehen, die bei unseren Gegnern bestehen und weit mehr an der Oberfläche liegen. Vielmehr gilt es, uns selbst besser kennen zu lernen, um uns zu zielsicherer Nutzung unserer Kräfte zu erziehen. Uns selbst! Nicht ist da bloß gemeint, daß jeder Deutsche in sein Inneres blicken lerne. Wichtiger ist anderes. Die verschiedenen deutschen Völker kennen einander wenig oder gar nicht. Ein guter Teil der Deutschen des Reichs steht dem Österreicher verständnislos gegenüber. Und umgekehrt ist es nicht besser. Beide Teile wechselseitig übereinander zu belehren, ist Bahr von jeher bemüht. Nicht etwa die Reihe von Romanen, die im Jahre 1908 mit der „Rahl" einsetzte und jetzt bis zur „Himmelfahrt" vorgeschritten ist, noch weniger der Band „Austriaca" von 1911 bedeutet den Anfang von Bahrs Versuchen, allen Deutschen österreichisches Wesen begreiflich zu machen. Schon zu der Zeit, da er in bewußtem Gegensatz zu Berlin und zu Norddeutschland Wiener Künstler und Dichter auf ihren Wert und auf ihre Aufgaben aufmerksam machte, wendete er sich ganz besonders an ein nichtösterreichisches Publikum, wohlbewußt, daß rechte Wirkung seiner Stimme nur dann zuteil werde, wenn sie über die Grenzen Österreichs hinaus ertönte. Durch alle seine Wandlungen ist Bahr dieser Haltung treu geblieben. Gewiß klingt manches heute aus seinem Munde ganz anders als einst. Auch in österreichischen Dingen. Seit Kriegsbeginn ist ja Bahr bestrebt, nicht bloß österreichischem Schaffen und österreichischem Denken zu rechter Würdigung zu verhelfen. Jetzt soll es das ganze, vor allem das politische Österreich sein. Mit beträchtlicher Schärfe sagt der erste Aufsatz der Sammlung „Schwarzgelb" (er ist unmittelbar nach Kriegsbeginn geschrieben), daß der Österreicher in Deutschland nicht länger bloß als entzückend begabtes, wenn auch nicht immer ganz artiges Kind gelten wolle, mit dem man in heiteren Augenblicken gern spielt und das man in ernsten aus dem Zimmer schickt. Allen Tand des Lebens ließ sich Deutschland von Österreich liefern: Schneider, Putzmacherinnen, Friseure, Masseusen, Kellner, Köche, Tänzer, Schauspieler, Sänger, Operetten, Anekdoten und Feuilletons. In allen entscheidenden Dingen des Lebens hatten die Österreicher sehr beschränkten Kredit. Wer möchte die Richtigkeit dieser Beobachtung Bahrs bestreiten? Er selbst ist in den Aufsätzen von „Schwarzgelb" bemüht, eine bessere Vorstellung von österreichischem Ernst zu erwecken. Er kann auf diesem Wege schon bis zu dem neuen Kaiser vorschreiten und in ihm den Fortsetzer des tiefernsten Mannes begrüßen, von dem sein Roman „Himmelfahrt" gekündet hatte, des Erzherzogs Franz Ferdinand.

Dem wechselseitigen Verständnis österreichischen und deutschen Wesens, nicht im Sinne letzter politischer Fragen, sondern schlechtweg vom Menschen zum Menschen, dienen die drei kurzen Kapitelchen „Merk's Wien", „Merk's Berlin" und „Merkt's alle beide". Eine feine und scharfe Beobachtung von epigrammatischer Formung wird da den Berlinern geboten: „Ihr kennt ja den Österreicher wenig, und so wißt ihr nicht, daß er höchst empfindlich ist, jedoch die Eitelkeit hat, es sich um keinen Preis merken zu lassen, aber wenn ihm das gelingt, es einem übelnimmt." Das sei allen Deutschen, die mit Österreichern zu tun haben, zur Beachtung empfohlen. Es darf auf Verständnis rechnen, weil sicherlich auch bei vielen Nichtösterreichern ähnliches besteht. Nur daß in Österreich der Brauch allgemeiner ist.

Dresden, 16. 6. 17. *O. Walzel.*

Bruno Bauch, Immanuel Kant. *Berlin* und *Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung G. m. b. H.* 1917. XIII, 475 S. Geheftet 12 M., in Leinen 13,50 M.

Zwanzigjährige, tief eindringende Beschäftigung mit dem größten Philosophen der Neuzeit hat Bruno Bauch befähigt, in diesem umfangreichen Werk ein neues und in vieler Hinsicht neuartiges Gesamtbild der Lehre Kants zu geben. Schon die knappe Geschichte der neueren Philosophie in der Einleitung und die bei aller Kürze farbige Skizze „Kants Leben und persönliche Entwicklung" erweckt die besten Erwartungen, die voll erfüllt werden, nachdem Bauch an seine eigentliche Aufgabe, das Werden und Wesen der kritischen Epoche Kants zu schildern, herangetreten ist. Im Gegensatz zu den wichtigsten Vorgängern (Kuno Fischer, Hermann Cohen) wird hier die letzte der drei großen Schriften Kants, die „Kritik der Urteilskraft" und ihr teleologischer Hauptteil als Ziel der philosophischen Entwicklung der

Digitized by Google

Kantischen Lehre aufgestellt und das Problem der Erfahrung in ein neues Licht gerückt. Das „Ding an sich" wird für Bauch zum transzendentallogischen Einheitsgrund der bestimmten Erscheinung, eine glückliche Überwindung der von der realistischen Kant-Interpretation vertretenen Auffassung als nur existente Realität. Ohne die geschichtlichen Fragen zu vernachlässigen, wendet Bauch seine Hauptarbeit an die Erforschung des Geistes und Gehalts der Kantischen Lehre, und bahnt so dem Leser den Weg zu ihr, — und über sie hinaus in der Erkenntnis der für das Leben der Gegenwart fruchtbaren Ergebnisse, zumal jener höchsten, der Synthese zwischen theoretischer und praktischer Philosophie, wie zwischen Natur und Kultur. P—e.

Martin Böhme, Das lateinische Weihnachtsspiel (Grundzüge seiner Entwicklung). *Leipzig* 1917, *R. Voigtländers Verlag*. VII, 130 Seiten. Geheftet 4,50 M.

Die Entwicklung von der Osterfeier bis zu den großen Passionsspielen des ausgehenden Mittelalters läßt sich klar überschen. Im Gegensatz dazu bedeckt Dunkel die Vorgeschichte der Weihnachtsspiele, der liebenswürdigeren und weit fester bis zur Gegenwart sich behauptenden kleinen Dramen von der Geburt Christi und den folgenden Vorgängen bis zum bethlehemitischen Kindermord. Nach den Forschungen eines Gautier, Magnin, Meyer, Anz hat nun Böhme neue scharfsinnige, auf vortreffliche Materialkenntnis gestützte Ergebnisse gewonnen, die fast durchwegs auf Anerkennung hoffen dürfen, wenn auch hier, wo so vieles dem Vermuten anheimgegeben ist, wohl nie völlige Einigkeit der Forscher zu erzwingen sein wird. Die Arbeit leistet der Kirchen-, Literatur- und Theatergeschichte gute Dienste. G. W.

Georg Büchner, Dantons Tod. Ein Drama. Mit 18 kolorierten Federzeichnungen nach der Aufführung des Deutschen Theaters zu Berlin von *Ernst Stern*. Verlegt bei *Erich Reiß* in *Berlin* (1917). 4°. 98 Seiten. In Halbpergament 12 M.

Mit unerwartetem stärksten Erfolg hat Max Reinhardt die stürmischen Revolutionsbilder Büchners zum Leben auf den Brettern erweckt. Bilder sind es, und so gebührte hier, wie schon so oft, dem Maler Ernst Stern ein Hauptanteil des Verdienstes. Aus dem Dunkel ließ er die Gestalten hervortauchen und wieder darein versinken. Von diesem bedeutsamen Mitwirken des Lichts geben uns die ausgezeichneten farbigen Skizzen eine Vorstellung, daneben von der Wucht der Bewegung, der Geschlossenheit der Gruppen, dem hinreißenden Schwung der Gesamtaktion. Es muß als besonders rühmlich hervorgehoben werden, daß Stern nicht Bühnenleben vortäuscht, sondern in den Grenzen zeichnerischer Kunst verharrt. So wächst seine Zutat zu der sehr schön gedruckten Ausgabe über das Referat der Aufführung hinaus zu einem selbständigen Nachdichten des Dramas mit den Hilfen des Malerempfindens. Da Walo von May in dem Dreiangeldruck von „Dantons Tod" den gleichen Weg beschritten hat, ist es lehrreich und reizvoll, die Leistungen der beiden trefflichen, untereinander so verschiedenen Künstler vergleichend nebeneinander zu legen. G. W.

Hans von Webers Dreiangeldrucke: Georg Büchner, Dantons Tod. Eine Tragödie. Mit zahlreichen Ursteindrucken von *Walo von May*. — *Heinrich von Kleist*, Michael Kohlhaas. Mit Urzeichnungen von *Bruno Goldschmidt*. — *Friedrich Gerstäcker*, Herrn Mahlhubers Reise-Abenteuer. Mit handkolorierten Zeichnungen von *Emil Preetorius*. — *E. T. A. Hoffmann*, Der Sandmann. Mit Ursteindrucken von *G. Königer*. 3.—6. Dreiangeldruck. *München, Hans von Weber*. Kartoniert je 32 M., Vorzugsausgabe je 200 M., ebenso Mappe mit Erstabzügen auf Japan.

Die Reihe der Dreiangeldrucke begann verheißungsvoll mit der von Meid geschmückten Novelle Wassermanns „Johanna von Kastilien" und dem durch Walo von May innerlichst erfaßten „Schulmeisterlein Wuz". Nun folgen vier weitere Bände, den Vorgängern ebenbürtig und in der Gesamtausstattung und den eingefügten Bildern höchste Ansprüche befriedigend. May bewältigt die naturalistische Tragik von „Dantons Tod" ebenso wie früher Jean Pauls humorgesättigtes Idyll, Goldschmidt trifft wunderbar scharf den Stil der großen Chroniknovelle, indem er frei dem Holzschnitt des 16. Jahrhunderts folgt, Preetorius weiß der zahmen Spaßhaftigkeit Gerstäckers ein neues Behagen ironischer Überlegenheit abzugewinnen und die Flächenkunst Königers wird der Phantastik Hoffmanns in denkbar höchstem Maße gerecht. Die vier Bücher sind Vertreter heutiger Buchkunst, die sich neben den großen Zeugen früherer Blütezeitalter nicht zu verstecken brauchen. G. W.

Cotta'sche Handbibliothek. Stuttgart und *Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.*

Die bekannte Sammlung bringt unter den neuesten Bänden mehrere, deren Erscheinen zu billigem Preise weder nötig noch nützlich ist: *W. H. Riehls* Roman „Ein ganzer Mann", eine altmodische Geschichte, in der sich die Vorzüge des trefflichen Kulturhistorikers nicht bewähren können; das schwächliche Pamphlet von *Max*

Digitized by Google

Fischer „Heinrich Heine der deutsche Jude", über das wir im vorigen Jahrgang, Beiblatt Sp. 470, unsere Ansicht ausgesprochen haben; die genugsam bekannten „Armen Mädchen" von *Paul Lindau*, Leihbibliothekfutter, das nicht erst für 1,60 M. den „weitesten Kreisen" dargeboten zu werden braucht. Wer trägt die Schuld, daß die Handbibliothek so herunterkommt, nachdem sie früher Gutes und sehr Gutes aus den Schätzen des Cotta'schen Verlags zu billigem Preise brachte und sich so ein wirkliches Verdienst erwarb?

G. W.

Von den Gärten der Erde. Ein Buch der tiefen Stille von *Elisabeth Dauthendey*. *Berlin, Schuster & Loeffler*. 1917. 139 Seiten. Preis geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—.

Eine Einladung bedeutet der Untertitel, zugleich errichtet er aber auch eine Warnungstafel. Für alle die, welche nichts wissen wollen von der tiefen Stille und darum die Gärten der Dichterin besser unbetreten lassen. Sie hat die Lösung des biblischen Rätsels gefunden: im Anfang war der Garten. Und in seinem Garten kann der Mensch zum verlorenen Glück zurückfinden. „Jeder Garten ist eine sanfte und süße Erinnerung an das Paradies, das den Anfang der Menschheit sah. Deshalb wird es dem Menschen so warm und froh, wenn er in seinem Garten wandelt und ruht." Wenn aber der Garten einen rechten Sinn haben soll, so muß er uns eine Welt sein. Und jeder Besitzer muß in ihn verliebt sein wie die Dichterin in ihren eigenen. Sie hat darum aber nicht minder große Freude an fremden Gärten, von denen sich ihre Einbildungskraft eine ganze, erschöpfende Sammlung angelegt hat. Und sie läßt uns an ihrer Freude teilnehmen, führt uns alle die verschiedenen Gärten vor in farbenglühenden Bildern, ekstatischen Schilderun en. Was tut es, daß darin des Guten manchmal fast zu viel geschieht? Wer möchte einem Dichter oder gar einer Dichterin gram sein wegen eines Übermaßes dithyrambischer Stimmung? Wofern sie nur echt ist wie in unserem Falle. Wir lernen also prunkvolle und bescheidene, vornehme und ärmliche Gärten kennen, Gärten des Glücks und der Tränen, einsame und belebte, Gärten, die in Wirklichkeit und die nur in Gedanken existieren. Dann die Menschen, die zu den Gärten gehören, sie und ihre Schicksale nur mit ein paar Strichen, ein paar Worten leise angedeutet. Nicht alles ist gegenständlich gehalten; gerade im Märchenhaften, Geheimnisvollen, Überirdischen der verwunschenen Gärten tummelt sie sich mit Vorliebe. Zuletzt noch enthüllt sie uns die Reize dreier bevorzugter Gärten bestimmten Orts: des Münchener Hofgartens, der Gärten ihrer Heimatstadt Würzburg und ihres Eigengartens. Und daran reiht sie eine Anzahl eindrucksvoller kleiner Lieder aus ihrem Garten und von ihrem Garten, in dessen Lob sie sich nicht genug tun kann, Lieder, die ganz auf den Ton der vorangehenden Prosa gestimmt sind und deshalb in diesem Zusammenhang auch dann für berechtigt gelten dürfen, wenn man im allgemeinen eine solche Mischung verschiedener poetischer Formen ablehnt. War es aber nicht gar unvorsichtig von der Dichterin, die Wunder ihres Heiligtums den Menschen preiszugeben? Werden nicht viele vor Begierde brennen, es wirklich zu beschauen und die Unvorsichtige um die Stille und den Frieden ihrer seligen Insel bringen? Nun, sie mag sich der Geister, die sie gerufen hat, selbst erwehren! Das größere Vergnügen liegt schließlich doch darin, alle dieseGärten im Zauberspiegel der Poesie zu erblicken. Und man liest um so lieber in dem eigenartigen Büchlein, als es höchst reizvoll ausgestattet ist. Das bunte Künstlerpapier des Einbandes bildet zur Farbenpracht des Inhalts eine hübsche Ouvertüre. *R. Krauß.*

Woldemar Oskar Döring, Das Lebenswerk Immanuel Kants. Vorlesungen, gehalten im Auftrage der Oberschulbehörde zu Lübeck im Kriegswinter 1916. *Verlag von Charles Coleman, Lübeck* (1917). VII, 197 Seiten. Geheftet 3 M., in Leinen 4 M.

Mit Freude weise ich auf dieses Buch alle diejenigen hin, die ohne philosophische Vorkenntnisse ein Bild der Lehre Kants und ihrer Bedeutung für die Jugend gewinnen wollen. Die klare, kräftige Sprache, die staunenswerte Einfachheit, mit der die schwebenden Probleme dargelegt und ihre Lösungen dem Hörer in eigner Mitarbeit ermöglicht werden, die Ehrlichkeit und Wärme — alles verleiht der Schrift seltenen Wert und läßt ihren ungewöhnlichen Erfolg wohlbegreiflich und wohlverdient erscheinen. Sie ist gleichsam die Vorstufe zu dem oben (Sp. 278) angezeigten Werke von Bauch und behauptet sich neben diesem, wie innerhalb der ganzen großen Kantliteratur als nützlichstes Hilfsmittel in hohen Ehren. P—e.

Georg Ebers, Ausgewählte Werke. *Stuttgart* und *Berlin, Deutsche Verlagsanstalt.* In 10 Halbleinenbänden 40 M.

Über Wielands Shakespeare sagt Lessing: „Die Kunstrichter haben viel Böses davon gesagt. Ich hätte große Lust, sehr viel Gutes davon zu sagen. Nicht, um diesen gelehrten Männern zu widersprechen; nicht, um die Fehler zu verteidigen, die sie darin bemerkt haben, sondern weil ich glaube, daß man von diesen Fehlern kein solches Aufheben hätte machen sollen." Wort für Wort möchte ich das auf die früheren der Romane

Digitized by Google

von Georg Ebers anwenden. Als ich sie, die einst das Entzücken meiner Jugend waren, jetzt nach rund 35 Jahren wieder zur Hand nahm, sah ich mit Staunen, wie stark Ebers Menschen und Dinge gesehen hat, wie viel echtes Leben in seinen Schilderungen steckt und, wahrlich nicht der kleinste seiner Vorzüge, welch anständiges Deutsch er geschrieben hat. Sein Erfolg wurde ihm zum ästhetischen Vergehen angerechnet, dann kamen die Nachahmer und die eigene maschinale Produktion, die den Erfolg gegen das Ende seines Schaffens wirklich zum Unglück gedeihen ließen. Was vor dieser Zeit gesunkener Kraft entstand, hat ein Anrecht, im Umkreis guter Unterhaltungsliteratur, namentlich für junge Leser, fortzuwirken, und so begrüße ich es, daß zu billigem Preise die „Ägyptische Königstochter", „Uarda", „Homo sum" jetzt zu erlangen sind. Zu gewissen Zweifeln geben bereits „Die Schwestern", „Der Kaiser" und die „Frau Bürgermeisterin" nach Erfindung und Ausführung Anlaß; ohne Recht erscheinen von neuem „Die Gred" und „Barbara Blomberg". Dagegen erfreut uns um so mehr der Schlußband dieser Ausgabe mit der Jugendgeschichte des Dichters und den vielen anmutigen Kleinbildern aus dem Berlin der Jahre nach 1848. Allerdings hätte der Hinweis auf die in diesem Druck fehlenden Bilder getilgt werden sollen. G. W.

Eduard Engel, Sprich Deutsch! Ein Buch zur Entwelschung. *Hesse & Becker Verlag, Leipzig.* Im dritten Jahre des Weltkrieges ums deutsche Dasein. 262 Seiten.

Engel ist ein idealgesinnter Rationalist . . . Hier stock' ich schon. So darf ich ja über ein Buch nicht reden, das dem Worte fremder Herkunft das Lebensrecht abspricht und höchstens ein paar Bezeichnungen für Erzeugnisse fremder Länder vor dem Massenmorde bewahren will. Sagen wir also: Engels Denken wird beherrscht von der Selbstherrlichkeit der gesetzgebenden Vernunft. Ihm erscheint die Fremdwortsucht als schlimme Seuche des deutschen Geistes (und wem nicht?), er stellt sie in ihrer ganzen Widrigkeit vor Augen und behauptet: sie muß geheilt werden. Aber die Frage stellt er nicht, warum so viele nicht geschmacksbare und nicht undeutsche Männer sich der fremden Worte ohne Scheu bedienen und warum das Übel bei uns gerade so tief gefressen hat. Mangel an Stolz, törichtes Prunken mit erlerntem Wissen, die Eitelkeit der Gelehrten und der Zeitungsschreiber, — alles das hat mitgewirkt, aber die eigentliche Ursache liegt darin, daß die Zeugekraft der deutschen Sprache seit Jahrhunderten erlahmt ist (ob mit oder ohne Einfluß der überhandnehmenden Einfuhr neuer fremder Wörter ist nebensächlich). Diese Kraft kann nicht mit einem Schlage wieder zur alten Stärke erwachsen. Daß es allmählich geschehe, dazu tragen solche Bücher wie das vorliegende ihr redliches Teil bei, und sie würden es noch besser tun, wenn sie nicht nach dem Vorbild des hier so hoch gerühmten Campe auch dort, wo das fremde Wort nur mit hartem Verletzen des feineren Gefühls ersetzbar ist, als furchtbare Waschfrauen die Sprache des Teut mit Lauge und Sand reinigen wollten. G. W.

Rolf Engert, Der Grundgedanke in Ibsens Weltanschauung nach Ibsens eigenen Hinweisen an seinen Werken gewonnen und entwickelt. (Probefahrten. Erstlingsarbeiten aus dem Deutschen Seminar in Leipzig, 29. Band.) *R. Voigtländers Verlag* in *Leipzig* 1917. 122 Seiten. 4,80 M.

„Die vorliegende Arbeit bildet die kleinere Hälfte eines Buches, das nach Beendigung des Krieges unter dem Titel: Henrik Ibsen als Verkünder des dritten Reiches in dem gleichen Verlage erscheinen wird." Mit diesem Schlußwort windet der Verfasser dem Kritiker die Waffe aus der Hand, den Einwand, daß hier von dem Werden und dem Wesen der metaphysischen Anschauungen Ibsens nur ein sehr lückenhaftes Bild gegeben wird. Im übrigen stellt die Arbeit eine der üblichen Dissertationen dar: fleißige Materialsammlung aber in allzu enger Beschränkung, so daß es an jeder Hintergrundsmalerei in Gestalt der Beziehung zu allgemeinen Zeitströmungen und einzelnen früheren und gleichzeitigen Denkern fehlt, unbeholfene Form, kein klares Herausarbeiten der Ergebnisse. Als einen Fehler der Methode betrachte ich es, daß nicht vom „Catilina" und den ihm unmittelbar folgenden Werken ausgegangen wird. Denn der Zusammenbruch, den „Brand" in der Tat bedeutet, schafft nicht nur freien Raum zu neuem Aufbau, auch wichtige Werksteine aus der alten, niedergebrochenen Gedankenmasse werden dem nun beginnenden Denken, der selbsterrungenen positiven Weltanschauung, eingefügt. Als Prüfungsarbeit verdient das Heft eine anständige Zensur; der Öffentlichkeit dargeboten bewährt es meinen alten Satz: „Dissertationen sind keine Bücher". G. W.

Emil Frank, Im Ringen um das Luftmeer. Ein Fliegerroman. *Köln, Verlag und Druck von J. P. Bachem.* 306 Seiten.

Emil Frank dürfte noch weniger als andere Sterbliche über den Ausbruch des Krieges erfreut gewesen sein, jede große Tat der Flieger, die wir bewunderten, muß ihm gesagt haben: wieder eine Auflage meines Romanes weniger. Denn wer wird noch eine erdichtete Fliegergeschichte, sofern sie nicht wirklich Dichtung ist, lesen, nachdem die Taten jedes Kriegstages auch die kühnsten

Digitized by Google

Phantasien beschämt haben? Bleibt also noch der „Roman" des Helden, von dem der Verfasser rückschauend sagt: „Fürwahr, nicht bloß im Ringen um das Luftmeer hatte er Erfolg gehabt, sondern auch das reinste menschliche Glück war ihm zuteil geworden, das dem rastlosen Streben nach Fortschritt jenes beruhigende Gegengewicht verleiht, das zum harmonischen Ausgleich im Verlauf eines Menschenlebens unerläßlich ist." Wer also fürchtet, bei den bloßen Heldentaten das Gleichgewicht zu verlieren, der greife nach diesem „Sondern auch!" Er wird nach seinem Geschmack befriedigt werden. F. M.

Friedrich Gerstäcker, Herrn Mahlhubers Reiseabenteuer. Eine Erzählung. 1917. *München, Verlag Hans von Weber.* 173 (176) Seiten. 8°.

Der fünfte Dreiangeldruck verdient den vollen Beifall der Buchfreunde, denen er gewidmet wurde. Die Erneuerung der anspruchslosen, doch feinen und frischen Gerstäckerschen Humoreske verhilft ihren Lesern zu einer kurzen Flucht in ein beschränktes, aber ruhiges Dasein, dem es schon eine Sorge war, ob die im Ofen bratenden Äpfel geraten würden. Sie bietet die Gelegenheit zu einer kurzen geistigen Erholungsreise, auf der der Leser als Gefährte der Abenteuer des Herrn Mahlhuber, die der böse Welttrubel dessen beschaulicher Lebensgenügsamkeit bringt, das abenteuerliche seiner eigenen Zeit für ein paar Stunden vergißt. Behagliche Buchgröße, die sehr gut überlegt wurde, ein klarer und scharfer Druck (von Knorr & Hirth in München) auf dem angenehm getönten griffigen Van Gelder-Velin mit dem Dreiangel-Wasserzeichen geben dem Hauptverdienst dieser Liebhaberausgabe, den Illustrationen von Emil Preetorius, die Möglichkeit, sich zur vollen Geltung zu bringen. Der Künstler hat das ihm hier gestellte Thema: der Kleinstädter auf Reisen, bereits früher einmal behandelt, in seinen Bildern zu Daudets Tartarin. Bei ihnen, die in ihrer Druckwiedergabe nicht völlig geraten waren, hat er die pathetische Ironie des Originals in eine etwas gemütlichere Betrachtungsweise verwandeln wollen. Ein Zwang, den die neue Aufgabe nicht von ihm verlangte, die so ganz und gar zu einer Schöpfung anmutiger Laune werden konnte. Wenn die Bezeichnung eines Buchkünstlers als kongenialen Illustrators nicht aus mancherlei Gründen eine recht mißverständliche sein würde, ließe sich wohl sagen, daß diesmal ein Buch und der Schöpfer seiner Bilder wirklich zueinander paßten. Der Stoff und dessen Behandlung in dem Gerstäckerschen Werke „lagen" dem Künstler ausgezeichnet. Womit durchaus nicht gesagt werden soll, daß er seine Arbeit leicht genommen hat. Im Gegenteil. An vielen kleinen Einzelheiten, den köstlichen Bett- und Hemdstudien zum Beispiel, dem Vignettenwitz und anderen noch läßt sich die Liebe beobachten, mit der Emil Preetorius eine ihm reizvolle Arbeit vortrefflich vollendete. Es ist ein langes Vergnügen, ihm dabei auf seinen Gedankengängen zu folgen, vom Titelbilde des Helden, das lustig an die gestellten Photographien aus der schlechtesten Lichtbildzeit erinnert bis zum Schlußbilde, das den wieder auf seinen Sorgenstuhl geborgenen philiströsen Lebenskünstler zeigt. (Ein hübsches Gegenstück dazu ist der ausruhende mondäne Lebensgenießer, den Preetorius auf den Umschlag der Georg Müllerschen Ausgabe von Pückler-Muskaus Semilasso zeichnete.) Alles in allem, wir haben mit dem angezeigten Bande ausgezeichnete Buchbilder erhalten, trotzdem, oder vielleicht gerade weil er das Problem der Buchillustration unbedenklich lösen wollte.

Der Herr Verleger hat schon in den Voranzeigen mit Stolz betont, der neue Druck werde gewissermaßen eine Inkunabel des modernen Buchbildes werden, sozusagen eine typographisches Columbusei, das er in Ermangelung natürlicher Ostereier uns spenden wolle. Nun sind die mit der Hand ausgemalten Urzinkzeichnungen zwar kein durchaus neues Bildvervielfältigungsverfahren, aber sie erfüllen doch, und soweit ich sehe, in bewußter Anwendung als Buchkunstmittel zum ersten Male für eine Liebhaberausgabe, einen Wunsch, den andere und ich selbst schon früher ausgesprochen haben, nämlich den, daß diejenigen Bilddruckverfahren neuester Zeit, die außer dem Holzschnitt, dem Kupferstich und dem Steindruck erlauben, dem Künstler die Druckplatte zu überlassen, erhöhte Bedeutung finden möchten, nicht allein für die Liebhaberausgabe, sondern auch für die Ausführungen billigerer Bücher. So verdiente zum Beispiel der Offsetdruck auch eine solche Bedeutung. Aber die Bemühungen des Herrn Verlegers in diesem Buche sollen mit dergleichen historischen und technischen Untersuchungen keineswegs verkleinert werden, und wir wollen ihn gern auch des fünften Dreiangeldruckes wegen als erfolgreichen Entdeckungsreisenden in neue Buchgegenden feiern.

Wer die Ausstattung bester französischer Liebhaberausgaben zu freilich sehr viel höheren Preisen als diese deutsche kennt, weiß, daß, seitdem Léon Conquet der französischen Textillustration moderne Muster schuf, auch das farbige Buchbild im Text von den französischen Buchkunstverlegern gepflegt worden ist. Neben den aquarellierten Illustrationen und ihren roheren Übertragungen auf die Patronenkolorierung und neben dem Farbenholzschnitt (für dessen Anwendung auf das farbige Buchbild der Däne Kristian Kongstad vorbildliche Beispiele gab) war es besonders die Farbenradierung in feinen und überfeinerten Formen, die ihnen diente. Aber bis auf einige

Digitized by Google

Ausnahmen war das buchgemäße Einfügen dieser Farbenbilder weit weniger ihr Ziel als die besondere Ausstattung, das Amateurraffinement, koste es, was es wolle. Die Bilder für Herrn Mahlhubers Reiseabenteuer sind mit ihrer andeutenden Farbengebung und mit ihrem Bestreben, auf und in der Buchseite zu bleiben, von etwas anderer Art, obschon den erwähnten französischen Leistungen und früheren deutschen Versuchen ähnlicher Art verwandt. Sie beweisen jedenfalls auch den Zweiflern strengerer Observanz die Berechtigung einer farbigen Buchillustration, die sehr zu Unrecht der vielen schlechten Chromolithographien wegen als unkünstlerisch verdammt worden ist, die aber alle Aussicht hat, in den Büchern der Zukunft eine große ästhetische und praktische Bedeutung zu gewinnen. Wie sich denn überhaupt schwer einsehen läßt, weshalb das, was als Buchmalerei des fünfzehnten Jahrhunderts eine Buchkunsthöchstleistung genannt wird, in Büchern des zwanzigsten Jahrhunderts, sinngemäß gebraucht, häßlich sein soll.

Die Bildergeschichten, deren deutscher Klassiker Wilhelm Busch ist, haben in den Holzschnittillustrationen, die in den fünfziger, sechziger, siebziger, achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts in einigen bekannten volkstümlichen Zeitschriften erschienen, eine bescheidenere Art des Buchbildes ausgebildet, der weder hervorragende Leistungen noch hervorragende Namen fehlen. Man ist gerade dabei, auch diese Buchbilder zu entdecken und sammelfähig zu machen, obschon der Buchkunstliebhaber, den zufällig einige ihrer anonymen Proben erfreuten, dergleichen noch nicht von der Katalogautorität anerkannte Sachen ängstlich hinter den besten und größten Stücken offizieller Buchkunst, hinter dem Morris Chaucer und ihm gleichwertigen Folianten zu verbergen trachtet. Da ist es doppelt hübsch, von dem neuen Dreiangeldruck und seinen Meistern, daß sie auch die Angst vor den Propheten des allein seligmachenden hohen Stils nicht teilen, sondern unbekümmert ihren Weg gegangen sind, auf dem sie das lustige Prachtwerk fanden, das ihre Ausgabe von Herrn Mahlhubers Reiseabenteuern ist. Selbstverständlich kommt sie zu uns im bibliophilen Buchgewande, in 40 Abzügen auf Van Gelder Japan mit Vorabzügen der Bilder auf Kaiserlich Japan und in 650 Abzügen auf Van Gelder Velin, sachgemäß in einen schönen Buntpapierumschlag vorläufig geheftet, der sich leicht in einen Kunsteinband verwandeln läßt. Wir können ihre sehr gepflegte äußere Erscheinung mit aller Ehrfurcht vor den von ihr gezeigten Ausstattungsqualitäten bewundern, ohne deshalb mit unserem freudigen Dank dafür zurückhalten zu müssen, daß uns an ihr am meisten die fröhliche Naivität entzückt, mit der sie sich uns, frei von aller grauen Theorie, als ein schlechthin illustriertes Buch gibt. Zu einem solchen Auftreten gehört heutzutage, in dem jedes Buchkunstwerk im allgemeinen Buchkunstprogramm noch sein besonderes Buchkunstprogramm verwirklichen will, schon einiger Mut. Und es ist wirklich kein geringes Lob, wenn wir sagen können: Gott sei Dank, diese neue Ausgabe von Herrn Mahlhubers Reiseabenteuern ist kein Buchdenkmal. Eine Äußerung der Lebensstärke, die auch der Künstlerlaune, nicht nur dem Künstlerstolz verdankt wird. Man müßte sie, mit der Unterschrift: „ein deutsches Kriegsbuch 1917" in London und New York ausstellen. G. A. E. B.

Richard Grimm-Sachsenberg, Sechs deutsche Landschaften. Handgedruckte Farbenholzschnitte auf Japan in Halbpergamentmappe. Im Selbstverlag des Künstlers, Leipzig-Schl., Seumestr. 39. Großfolio. 180 M.

„Ihr seid wohl spät von Rippach aufgebrochen? Habt ihr mit Herren Hans noch erst zu Nacht gespeist?" In dem Dörfchen, das durch die Worte Froschs in „Auerbachs Keller" seinen bescheidenen Ruhm gewann, hatte Goethe auf der Reise zur Universität geweilt, und so erhielt sich dort eine Überlieferung, geknüpft an ein Lusthäuschen, dem der Name Goethe-Pavillon verliehen ward. Ein Bild dieser anmutigen Stelle gibt der eine der Holzschnitte, die uns in kraftvoller, von japanischen Vorbildern leicht angeregter Formsprache Ausschnitte der Leipziger Umgegend vorführen. Das technische Können, das intime Gefühl für die bescheidenen Reize dieser Landschaft und die Kraft der Stimmung gestalten die sechs Blätter zu begehrenswerten Stücken für die Mappe und den Schmuck von Innenräumen. Man wird sie, wie alle gute Kunst, immer wieder betrachten, ohne ihrer müde zu werden. G. W.

Max Grube, Jugenderinnerungen eines Glückskindes. Verlag *Grethlein & Co. G. m. b. H., Leipzig* [1917]. 428 Seiten. Gebunden 6 M.

Gleich Haase, Possart und so vielen anderen Sternen der Bühne will auch Max Grube das vergängliche Leuchten auf den Brettern durch einen literarischen Nachglanz verewigen. Denn darauf läuft es doch bei allen diesen Erinnerungsbüchern der Mimen hinaus, zunächst vielleicht unbewußt, so, daß andere Absichten als die eigentlichen Anreger erscheinen: der Theater- und Weltgeschichte Hilfsdienste zu leisten, alten Groll von der Seele zu schreiben, einen Schatz langjähriger dramaturgischer, bühnentechnischer, menschlicher Erfahrungen nicht untergehen zu lassen. Alles das schimmert auch an einzelnen Stellen des neuen Erinnerungsbandes, dem bereits in den humoristischen Skizzen „Im Theaterland" 1908 ein

Digitized by Google

Vorläufer erstand und dessen Nachfolger am Schlusse bereits vernehmlich an die Tür des Lesers pocht — oder vielmehr der liebenswürdigen „schönen" Leserinnen, die Grube offenbar weit mehr herbeiwünscht. Sehr begreiflich. Dem weiblichen Wunsch, es möge den Helden ihrer Bücher und ihrer Träume immer möglichst gut ergehen, wird ja hier schon durch den Titel Erfüllung verheißen. Und wirklich sind die schlimmsten Erlebnisse des Glückskindes kalte Dachstuben, Überfluß an Geldmangel, der aber immer noch im Augenblick höchster Gefahr durch den guten Genius in Gestalt des Geldbriefträgers abgewandt wird, und anfängliche Mißerfolge, die bald bei der Wanderbühne im Erzgebirge, in Lübeck und Bremen durch den Aufstieg zum gefeierten Protagonisten ausgelöscht wurden. Grube kam durch eine gute Fügung unmittelbar von der Schule zu den Meiningern. Gerade in jener Zeit wurden die ersten, in der deutschen Bühnengeschichte entscheidenden Berliner Gesamtgastspiele von 1874 und 1875 in unermüdlicher Arbeit vorbereitet, und so gewann der Novize die Anschauungen und Eindrücke, die für alle Zukunft seiner Tätigkeit als Schauspieler und Regisseur den festen Untergrund gaben. Was er von den Meiningern und ihren Führern, dem Herzog Georg, Grabowski, Chronegk berichtet, bietet kaum etwas Neues, ist aber immerhin der einzig wertvolle Gewinn des Buches für den, der mehr als flüchtige Unterhaltung sucht. Denn im übrigen bietet der Band nur Anekdotisches, nett erzählt, aber ohne tieferen Gehalt, zuweilen recht banal, wie in der Feststellung des Wertes der Kostümgeschichte (S. 237). Häufig wird die Gelegenheit, über das harmlose eigene Erleben hinauszugreifen, förmlich umgangen. So wäre z. B. doch, wo von dem Maler-Dichter Arthur Fitger die Rede ist, auch ein Wort über seine Dramen „Die Hexe" und „Von Gottes Gnaden" am Platze gewesen, schon weil ihre Verbote den gesamten Zeitzustand und die Hindernisse eines zeitgemäßen Dramas in den siebziger und achtziger Jahren so scharf kennzeichnen. Aber alles, was über die eigenen Erlebnisse und die persönlichen Beziehungen hinausgeht, wird unterdrückt. Den Namen und Daten mangelt es hier und da an der nötigen Genauigkeit. Z. B. wäre auf S. 419—421 zu bessern, daß „Weh dem, der lügt" nicht 1841, sondern 1838 den bekannten Abfall im Burgtheater erlebte, daß „Kadwall" und „Galomier" richtig „Kattwald" und „Galomir" heißen und daß statt „Stramtzki" zu schreiben wäre „Stranitzky". Der Band reicht bis zu der Anstellung Grubes in Leipzig, August 1882. Soll die Lebenslaufbahn des Glückskindes bis zur Gegenwart in noch einem Bande fortschreiten, so muß Grube ein beträchtlich schnelleres Tempo einschlagen. Hoffen wir es, schöne Leserin!

G. W.

Carl Hauptmann, Neue Prosadichtungen. Gesamtausgabe in sechs Bänden. *Leipzig, Kurt Wolff* Verlag 1917. In Leinen 18 M.

Noch ringt der Dramatiker Carl Hauptmann um die Würdigung, die ihm gebührt. Was Zeiß im Dresdener Hoftheater aus erkennender Liebe für ihn geleistet hat, was der „Tobias Buntschuh" durch die Aufführung Max Reinhardts bezeugte, hat um so weniger genügt, ihm eine Massengefolgschaft zu werben, da die öffentlichen Urteile den feinen, stillen Reizen, dem großen Denken und Fühlen weniger nachspürten als den Mängeln, die dem Bühnenwerk dichterischer Art fast notwendig anhaften, weil es nun einmal dem Können der Schauspieler (nicht einzelner, sondern der Gattung) und ihrer Gehilfen so schwer fällt, das rein Geschaute zu verkörpern. Solche Störungen drohen dem Durchdringen des Erzählers nicht. Und so darf die Gesamtausgabe, der die ältesten erzählenden Werke — die Sammlung „Aus Hütten am Hange", der Roman „Mathilde", die „Miniaturen" — vorenthalten blieben, wohl als Zeugnis gelten, daß Carl Hauptmanns Reichtum die rechte Einschätzung erfahren hat und immer mehr erfahren wird. Einen Künstlerroman wie „Einhard der Lächler" mit seiner trotzenden Kraft, „Ismaël Friedmann", dem feinfühligen Buch von der Judentragik, den starken und vielfarbigen Novellenbänden „Nächte" und „Schicksale", endlich dem „Rübezahlbuch", das mir immer wie ein lustig-ernstes Selbstbildnis Carl Hauptmanns erscheint, — wie sollte sich ihnen derjenige Teil der deutschen Leser versagen, dem es auf Werte und nicht nur auf Oberflächenreize ankommt? Werte, das sind: starkes Schauen, tiefe Leidenschaft, weltüberwindende Selbständigkeit, angeborenes Dichtertum.

G. W.

Illustrations-Sonderdrucke des „Allgemeinen Anzeigers für Buchbindereien". Vierter Jahrgang. Stuttgart 1917. 4 Vierteljahrshefte 2,50 M.

Unsere Buchkunstentwicklung ist in erfreulicher Weise auch der deutschen Einbandkunst und Einbandliebhaberei zugute gekommen. Die beherzigenswerte Mahnung an den Büchersammler, die Karl Voll in seinem Versteigerungsverzeichnisse giebt: „Kaufe nicht alles, was sich dir gerade zum ersten Male darbietet, sondern warte, bis du es in guter Verfassung findest. Stoße unbarmherzig und ohne Kummer über verlorenes Geld alles ab, was du nicht in bester Qualität hast. Deine Sammlung soll keine Raritätenbude sein und keinen Schnitzelkram haben", ist schon vielen Buchfreunden zu einer nützlichen Erkenntnis geworden. Sie haben gelernt, daß es am lohnendsten ist, auszuwählen, vom Guten das Beste zu nehmen, wenn man in ideeller und materieller Hinsicht als Sammler auf seine Kosten kommen will.

Digitized by Google

Die Beachtung, die dem Äußeren der alten und neuen Bücher von den Sammlern neuerdings auch in Deutschland zuteil wird, die sorgfältigere Prüfung des Sammlerstückes, ist keineswegs ein Verlieren in Bücherprotzentum, sondern, wenn sie wirklich dem Qualitätsbedürfnisse entspringt, ein notwendiges Kennzeichen gesteigerter Buchkultur. Was der Sammler mit solcher Fürsorge erwirbt, erwirbt er nicht sich allein, es dient gleichzeitig der Allgemeinheit durch die Förderung buchgewerblicher Leistungsfähigkeit. Das gilt auch für den Kunst- und Liebhabereinband.

Die Bemühungen um den gediegenen und geschmackvollen Einzeleinband haben in manchen Veröffentlichungen der letzten Jahre ihren Ausdruck gefunden, die neue schöne Einbände in anregenden, beispielgebenden Abbildungen zeigten. Regelmäßig erscheinen dergleichen Abbildungen im „Archiv für Buchbinderei", das die kunstgewerblichen deutschen Arbeiten auf diesem Gebiete in möglichster Vollständigkeit zu sammeln sucht. Eine ähnliche Absicht verfolgen die angezeigten Bilderhefte, deren billiger Preis und gute Ausstattung sie den Bibliophilen empfiehlt, die sich gern dieses kleine Vorlagenwerk ausgeführter Bucheinbände dienstbar machen werden. Die Anordnung auf Einzeltafeln mit erklärendem Textblatt für jede Lieferung gestattet eine bequeme Benutzung. G. A. E. B.

Alexander Kochs Handbuch neuzeitlicher Wohnungskultur: Das vornehm-bürgerliche Heim. *Verlag Alexander Koch, Darmstadt* 1917. 4°. In braunem Pappband 20 M., in weiß Japan 24 M.

Zu den früher von Koch herausgegebenen Bänden über bestimmte Gattungen von Innenräumen gesellt sich dieser neue, der für die gesamte Wohnungskunst der Gegenwart eine große Anzahl von vorbildlichen Beispielen in musterhaften farbigen und schwarzen Bildern vereinigt. Die Klippen der kalten Pracht, der gewaltsamen Neuerungssucht, der Zugeständnisse an den Durchschnittsgeschmack sind mit Erfolg umschifft worden und so bietet sich das schöne Werk als besonders wertvoller Ratgeber für alle dar, die nach Behagen und künstlerischem Feinsinn in ihrer Umgebung verlangen oder anderen solche Stätten zum Leben und Wirken bereiten wollen. G. W.

Carl Robert Lessings Bücher- und Handschriftensammlung herausgegeben von ihrem jetzigen Eigentümer Gotthold Lessing, Rittergutsbesitzer zu Meseberg bei Gransee. Dritter Band. Handschriftensammlung Teil 3: Deutschland (Schluß) und Ausland. Bearbeitet von Arend Buchholtz. Büchersammlung Teil 2 von Arend Buchholtz und Ilse Lessing. Nachträge zu Band 2 und 3 von Arend Buchholtz. Mit sechs Photogravüren. *Berlin, Otto von Holten*, Kunst- und Buchdruckerei, 1916 [X, 640 Seiten, 8° (4°), 6 Tafeln.]

Der abschließende Band des Kataloges Lessing, in Ausstattung und Bearbeitung seinen beiden Vorgängern ebenbürtig, übertrifft sie an Umfang. Er ist größeren Teils der fortgesetzten Beschreibung der Handschriften gewidmet und bewährt dabei den gleichen Vorzug wie der Anfang des Handschriftenverzeichnisses, indem er sich nicht auf den Hinweis des Besitzes beschränkt, sondern den Handschriftenschatz durch Abdruck bisher unrichtig veröffentlichter oder unbekannt gebliebener Autogramme und Dokumente auch wirklich der Wissenschaft erschließt. Der gegenwärtige Besitzer der Lessing-Sammlung konnte seinem Vater kein schöneres Denkmal setzen als das Katalogprachtwerk, dessen Titeldatum es als ein Erzeugnis der Kriegsjahre nennt, als welches es auch in späteren Friedensjahren ein Stolz des deutschen Buchgewerbes und der deutschen Büchersammler bleiben wird, weil es bei seiner Ausführung nichts vom Einflusse dieser Jahre merken ließ. Und er konnte das jetzt vollendete Buchdenkmal nicht besser im Sinne des verewigten Sammlers gestalten, als dadurch, daß er es zum Zeugnis der Liberalität machte, mit der C. R. Lessing seine Sammlung und sich in den Dienst der Wissenschaft gestellt hat. Es wird sich späterhin die Gelegenheit finden, auf die Bedeutung dieses Sammlers und seiner Sammlerarbeit für die Geschichte der Bibliophilie in Deutschland zurückzukommen. Noch heute in ihren alten Räumen aufgestellt, die eine Anzahl dem Bande beigefügter Lichtdrucktafeln zeigen, ist die Sammlung im kleinen und großen von strenger Geschlossenheit, hat ihren eigenen Stil wie nur wenige deutsche Privatbibliotheken.

Es wäre kaum nützlich, mit einigen kurzen Zeilen auch nur die hervorragendsten Stücke, die im dritten Katalogbande namhaft gemacht sind, aufzuzählen. Das gilt besonders für die Handschriften. Die folgenden Listen, die alle nicht Lessing und die Lessingfamilie betreffenden Druckwerke der Sammlung verzeichnen, enthalten zwar noch manche Nummern von hervorragendem Wert. Aber der einzigartigen, im ersten Bande katalogisierten Lessing-Bibliothek lassen sie sich in ihrer Gesamtheit doch nicht vergleichen. Doch das ist ja gerade das schöne an diesem Katalog wie überhaupt an den für den eigenen Handgebrauch hergestellten Katalogen von Privatbibliotheken, daß sie den Sammlungswert, den Wert des einzelnen Gliedes im Ganzen, in seiner persönlichen Beziehung zum Sammler selbst zeigen, im Gegensatz zu den Buchhändlerverkaufslisten. Wie manche angesehene Büchersammlung

Digitized by Google

verändert sich in den Antiquariats- und Auktionslisten, in denen die großen und größten Liebhaberwerte hervorgearbeitet werden müssen, ganz und gar. So wird beim Anblick der drei stattlichen Katalogbände in ihren hübschen Einbänden von Hübel & Denck-Leipzig, immer wieder der Wunsch rege, die von ihnen repräsentierte Sammlung möge als solche noch lange weiterbestehen bleiben und sie mögen auch nicht in den kommenden Jahrzehnten zu einem Erinnerungswerk werden, sondern der Schlüssel der Lessingbibliothek bleiben. Dafür, daß sie ein genauer Schlüssel sind, haben ihre Bearbeiter ebenso gesorgt wie durch sorgfältige Inhaltsverzeichnisse dafür, daß sie auch ein bequemer Schlüssel sind.

Neben den Katalog der Goethe-Sammlung Kippenberg ist jetzt der Katalog der Lessing-Sammlung gestellt. Wie erfreulich würde es sein, wenn auch dem dritten Heros unserer klassischen Literaturepoche ein ähnliches Bibliophilengedenkbuch erstehen könnte. Indessen gibt es wohl keine deutsche Schillersammlung vom Rang dieser beiden deutschen Privatbibliotheken und deshalb wird fürs erste wohl ein solcher Wunsch ein Wunsch bleiben müssen. G. A. E. B.

Christian Morgenstern, Melancholie. Gedichte. *Bruno Cassirer, Berlin.* 1916. 90 Seiten. Geheftet 2,50 M., gebunden 3,50 M.

Es muß erreicht werden, daß bei Nennung des Namens Christian Morgenstern nicht sofort in jedermann die Assoziation vom grotesken Spaßbold der „Galgenlieder" und des „Palmström" aufblitzt, sondern daß man weiß: dieser Dichter formte das Problem „Ich und die Welt" zu vielen schönen, zarten, tiefsinnigen Gedichten, die schließlich zur religiösen Erkenntnis asiatischer Weisheit reiften. Es ist deshalb nötig, oft an seine lyrischen Gedichtbücher zu erinnern, von denen „Melancholie", eine Sammlung vielfaltigster Motive und Formen, hier neu erscheint. Diese Gedichte sind nicht seine reifsten, sie zeigen einen Eklektiker der Form, der sich durch Innigkeit des Gefühls und eine milde Klugheit zu reinen Strophen, zu beweglichen, mit sicherer Hand gefügten Versen emporringt. Man fühlt, eine harte Selbstzucht fügte diese edlen Gebilde, und man erkennt noch, was Morgenstern von Heine, C. F. Meyer und Nietzsche lernte. Manches deutet schon auf die grotesken Naturstimmungen der Galgenlieder hin („Nebelweben"), anderes erhebt sich fast zur Vollkommenheit seiner letzten theosophischen Gedichte. Allzuviel kleine Gelegenheitsverse, Einfälle, Spruchweisheit, Aphorismen, nicht immer originell, nicht immer zu letzter Abgeschliffenheit gediehen, könnten stören, wenn sie nicht, nach dem Tode dieses guten, tiefen Menschen, seine merkwürdige Persönlichkeit, sein ehrliches Denken wiederauferstehen ließen. Sehr kunstvoll sind sicherlich die Fiesolaner Ritornelle, Gefühle und Gedichte in italienischer Landschaft auf die kürzeste Formel gebracht, Stenogrammlyrik in der Art der japanischen Tankas. Aber als wertvollste Gedichte, deren Klarheit und Schönheit nie vergessen werden sollte, müssen jene Naturstimmungen gelten, die man unter den Titel „Das Herz in der Landschaft" einen könnte, da sie die verschwiegensten Tiefen und Geheimnisse der Welt und der Seele enthüllen. *Kurt Pinthus.*

Adam Müller-Guttenbrunn, Barmherziger Kaiser. Roman. *Leipzig, Staackmann.* 1916. 325 Seiten.

Der Verfasser ist ein banater Schwabe. Seinen zwei Heimatromanen „Der große Schwabenzug" und „Die Glocken der Heimat" läßt er als dritten den „Barmherzigen Kaiser" folgen. In die von den Türkenkriegen verwüsteten Grenzgebiete des heutigen Südungarns zog die Kaiserin Maria Theresia Ansiedler hauptsächlich aus dem Südwesten Deutschlands herbei. Sie kamen gerne, war doch ihre Heimat eine Stätte beständiger kriegerischer Unruhen. Sie erhielten Boden und schufen aus einer Wüste ein blühendes Kulturland mit Hunderten von Orten. Sie haben ihre Sprache erhalten, ohne doch, wie etwa die Siebenbürger, ein bewußtes Nationalgefühl zu entwickeln. Staatlich sind sie durchaus Ungarn geworden. Ihre nationale Widerstandskraft war bis vor kurzem betrüblich gering, erst in der letzten Zeit zeigen sich Spuren des Wiedererwachens nationaler Gesinnung. Dadurch wird vielleicht jener Prozeß aufgehalten, der in einem beständigen Abbröckeln deutschen Volkstums verlief. Nicht zwar in dem Sinne, daß etwa deutschschwäbischer Sprachboden unmittelbar madjarisiert worden wäre. Das nichtmadjarische Bauerntum zu entnationalisieren, gelingt den herrschenden Madjaren nicht. Erbgesessenes Bauerntum zu entnationalisieren gelingt eigentlich nirgends. Die einzige in der Weltgeschichte bekannte Ausnahme bildet das irische Volk, das aber trotz dem Verluste der eigenen Sprache doch nicht innerlich englisch geworden ist. Die eigentliche Entnationalisierung größerer Volksmassen geschieht nur in industriellen Zentren, wie z. B. in Wien. Die Madjarisierung Ungarns wird von dem herrschenden Stamme der Madjaren hauptsächlich in der Weise betrieben, daß das Madjarische als die alleinige Staatssprache gilt, die von allen beherrscht werden muß, die irgendeine staatliche Anstellung erhalten wollen. Infolgedessen treten alle, die z. B. im schwäbischen Bauernstande nicht verbleiben wollen, die die juristische, medizinische, wissenschaftliche Laufbahn betreten wollen, ins Madjarentum über und werden selbst schon oder in ihrer Nachkommenschaft nationalbewußte Madjaren. So kommt

Digitized by Google

es, daß der schwäbische Bauernstamm in Südungarn zwar seine Nationalität nicht verliert, aber nicht in einer seiner Fortpflanzungsfähigkeit entsprechenden Weise vermehrt. Sie bleiben seit längerer Zeit schon stationär auf der Ziffer einer starken halben Million. Wenn sich in der letzten Zeit das Nationalbewußtsein der südungarischen Deutschen hebt, so hat gewiß auch Müller-Guttenbrunns literarische Tätigkeit daran ein Verdienst. Seine banater Romane haben die Geschichte der schwäbischen Siedlung in außerordentlicher Weise der Allgemeinheit lebendig gemacht und sind in ihrer Art klassische Bücher, die nicht allein literarisch hochzuwerten sind, sondern auch kulturgeschichtlichen und ethnographischen Wert haben. Dies gilt, wie von den früheren Romanen, auch von dem „Barmherzigen Kaiser", der sich u. a. auch mit der Reise Josephs II. durch Südungarn beschäftigt. Maria Theresia und ihr großer Sohn, sowie der Wiener Hof erfahren eine sehr gute und aufschlußreiche Darstellung. Der Roman kann auf das wärmste empfohlen werden.

E. Pernerstorfer.

Neue Grotesken. Das Schreiben von Grotesken ist weniger Kunst als literarischer Sport. Wie jeder Sport kann das Groteskenschreiben plump und schwerfällig oder elastisch, geschmeidig, elegant gehandhabt werden. Der Kritiker hat also, über Grotesken sich äußernd, abzuwägen, ob das Spiel des Geistes hinreichend geistreich und spaßig ist.

Mynonas Grotesken „Schwarz-Weiß-Rot" (*Kurt Wolff Verlag, Leipzig*) sind pervertierte philosophische Spekulationen, Demonstrationen eines erkenntnistheoretischen Exzentriks, Akrobatik eines gelehrten Gehirns, die aus dem Wirbel physikalischer und psychologischer Verwirrung leuchtende Weisheit aufschäumt.

Während Mynona das Groteske aus dem Denken gebiert, erzeugt es sich ganz und gar durch Schilderung und Situationskomik in den Grotesken des *Hermann Harry Schmitz*, der vor einigen Jahren mit dem Buch „Der Säugling" (*Kurt Wolff Verlag, Leipzig*) ein so krampfhaftes verheerendes Gelächter erweckte, daß er die Wirkung seines Geschriebenen nur noch durch die Grausigkeit eines selbstgewählten Todes zu überbieten vermochte. Die nachgelassene Sammlung „Buch der Katastrophen" (*Kurt Wolff Verlag Leipzig*) setzt die Art des „Säuglings" fort. Vieles darin wirkt ebenso komisch, strotzend von witzigen Einfällen, reich an drolligen und exzentrischen Spielereien wie in dem früheren Buch, aber doch ist manches Stück zu breit ausgemalt, und im Streben sich selbst zu übertrumpfen, wirkt Schmitz bisweilen durch das dauernd gebrauchte Mittel der Übertreibung wie ein Clown, der sich immer weiter aufbläht, ohne zu platzen und durch die verschwimmende Unendlichkeit einer gleichförmigen Grimasse nur blöde erscheint. Schmitz ist ein Erbe amerikanischen Humors; aber Mark Twain und Habberton sind eben Humoristen, während Schmitz weniger und dennoch mehr ist: Groteskenschreiber. Behaglich erzählend lockt er durch Übertreibung des Tatsächlichen ungeheuerliche Vorstellungen herauf, verzerrt, verschiebt, unterschlägt, führt in ein Lachkabinett unerwarteter Unmöglichkeiten, die gerade deshalb so komisch wirken, weil sie als so simpel möglich dahergesagt sind. Schmitz ist ein Genie der grotesken Erfindung und vermag uns Gehirnerschütterungen des Vergnügtseins beizubringen.

Wie die witzigsten Köpfe vergeblich sich mühten, das Wesen des Witzes zu definieren, so wäre es noch unmöglicher, die Technik der Groteske zu analysieren, zumal die Technik jeglichen Groteskenschreibers mit anderen Mitteln arbeitet. Gemeinsam ist den Groteskenschreibern etwa die Erfindung komischer Namen, die in gewissen Kontrast- oder Unterstreichungsbeziehungen zu ihren Trägern stehen, reicher Gebrauch von unerwarteten Adjektiven und Vergleichen, Persiflierung allgemeiner oder besonderer Eigenarten durch Übertreibung. In *Hans Reimanns* Sammlung „Die Dame mit den schönen Beinen" (*Georg Müller Verlag, München*) wird die Wirkung des grotesk Erzählten mehr als in allen früheren Grotesken durch stilistische Mittel erhöht. Die scheinbare Sachlichkeit, mit der nach Alltäglichkeiten plötzlich ungeheuerlich Skurriles vorgetragen wird, die ohne Bindeworte lakonisch nebeneinandergestellten knappen Hauptsätze, das spaßige Aufglänzen abgenutzter Wörter und Redensarten durch eine kleine Verschiebung oder wörtlichen Bedeutungsgebrauch, all dies steigert die meist einfache und nicht immer neue Anekdote zur Groteske. Wie Reimann mit Wort und Satz und Situation überlegen spielt, wie er Akzente setzt durch Wiederholungen, Mißverständnisse, Verdrehungen die Schilderung witzig und stachlig macht, lustiges, hämisches und verzweifeltes Lachen bewirkt, — das ist das Originale in seinen Grotesken, die deshalb, weil sie mehr Spiel des formal herrschenden Geistes als der malenden Anschauung sind, als aphoristische Kunstwerkchen gelten können.

Kurt Pinthus.

Eliza Orzesko, Licht in der Finsternis. Ein Judenroman aus Polen. *München, G. Müller.* 1916. 334 Seiten.

Eliza Orzesko ist eine namhafte polnische Romanschreiberin. Die Zahl ihrer Bücher ist erheblich und nur ein verhältnismäßig kleiner Teil ist bisher ins Deutsche übersetzt worden. Unter diesen ist einer vor Jahren erschienen unter dem Titel „Meir Ezofowicz", der aber im Buchhandel

Digitized by Google

kaum mehr zu haben sein dürfte. Er ist gewiß sowohl durch seinen Inhalt wie durch die Geschlossenheit seiner Form eine der besten Arbeiten der Verfasserin. Gerade jetzt, wo das Problem des Ostjudentums drängend in den Vordergrund tritt, ist die Neuausgabe dieses Romans, der im Jahre 1877 zum ersten Male erschienen ist, sehr am Platze. Er spielt in dem Städtchen Szybow im entferntesten Winkel Polens, „weit weg von dem Schienenstrange, der die Gegenden Weißrutheniens durchschneidet, weit weg sogar von der sie durchfließenden schiffbaren Düna". Er erzählt den Konflikt des orthodoxen Judentums mit einer freieren, aber am jüdischen Glauben festhaltenden Richtung. Dieser Konflikt hat in dem Städtchen eine geschichtliche Grundlage. Durch zwei Jahrhunderte tobt der Kampf zwischen den zwei Familien Todres und Ezofowicz. Im wesentlichen siegt immer die Familie Todres, die Vertreterin eines düsteren, auf allerlei Überlieferungen gestützten starren und unentwicklungsfähigen Orthodoxismus. Die Gegenüberstellung der beiden Typen von glaubenseifrigen Menschen, die Schilderung des jüdischen Lebens in diesem (gleich so vielen anderen ostpolnischen Städten) jüdischen Milieu, die Darstellung der Gegensätzlichkeiten zwischen zwei doch trotz alledem ihre Zusammengehörigkeit fühlenden tief erregten Gruppen ist ganz meisterhaft. Von der Verfasserin kann man nicht, wie von so manchen bedeutenden polnischen Schriftstellern (wie z. B. von Reymont, dem Verfasser der „Bauern" und „Lodz", zwei sehr hervorragenden Romanen) sagen, daß antisemitische Abneigung ihr die Feder führt. Im Gegenteile sieht man, daß sie tiefes Mitgefühl mit dem jüdischen Volke hat, daß es ihre innerste Anteilnahme erweckt und daß sie sich in das Studium ihrer religiösen Anschauungen mit Liebe versenkt hat. Für diese in sich abgeschlossenen Menschen hat das Leben einen dreifachen Inhalt: den Glauben, der im wesentlichen in kultlicher Religionsübung besteht, die Familie, die eine unzerreißbare Gemeinschaft ist, und das Geschäft, das mit Geschick und Eifer betrieben wird. Darüber hinaus gibt es nichts, was das Interesse dieser Menschen bewegt. Gute, edle und bösartige, niedrige Charaktere stoßen aneinander. Ein junger, strebender, aus der Familie Ezofowicz nimmt den Kampf gegen die Beschränktheit auf. Er unterliegt und muß die Stadt verlassen. Er geht nach Westen, der Freiheit entgegen. Man lernt aus dem Buche viel vom Wesen des Ostjudentums kennen.

E. Pernerstorfer.

Christian Reuters Werke. Herausgegeben von Georg Witkowski. Im *Insel-Verlag zu Leipzig 1916.* 2 Bde. 342 und 463 Seiten. 30 M.

Dieser Christian Reuter, der 1665 in Kütten bei Halle als Bauernsohn geboren wurde und 1688 nach Leipzig kam, um vorgeblich Theologie zu studieren, wäre sicherlich als bemoostes Haupt verbummelt und unbekannt irgendwo verkommen, wenn den versoffenen und verschuldeten Studenten, der jahrelang in Auerbachs Keller allerlei Studentenvolk und Söhne ehrbarer Häuser zu Bierulk und Trinkgelagen um sich sammelte, nicht eines Tages seine Wirtin kurzerhand an die Luft gesetzt hätte. Dieser Hinauswurf erweckte zwar nicht einen deutschen Molière, aber doch den frischsten und lustigsten Komödiendichter des letzten Jahrzehnts vor 1700. Christian Reuters Leben wird nun nur noch von einer Idee beherrscht: Rache an der Wirtin und ihrer Familie! Der Mann von Geist pflegte damals durch ein Pamphlet sich am Feind zu rächen. Reuter schrieb also eine Schmähschrift; aber was der fidele Bruder, der die braven Stücke des Zittauer Rektors Weise ebenso wie vom Leipziger Theater Molières Lustspiele kannte, unter dem Gelächter der Pleißestadt ans Licht brachte, war eine vortreffliche Komödie, halb modisches Lustspiel, halb derbes Rüpelstück, betitelt: „L'honnete femme oder die ehrliche Frau zu Plissine."

Es ist nebensächlich, daß die kleine Intrige den „Précieuses ridicules" entlehnt ist; als Wesentliches tritt hervor, wie in dem Wirbel dieser lockeren, lustigen Szene plötzlich (spät nach den Ansätzen des Fastnachtsspiels) die Mannigfaltigkeit städtischen Lebens auf der Bühne erwacht, mit welcher erschrecklichen Realität hier Menschen, wenn auch karikiert, sprechen und sich gebärden, wie sicher das lärmende Leben dieser Familie in verzerrenden, höhnenden Situationen und Dialogen abgemalt ist. Aus dieser im Grunde gutmütigen Frau Müller, die nun zur Frau Schlampampe wird, poltern wüste Schmähreden, die jeder Pleißestädter von ihr gehört hatte, die beiden eitlen, putzsüchtigen, koketten Töchter purzeln schnell aus geziertem Gehabe in Keifen und Sauflust, lassen sich traktieren, angeln nach Kavalieren; der jüngste Hätschelsohn der Wirtin redet blödes Zeug, und schon meldet sich das Zerrbild des ältesten Sohnes: Schelmuffsky, jene Münchhausengestalt, lange bevor noch der Original-Münchhausen gelebt hatte und zur dichterischen Figur geworden war.

Nicht nur in der szenischen Zeichnung der verhaßten Familie rächte sich Reuter, sondern seine muntere Niedertracht ersann auch ein tückisches Druckbild: allerlei wirkliche Redensarten und charakteristische Vorgänge aus dem Leben der Familie Müller sind durch größere Drucktypen hervorgehoben, als lebendiger Schimpf dem eingeweihten Leipziger Bürger ins Gesicht springend. Als die Familie Müller nun Reuter bei den akademischen Behörden verklagt und der Sünder

Digitized by Google

zu Kerkerhaft verurteilt wird, hetzt er immer neue Pamphlete wie bissige Hunde auf seine Opfer ... Pamphlete in allen Formen der Dichtkunst: als Gedicht, Rede, Komödie, Roman, Oper. Nicht Strafen und nicht Relegation vermochten den dichterischen Schmähschreiber zum Schweigen zu bringen. Frau Schlampampe muß in der Fortsetzung der „Ehrlichen Frau" einen elenden Tod sterben, in einer Kirchhofsszene grausigen Humors wird ihr lächerliches Leichenbegängnis auf die Bühne gestellt. Reuter läßt auf die noch Lebende eine Leichenrede los, strotzend von saftig-zotigem Witz, bis die gequälte Frau unter dem Gelächter Leipzigs wirklich ins Grab sinkt. Aber noch nach dem Tode der Todfeindin läßt ihn sein Haß nicht ruhen; in ein paar Jahren der Produktivität schleudert er immer wieder dieselben Personen, dieselben Motive aus dem Lebenskreise der gehöhnten Familie in witzigen Variationen von sich, sodaß das Genie seines Hasses auch außerhalb Leipzigs ihm Ruhm erwirbt....

Er wirbelt die Schlampampe- und Schelmuffsky-Themen zu einer großen Barock-Oper mit Balletts zusammen, die in Hamburg am Gänsemarkt dem persiflierten Leipziger Bürgerleben großen Erfolg brachte, und schließlich wachsen die aufschneiderischen Abenteuer des Wirtinsohnes Schelmuffsky zu der Satire auf die à la mode- und Reiseromane an in dem Werke „Schelmuffskys kuriöse und sehr gefährliche Reisebeschreibung". Bis Reuter Aufmerksamkeit, Gunst und Schutz am Hofe Augusts des Starken findet, dem zu Gefallen die Komödie „Graf Ehrenfried", ein verlottertes Original des sächsischen Adels mit seinem wüsten Hofgesinde abschildert. Aber selbst in diesen neuen Kreis von lustigen Gestalten sprengt er eine Figur des verhaßten Schlampampekomplexes ein: die lüsterne, versoffene und verbrecherische Gestalt des Advokaten Götze, der ehemals sein eigener Verteidiger gewesen war, aber, von Reuter benörgelt, zur Gegenpartei überging.

Doch die Gunst des Schicksals und des Hofes ließ den Unsteten nicht lange im Licht der Anerkennung und des Triumphes wandeln. Der Leipziger Aristophanes verschwindet aus Sachsen, erscheint nach zwei Jahren am Hofe des ersten Preußenkönigs in Berlin, veröffentlicht dort demütige Lobgedichte auf König und Königin im gedunsenen Barockstil der kümmerlichen Hofdichter, tritt mit einer geistlichen Dichtung „Passionsgedanken" wieder ins Dunkel zurück, — und niemand weiß, wann, wie und wo er starb.

Dieser merkwürdige Kerl war mehr als ein genialer Pamphletist. Er war ein außerordentlicher Charakteristiker und schickte zu den wenigen Figuren der damals ziemlich ärmlichen deutschen Komödie eine stattliche Zahl neuer Gestalten ins Komödiendasein. Im knappsten Umriß wird selbst die unwichtigste Nebenfigur sofort lebendig; wie ein Ringelspiel drehen sich die Typen der konversierenden und saufenden Studenten, der verkommenen, großsprecherischen Kavaliere und Offiziere, der rohen und sentimentalen Weibsgestalten, der Boten, Jäger, Trottel, Rüpel, Diener, die Figuren des Advokaten, des Nachtwächters, der Trödlerin, des Weinschenken Johannes und seiner Frau, des Stallmeisters, des Sekretärs und vieler Stadt- und Landbewohner vorüber, und manchmal scheint's, als habe Wedekind vor Reutern gelebt. Aber all diese Gestalten sind nicht nur Gestalten der Komödienmaschinerie, sondern durch ihre wüsten Reden und rüpelhaften Streiche leuchten menschliche Menschen hervor, abenteuerliche und gedemütigte, bemitleidenswerte und gutartige Menschen, aus deren Schar Graf Ehrenfried, mit Kavaliersgebärde melancholisch-lustig Elend, Ludertum und Pumperei hinwegwischend, aufrecht und selbstbewußt durch die Welt schmarotzend, zu einer tragikomischen Figur großen Stils, als Bruder Falstaffs und aller Hochstapler der Weltliteratur, sich erhebt.

Wer in Reuter nicht den Keim eines humoristischen Genies sehen will, dem inneres und äußeres Schicksal Entfaltung zum reifen Dichter nicht gestattete, der wird den ewigen Studenten als kulturhistorischen Genremaler schätzen müssen. Während Reuter das Treiben der Familie Müller persifliert, malt er unbewußt das städtische Bürgertum Leipzigs um 1700 ab, das sich in der Übergangszeit der verwirrten Lebensformen eines verrohenden Barock zur galanten Stadt des Rokoko durch Nachäffung pompöser französischer Geziertheit lächerlich machte. Wie Lesages „Hinkender Teufel" läßt uns Reuter in Straßen, Häuser, Kneipen der Stadt blicken; das Leben der Kavaliere, Studenten, Spießer und Volkstypen rollt in kurzen Szenen vorüber, in denen der „Nachtwächter mit seinem Hörnichen bläset" und Prügelszenen mit allerlei Rüpeln und Bezechten einherpoltern.

Wie sehr Reuter Künstler war, und wie sehr er deshalb Abgeschmacktes mißbilligte, zeigt am deutlichsten sein Roman „Schelmuffsky". Denn als er hier mit üppiger Erfindungs- und Charakterisierungskunst die Aufschneidereien des Sohnes seiner Wirtin persiflieren will, entsteht weniger eine Karikatur dieses Schelmuffsky als eine Travestie der beliebtesten Kunstgattung seiner Zeit: des Reise- und Abenteuerromans. Und wenn Reuter auch mit dieser Parodie nicht wie der unsterbliche Spanier mit dem Don Quichote die verspottete Romangattung für immer zu erledigen vermochte, so schuf er mit diesem lustigen Buch doch sein witzigstes und reifstes Werk, das noch viele Jahrzehnte hindurch neugedruckt und (z. B. von den Romantikern und der Droste-Hülshoff) viel gelesen wurde, als der

Digitized by Google

Name des verschollenen Studenten längst schon vergessen war.

Denn all seine in Leipzig entstandenen Werke waren anonym erschienen, so daß sein Name und sein Leben für immer verschollen wären, wenn nicht Zarncke in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts als den Verfasser des anonymen „Schelmuffsky" Reutern vorgestellt hätte und nachwies, daß dieser Name auch den Autor all der vergessenen Pamphlete des Schlampampekreises bezeichne. Nachdem einige Werke Reuters den Leipziger Bibliophilen in kleiner Auflage durch schöne Drucke geboten waren, eint nun Georg Witkowski mit vorbildlicher Sorgfalt, ohne aufdringlichen gelehrten Ballast zum erstenmal alle Werke Reuters in diesen zwei altertümlichen Halbpergamentbänden des Insel-Verlags, von denen eine einmalige Auflage von 800 Stück gedruckt wurde. Diese für alle Bibliophilen denkwürdige Ausgabe ist mit einer Art Wollust in vollkommenster Weise bei Drugulin gedruckt worden, denn mit einem bewundernswerten Aufwand von mannigfaltigen Drucktypen ist genau das Bild der Originaldrucke wiedergewonnen worden. Es ist Witkowski und dem Insel-Verlag sehr zu danken, daß der Liebhaber deutscher Literatur und merkwürdiger Lebensläufe jetzt endlich Werk und Persönlichkeit des vergessenen Dichters kennen lernen kann, dessen bitteres Schicksal wir nun durch dankbares Lachen und späte Kränze mildern wollen. *Kurt Pinthus.*

Wilhelm Schäfer, Lebenstag eines Menschenfreundes. Roman. *München, G. Müller.* 1916. 410 Seiten.

Es ist die Lebensgeschichte Pestalozzis, den der gewandte Erzähler in der Form eines Romans schildert. Wohl ist der Name Pestalozzi jedem Deutschen geläufig, seine Stellung in der Geschichte der Pädagogik dauernd und sein Andenken gesichert. Von seinen Schriften sind wenigstens durch billige Reclamhefte zwei in weiteren Kreisen bekannt. Aber das seltsame, fast abenteuerliche Leben des ungewöhnlich teuren Mannes kennen nur wenige, fast nur Fachleute. Hier ist es nicht in der trockenen Form einer wissenschaftlichen Biographie, sondern in der frischen Aufmachung einer Erzählung gegeben, die in allem wesentlichen der geschichtlichen Wirklichkeit entspricht, aber durch lebendigen Fluß dichterischer Gestaltung auch künstlerischen Reiz ausübt. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieser Roman die weiteste Verbreitung erlange. Seine Lektüre ist romantisch spannend durch die erzählten wechselvollen Schicksale eines großherzigen Mannes von ungewöhnlicher Tat- und Denkkraft und erhebend als ein Denkmal menschlicher Energie und Größe.

E. Pernerstorfer.

Karl Ludwig Schleich. Aus Asklepios Werkstatt. Plaudereien über Gesundheit und Krankheit. *Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.* 1916. 268 Seiten.

Der bekannte geistreiche Berliner Arzt hat zwei bedeutsame Bücher geschrieben: „Von der Seele" und „Vom Schaltwerk der Gedanken". Diesen philosophischen Werken läßt er hier eine Sammlung kleiner Essays folgen, die einzelne medizinische Fragen in überaus ansprechender, durchaus wissenschaftlicher Form behandelt. Diesen leichten Feuilletons im wirklichen Plauderton liegt strengste wissenschaftliche Schulung zugrunde. Sie beweisen, daß auch ein deutscher Gelehrter die Kunst meistert, die ernstesten Gegenstände mit gefälliger Leichtigkeit zu besprechen. Ihre Lektüre bereitet dem Laien ungetrübtes Vergnügen, das dadurch nicht beeinträchtigt wird, daß er dabei gründliche Einsichten erhält. Die erörterten Gegenstände sind solche, die das Interesse jedes Menschen erregen. „Was ist Krankheit?", „Was ist Neurasthenie?" — Das scheinen leicht zu beantwortende Fragen. Erst wenn man die betreffenden kleinen Aufsätze gelesen hat, erkennt man, daß die Antworten doch nicht so einfach sind. Begriffe, die man oft und, wie man glaubt, in einwandfreiem Sinne gebraucht, wie „Toleranz", „Selbstvergiftung", „Hygiene auf Reisen" u. dergl. bekommen hier ihre scharfe Bestimmung, die uns die wertvollste Belehrung gibt. Wenn der Verfasser von der „Ernährung" spricht, taucht erst mit vollster Deutlichkeit die Wichtigkeit dieses Kapitels der Lebenspraxis auf, die uns auf den Gedanken leitet, daß alle oder fast alle Medizin der Zukunft sich auf die Frage der Ernährung konzentrieren wird. Wohltuend berührt die Abwesenheit alles orthodoxen Radikalismus. Man beachte z. B., was der Verfasser in dem Abschnitt „Genüsse" sagt. Man weist bei den Genüssen oft nur auf ihre Schädlichkeiten hin. Auch Schleich unterläßt das natürlich nicht. Doch macht er auch auf ihre sozusagen psychologischen Vorteile aufmerksam. Den Schädlichkeiten des Lebens zu entgehen, gibt es nur ein Mittel: den Tod. Manche physiologische Schädlichkeit hat psychologische Vorzüge. Die mächtige Erregung, in die ein empfängliches Gemüt durch künstlerische Genüsse versetzt wird, z. B. beim Anhören heroischer Musik, wobei eine ungeheure Steigerung der Herztätigkeit unterlaufen kann, wird durch die erzeugte Glücksempfindung mehr als ausgeglichen. Überhaupt ist Glücksgefühl, Freude vielleicht die einzige Wundermedizin.

Wo man das Buch aufschlägt, fesselt es.

E. Pernerstorfer.

Digitized by Google

Fritz-Philipp Schmidt, Deutsche Märchen. Eine Sammlung unserer schönsten Volksmärchen. Ausgewählt und mit Buchschmuck versehen. 4. vermehrte Auflage. *Leipzig, Dieterich.* VIII, 247 Seiten.

Der Herausgeber erzählt alte deutsche Märchen in geschmackvoller Darstellung. Ein Buch für die Jugend und für das deutsche Haus. Es fehlt nich an ähnliche Büchern. Daß dieses nun schon in vierter Auflage vorliegt, ist wohl ein Beweis, daß es den Ton richtig getroffen hat. Insbesondere ist auch der reiche und schöne Bildschmuck hervorzuheben, sowie auch die Auswahl vortrefflich gelungen ist. Man möchte keines der aufgenommenen Stücke vermissen.

E. P.

Sechstes Jahrbuch der *Schopenhauer-Gesellschaft.* Ausgegeben am 22. Mai 1917. *Verlag der Schopenhauer-Gesellschaft. Kiel.* 1917. 2 Bl. 316 Seiten. 8°.

Das neue Schopenhauer-Jahrbuch übertrifft seine Vorläufer durch die diesmal durchgeführte strengere Anordnung und Auswahl der Beiträge. Es bringt in vorzüglicher Wiedergabe das vielleicht beste Bildnis des Philosophen, ein Ölgemälde Hamels aus dem Jahre 1856, und die Nachbildung eines eigenartigen Autogramms, den Entwurf eines Absagebriefs an die Berliner Akademie, den Schopenhauer schrieb, als er befürchten mußte, von ihr zum Mitgliede gewählt zu werden. Es ist nicht zu einer Wahl gekommen und wer weiß, ob Schopenhauer, wenn sie erfolgt sein würde, so geantwortet hätte, wie der Entwurf es sich vornahm. Dafür erscheint jetzt das unter seinem Namen veröffentlichte Jahrbuch als Schrift einer freien internationalen Schopenhauer-Akademie, die in ihrem Hauptteile die „Beiträge der Mitglieder" sammelt. An erster Stelle steht mit Recht eine ausgezeichnete Darstellung von „Schopenhauers Leben", die Paul Deussen gibt. Sie ist die beste und zuverlässigste kurze Biographie des Philosophen geworden, die wir bisher erhielten. Ihr folgt die Fortsetzung der sehr nützlichen, von Reinhard Piper besorgten Zusammenstellung der „zeitgenössischen Rezensionen der Werke Arthur Schopenhauers" und eine schöne Studie von Hans Zint über „Schopenhauer und seine Schwester". Berichte zu den Verhandlungen der fünften Jahresversammlung, Dresden 1916, und geschäftliche Mitteilungen schließen sich an. Auch die Ausstattung des Buches hat gewonnen, wenigstens die seiner Druckausführung. Denn der Einband in seiner Dürftigkeit ist der alte geblieben. Ihm wäre eine etwas sorgfältigere Beachtung zu schenken, nicht, um aus dem Jahrbuch ein sich in Äußerlichkeiten erschöpfendes Prachtwerk zu machen, sondern um ihm einen etwas repräsentativeren Charakter zu geben, um seiner Buchgestaltung etwas mehr Dauerhaftigkeit und Gebrauchswert zu verleihen. Als buchgewerbliches Vorbild darf das neue Goethe-Jahrbuch dem Schopenhauer-Jahrbuch jedenfalls empfohlen werden, wenn es ihm damit auch sonst nicht überall als mustergültig angepriesen werden soll.

G. A. E. B.

Voigtländers Quellenbücher. R. Voigtländers Verlag, Leipzig.

Voigtländer hatte den guten Gedanken, statt abgeleiteter Darstellungen die Urkunden der Geistes- und Naturwissenschaften, der politischen und Kulturgeschichte zugänglich zu machen. Mit erstaunlichem Spürsinn und umfassender Sachkenntnis ist der Plan in den vorliegenden 91 Bänden zu einem bereits beträchtlichen Bruchteil verwirklicht. Wo die Autoren nicht ohne Erläuterung verständlich sind, haben berufene Herausgeber knappe Einführungen und Anmerkungen gegeben, so z. B. Albert Neuburger in Bd. 85 „Fleisch oder Pflanzenkost?" (M. 1.—), der Auszüge aus Justus von Liebigs „Chemischen Briefen" enthält, Erich Boehm zum Bd. 84, dem Neudruck von William Gilberts Schrift von 1600 über den Erdmagnetismus (0,80 M.), Herm. Bahr zu Bd. 90, der Fortsetzung der „Quellen zur brandenburgisch-preußischen Geschichte" und der nun leider verstorbene Horst Kohl zu Bd. 91, der vierten und fünften Abteilung des dritten Teils seiner ausgezeichneten Zusammenstellung „Deutschlands Einigungskriege 1864—1871 in Briefen und Berichten der führenden Männer (M. 1.50). Feine Proben antiker Novellistik bietet in Bd. 86 Ernst Schwabe unter dem Titel „Antike Erzählerkunst" (0.80 M.), nach der Chronik des Gottfried von Villehardouin wird in Bd. 87 „Die Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer 1204" geschildert (Herausgeber Franz Golz, M. 1.20), Zeugnisse von den Anfängen der modernen Naturwissenschaften vereinigt in Bd. 88 Willy Bein unter dem Titel „Der Stein der Weisen und die Kunst Gold zu machen" (1.20 M.). Druck, Papier und dauerhafter Pappband verdienen bei den niedrigen Preisen der hübschen Bände besondere Anerkennung.

G. W.

Artur Volkmann, Aus der Kriegszeit gegen Kriegsleid. 20 Federzeichnungen. Herausg. vom Heidelberger roten Kreuz. Verlegt bei *Eugen Diederichs* in *Jena.* 1917. M. 1,50.

Artur Volkmann gehört zu den sympathischen Erscheinungen, die es einem oft recht schwer machen anläßlich so unbedeutender Werke ihrer Hand das richtige Wort zu wählen. Und doch kann es nicht verschwiegen werden — diese 20 Idyllen sind herzlich langweilig! Das *gewollte* Deutschtum verstimmt mehr als es erfreut. Wie

Digitized by Google

weit sind diese trockenen Kompositionen von der Innigkeit der schwärmerischen Nazarener, von der lauteren Poesie Schwinds und Richters, aber auch von der märchenhaften Verträumtheit Hans Thomas entfernt, an den sie äußerlich so sehr erinnern. Nicht in der Wahl der Motive liegt das Deutsche, sondern einzig in der Inbrunst der Weltanschauung. Wie oberflächlich und lau ist hier aber Mensch und Tier, Mauer und Baum empfunden. Hier weht nicht Geist der deutschen Phantasie und Sehnsucht, sondern der Geist der Zeichenstunde. H.

Dr. phil. Alfred Werner, Impressionismus und Expressionismus. *Frankfurt a. M., Kesselringsche Hofbuchhandlung* (*E. v. Mayer*) 1917.

Wer durch den Titel irregeführt Aufschlüsse über das Problem des Expressionismus erwartet, wird Werners Broschüre enttäuscht aus der Hand legen. Der Verfasser verliert sich in langatmigen Auseinandersetzungen über das Wesen des Kunstwerks und führt an Stelle der üblichen Bezeichnungen Form und Inhalt die unglücklichen Termini „Kunstleib" und „Kunstseele" ein. Impressionismus und Expressionismus bleiben ihm in ihrer Wesensart gleich verschlossen. „Streng genommen ist die Kunstseele für den echten Impressionisten, der sich um den Kunstleib bemüht, etwas Gleichgültiges." (S. 27.) Nicht besser kommt der Expressionist weg. „Der Expressionist will in Symbolen die ganze Skala der Gefühle, Leidenschaften, Stimmungen aussprechen. Aber sein Seelenleben versteht niemand, weil seine symbolische Sprache willkürlich und anderen Seelen unverständlich ist. Der extreme Expressionismus endet, um ein Wort Schopenhauers zu zitieren, im Tollhause des Solipsismus". (S. 33.) Eine Synthese von Impressionismus und Expressionismus bedeutet allein das Heil. Sie führt zur „klassischen Kunst". (S. 34.) Als ihr Vertreter gilt dem Verfasser: Klinger. Jeder weitere Kommentar erübrigt sich.

In seiner „Correspondance" weist Flaubert immer wieder auf die Einheit von Inhalt und Form hin. An Madame X. (Louise Colet) schreibt er in den fünfziger Jahren: „La forme est la chair même de la pensée, comme la pensée est l'âme de la vie." 1876 präzisiert er denselben Gedanken in einem Brief an George Sand: „Enfin je crois la forme et le fond deux subtilités, deux entités qui n'existent jamais l'une sans l'autre". Damit führt er viel tiefer in das Wesen des Kunstwerks als Werner in seinen geschraubten Untersuchungen.

Rosa Schapire.

Die deutsche Zarin. Denkwürdigkeiten der Kaiserin Katharina II. von Rußland. Unter Mitwirkung von Robert Laurency herausgegeben von Wilhelm Rath. Verlag *Wilhelm Langewiesche-Brandt, Ebenhausen* bei *München*. Pappbd. M. 1,80.

Das zuerst 1859 von Herzen veröffentlichte Stück der Memoiren Katharinas — das schon in mehreren, auch billigen, deutschen Ausgaben verbreitet ist — wird hier in einer neuen, sehr hübschen und handlichen Ausgabe geboten. Neben den Denkwürdigkeiten der Kaiserin bringt das Buch Auszüge aus den Memoiren der Fürstin Daschkow über den Staatsstreich von 1762, ein paar charakteristische Regierungserlasse und Briefe der Kaiserin, ihr Glaubensbekenntnis und Testament, und einen Aufsatz des Herausgebers „Die deutsche Zarin", der vor allem beweisen will — nicht immer überzeugend — daß Katharina sich Friedrich den Großen nicht nur zum Vorbild genommen, sondern ihn auch persönlich viel höher verehrt habe, als sie selbst und die russischen Geschichtschreiber hätten zugeben wollen. Die große Komödiantin sieht Rath scheinbar gar nicht, auch sagt er kein Wort über den reaktionären Charakter der letzten Regierungsjahre Katharinas.

Wissenschaftlich ist die vorliegende Ausgabe nicht ganz so zuverlässig, wie der Verlag behauptet, wenn ihr auch die große Ausgabe Erich Boehmes zugute gekommen ist, — leider nicht auch die neue, verkürzte von 1916, die in Anmerkungen und Register manche Versehen der ersten Ausgabe richtigstellt.

Das Buch wird seinen Weg machen. Das Interesse für russische Dinge ist heute sehr groß, und es gibt nicht allzuviel Memoiren, die neben dem geschichtlichen auch ein so großes menschliches Interesse erwecken, wie die Denkwürdigkeiten der deutschen Zarin, — allerdings nicht in dem Sinne, der den Verlag zu der höchst überflüssigen Warnung veranlaßte, das Buch eigne sich nur für „reife Leser". Gerade die Memoiren Katharinas sind das geeignetste Mittel, dem deutschen Durchschnittsleser zur Erkenntnis zu verhelfen, daß Sophie von Anhalt-Zerbst nicht nur in eroticis groß war. *Arthur Luther.*

Kleine Mitteilungen.

Ein kurländisches Stammbuch. Unter den Stammbüchern, welche die der „Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst" angegliederte „Sektion für Genealogie, Heraldik und Sphragistik" besitzt und die im Landesarchiv zu Mitau deponiert sind, darf den ersten Platz beanspruchen das einst dem kurländischen Landhofmeister und kaiserlich russischen Kammerherrn *Ernst Johann Alexander von Medem* (geb. am 30. März 1770, gestorben am 13. Dezember 1842)

Digitized by Google

gehörige[1]. Schon im jugendlichen Alter, als Student der Rechtswissenschaft an der 1775 von Herzog Peter gegründeten Mitauschen Akademie, hat er im Jahre 1786 mit dem Sammeln von Autographen begonnen, und aus dem Jahre 1840, also nur zwei Jahre vor seinem Tode, stammen die letzten Einträge.

Am 8. Januar 1785 wurde unser Medem auf der Academia Petrina als studiosus iuris inskribiert[2]. Die meisten der damals dort wirkenden Professoren haben sich in seinem Stammbuche verewigt: der Rechtsgelehrte Johann Melchior Gottlieb Beseke, der Mathematiker Wilhelm Gottlieb Friedrich Beitler, der Professor der Beredsamkeit Johann Nikolaus Tiling, der Latinist Mathias Friedrich Watson, der Philosoph Christian Wilhelm Schwenkner, der Gräzist Karl August Kütner, der Historiker Joachim Christoph Friedrich Schulz, der Theologe Johann Gabriel Schwemmschuh, der Lehrer der englischen Sprache Parker Richard Proctor — lauter Namen von gutem Klang. Von kurländischen Notabilitäten, die außerdem mit Einträgen vertreten sind, nenne ich nur noch den Dichter Ulrich von Schlippenbach, die spätere Dichterin Elisa von der Recke, die sich am 6. Mai 1789 noch als „Charlotte[3] von der Recke, geborene Gräfin von Medem" unterschrieben hat, und den Politiker Otto Hermann von der Howen.

Im März 1791 verließ unser Medem Mitau, um über Königsberg und Berlin nach Leipzig zu reisen, wo er dann bis zum August 1793 seine Studien fortsetzte. In Königsberg verfehlte er natürlich nicht, dem großen Philosophen *Kant* sein Album vorzulegen. Dieser trug sich folgendermaßen ein:
Ad poenitendum properat, cito qui iudicat.

Memoriae causa
scripsit
Immanuel Kant
Log: et Metaph. Prof. Ord.
in Universit: Regiom.
Facultat: Phil. Senior,
Academiae Reg. Scient. Berol.
Membrum
D. 30. Mart. 1791.

Den Spruch: „Wer schnell urteilt, muß es prompt bereuen" hat Kant sehr oft — bisher ist's ihm sechzehnmal nachgewiesen[4] — eingeschrieben.

1 Vgl. Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik 1896, Mitau 1898, S. 89f.

2 *Karl Dannenberg*, Zur Geschichte und Statistik des Gymnasiums zu Mitau, Mitau 1875, S. 80 Nr. 147.

3 Vgl. *Rachel*, Elisa von der Recke I, Leipzig 1900, S. XXIf. und 296.

4 Vgl. Kants gesammelte Schriften, herausgeg. von der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften XII (1902), 441 und dazu noch Sitzungsberichte der Altertumsgesellschaft Prussia XXII (1909), 463. Der Spruch stammt übrigens, wie in Vaihingers Kantstudien nachgewiesen wird, von dem Dichter Publius Syrus, der zur Zeit Cäsars in Rom Mimen zur Aufführung brachte, aus denen nur einzelne Sentenzen wie eben die obige erhalten sind.

Kant zu besuchen, versäumte wohl kein Kur-, länder, der Königsberg passierte. Mannigfach sind seine Beziehungen zum Balticum[1].

In Berlin wurde *Friedrich Parthey* aufgesucht, der zuerst unter Johann Adam Hiller in Leipzig sich als Musiker ausgebildet, dann längere Zeit als Klaviermeister im Medemschen Hause in Altautz in Kurland geweilt hatte und hier der nachmals als „Elisa von der Recke" berühmt gewordenen Haustochter Charlotte nähergetreten war, später in Berlin bis zum Hofrat im Generalfinanzdirektorium aufsteigen sollte[2]. Sein Eintrag lautet:

La nature et la vertu tracent les routes, les vices de l'humanité les empoissonnent, et la vie devient un tissu de souffrances.

Berlin Parthey.
ce 18. Avril 1791

Von den Leipziger Einträgen hebe ich hervor den des späteren großen Heidelberger Juristen *Karl Salomo Zachariä von Lingenthal*, geb. 1769 in Meißen, der seit Ostern 1787 in Leipzig studierte und Ostern 1792 nach der Universität Heidelberg übersiedelte:

Wo ist der Rath, den ich unter tausenden wähle, wenn ich weinend von Ihnen scheide? O achten Sie die Menschheit!

Einst waren wir glücklich. Große Aufgaben beschäftigten unsern Geist. Nur einst?

K. v. Zachariä
a. Meißen.

und den des Dichters *Johann Gottfried Seume*, der damals sein Studium in Leipzig wieder aufgenommen hatte, nachdem er durch eine List aus dem Gefängnis in Emden, wohin er als Deserteur gebracht worden war, entkommen:

Worth makes the man, and want of it the fellow:
All the rest is but leather and prunello

Pope
To the remembrance
Lips. 1792 of
Your most humble st
Seume.

Perfer et obdura

Von Leipzig aus unternahm Medem Abstecher nach Dresden, Halle, Lauchstädt. Im Sommer 1791 und 93 war er zur Kur in Karlsbad. Das erstemal traf er hier mit den beiden Schwestern *Elisa von der Recke* und der *Herzogin Dorothea von*

1 Vgl. Sitzungsberichte der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst 1900, S. 28f. Nachdem am 5. November 1775 der Professor der Philosophie am Petrinum Gottlob David Hartmann gestorben war, erhielt Kant einen Ruf nach Mitau, schlug ihn jedoch trotz der ungemein günstigen Bedingungen aus. Vgl. Baltische Monatsschrift 35. Jhrg. 40. Bd. (1893), S. 546.

2 *Rachel*, Elisa II, Leipzig 1902, S. 3ff., 130ff. Gustav Partheys Jugenderinnerungen, neu herausgeg. von *Ernst Friedel*, Berlin 1907, I 1ff.

Digitized by Google

Kurland zusammen, die Ende Mai von Warschau dahin abgereist waren[1]. Der Eintrag der Herzogin klingt ein bißchen altklug und schulmeisterlich, wie so manche Äußerung ihrer Schwester, obgleich sie bedeutend frischer und natürlicher war als diese:

Jede Fertigkeit, die Sie im Guten erlangen, wird Sie selbst beglücken, und je nützlicher Sie einst Ihrem Vaterlande werden, je treuer Sie die Pflichten gegen Ihren Fürsten beobachten, um desto glücklicher wird die Laufbahn Ihres Lebens seyn. Die guten Anlagen Ihres Charackters, die die Beobachter Ihrer Handlungen an Sie bemercken, lassen mich hoffen, daß Sie einst ein nützliches Mitglied unsres Staates seyn werden.

Carlsbaad Dorothea H. z. Kurland
d. 9ten Julij 1791.

Zu den ergebensten Verehrern der beiden schönen und geistvollen edlen Damen aus Kurland gehörten der *Graf Christian Clam-Gallas*[2] und der Dresdener Kapellmeister *Johann Golttieb Naumann*[3]. Ersterer hat sich kurz und bündig so eingeschrieben:

Ein bess'rer Freund als ich
Schreib' sich unter mich.

Carlsbad, d. 3ten July
1791. Christian Gr. Clam Gallas.

Um so pompöser nimmt sich Naumanns Eintrag aus:

Tutto cangia e il di che viene
Sempre incalza il di che fugge;
Mà cangiando si mantiene
Il mio stabile tenor
Metastasio
tal' anch' io sarò, sempre costante
ed immutabile, Suo
Umo Devmo Servo ed amico

Carlsbad
li 12. Luglio Nauman.
1791.

In diesen Kreis gehörte damals auch noch der *Graf Karl Friedrich von Geßler*, der eben in diesem Jahre, 1791, seine Stellung als Gesandter am Dredener Hofe aufgab, um sich auf Reisen zu begeben und ungestört sich seinen Liebhabereien widmen zu können[4]. Von seiner Hand lesen wir:

Sterblich sind wir, und sterblich sind alle unsere Wünsche.
Freud — und Leiden, sie geh'n, oder wir, geh'n sie vorüber.
erhalten Sie in Ihrem geneigten Andencken Ihren ergebenen Freund und Diener

Geßler.

Carlsbad
d. 9ten July
1791.

Am wertvollsten aber wird unserem Medem die Bekanntschaft mit *Herder* und dessen Gattin gewesen sein. Im Juni, Juli 1791 suchte Herder, wie schon auch in früheren Jahren, in Karlsbad Erholung und Heilung[1]. Sein und seiner Gattin Einträge sollen unsere Mitteilungen beschließen:

Von der Nymphe des Quells, den wir mit einander besuchten,
Der dir bei Freunden und Scherz neue Gesundheit verlieh,
Kehre zur Quelle zurück, aus der du Kenntnisse schöpfest,
Und dein Leben sei ganz frohe Gesundheit und Glück.

Im Carlsbade, den 12. Jul. 91.
J. G. Herder.

Der treueste Freund ist unser Genius, auf seine leiseste Stimme zu horchen bringt Leben und Glück.

Zur Erinnerung des Abschiedsgesprächs

Caroline Herder.

Carlsbad
den 12. Julij
1791.

Nach seiner Rückkehr in die baltische Heimat hat Medem nur selten Gelegenheit gefunden, sein Album vorzulegen, so daß es aus dem großen Zeitraume von 1794 bis 1840 nur eine verhältnismäßig geringe Zahl von Eintragungen aufweist, die fast sämtlich von weniger bekannten Kurländern und Kurländerinnen herrühren.

O. Clemen.

Einige Bemerkungen zur Sage vom Ewigen Juden. Der in der Z. f. Bücherfr. (April 1917 Beibl. IX, 4, Spalte 60/61) angeführte Druck des Volksbuchs vom E. J. ist bereits von Schiemann in der „Baltischen Monatsschrift" Bd. XXXI, 7 (S. 621) bei der Rezension meiner Arbeit über das Thema (1884) angeführt und von mir in der „Bibliographie" der Sage vom E. J. im „Centralblatt für Bibliothekswesen" X, 6. Juli 1893 S. 261 unter Nr. XLI registriert. Doch hat Schiemann den Anfang des von Clemen zitierten Gedichts bei jenem Text nicht genannt, und durch diese

1 *Tiedge*, Anna Charlotte Dorothea, letzte Herzogin von Kurland, Leipzig 1823, S. 123. *Rachel* II 415.

2 Er ließ damals den später von Theodor Körner besungenen Dorotheentempel auf einem Felsvorsprung östlich Karlsbad erbauen. Vgl. *Tiedge* S. 124, *Rachel* II 342 und *Peschel-Wildenow*, Theodor Körner und die Seinen, Leipzig 1898, II 207.

3 *Rachel* II 170ff. u. ö.

4 *Rachel* II 304ff. u. ö.

1 *R. Haym*, Herder nach seinem Leben und seinen Werken II, Leipzig 1885, S. 440. — Ein anderer Eintrag Herders in einem kurländischen Stammbuch, datiert: Weimar 8. Dezember 1792, ist abgedruckt in den Sitzungsberichten der Kurländischen Gesellschaft 1894, S. 35.

Digitized by Google

Verse unterscheidet sich die Ausgabe von den bisher bekannt gewordenen. Der Inhalt jenes Volksbuchs mit Aufzählung der Orte, an denen Ahasverus aufgetreten sein soll, ist freilich in allen späteren Texten, von denen ich selbst drei verschiedene besitze, wiederholt. Meines Wissens liefert eine derartige Zusammenstellung in der angeführten Reihenfolge zuerst die zu Wolfenbüttel befindlichen „Relation zweyer Wallbrüder" 1661 S. 14, nur ist hier noch Tarnowitz in Oberschlesien genannt, woselbst der Jude 1612 bemerkt sein sollte. Einen bisher nicht erwähnten Druck verzeichnet das „Auswahl-Verzeichnis von G. Schoder, Antiquariat in Stuttgart Nr. 39" (1917) unter Nr. 16: „Nicodemus, Rabbi und Oberster der Jüden, Evangelischer Bericht von dem Leben Jesu Christi ... so dann auch ein wunderbarl. Bericht von einem Juden aus Jerusalem mit Nahmen Ahasverus, welcher vorgibt als sei er bey der Creutzigung Christi gewesen und bisher von Gott beym Leben erhalten werden ... vermehret von Chrisost. Dudulaeo Westphal. O. O. 1753. Mit einem Holzschnitt. 142 Seiten.

Im Besitze des Herrn Lehrers Moritz Maier in München (Mathildenstr. 9/I), eines eifrigen Sammlers der auf die sagenhafte Figur bezüglichen Literatur, findet sich folgende französische Ausgabe: Histoire admirable du Juif Errant. Avec l'histoire et les merveilles admirables avant son tems. Bruges o. J. (ca. 1750). Von der am Schluß befindlichen Complainte du Juif errant reconnu à Metz, sur un air nouveau hatte Frau Olga Maier im November 1913 die Güte, mir eine Abschrift zu senden. Das Gedicht besteht aus 12 achtzeiligen Strophen, deren Anfang lautet:

Contemplez, je vous prie,
Ma peine et mon ennui.
Je n'ai point de repos
Ni le jour ni la nuit.
Je marche incessament,
Nullement je ne repose,
Dieu m'y a condamné,
Pour punir ma fierté

Strophe 9 beginnt:

Dedans Metz en passant
On m'arrête promptement.
L'on me conduit tout droit
Dans le Gouvernement:

Er wird nach seinem Geburtsort gefragt und erzählt kurz seine Geschichte.

Zahlreiche sprichwörtliche Redensarten über den Juif Errant, z. B. „Si je marche c'est en Juif Errant", und die besonders in der in Italien üblichen Form desselben Buttadeo, wie: „Boudedeo marchera tant qu'il y aura deux hommes en vie", oder: „Boudedeo sera le dernier des vivants", sind verzeichnet von Paul Sébillot in der Revue des traditions populaires. Tome XIX Paris 1904 p. 175. Auch möchte ich auf die bisher bekannte älteste mittelalterliche Notiz über Buttadeus aus dem 1892 veröffentlichten handschriftlichen Werke des Boncompagno de Signa: De malo Senectutis et Senio, geschrieben 1240, hinweisen, in der es gegen den Schluß heißt, ohne jedoch den Namen Buttadeus zu nennen: „Item vidi Yerosolimis juxta porticum Salomonis quendam hominem valde senem, qui firmiter asserebat se fuisse cum Pontio Pilato, quando Christus crucifixus fuerat a Judeis" (bei Alessandro d'Ancona, Saggi di letteratura populare. Livorno 1913 p. 174.)

Seit den von mir im Zentralblatt f. Bibliothekswesen 1893, Heft 7/8 S. 297 ff. und 1911 November S. 495 ff. genannten Abhandlungen über die Geschichte der Sage sei außer anderm hingewiesen auf den zuletzt in meine Hand gekommenen Aufsatz: „Die Legende von dem wandernden Juden", der allerdings an einer etwas entlegenen Stelle, im „Memeler Dampfboot" vom 1. April 1917, Sonntagsbeilage Nr. 13 sich findet und mir von Herrn Johs. Sembritzki in Memel freundlichst zur Verfügung gestellt wurde. Er ist, wie hier bemerkt wird, aus einem norwegischen Blatt: „Borkiga Blad" mitgeteilt und enthält im allgemeinen die bekannte Erzählung; nur findet sich hier eine etwas andere Fassung der von mir in den „Neuen Mitteilungen über die Sage vom e. J." (1893) S. 20—22 nach dem Bericht von Varenbergh im Messager des sciences historiques (etc.), Gand 1870 S. 505 ff. dargestellten Begebenheit.

Als Berichtigung der in meiner Geschichte der Sage von 1884 S. 67/68 unter Nr. IV bei dem Holzschnitt der auf der Staatsbibl. zu München (Dissert. 1417) befindlichen Ausgabe des Volksbuchs von 1602, welcher eine bärtige Gestalt mit einer Art von Turban auf dem Haupte im Mantel darstellt, bemerke ich, daß es sich nicht um den berühmten Ahasverus, der zu beten scheint, handelt, sondern um eine ganz andere Persönlichkeit, den „Rabi Senderlein", welcher zu dem vor ihm stehenden „Rabi Feydel" spricht, wobei sich beide in heftigen Angriffen gegen das Christentum ergehen. Die darüber vorhandene Schrift lautet: „Ein seltzam und wunderbarliches Gesprech von zweyen Jüdischen Rabinen gehalten, welches ein ehrlicher Mann ohne alle geferd bekommen, wie der Bericht hernach erfolgen wirdt". Anno M.D.LXXI. In Versen. Ein Faksimiledruck des Titelblattes und der Bilder findet sich in dem Katalog Nr. 6 des Antiquariats von Ernst Frensdorff in Berlin unter Nr. 1735.

Die in meiner vorher genannten Abhandlung S. 130/131 aus dem Werke des Simon Tyssot de Patot: „Voyages et avantures de Jaques Massé". A Cologne 1710 entnommene Stelle, in der die Angabe des Roger von Wendower, daß Cartaphilus „von den aus den Gräbern gestiegenen Zeugen der Kreuzigung Christi gesprochen", näher ausgeführt wird, findet sich auch in der deutschen

Digitized by Google

Übersetzung des ganzen Werkes, doch ohne Nennung des Verfassers, Johann Friedrich Bachstrom: Peter Martons . . merkwürdige Lebensbeschreibung, worinnen viele wunderliche Begebenheiten enthalten . . übersetzt von A. B. C. Leipzig und Görlitz 1737. Vergl. Hermann Ullrich im „Euphorion" 16 (1909) S. 321. Genauere Angaben über das Leben des Mannes ebenda: S. 28—58, 320 bis 349.

Schließlich möchte ich auf eine kurze poetische Deutung der Sage hinweisen, die aus dem Nachlaß von Julius Sturm im „Euphorion" 14 (1907), S. 617 von Hermann Krüger-Westend in Altona abgedruckt wurde:

Ahasver.

Erfüllt ist Gottes dauernd Wort
Und Juda irrt durch Land und Meer
Und sucht nach einem Friedensport,
Ein ruheloser Ahasver.
Doch nimmer winkt ihm süße Rast
In Gottes gnadenreicher Hut,
Bevor er nicht das Kreuz umfaßt
Und in dem Frieden Christi ruht.

L. Neubaur.

Fischleder und Fischpergament. Die Verarbeitung von Fischhäuten zu Ledern oder Pergamenten ist altbekannt. So soll die Ambrosiana in Mailand eine mittelalterliche, in Goldbuchstaben auf Fischpergament niedergeschriebene Urkunde aufbewahren. Haifischleder, das allerdings nicht gerade in für Bucheinbände sehr geeigneter Bearbeitung in den letztverflossenen Jahren dafür viel angeboten wurde, ist, vom Verlage Langen in München, neuerdings sogar für einen Verlegereinband verwertet worden. Japanische Fischhäute, die Haut des Korallenfisches oder gemeinen Seewolfes und noch andere Fischleder und Fischpergamente sind den Ethnographen wohlbekannt. Kurzum, die Bucheinbände aus Klippfischhaut, auf die jetzt der um den Bibliothekband sehr verdiente Direktor an der Königlichen Bibliothek in Berlin, Professor Dr. Hans Paalzow, in einer fesselnden kleinen Studie (Berliner Tageblatt Nr. 141, Sonntag den 18. März 1917) hinweist, sind keine überraschende Neuigkeit. Paul Kersten (der wiederholt im „Allgemeinen Anzeiger für Buchbindereien" 1917 für seine Berufsgenossen über das Klippfischpergament schrieb) hat schon seit einer Reihe von Jahren, bei der Erprobung ungewöhnlicher Einbandüberzugsstoffe, besonders auch den Reptilienledern viel Aufmerksamkeit geschenkt und dabei sehr reizvolle Einbände geschaffen. Allerdings ist es nicht die Befriedigung des Kuriositätengeschmackes oder der Wunsch, die Einbandliebhaberei zu fördern, sondern die gegenwärtig die Buchbinderarbeit störende Materialnot und Materialverteuerung, die der Anlaß wurde, Einband überzüge aus Klippfischhaut zu erproben. Herr Franz Martini, im Frieden Werkmeister einer Berliner Großbuchbinderei, jetzt Landsturmmann in Belgien, hat sich nicht damit begnügt, Klippfische nur zu essen. Er hat Klippfischhäute tüchtig gewässert und durch ein sehr einfaches, jedenfalls noch technisch zu vervollkommnendes Verfahren zu ungegerbter, getrockneter Tierhaut, zu Pergament, verarbeitet, indem er sie wie Wäsche zwischen den Händen auswusch, dann ausbreitete und trocknete. So gewann er einen durchsichtigen, gelblich bis bräunlichen Stoff mit schön gemusterter und genarbter Oberfläche, den er zu Einbandüberzügen verarbeiten konnte.

Herr Direktor Professor Dr. Paalzow und Herr Professor Herzberg, Abteilungsvorsteher im Materialprüfungsamt in Berlin-Lichterfelde, haben bereits die technische Verwertbarkeit des Klippfischpergamentes einwandfrei festgestellt. Das Ergebnis ihrer Untersuchungen ist das folgende: Da die Rückenflosse des Klippfisches es unmöglich macht, von ihm ganze Häute zu gewinnen, liefert jeder Klippfisch zwei halbe Häute mit einer Nutzfläche von etwa 15 zu 25 Zentimetern. Die Reißlänge des Klippfischhaut entspricht derjenigen des besten Kalbpergamentes, ihre Dehnbarkeit ist etwa doppelt so groß. Ein Vorzug, der ihre gleiche Anwendung wie die der Lederarten beim Überziehen auf echte Bünde gehefteter Bücher gestattet.

Der letztgenannte Umstand wird für den Liebhabereinband weniger schwer ins Gewicht fallen. Manche Buchbinder pflegen bei Einbänden mit reichen Rückenvergoldungen, um den Bruch der Vergoldung zu vermeiden und trotzdem den besten Bund zu erreichen, auf echte Bünde geheftete Bücher mit hohlen Rücken auszustatten. Dafür kommen um so mehr die ästhetischen Wirkungen der Klippfischhaut in Betracht. Es ist bereits gesagt, daß der reizvolle Stoff durchsichtig ist. Er setzt deshalb, als Einbandüberzug benutzt, eine Unterlage voraus, für die zunächst Buntpapiere in Betracht kommen. Die bekannten Arten der Liebhaberpappbände werden sich also leicht zu Ganz- und Halb-Klippfischpergamentbänden ausgestalten lassen. Eine Färbung dieses Pergamentes dürfte es vielleicht auch weniger durchsichtig und so ausschließlich für den Einbandschmuck geeignet machen. Andererseits lassen sich, ähnlich wie mit den durchsichtigen Pergamenten, gerade auf der Durchsichtigkeit beruhende besondere Schmuckwirkungen erzielen. Es sei zum Beispiel nur an das sogenannte Vellucentbinding mit seinen verschiedenen Zierweisen erinnert. Weiterhin an die Pergamentmalerei, mit deren Hilfe sich auch die Ausstattung der Einbandspiegel (und, durch diese bedingt, die Verstärkung der Einbanddecke)

Digitized by Google

erweitern ließe, da das Klippfischpergament hier einen bequemeren und billigeren Leder- und Pergamentersatz abgeben könnte.

Werden sich nun die Bibliophilen, soweit sie es noch nicht sind, in Ichthyophagen verwandeln? Und wird der Klippfisch jetzt regelmäßig in der Woche mindestens einmal auf ihrer Tafel erscheinen? Es gibt schon viele erprobte Anweisungen, ihn geschmackvoll zuzubereiten. Aber trotzdem wollen wir nicht wünschen, daß es in einigen Jahren von dem einen oder dem anderen Bücherfreunde heißen könnte: Der arme Mann. Er hat eine so große Bibliothek, daß er nur noch Klippfische essen kann, wenn er alle seine Bücher binden lassen will. G. A. E. B.

Zwei Bücher aus Napoleons Feldbibliothek im Baltenlande. Bei Karl Ludwig Grave[1], Skizzen zu einer Geschichte des russisch-französischen Krieges im Jahre 1812, Leipzig 1814, S. 503 lesen wir: „An der Beresina sah ein russischer Offizier, ein geborener Livländer, von den Kosaken den Wagen plündern, von dem die Gefangenen aussagten, es sei derselbe, aus dem vor wenig Stunden Napoleon sich gerettet und auf ein Pferd geworfen habe. Ein Buch, das in der Wagentasche befindlich gewesen, hatten die Kosaken in den Schnee geworfen. Er bemerkte es und befahl einem nebenstehenden Kosaken, es ihm zu reichen, der ohne Umstände mit der Pike darnach langte und nach mehreren Stichen es ihm auf der Spitze derselben darbot. Er fand einen Band der Dacierschen Übersetzung des Plutarch, reich in Saffian gebunden mit dem Adler und der Chiffer N auf den Seiten. Es war der Band, in dem Cato und mehrere Selbstmörder standen. Den seltenen Fund, jedoch von Pikenstichen durchbohrt, sandte der Offizier seiner Mutter, nach deren Willen es nach ihrem Tode der Dörptschen Universitäts-Bibliothek zufallen soll." Bei der „Ausstellung zur Jahrhundertfeier des Vaterländischen Krieges 1812", die von November 1912 bis Januar 1913 in Riga stattfand, kam der Band wieder zutage[2]). Er war nicht in die Dorpater Universitäts-Bibliothek übergegangen, sondern befand sich damals noch im Besitze der Familie; N. Baron Wolff-Schluckum, ein Enkel des einstigen glücklichen Erbeuters, des Rittmeisters Ernst Baron Wolff (gest. als Oberst 1830 zu Fianden in Livland)[3]) erscheint im Katalog der Ausstellung als Besitzer. Die Beschreibung bei Grave trifft auf den Band durchaus zu; auch Spuren von Lanzenstichen waren auf dem Rückdeckel deutlich zu erkennen. Titel: Les vies des hommes illustres de Plutarque, traduites en français, avec des remarques historiques et critiques par M. Dacier et suivies des supplements. Edition revue et augmentée des vies d'Auguste et de Titus par A. L. Delaroche. Avec des portraits dessinés d'après l'antique par Garnerey et gravés par Delvaux. Tome X. Paris, Chez Louis Duprat Duverger. 1811.

Ein Bändchen von derselben Provenienz und Ausstattung verwahrt die Mitausche Museumsbibliothek. Johann Friedrich v. Recke, der Mitstifter der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst und Hauptgründer und erster Direktor des Kurländischen Provinzialmuseums, hat auf das Vorsatzpapier geschrieben: „Dieser Band war bei dem Rückzuge der französischen Armee i. J. 1812 an der Beresina aus der Bibliothek Napoleons verloren gegangen, wurde nach Mitau gebracht und von Staatsrat Recke, der ihn von einem russischen Offizier erhielt, der Kurländischen Gesellschaft f. Lit. u. K. geschenkt". Titel: Histoire ancienne des Egyptiens, des Carthaginois, des Assyriens, des Babyloniens, des Médes et des Perses, des Macédoniens, des Grecs. Par M. Rollin, ancien Recteur de l'Université de Paris, Professeur d'Eloquence au Collège Roial, et Associé à l'Académie Roiale des Inscriptions et Belles-Lettres. Tome Huitieme. Nouvelle Edition. A Paris, Chez les Frères Estienne, rue S. Jaques, à la Vertu. M.DCC.LXVII. Avec Approbation et Privilège du Roi. Auf dem Titelblatt ein Stempel: der gekrönte Adler, und die Umschrift: Cabinet de l'Empereur.

O. Clemen.

Boccacios Decamerone als deutsches Schulbuch. Vor ein paar Jahren sang der Schwerenöter-Tenor in einem jener Ausstattungsstücke, die mit der weiland berühmten Alt-Berliner Posse nichts mehr zu tun haben, unter anderen auf die Walzermelodie gebrachten Jugenderinnerungen auch die Worte: „Boccacios Decamerone, das sollte mein Lehrbuch sein!" Er, der Dichter seines Wahlspruches und die meisten Theaterbesucher werden wohl kaum gewußt haben, daß das Decamerone in deutschen Schulausgaben um 1800 einige Verbreitung und nach der Anzahl der vorhandenen Ausgaben zu urteilen, auch einige nützliche Verwendung gefunden hat. Nützlich freilich in etwas anderem als in dem dort verständnisvoll belachten, pikanten Sinne. Denn das Meisterwerk altitalienischer Erzählungskunst ist nicht allein spannend durch seine Handlung und unterhaltend durch seine Schilderungen mittelalterlichen italienischen Lebens, es ist auch eine unvergleich-

1 Seit 1811 Oberpastor an der St. Jakobikirche in Riga (Recke und Napiersky, Allgemeiner Schriftsteller- und Gelehrtenlogiker der Provinzen Livland, Esthland und Kurland 2. Bd., Mitau 1829, S. 93ff.; [Napiersky,] Beiträge zur Geschichte der Kirchen und Prediger in Livland 2. Heft, Mitau 1850, S. 84f.).

2 Katalog, Riga 1912, S. 292f.

3 Vgl. ebd. S. 62.

Digitized by Google

liche Beispielsammlung zur Geschichte des menschlichen Herzens von hohem ethischen Wert. Eine Decamerone-Auswahl nach verständigen pädagogischen Gesichtspunkten könnte ein vortreffliches Lesebuch für Anfänger in der italienischen Sprache sein.

Bacchi della Lega, in seinen „*Serie delle edizioni delle opere di Giovanni Boccaci (Bologna 1875)* verzeichnet eine deutsche Schulausgabe des Decamerone mit 12 Novellen, e non delle più castigate, wie er anmerkt: *Scelta delle migliori Novelle di Giovanni Boccacio, con Annotazioni Critiche e Spieganti; fatta da Gerardo Enrico Giacomogianni Stöckhardt, Dott. d. (sic) filos. (sic.) In Lipsia, Appresso Carlo Francesco Köhler, MDCCXCIV. 8°.* Sie hat nach ihm noch einen zweiten deutschen Titel und bringt die Erläuterungen unter dem Text. Ähnlich ausgestattet ist eine andere deutsche Schulausgabe in meinem Besitz, für die vielleicht die Stöckhardtsche das Vorbild war, mit italienischem und deutschem Titel auf der ersten Seite: *Raccolta delle più eleganti, e delle più interessanti Novelle di Giovanni Boccacio. Aggiuntevi molte annotazioni tedesche, tra istoriche, e grammaticali, utili alli studiosi Giovanni della lingua italiana, da C. G. F. Penzenkuffer, Prof. / Sammlung der schönsten und unterhaltendsten Novellen des Johann Boccacio. Zum Nutzen junger Freunde der italiänischen Sprache mit vielen theils historischen, theils grammaticalischen Anmerkungen versehen von Chr. Wilh. Friedr. Penzenkuffer, Prof., Nürnberg, bei Gustav Philipp Jacob Bieling 1798* (XVI, 296 S. 8°.) Die Ausgabe enthält 22 Novellen und ist mit vieler Sorgfalt für den Zweck, den sie erfüllen will, besorgt. Eine dritte deutsche Schulausgabe, gleichfalls nach einem Abzug in meinem Besitz hier notiert, wählte 33 Novellen aus: *Novellen des J. Boccacio; aus dessen Decamerone ausgewählt, mit Anmerkungen und einem Wörter-Verzeichniß für die Italiänisch lernende Jugend. Hannover, bei den Brüdern Hahn 1815 (XIV [XVI], 336 S. 8°).* Ihr Herausgeber bleibt ungenannt. Außer den drei angeführten mir bekannt gewordenen deutschen Decamerone-Schulausgaben wird es vielleicht noch ein paar andere geben. Eine vollständige Liste ihrer Reihe wäre recht erwünscht, als Beitrag zur Boccacio-Bibliographie und zur Bibliographie der deutschen Schulbücher. G. A. E. B.

Lavater-Autographen in Riga und Mitau. Auf die verschiedenen reizvollen Arten von Lavater-Autographen sind wir durch das Büchlein von Gustav A. Müller, Aus Johann Kaspar Lavaters Brieftasche (München 1897) und die darin sich findenden zahlreichen Faksimiles aufmerksam gemacht worden. Der Verfasser betont mit Recht, einen wie tiefgehenden und weitreichenden Einfluß der Physiognomiker ausgeübt hat.

Mehrere Lavater-Autographen sind vor wenigen Jahren in der *Rigaer Stadtbibliothek* zutage gekommen[1]) Zuerst eine Folge von 50 Stichen von L. Halder, die Einzelgestalten und Gruppen aus der den kreuztragenden Jesus auf seinem Leidenswege begleitenden Menge darstellen[2]). Unter jedes der farbig umrahmten Blätter hat Lavater einen die Dargestellten charakterisierenden Hexameter geschrieben. Außerdem gehören zu jedem Blatt weitere Verse, die physiognomische Analysen der dargestellten Personen enthalten. Ferner verwahrt die Bibliothek das Begleitschreiben Lavaters zu einer Zeichnung, „die er königlichst zu gravieren" bittet, Zürich, 21. Dezember 1785. Und endlich besitzt sie zwei Druckwerke von Lavater mit Einträgen von seiner Hand, nämlich „Etwas über Pfenningern" (Zürich 1772—93) mit eigenhändiger Widmung des Verfassers „an die liebe Schwester Augusta Bernsdorf. Bernsdorf, den 19. VI. 1793" — es ist die Gräfin Auguste Stolberg, die Schwester der Dichter Christian und Friedrich Leopold St., vermählt mit dem dänischen Staatsminister Andreas Petrus Bernsdorff, Goethes „Gustchen"[3]) — und je einem Spruch in den 6 Bänden, und ein Bändchen der „Handbibliothek für Freunde von Johann Kaspar Lavater" (Allerley. 1793) mit eigenhändiger Widmung an Herrn Friedrich Hartmann in Reval[4]).

In der Autographensammlung der *Mitauschen Museumsbibliothek* fand sich ein schöner Stich, den Rütlischwur darstellend: drei barhäuptige Männer stehen auf einer Matte und recken ihre rechten Arme und die Schwurfinger — der mittlere im Überschwang der Begeisterung beide Arme — zum Himmel auf. Lavater hat die drei Personen bezeichnet (von links nach rechts): „Wernherr Staufacher von Schweiz, Walther Fürst von Uri, Arnold von Melchthal von Unterwalden" und darunter geschrieben:

Schweizerberge! Undurchdringlich hohe Festung der Natur!
Aber, Schweizer! unbezwinglich seyt Ihr doch durch Eintracht nur! Lavater.

Natürlich fehlt auch ein Eintrag von ihm nicht in dem Stammbuch des kurländischen Barons

---

1 Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands aus dem Jahre 1905, Riga 1906, S. 55f.

2 Zu derselben Reihe gehörten vielleicht die kolorierten Kupferstiche Pilatus und Apostelfigur mit Unterschriften Lavaters in der Sammlung Lempertz: Goethe im Mittelpunkte seiner Zeit. Verzeichnis der Goethe-Sammlung H. Lempertz sen., Köln 1899, S. 33 Nr. 510f.

3 Vgl. Müller, Aus Lavaters Brieftasche S. 30ff.

4 Gemeint ist jedenfalls Joachim Friedrich Hartmann, 1774 Diakonus, 1792 Pastor an St. Nikolai, 1795 Pastor primarius an St. Olai und Superintendent, gest. 3. Oktober 1808 (H. R. Paucker, Esthlands Geistlichkeit in geordneter Zeit und Reihenfolge zusammengestellt, Reval 1849, S. 342. 360. 367).

Digitized by Google

Heinrich von Offenberg, das die Museumsbibliothek als eins ihrer köstlichsten Kleinodien birgt und das nächstens im Inselverlag in Faksimilereproduktion seine Auferstehung feiern wird. Lavaters Eintrag ist datiert: Zürich, 22. Dezember 1779. Auf dem nächsten Blatt hat sich an demselben Tage sein jüngerer Bruder, Diethelm, Arzt und Apotheker, den Goethe auf seiner dritten Schweizerreise am 23. Oktober 1797 aufgesucht hat, eingeschrieben. Offenberg weilte in Zürich auf seiner ersten großen Auslandreise vom 20. Dezember 1779 bis zum 26. früh. In seinem Reisetagebuche hat er sich über Lavater und dessen Bruder folgendes notiert: „Da wir jetzt den ersten Weihnachtsfeiertag da waren, so machte ich mir's zur Pflicht, in der Vesper den Diakonus Lavater zu hören. Da wir das Vergnügen seiner Bekanntschaft schon hatten, war er so gütig, selbst zwei Plätze ganz vorn für uns zu besorgen. Wir saßen so gut, daß uns kein Wort verloren ging. Inzwischen es ging mir so, wie es allen zu gehen pflegt, die sich einen zu großen Begriff von einer Sache machen. Ich fand in seinen Predigten nicht den Stil und die große erhabene Schreibart, deren er sich in seiner Physiognomie bedient. Er hat darin eine ganz eigene Sprache, er ist Schöpfer von Worten und Ausdrücken, die bloß für die deutsche Sprache sind . . . Im Umgang ist Herr Diakonus Lavater lebhaft und angenehm, ein Kenner von Gemälden, daß meine ganze Erwartung übertroffen. Im Anfange ist er etwas blöde. Er ist Prediger bei St. Peter und hat eine Gemeinde von 4000 Seelen, die er mit einem ungemeinen Fleiße und Unverdrossenheit abwartet. Er ist mager, 6 Fuß lang und trägt sein eigenes, rund abgeschorenes Haar. Sein Bruder ist Dr. med., ein liebenswürdiger, guter Mann □[1]), der ein schönes Naturalienkabinett besitzt." *O. Clemen.*

Mikroskopische Drucke und Zwergbücher. Auf einen „Sensationsprozeß", der schon ein paar Jahre zurückliegt, kam der als erste Autorität in allen buchhändlerischen Fragen bekannte Berliner Buchhändler, Herr R. L. Prager, der in ihm, ebenso wie der Schreiber dieser Zeilen, ein Gutachten abzugeben hatte, in letzter Zeit wiederholt zurück. Da die damals aufgeworfene Frage, die übrigens in jenem Rechtsstreite keine allgemein gültige Beantwortung finden konnte, immerhin manchen Bibliophilen interessieren dürfte, mag ihre Erörterung auch an dieser Stelle am Platze sein. Es handelte sich in jenem Rechtsstreite darum, ob eine bestimmte Ausgabe (Lobwassers Psalmen. Amsterdam, J. Jansson: 1649) als mikroskopischer Druck zu gelten habe oder nicht. Da es, mangels eines hierfür autoritativen bibliographischen Werkes, weder im Altbuchhandel noch in Sammlerkreisen eine allgemeine Übereinstimmung über die Abgrenzung der mikroskopischen Drucke gegen die übrigen nicht gibt, ließ sich in jenem Sonderfall nur nach etwa auf dem Büchermarkt herrschenden Gewohnheiten entscheiden, ob die Lobwasserschen Psalmen ein mikroskopischer Druck seien. Ein bekannter Berliner Altbuchhändler, der dritte Gutachter, hat damals die Frage ohne weiteres bejaht. Er ging von der Voraussetzung aus, daß mikroskopische Drucke alle Bücher einer bestimmten Buchgröße oder richtiger Buchkleinheit seien. Er hätte auf die bekannteste Sammlung kleiner Bücher verweisen können, die des Herrn Salomon in Paris, die ausschließlich das Format als maßgebend für die Aufnahme eines Bandes unter ihre 200—300 Nummern ansah und die Typengröße ebensowenig wie das Druckverfahren in Betracht zog, während die Sammlung R. Brockhaus in Leipzig, deren Verzeichnis von 98 Nummern 1888 veröffentlicht wurde, in ihren Ansprüchen an den mikroskopischen Druck strenger war.

Berücksichtigt man, daß der mikroskopische Druck zunächst ein technisches Problem ist und als solches die Beachtung der Sammler gefunden hat, so dürfte seine Begriffsbestimmung kaum größere Schwierigkeiten machen. Ein mikroskopischer Druck ist ein Druck, der gegenüber allen anderen Drucken einer bestimmten Zeit von ungewöhnlicher Kleinheit ist. Und da er ein Dokument für die Überwindung großer technischer Schwierigkeiten sein soll, ergibt sich aus dieser Betrachtungsweise auch ohne weiteres, daß mikroskopische Drucke im engeren Sinne nur solche Drucke sind, deren Druckformen im Handsatz aus Einzellettern gewonnen wurden. Im neunzehnten Jahrhundert haben einerseits die photomechanischen Reproduktionsverfahren eine beliebige Verkleinerung gewöhnlicher Druckformen gestattet, andrerseits die verbesserten Hilfsmittel des Buchdruckes die Gewinnung und Verwendung kleinster Druckformen sehr erleichtert, so daß die Schwierigkeiten eines mikroskopischen Druckes sich seit dieser Zeit sehr erheblich vermindert haben. Eine Setz- und Gießmaschine für mikroskopische Drucke könnte an Augenschärfe und Handgeschicklichkeit des sie Bedienenden recht geringe Ansprüche stellen. Was der Liebhaber mikroskopischer Drucke schätzt, ist das Probestück manueller Geschicklichkeit und deshalb wird er auch die mancherlei Schreibwunder, die, oft in Bildform, von Kupferstechern und Steindruckern geliefert worden sind, für seine Sammeltätigkeit

1 = Freimaurer. — In zwei andern Mitauschen Stammbüchern, dem in diesem Beiblatt, voriger Jahrgang, Sp. 630 ff. behandelten des Dietrich Ernst v. Schöpping und dem ebd. Sp. 631 Anm. 2 erwähnten des Johann v. Brevern begegnen Autogramme Diethelm Lavaters aus Leipzig vom 3. Mai 1767 und 1766.

Digitized by Google

nicht übersehen. Als Maßstab des mikroskopischen Druckes können ihm die in einem Lande, einer Werkstätte, zu einer bestimmten Zeit noch als gewöhnliche geltenden kleinsten Schriften dienen, die in der Wiegendruckzeit erheblich größer waren als in der Gegenwart. Die Satzgröße und damit auch die Buchgröße ist für die Beurteilung eines mikroskopischen Druckes nicht entscheidend. Selbstverständlich lassen sich kleinste Druckschriften auch in einem großen Satzrahmen fassen. Es kann mikroskopische Drucke im Folioformat geben und die von der Didotdruckerei im 19. Jahrhundert eingeführten éditions compactes suchten gerade aus der Verbindung von kleinster Druckschrift mit erheblichen Buchgrößen Raum zu gewinnen, um umfangreiche Werke in Bänden verhältnismäßig geringen Umfanges unterzubringen. Soll das Format allein das Kennzeichen der kleinsten gedruckten Bücher sein, so wird man alle diese Druckwerke besser Zwergbücher nennen, wobei es dann gleichgültig ist, ob ihr Druck ein mikroskopischer ist. In der Tat gibt es ja mancherlei Buchzierlichkeiten, die zwar sehr klein sind, deren Schriften aber durchaus nicht von ungewöhnlicher Kleinheit sind. Auch Herr Prager befürwortet die Unterscheidung zwischen kleinsten Büchern und mikroskopischen Drucken. Er sieht als entscheidend für den Begriff die Herstellung mit beweglichen Lettern an, worin ihm ebenfalls beizupflichten ist, allerdings mit jenen Einschränkungen, die, wie schon angedeutet, von der Druckentwicklung gegeben sind. Er hebt weiterhin mit Recht hervor, daß es sich bei den mikroskopischen Drucken und Zwergbüchern um Gegenstände einer Sammlermode handelt, die zunächst als solche von den Buchhändlern beurteilt werden müssen und beurteilt werden. Und doch dürfte sowohl dem mikroskopischen Druck wie auch dem Zwergbuch eine Bedeutung zukommen, die sie nicht allein als Gegenstand der Kuriositätenliebhaberei oder als technische Spielerei erscheinen läßt. Bücherüberfluß, Bücherverfall und Raumnot haben im zwanzigsten Jahrhundert mancherlei Vorschläge gezeitigt, durch geeignete Verfahren die vorhandene Literatur und ihre Träger, die Bücher, dadurch der Zukunft zu erhalten, daß man sie in gegen die Einflüsse des Alterns und Verbrauchtwerdens möglichst geschützten Verkleinerungen aufbewahrt. So hat der Gedanke einer mikroskopischen Bibliothek immer festere Formen angenommen, allerdings Formen, die weder die des mikroskopischen Druckes noch die des Zwergbuches nach gegenwärtiger Auffassung sind. Man will die Buchseiten in mikroskopische Präparate verwandeln und unter dem Vergrößerungsglase oder durch Wandvergrößerungen lesbar machen. Sollte dieser Gedanke einmal verwirklicht werden, so dürfte er sich wohl die antike klassische Buchform, die Buchrolle, als für die Aufbewahrung der verkleinerten Bücher am zweckmäßigsten von neuem nutzbar machen, umsomehr, weil damit auch die Einbeziehung des photographischen Bewegungsbildes in den Buchtext gegeben sein würde. Und ob man dann alle neuen Bücher in einer Doppelauflage erscheinen lassen wird, in der gewöhnlichen Buchdruckausgabe und in der mikroskopischen, die jene zur Voraussetzung hätte, könnte doch zweifelhaft sein. Vielleicht ist also die Anwendung der modernsten Drucktechnik, in der bereits erwähnten Benutzung von Setz- und Gießmaschinen, durchaus keine Utopie. Womit die Inkunabeln mikroskopischer Drucke kommenden Sammlergeschlechtern als die ersten Vorläufer ihrer Bücher wertvoll werden würden und diese flüchtigen Auseinandersetzungen über das Thema mikroskopische Drucke und Zwergbücher vielleicht noch zu einer ehrenvollen Erwähnung in den Anmerkungen über die „frühesten Nachrichten von unsern Kleinbüchern" kommen könnten. G. A. E. B.

Besuche bei Goethe. In dem wenig bekannten Buche: „Fliegende Blätter. Von Heinrich Künzel. Frankfurt am Main. Gedruckt bei Johann David Sauerländer. 1839," VIII und 321 (322) Seiten und 6 Seiten Anzeigen, das Frau Louise von Plönnies „zur freundlichen Erinnerung an die zu Darmstadt poetisch verlebten Tage" gewidmet ist und neben Gedichten (unter ihnen das Festspiel „Elisabeth" zur Musik des Großherzoglich Hessischen Hofkapell-Musikmeisters C. Thurn. 1836), im ersten Abschnitt auch sieben (Prosa-) Skizzen enthält, sind „Zwei Besuche bei Goethe" geschildert. Daß diese beiden Schilderungen nicht ganz und gar authentisch sind, ergibt sich schon aus ihrer novellenartigen Einkleidung. Immerhin können die ihnen zugrunde liegenden Anekdoten historisch sein. Der erste dieser beiden Besuche soll „im Herbst 1816" stattgefunden haben. Sein Held ist ein ungenannter junger Dichter, Doktor F., der nach Vollendung eines ersten Werkes aus Goethes Munde den „Gruß der Weihe" empfangen wollte, aber dem Gewaltigen endlich gegenüberstehend auf die Frage „Was wünschen Sie?" nur die verschüchterte Antwort fand: „Ich wünsche, Sie zu sehen."

„Nun, so sehen Sie mich an!" rief Goethe und stand eine Minute lang kalt und schweigsam wie eine Statue vor dem Jüngling da, der ihn mit großen Augen anstarrte. Goethe wandte ihm dann den Rücken, die Flügeltüre schloß sich wieder."

Die Bewegung wirkte auf den jungen Dichter erschütternd, der, in die Heimat zurückgekehrt, die Eindrücke seines Besuches nur noch in die Worte kleiden konnte: „Goethe — ein Gott!" und bald, die Handschrift seines später gedruckten

Digitized by Google

Werkes ans Herz gedrückt, an einer Nervenlähmung verschied.

Dem Besuch des fassungslosen Schwärmers wird ein anderer gegenübergestellt, den ein weit weltgewandterer, zwar nicht amusischer, indessen doch weit prosaischerer Mann im Hause am Frauenplan machte, um ein Autogramm seines berühmten Besitzers zu erbitten. Daß dieser Mann der „Papierreisende" Carl Künzel war, ist kaum eine allzu kühne Hypothese und da sich aus dieser Beziehung auch ein näheres Verhältnis zu dem Berichterstatter und unserem Gewährsmann ergeben dürfte, sei dessen Schilderung im folgenden abgedruckt.

„Am 16. Mai des Jahres 1829 stieg ein Reisender gegen Abend in der goldnen Sonne zu Weimar ab. Ein Schwabe von Geburt und ein Freund der deutschen Literatur, erkundigte er sich mit der Gemütlichkeit seiner Ausdrucksweise und seines Dialektes am Wirtstische nach Goethe und den übrigen Notabilitäten Weimars. Er äußerte unter andern auch seinen Nachbaren, daß er sehr begierig wäre, einmal den großen Goethe zu sehen; wie sehr er wünschte, durch eine Originalhandschrift Goethes seine ausgezeichnete Sammlung von Autographen bereichern zu können. Die meisten zuckten die Achseln, und einer bemerkte ihm, daß der Geheimerat unzugänglicher als je für Fremde sei, weil er durch eine zeitige Nachgiebigkeit erfahren hätte, wie sehr sich dadurch die unverschämte Zudringlichkeit der Reisenden steigerte. Der Schwabe äußerte lächelnd, daß ihm, in Weimar gewesen zu sein, ohne Goethe gesehen zu haben, noch schlimmer vorkomme, als Rom besucht, ohne den Papst gesehen zu haben; wie er gerade auf seinen großen Reisen die berühmtesten Männer am zugänglichsten und liebenswürdigsten gefunden, und jeder ihm auf seine Bitten eine Handschrift verehrt hätte.

Nachdem der Reisende am andern Tag seine Geschäfte beendet, nahm er einen Teil seiner Sammlung zu sich und beschloß, bei Goethe wenigstens einmal einen Versuch anzustellen. Gedacht, getan.

„Sagen Sie mal, Herr Kammerdiener," sprach er in der Hausflur einen vorübereilenden Diener an, der sich durch den gemütlichen Dialekt freundlich berührt fand, „kann ich wohl mal den Herrn Geheimerat sprechen?"

„Geht nicht!" entgegnete der Gefragte.

„Warum nicht?"

„Der Herr Geheimerath nehmen nur nötige Besuche an," war die Antwort.

„Es wär' mir aber gar zu lieb, wenn ich ihn sehen könnte; ich würd' ihm auch meine Sammlung von Handschriften zeigen," sprach er schalkhaft, „ich könnte ihm manches von Schillers Schwester und von den Dichtern in Schwaben vorerzählen."

Der Bediente schüttelte den Kopf. „Weil es Ihnen denn so drum zu tun ist, den Herrn Geheimerat zu sehen, so kommen Sie in mein Zimmer. Der Herr Geheimerat wird jetzt gleich über den Gang kommen; da können Sie sich ihn hier durch die Glastür ansehen."

Kaum hatte er ihm hier seine Stellung angewiesen, als die Glocke gezogen wurde. „Der Herr Geheimerat schellen," sprach er und eilte hinweg. Nach einigen Augenblicken, während der Schwabe schon durch die Glastüre auf den Anblick Goethes gelauert hatte, kehrte der Diener hastig zurück, während jemand ihm nachstolzte. Er schob den Schwaben schnell auf den Korridor, der nicht wenig erstaunt war, plötzlich so ganz unerwartet den großen Dichter, dessen Physiognomie ihm durch so viele Porträts bekannt war, in seinem Hauskleide vor sich zu sehen. Goethe hatte ihn in sein Haus treten sehen und sein Begehren soeben von seinem Diener vernommen.

„Der Schwabe soll *mich* nicht sehen," sprach er freundlich, „ich will den *Schwaben* sehen!"

Dieser entschuldigte sich naiv und kurz, Goethe führte ihn in sein Zimmer, wo er sich dessen Handschriftensammlung ausbreiten ließ und auf seine Bitte ihm selbst eine saubere Handschrift, welche einen französischen Spruch enthielt, zum Geschenk überreichte. Goethe fand viel Gefallen an dem naiven Geplauder des Süddeutschen, der ihm von seiner Heimat, von den schwäbischen Dichtern und den Anverwandten Schillers, manches zu erzählen wußte. Ebenso freundlich, als er empfangen ward, wurde er von Goethe entlassen.

Als er abends seinen alten Tischnachbaren seine glückliche Begebnis mit Goethe erzählte, konnten sich diese nicht genug darüber wundern."

G. A. E. B.

Das sogenannte Unikum der Göschenschen Ausgabe von Goethes Schriften (vgl. Hauptblatt S. 69). Herr Dr. Hirschberg hatte mit Recht hinter den Titel seiner Mitteilung ein Fragezeichen gesetzt. Wie Herr Paul Hirsch in Frankfurt a. M. freundlichst mitteilt, besitzt er ein Exemplar, dessen erster Band genau die gleiche Beschaffenheit des Titels zeigt: „Erstter" und die Meilsche Vignette von Grögory gestochen. Ferner weist Herr Professor H. G. Gräf in Weimar darauf hin, daß in dem bekannten Verzeichnis einer Goethe-Bibliothek von Friedrich Meyer (Leipzig 1908) auf S. 38 unter Nr. 299 ebenfalls ein Exemplar mit „Erstter" verzeichnet ist, während über den Stecher der Vignette nichts gesagt ist. Auf der Auktion der Meyerschen Goethe-Bibliothek am

Digitized by Google

27. und 28. Mai 1910 ist dieser Band durch Otto Harassowitz erworben und, wie die Firma auf Befragen liebenswürdig angab, nach Amerika verkauft worden.

Da somit dem Hirschbergschen Unikum bereits zwei Genossen entstanden sind, läßt sich die Vermutung nicht mehr aufrecht erhalten: der Druckfehler „Erstter" sei nur durch Irrtum in einen einzigen Band geraten. Ebenso hat sich aber auch die weitere Annahme als irrig erwiesen, daß die Grögorysche Vignette nur für diesen Probeabzug des Titels zum ersten Band von 1787 verwendet worden sei. Herr Walther List in Leipzig hatte die Güte, mir seine fünf Exemplare der Göschenschen Goethe-Ausgaben vorzulegen. Unter diesen befindet sich eins der achtbändigen 1787—90, dessen Titelblatt zum ersten Band die richtige Bezeichnung „Erster", dabei aber die Grögorysche Vignette aufweist. Man könnte vermuten, es handle sich hier um einen der späteren Drucke mit den Jahreszahlen 1787—90, die Göschen noch lange Zeit herausgab; besitzt doch Herr List eines der vierbändigen Ausgabe, das auf Bd. 2—4 (der erste fehlt leider) die Jahreszahl 1787 trägt, während jedem einzelnen Bande das Kaiserliche Privileg für Schaumburg und Compagnie in Wien und Göschen, datiert *Preßburg 8. November 1805*, eingefügt ist. Aber das Listsche Exemplar mit „Erster" und der Grögoryschen Vignette ist sicher nicht posthum, sondern gehört zu den beim ersten Erscheinen der Ausgabe entstandenen, denn es enthält das bekannte, zum Wegschneiden bestimmte Blatt Goethes. Somit scheint bewiesen zu sein, daß Göschen gleich von Anfang an den Meilschen und den Grögoryschen Stich der Vignette zum ersten Band nebeneinander verwendet hat.

Zu Bonaventuras Nachtwachen. Ob ein genauer Kenner der Patristik und scholastischen Theologie für „Bonaventuras Nachtwachen", die ja vielfach und vielseitig untersucht wurden, nicht noch Quellen und Zusammenhänge aufdecken könnte? Dabei ist nicht allein an die Werke des hl. Augustin und des Bonaventura zu denken. Auch katholische Erbauungsschriften haben den Romantikern Anregungen gegeben. Vielleicht führt ein mir bloß dem Titel nach bekanntes Buch durch seinen bibliographischen Parallelismus auf eine Spur: Die Nachtwachen des hl. Augustin, Bischofs von Bona. Von dem Verfasser der Nächte der büßenden heil. Magdalena. Aus dem Italienischen übersetzt von Jean Baptiste Berger. Rudolph Friedrich Hergt, Koblenz, 1833. gr. 12°.

G. A. E. B.

MODERNE GRAPHIK

Zeichnungen · Radierungen · Lithographien usw.

in besten Qualitäten und reicher Auswahl

Böhle* – Conz – Corinth* – Gaul* – Greiner – Klinger

Kollwitz – Leibl – Liebermann* – Meid* – Menzel

Slevogt* – Stauffer – Sterl – Thoma u. a.

*** Illustrierte Preisverzeichnisse auf Verlangen**

DRESDEN/GALERIE ARNOLD/BRESLAU

Ständig Angebote aus Privatbesitz erbeten

Digitized by Google

In Vorbereitung befindet sich
eine künstlerische Ausgabe von Gerhart Hauptmanns Schauspiel

Die Weber

Mit Illustrationen von Käthe Kollwitz
Einmalige Auflage in 220 Exemplaren
Privatdruck
Ankündigungen kostenfrei durch den Herausgeber
E. Steinthal, Frankfurt a. M. / Marienstr. 19

Radierungen von Max Liebermann
aus dem Verlage von E. A. Seemann in Leipzig

SELBSTBILDNIS. 1917. 32 numerierte und signierte Drucke . . . . . Vergriffen
Eine prachtvolle Gabe machte der Meister mit diesem soeben geschaffenen Selbstbildnisse seinen Verehrern

IM BOOT. Kalte Nadel. 1917. 32 numerierte und signierte Drucke . . . . . je 200 Mk.
Gleichzeitig mit dem Selbstbildnis schuf Liebermann diese Platte

BILDNIS W. v. BODE. 1914. Die numerierten u. signierten Drucke sind vergriffen.
Sorgfältige Drucke von der verstählten Platte. Auf Bütten . . . 40 Mk.

AUF DER WEIDE. 1891. Sch. 21. Auf Japan 40 Mk.

IM GARTEN. 1910. Sch. 107. Auf Bütten . . 40 Mk.

REITPFERD. 1911. Sch. 140. Auf Bütten . . 40 Mk.

DER KATALOG
DER LIEBERMANN-AUSSTELLUNG
IN DER KGL. AKADEMIE DER KÜNSTE ZU BERLIN
IST ERSCHIENEN IM VERLAGE VON
E. A. SEEMANN

Dieser offizielle Katalog ist ein Dokument von dauerndem Werte und für die Literatur wichtig wegen der sorgfältig ermittelten Datierungen der Bilder. Durch die Beigabe von 32 Bildertafeln und die Umschlagzeichnung von Max Liebermann ist der Katalog auch ein schönes Buch

PREIS 1 MARK

VERLAG VON E. A. SEEMANN IN LEIPZIG

Digitized by Google

FERDINAND SCHÖNINGH
ANTIQUARIAT + OSNABRÜCK

Neue Antiquariatskataloge:

Nr. 180. Theatergeschichte. — Dramatische Gesamtwerke und einzelne dramatische Dichtungen. 3590 Nummern.
Nr. 181. Zur deutschen Städte- u. Landesgeschichte. 2535 Nrn.
Nr. 176. Königreich Sachsen, Provinz Sachsen, Harz, Herzogt. Anhalt, Thüringen. 2842 Nummern.
Nr. 174. Das Königreich Preußen und die Provinzen Brandenburg, Pommern, Schlesien, Ost- u. Westpreußen, Posen. 3077 Nummern.
Nr. 173. Hannover, Braunschweig, Oldenburg, Schleswig-Holstein, Hansestädte. 3585 Nummern.

Bitte zu verlangen.

ANTIQUARIAT
FRÆNKEL & CO.
BERLIN N 24 · ARTILLERIESTR. 13
versendet postfrei Kataloge
Bücher für Sammler
Moderne Erstausgaben
Kulturgeschichte

Im Herbst 1917 werden erscheinen:

Bibliothek Emanuel Wertheimer-Berlin:
Kulturgeschichte, Memoiren und Briefwechsel, Theatergeschichte mit besonderer Berücksichtigung Frankreichs.

Bibliothek Thimme-Erfurt: Volkskunde. Deutsche Literatur. Illustrierte Bücher. O. Chodowiecki, L. Richter usw. Almanache.

Kataloge bitte zu verlangen.

Erschienen ist:
Meyer, Verzeichnis der Hebbel-Sammlung Rich. Maria Werners M. 4.—.

Friedrich Meyers Buchhandlung
Leipzig, Teubnerstraße 16

Bücher-Versteigerungen

Sammlung Prof. Anton Seder
22. September 1917
Kunstgeschichte / Kunstgewerbe / Buchgewerbe / Heraldik / Illustrierte Bücher Exlibris / Plakate / Literatur über Japan

Die Büchersammlung eines zeitgenössischen Verlegers
6. Oktober 1917
Erstausgaben moderner Literatur / Bücher mit Widmungen / Vorzugsdrucke

Neue Antiquariatskataloge
Nr. 49: Kunstgeschichte
Nr. 50: Zeitgenössische Graphik

Die Bücherstube am Siegestor
Horst Stobbe
München, Ludwigstraße 17a

v. ZAHN & JAENSCH
BUCH- UND KUNST-ANTIQUARIAT

Umfangreiches Lager von antiquarischen Werken aus allen Gebieten der Literatur!
Handzeichnungen · Kupferstiche · Holzschnitte alter und neuer Meister
Ansichten des In- und Auslandes
Jährlich erscheinen 8—10 sorgfältig zusammengestellte Kataloge, die portofrei zur Verfügung stehen.
Ständiger Ankauf ganzer Bibliotheken und einzelner wertvoller Werke!

Neu erschienene Kataloge:
Kat. 275: Occultismus – Mystik – Theosophie – Astrologie – Faust – Rosenkreuzer usw. 1099 Nummern.
Kat. 273: Protestant. Theologie – Luther – Kirchengeschichte usw. 3134 Nummern.
Kat. 267: Englische und französische Literatur. Über 1000 Nummern.

DRESDEN-A. WAISENHAUS-STRASSE NR. 10

Digitized by Google

Neuigkeiten des Jahres 1917

F. Gruner, Schulrat Lerchbaums Onkelschaft

Ein fröhliches Buch. Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Bertha Freifr. v. Raundorf, Gereifte Frucht

Ein Gardasee-Roman. Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Franz Kobes, Kindheitserinnerungen und Heimatsbeziehungen bei Theodor Storm

Geheftet 7 Mark, gebunden 8 Mark.

Inhalt: Eingang: Storms Kindheit, Heimat und Dichtung / I. Am Markte zu Husum / II. Die Familie Woldsen / III. Der Knabe und das Elternhaus / IV. Bei Urgroßmutter und bei Lena Wies / V. Von Husums Straßen und des Dichters Jünglingsjahren / VI. In Husums Umgebung / VII. Storms Schwabstedt / VIII. Die holsteinischen Lande / Schluß: Bei Theodor Storm daheim.

A. von Janson, Des großen Königs Erbe

Gebunden 2 Mark.

Inhalt: Ist Friedrich des Großen Geist noch in uns lebendig? / Das Übereinstimmende in den Grundlagen / Das Verhältnis der Politik zum Kriege / Das Heer und der oberste Kriegsherr / Die Eigenschaften des Feldherrn / Feldzugspläne und Heerführung im großen / Die Schlacht / Die Folgen der Schlacht / Die Würdigung der Festungen / Die Bedeutung einer Seemacht / Ergebnis / Quellennachweis.

Deutsche Volksspende zum Ankauf von Lesestoff für Heer und Flotte.

Alte Stimmen in die neue Zeit

Eine literarische Kriegsunterhaltung. Nebst einer Nachlese

Von Prof. Dr. med. Gerber, Königsberg

Dritte, vermehrte Auflage. Oktav. 193 Seiten. Gebunden 2 Mark 50 Pf.

Graf von Mirbach-Sorquitten führt in der „Kreuzzeitung" das Buch unter der Rubrik auf: „Was sollen wir lesen und was den Unsrigen an der Front, in den Lazaretten und in den Erholungsheimen senden?" und fügt hinzu: Eine interessante, anregende Sammlung auf dem Gebiete der Kriege, der Beurteilung der Nationen, ihres Grundcharakters usw. Ganz besonders wertvoll für die Beurteilung der Politik Englands und des englischen Volkscharakters.

Verlag von Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel) Berlin

Digitized by Google

Paul Graupe
Antiquariat / Berlin W 35

Versteigerung
Heymel
Mitte September

Katalog auf Wunsch

Karl Ebert
München
Amalienstraße 37

Werkstatt für Handbinderei. Gepflegte Arbeiten für Buchblock und Decke. Herstellung von Liebhaber-Bänden nach eigenen u. fremden Entwürfen. Verwendung von nur sumachgegerbten, farb- u. lichtechten Ledern u. einwandfreien Pergamenten. Spezialität in Mosaik und Intarsien-Arbeiten

Stempel-Fraktur

Die Stempel-Fraktur, nach Entwurf von Heinr. Hoffmeister in einer mageren und halbfetten Garnitur geschnitten, zeichnet sich durch ihr frisches, klares Schrift-Bild, sowie ihre, unseren heutigen Anschauungen entgegenkommende Zeichnung aus; infolge dieser Eigenschaften und die durch sie bedingte leichte Lesbarkeit empfiehlt sich die Schrift in erster Linie als praktische Werkschrift von eigenartigem Reiz

Schriftgießerei D. Stempel Aktien-Ges.
Frankfurt am Main, Wien, Budapest

Digitized by Google

E. A. ENDERS
GROSSBUCHBINDEREI
LEIPZIG
GEGRÜNDET 1859
500 MITARBEITER
230 MASCHINEN

HERSTELLUNG VON BUCH-EINBÄNDEN · EINBAND-DECKEN · MAPPEN · KATALOGEN · PREISLISTEN PLAKATEN U.S.W. MAPPEN FÜR KOSTEN ANSCHLÄGE · KARTENWERKE · · ADRESSEN UND DIPLOME SPEZIALABTEILUNG FÜR SAMMELMAPPEN UND ALBEN MIT SPRUNGFEDERRÜCKEN

WERKSTATT
FÜR HANDGEARBEITETE BÄNDE UNTER LEITUNG DES HERRN PROFESSOR WALTER TIEMANN UND MITARBEIT DER HERVORRAGENDSTEN BUCHGEWERBEKÜNSTLER · ÜBERNIMMT AUFTRÄGE JEDER ART VON GUTER BUCHBINDERARBEIT IN JEDER TECHNIK · AUCH EINBÄNDE NACH ALTEN MUSTERN

Seltenes Angebot!

Kaiser Maximilian I. Gebetbuch mit Randzeichn. von Albrecht Dürer u. andern Meistern, neu herausgeg. v. Karl Giehlow in originalgetr. Wiederg. u. Ausstatt., mit Ergänzungsheft, in Leder geb., in Kassette.

Seelengärtlein; Handschrift 2706 der K. K. Hofbibl. in Wien. 2 Bde. in Leder geb., Frankfurt a. M. 1907.

Goethe, Das römische Karneval, mit 20 Tafeln Lithographien nach Handzeichnung Goethes, koloriert, in Leder gebunden, Leipzig 1905.

Stephan George: Maximin, ein Gedenkbuch, in Pergament gebunden. Berlin 1906.

Maeterlinck, Der Schatz der Armen, Erstausgabe, Florenz. Originalleinb., Buchausstattung v. M. Lechter.

Gefl. Angebote unter Chiffre K. G. an die Geschäftsstelle der »Zeitschrift für Bücherfreunde«, Leipzig.

Ich wünsche zu kaufen

Bücher, Kupferstiche und Autographen betreffend Schweden. Ausgaben v. **Birgitta, Olaus Magnus, Linné.** Schwedische Bücherbände usw.

Offerten an **Birger Lundell**
Bücher-Expert
Bellmansgatan 25
Stockholm (Schweden)

Nachstehende Verzeichnisse von **alten**

Städte-Ansichten

stehen zu Diensten:

5. Bayern und Württemberg
6. Baden, Elsaß-Lothringen, Rheinlande, Hessen und Nassau
7. Norddeutschland
9. Oesterreich-Ungarn, Skandinavien, Polen, Orient und Balkan
10. Belgien, Holland, Frankreich, England, Italien
11. Nachträge zu vorstehenden Verzeichnissen,

sowie Katalog 8 **Kunstblätter** (2300 Nummern).

Frankfurt a. M., Römerberg 3

F. Lehmann
(K. Th. Völcker's Nachfolger).

Soeben erschienen:

Autographen aller Gebiete

725 Nummern mit Register

Paul Gottschalk, Antiquar
Berlin W 8, Unter den Linden 28

Der heutigen Auflage sind Rundschreiben beigegeben von

F. A. C. Prestel in Frankfurt a. M.
Inhaber: A. Voigtländer-Tetzner

über die Versteigerung der Sammlung Goldschmidt-Berlin und von

B. Behr's Verlag, Berlin-Friedenau
(Friedrich Feddersen)

über Frieprich Schlegel von Richard Volpers.

Digitized by Google

Namen-Register

zur

Zeitschrift für Bücherfreunde

Neue Folge. Neunter Jahrgang. 1917/18

Band I.

Die *kursiv* gedruckten Zahlen verweisen auf das Beiblatt.

A

Abert, Hermann *38*.
Ade, Mathilde 1, 5, 6, 7, 9.
Adler, Friedrich *17*.
Adler, Guido *11*.
Adler, Siegmund *90*.
Ahrem, Maximilian *166*.
Alberti, Leon Battista *157*.
Alejchem, Scholem *198*.
Andersen, Hans Christian *265*.
Andler, Charles *98*.
Anner, Emil 9, 11.
Antony, F. *17*.
Arany, Johann *100*.
Arcos, René *242*.
Arnim, Achim von *275*.
Auernheimer, Raoul *25*.

B

Bagge, Bertha 5.
Bahr, Hermann *197*, *276*.
Baluschek, Heinz 8, 9.
Bänninger, Konrad *265*.
Barbusse, Henri *242*.
Barrau, D. A. *20*.
Bartholin 55.
Bartolozzi, Francesco 135, 136.
Bartsch, R. H. *18*.
Bastanier, Hans 9.
Bauch, Bruno *278*.
Bauer, H. 41.
Bauer, Karl 2, 4.
Bauer, Max *25*.
Bauer, Wilhelm *258*.
Bayer, Carl *265*.
Bayros 3, 7, 8.
Beckmann, Fritz 37.
Behrend, Fritz 86, *220*.
Bekker, Paul *26*.
Benedikt, Moritz *198*.
Benz, Richard *107*.
Bérard, Victor *243*.
Berg, Bengt *28*.
Berg, Minna *254*.
Berlichingen 41—53.
Bernard, Tristan *101*.
Bernoulli, Carl Albrecht *266*.
Bernt, Alois *230*.
Bersaucourt, Albert de *1*.
Beth, Ignaz *149*.
Bethge, Hans *111*, *115*, *200*.
Bettelheim, Anton 6, *92*, *196*, *197*, *259*.
Biedermann, Woldemar von *219*.
Bierbaum, Otto Julius *155*.
Bindesböll, Thorwald *256*.
Bin Gorion *153*.
Bischoff, V. 138.
Bittner, Julius *264*.
Bittner, L. *197*.
Bittner, Maximilian *262*.
Blennerhasset, Charlotte *151*.
Bluwstein, J. *54*.
Boccaccia 60.
Bock 138.
Bode, Wilhelm von *149*.
Bodemann, E. 95.
Bogulawski, Adalb. *65*.
Böhme, Martin *279*.
Bojer, Johann *31*.
Bölsche, Wilhelm *207*.
Bolte, Theodor *90*.
Bombe, Walter *149*.
Bormann, Eugen *92*.
Boßhart, Jakob *267*.
Bramante *25*.
Brandl, Alois *106*.
Brasch, Sven 65, 66.
Braun, Felix *16*.
Brehm *102*.
Brentano, Franz *92*.
Breughel 67, 68.
Briand, Aristide *244*.
Broel, Georg 8.
Broodcoorens, Pierre *32*.
Brümmer 79.
Bruns, Friedrich *255*.
Brusse *137*.
Buber, Martin *91*.
Buchholtz, Arend *212*, *291*.
Büchmann 112, 114.
Büchner, Georg *279*, *280*.
Budzinski, Robert 10.
Bulle, Oskar *152*.
Bünker, J. R. *141*.
Bürger, Gottfried August *60*.
Buß, Georg *121*.

C

Campe 150.
Capy, Marcelle *242*.
Castell, Alexander *267*.
Castle, Eduard *13*, *18*, *97*, *144*, *199*, *265*.
Charmatz, Richard *141*.
Christ, Karl *103*.
Christ, Lena *105*.
Chodowiecki, Daniel 138.
Chodowiecki, Wilhelm 138, 139.
Choffard, Pierre Philippe 134, 135.
Cipriani, Johann Baptist 135, 136.
Clauß, Hermann *105*.
Clemen, O. *61*, *62*, *64*, *122*, *222*, *310*, *316*, *319*.
Cochin Charles-Nicolas fils 133, 134.
Coenen, Frans *133*.
Colette *242*.
Collijn, Isak *253*, *254*, *255*.
Conquet, Léon *286*.
Conrad, Heinrich *263*.
Coßmann, Alfred 2, 6, 7, 9.
Craig, Gordon 23.
Creizenach, Wilhelm *12*.
Croiset, Alfred *243*.
Csaki, Richard *141*.

D

Dahl, Svend *256*.
Damianus a Goes *254*.
Dauthendey, Elisabeth *281*.
Deffner, Leonhard 144.
Deneken, F. 93.
Deussen, Paul *303*.
Deutsch, Ernst *265*.
Didrichsen, F. 55.
Diez, Friedrich *88*.
Dingelstedt, Franz *226*.
Donabaum, Joseph *93*.
Donnay, Maurice *81*.
Dörfler, Peter *34*.
Döring, Woldemar Oskar *282*.
Dössing, Th. *256*.
Doublier, Otmar *143*.
Dresdner, Albert *31*, 109, *161*.
Du Camp, Maxime de *1*—*5*.
Dudelaeus, Christophorus *60*, *61*.
Duhamel *242*.
Dumont *222*.

E

Ebers, Georg *282*.
Ebstein, E. *60*, *224*.
Eckener, Alexander 8.
Eckersberg, Julie *257*.
Eggimann, Hans 5.
Ehrenfreund, Edmund O. *140*.
Eichert, Franz *92*.
Eichler, Reinhold Max 10.
Einhorn *142*.
Einstein, A. *38*.
Eisenmeier, Josef *12*.
Eisler, Max *142*.
Eisenberger, Nicolaus Friedrich 138.
Elbe, Louis 35.
Elberling, Carl *256*.
Ellinger, A. *216*.
Engel, Alexander *264*.
Engel, Eduard *283*.
Engert, Rolf *284*.
Engländer, R. *38*.
Eppstein, Georg von *197*.
Erichsen, B. *255*.
Ewe, Emil 9.

F

Faber, Kurt *44*.
Feigl, Hans *139*.
Feld, Leo *16*.
Ferchl, Georg 41.
Feuchtersleben *263*.
Fiala, Eduard *198*.
Ficker *90*.
Fidus 5.
Fischer, Max *281*.
Fischer, Siegfried Walter von *199*.
Fischer von Erlach 112.
Fischer-Öls, Helma 3, 9.
Flemming, Willi *157*.
Fleuron, Svend *15*.
Forschneritsch, Alfred E. *143*.
Förster, Max *106*.
Fournier, August *260*.
Frank, Emil *284*.
Franke, Johann *113*.
Frankfurter, S. *197*.
Franyo, Zoltán von *15*.
Fraungruber, Hans *17*.
Fred, W. *260*.
Friedjung, Heinrich 6.
Frimmel *11*.
Friedrich, Wilhelm *178*.
Fritsche, Victor von *36*, *37*.
Frohberg, Regina 58—62.
Fürst, Arthur *165*.

G

Gall, Franz Joseph *12*.
Galli-Bibiena, Ferdinando 25.
Gebhardt, Ed. von 5, 9.
Geiger, Edith 8.
Geiger, Ludwig 58.
Geiger, Willi 7, 8.
Gerhard, Friedrich 36, 37.
Gerlach, Martin *262*.
Gerstäcker, Friedrich *280*, *285*.
Gibbon 30.
Glossy, Karl *261*.
Gnirs, Anton *197*.
Goedeke 76, 78, 79, 80.
Goethe, Johann Wolfgang *59*, *78*, *84*—*87*, *207*, *322*.
Goldschmidt, Bruno *280*.

Digitized by Google

Gopčevič, Spiridion *140*.
Gorelik, Sch. *198*.
Gorion, M. J. bin *153*.
Gottlieb, Theodor *260*.
Grabbe, Christian Dietrich 152, *161*.
Graf, Otto *268*.
Gragger, Robert *98*.
Graupe, Paul *148*.
Grautoff, Ferdinand 38.
Grautoff, Otto *5*, *84*, *133*, *245*.
Grave, Salverda de *21*, *22*, *23*.
Grevy, H. 42.
Greiner, Daniel 3.
Greyerz, Otto von *268*.
Grillparzer, Franz *7*, *91*.
Grimm-Sachsenberg, Richard *288*.
Grisebach, Eduard *77*, 101.
Groddeck, Carl Theodor 36.
Grögory, Friedrich *70*, *71*, *72*.
Großmann, Henryk *197*.
Gruber, Franz Xaver *141*.
Grube, Max *288*.
Grün, Anastasius *258*.
Grünberg, C. *269*.
Grunler, Carl Heinrich 139.
Guglia, Eugen *141*.
Guhrauer, G. E. 95.
Guichard, Karl Theophil 113, *114*, 115.
Guilbeaux, Henri *241*.
Gundolf *84—87*.

H

Haebler, Konrad *255*.
Haggsröm, Carl Z. *253*.
Halbreiter, Bernhard *2*.
Halm *264*.
Hammer, W. A. *16*.
Hannover, Emil *254*, *257*.
Hansen, Fritz 63.
Harnack 115.
Hase, Oskar von *149*.
Hauffe, Friederike 91.
Hausenstein, Wilhelm *114*.
Hauptmann, Carl *290*.
Hayn 33, 34.
Hebbel, Friedrich *90*, *133—138*, *208*.
Hedberg, Gustaf *254*.
Heermann, Erich 6.
Hegel 151.
Hein, Franz 5.
Heine, Heinrich *64*, 146—155.
Heinemann, O. von 95.
Hellingrath, Norbert von *58*.
Hendriksen, F. *255*.
Henke, Otto Wilhelm *197*.
Henkel, M. D. *24*, *90*, *139*, *253*.
Henrici, Karl Ernst *144*, *146*.
Herder, Caroline *310*.
Hermant, Abel *4*.
Hermelinck 46.
Héroux, Bruno 5, 6, 8, 9.
Herrmann, Rudolf 63.
Herrmann, Theodor 7, 8.
Herzog, Xaver *269*.
Hesseling, D. C. *20*.
Heumann, Albert *132*.
Heyd 47.
Hirn, Josef *92*.
Hirsch, Emil *147*.
Hirschberg, Leopold 11, *69*.
Hlatky, Eduard *264*.
Höcker, Paul Oskar *156*.
Höckner, J. C. 137.
Hoff, Chr. 66, 67.
Hofmannsthal, Hugo von *91*.
Hogarth 135.
Hoen *259*.
Hoepner 38.
Hoffmann, E. T. A. *280*.
Holtei, Karl 37.
Holz, Arno *221*.
Honegger, Weber 31.
Hopf, A. 36, 37, 38.
Hörmann *12*.
Hosemann, Theodor 37.
Hübner, E. F. 5.
Huch, Ricarda *209*, *270*.
Huggenberger, Alfred *272*.
Hupp, Otto, vor S. 93, 94.
Hüsing, Georg *260*.

I

Icilius, Quintus 113.
Ihle, Johann Eberhard 138.
Ilg, Paul *272*, *273*.
Ingres *256*.

J

Jacobsen, Jens Peter 54—57.
Jacques, Norbert *161*.
Jäger, Friedrich 33.
Jeauroy, Alfred *88*.
Jelusich, Mirko *139*.
Jenny, Rudolph Christoph *16*.
Jerven, Walter *273*.
Jouve, Pierre Jean *241*.
Jilowsky, Georg 8.
Jodl, Friedrich *142*.
Johst, Hanns *39*.
Johnson, R. 68.

K

Käferle 92.
Kainer, Ludwig *21*.
Kaindl, R. F. *198*.
Kant, Immanuel *278*, *307*.
Karabacek, Josef von *13*, *93*.
Kaser, Kurt *260*.
Kastil, Alfred *12*.
Kastner, Emerich *16*.
Kayser, Leo 3.
Kersten, Paul *313*.
Kertbeny, K. M. *98*.
Keufer *130*.
Keyssner, Gustav *166*.
Kininger, Johann Vincenz 136.
Kirmße, Max *139*.
Kiy, Hermann *35*.
Klauber *36*.
Klein, Franz *12*.
Klein, Stefan J. *92*, *198*.
Kleist, Heinrich von 32, *280*.
Klenz, Heinrich 117, *162*.
Klingspor, Gebrüder 93.
Knudsen, Hans *68*, *212*, *219*, *220*, *227*.
Koberstein 79.
Koch, Alexander *291*.
Koch, Rudolf vor S. 93.
Köhalmi, Béla *101*.
Kohl, Clemens 136.
Kokoschka, Oskar *265*.
Kolb, Alois *2*.
König, Karl *93*.
Königer, G. *280*.
Kont, Ignace *98*.
Kopp, Arthur 112—116.
Körner, Josef 156—162.
Kosch, Wilhelm *91*, *275*.
Koser 115.
Kralik, Richard von *10*, *141*, *197*.
Krarup, Alfred *255*.
Kraus, Carl von *13*.
Kraus, Karl *198*.
Kraus, Oskar *12*.
Krauß, R. 1, *282*.
Kretschmer, Paul *12*.
Krohn, Mario *257*.
Kronenberg, Ignaz *269*.
Kronfeld, Curt *264*.
Kronfeld, E. M. *7*, *141*.
Kropatscheck *120*.
Kubin, Hedwig *260*.
Kubitschek, Wilhelm *260*.
Künzel, Heinrich *322*.
Künzelmann, Ferdinand *39*.
Kyster, Anker *256*.

L

Landry, L. *137*.
Landwehr, M. v. *260*.
Langbein, Robert 5.
Lagerlof, Selma *45*.
Lagerqvist, H. *253*.
Lang, Oskar *40*.
Laurency, Robert 306.
Lebede, Hans *109*.
Le Bon, Gustave *243*.
Lecomte *129*, *130*.
Lehmann, Bruno 5.
Leibniz, G. W. *163*.
Leistikow, Walter *74*, *75*.
Lenau *265*.
Lenz, Leopold 11—20.
Lert, Ernst *21*, *28*, *36*, *38*, *45*.
Lessing, Carl Robert *291*.
Lessing, Ilse *292*.
Lessing, Gotthold 95, *291*.
Leuthold, Heinrich 30, 31.
Lichtensteger, Georg, 138.
Liebermann, Max 4, 9.
Liebig, Bernhard 5, 6,
Liepmann, M. *41*.
Lindau, Paul *281*.
Lindberg-Dovlette, Elsa *110*.
Lobmeyr, Ludwig *92*.
Löffler, Kl. 95.
Loserth, Johann *260*.
Löwenthal, Max *8*.
Löwy, Felix *91*.
Lucka, Emil *140*.
Luden, Heinrich *59*.
Luick, Karl *263*.
Lund, Samsöe 55.
Luther, Arthur *112*, *120*, *214*, *306*.
Lux, Joseph August *197*.
Lysis *242*.

M

Maas, Georg *98*.
Maaß, A. 35.
Mach, Ernst *142*.
Maderno, Alfred *140*.
Madsen, Victor *257*.
Maillard, Léon 133.
Mann, Heinrich *199*.
Marmande, A. de *241*.
Marquardsen-Kamphovener, Else *44*.
Martens, Kurt *203*.
Marty, Anton *12*.
Marx, Paul 33, *36*, 163—172.
Mathéy, G. vor S. 93.
Matosch, Anton *17*.
May, Walo von *280*.
Mayer, Ferdinand *16*.
Mayr, Michael *197*.
Medem, Ernst Johann Alexander von *306*.
Meid 21.
Meil, J. W. 70, 71, 137.
Menczel, Philipp *262*.
Mennbier, Erich *5*, *139*.
Mereau, Sophie 61.
Meringer, Rudolf *91*.
Meusel 76.
Meyer, Conrad Ferdinand 31, 32.
Meyer, Friedrich *263*.
Michaelis, Karin *198*.
Michel, Robert *140*.
Milkau, F. 95.
Millenkovich *143*.
Minde-Pouet, Georg *74*.
Möglich, Andreas Leonhard 138.
Mohr, Joseph *141*.
Möller, Johann Anton Arnold *210*.
Molo, Walter von 45, *140*, *198*.
Mong, Dsi *170*.
Moreau d. Jüngere, Jean Michel 134.
Morgenstern, Christian *293*.
Morold, Max *140*.
Morssing, Greta *254*.
Moszkowski, Alexander *165*.
Motte, Felix *155*.
Müller, Georg *155*.
Müller, Hans *198*.
Müller, Hans von 76, 101, *76*.
Müller-Guttenbrunn, Adam *264*, *294*.
Müllner, Adolf *61*.
Mundt, Theodor *226*.
Muther, Richard *10*.
Mynona *295*.

N

Neubaur, L. *313*.
Neubert, Franz *52*.
Neuburger, Max *12*.
Neureuther, Eugen 11—13.
Niederbühl, Roland 7, 8.
Niejahr, Johannes 32.
Nirenstein, Otto *260*.
Nordstedt, Otto 55—57.
Nußbiegel, J. *137*.

O

Oer, Franz von *260*.
Oerstedt, A. S. 55.
Oettinger, Joseph 42.
Oporinus, Joannes 43.
Ortner, Matthias *140*.
Orzesko, Eliza *296*.
Otto, Georg 2.

P

Paalzow, Hans *313*.
Pamberger, Ferdinand *15*.
Pantenius, Theodor Hermann *167*.
Parthey *307*.
Paul, Adolf *46*.
Pawel, Jaro *92*.
Payern von Thurn, Rudolf *139*, *195*, *259*.
Peez, Alexander *12*.
Perez, Jizchok Leib *91*, *198*.
Perl, Max *145*.
Pernerstorfer, E. *26*, *37*, *44*, *50*, *52*, *140*, *153*, *166*, *167*, *170*, *217*, *218*, *295*, *297*.
Peterka, Otto *260*.
Peterlechner, Franz *141*.
Petersen, O. G. 55.
Petersen, Storm 60.
Petsch, R. *208*.
Petzold, Alfons *17*, *264*.
Piérard, Louis *19*.
Pippich, C. *15*.
Pirker, Max *143*.
Pit, A. *245*.
Pinthus, Kurt *34*, *39*, *47*, *155*, *207*, *216*, *294*, *296*, *301*.
Planiscig, Leo *142*, *265*.
Platen, August von 29—32.
Pleickhard von Helmstatt 42.
Popper, Josef *17*.
Popper-Lynkeus, Josef *47*.
Pöpperl, Hugo *197*.
Poske, Friedrich *115*.
Prager, Robert *111*, *139*.
Preetorius, Emil *280*, *286*.
Pringsheim 55.
Prinsen, J. A. *21*.
Printz, H. *14*.
Prosinagg, Ernst *15*.
Przybyszewski, Stanislaus *112*.
Psenner, Ludwig *16*.
Pulver, Max *112*.

Q

Quérard *76*.

R

Raaf, K. H. de *137*.
Rath, Hanns Wolfgang 91.
Rath, Wilhelm *306*.
Rechert, Emil *141*.
Recke, Elisa von der *120*.
Reifferscheidt, Heinrich 3.
Reimann, Hans *296*.
Reinhardt ,Max *279*.
Rettenbach, Karl J. *92*.
Reuter, Christian *297*.
Rheinsch, Erika *17*.
Rieger, Sebastian *264*.
Riehl, W. H. *280*.
Rietsch, Heinrich *11*.
Rittner, Thaddaus *264*.
Roden, Max *265*.
Rolland, Romain *241*.
Roller, Alfred *21*.
Romberg, Gerhard 4.
Roretz, Karl von *12*.
Rostand, Maurice *243*.
Roth, Viktor *11*.
Rowe, Ernst 35.
Rudbeck, Johannes *254*.
Ruland, Wilhelm *264*.

Digitized by Google

S

Sachs, Hans 141—145.
Salburg, Edith *198*.
Salten, Felix *16*.
Salverda de Grave *87*.
Samhaber, Edward *197*.
Sattler, Josef *2*.
Saßmann, Hans *264*.
Sauer, August *7, 8, 144*.
Saur, Hans Georg 53.
Schäfer, Wilhelm *301*.
Schalek, Alice *143*.
Schapire, Rosa *305*.
Schaukal, Richard *7, 92, 198*.
Scheffel *113*.
Scheffler, Karl *166*.
Schelling, Friedrich *114*.
Schiele, Egon *265*.
Schiemann *310*.
Schier, Alfred *57*.
Schiller, Emma *16*.
Schinkel, Karl Friedrich 25, 26.
Schlaf, Johannes *32*.
Schleich, Karl Ludwig *302*.
Schleiden 55.
Schleiermacher 87—90.
Schlichten, Jean François de *36*.
Schlösser, Rudolf *29, 180*.
Schmid, Günther 54.
Schmidt, Adolf 41, 42.
Schmidt, Alfred 65.
Schmidt, Erich *114*.
Schmidt, Fritz Philipp *303*.
Schmied-Kowarzik, Walter *164*.
Schmitz, Hermann Harry *295*.
Schmitz, K. E. F. *197*.
Schmitz, Oscar A. H. *50*.
Schneider, Karl *197*.
Schneikert, Hans *176*.
Schnitzler, Arthur *264*.
Schnorr von Caroldsfeld, Johann Veit 139.
Scholten *138*.
Scholz, Wilhelm *52*.
Schönherr *17*.
Schottenloher, Karl 141—145.
Schreckenbach, Paul *52*.
Schreyvogl, Friedl *16*.
Schröder, Rud. Alex. *17*.
Schück, Henrik *254*.
Schüddekopf vor S. 1.
Schullern, Heinrich von *17*.
Schulte-Strathaus 76—86, 101.
Schulz, Wilhelm *119*.
Schwarz, Ignaz *93*.
Schwarz, Paul Wolfgang 137.
Schwan, Friedrich *142*.
Schwind, Moritz von *199*.
Sebrecht, Friedrich *169, 215*.
Seidel, Ina *168*.
Seuffert, Bernhard *71*.
Seume, Johann Gottfried *114, 307*.
Shelley *136*.
Siebertz, Paul *142*.
Sieger, R. *197*.
Singer, Samuel *262*.
Šišic, Ferdinand von *142*.
Sjögren, Arthur *256*.
Skibinski, Kazimierz *65*.
Soder, Alfred 1, 2, 4, 9.
Soffé, Emil *12*.
Solpray, G. S. de *19*.
Solovjeff, Wladimir *213*.
Soulier *24*.
Sparre, Eva *254*.
Spengler, Eugen F. *274*.
Sperling, Rudolf *26*.
Spinoza *54*.
Spitzer, S. *260*.
Srbik, Heinrich von *91*.
Stammler, Wolfgang *78*.
Starke, Ottomar *115*.
Stassen, Franz 2, 5.
Stegemann, Hermann *214*.
Stein, Heinrich von *115*.
Steiner-Prag, Hugo *140*.
Stern, Ernst *279*.
Stiassny, Robert *92*.
Stör, J. W. 138.
Storm, Theodor *139*.
Stößl, Otto *198*.
Straßer, Konrad 3.
Strauß, David Friedrich 91, 92.
Strauß, Ludwig *215*.
Strobl, Karl Hans *140, 264*.
Strunz, Franz *142*.
Strzygowski, Josef *11*.
Stuck, Franz von *155*.
Suchtelen, Nico van *137*.
Sundström, Harriet *254*.
Suphan 77.
Süß 33, 34.
Suttner, Bertha von *92*.
Swoboda, Hermann *198*.
Symons, B. *87, 88*.

T

Taglicht, J. *142*.
Tardieu, J. 134.
Tartaruga *140*.
Tausig, Paul *16*.
Teuffel, Alfred 9.
Thaloczy, Ludwig *99*.
Theilacker, S. *218*.
Thiébault 113.
Thimig, Hugo *143*.
Thieß, Axel 64.
Thiis, Jens *257*.
Thoma, Hans 6.
Thoma, Ludwig *169*.
Thylmann, Karl *161, 275*.
Tieck, Ludwig 156—162.
Tiedge *221*.
Tiemann vor S. 93.
Tietze-Conrat, E. *265*.
Toth, Karl *140*.
Trebitsch, Arthur *198*.
Tromlitz, A. von *63*.
Tugemann, Richard *199*.

U

Ubbelohde, Otto 8, 9.
Ubersberger, Hans *261*.
Ulrich, Fritz *216*.
Uhlirz, Mathilde *11*.
Ulich, H. Robert *119*.

V

Vachal, Josef 6.
Valkhoff, V. *19*.
Vambéry, Herman *99*.
Varnhagen 58—62.
Varnhagen, Rahel 87—90.
Veltzé, Alois *142, 259*.
Verhaeren, Emile *1*.
Verwey, Albert *84—87, 136*.
Viviani, René *244*.
Vögtlin, Adolf *43*.
Voigt-Diederichs, Helene *119*.
Volkmann, Artur *304*.
Voll, Karl *147, 290*.
Vondel *138*.
Voragine, Jacobus de *107*.
Vries, R. W. P. de *88*.

W

Wacik, Franz *265*.
Wahle, Julius *90*.
Wahlstedt, W. *216*.
Waldmüller *199*.
Waldmuller, Ferdinand Georg *91*.
Wallaschek, Richard *143*.
Wallpach, Arthur von *17*.
Walzel, O. *43, 56, 57*, 146—155, *278*.
Warmbrunn, F. J. *140*.
Warming, Eugen 55.
Weber, Hans von *280*.
Weibel, Walther *119*.
Weinhold, K. *25*.
Weiß, Emil Rudolf *207*.
Weiß, Jakob *260*.
Weittenhiller, Moriz von 4.
Weixlgartner, Arpad *10*.
Werner, Alfred *305*.
Werner, Richard Maria von *208*.
Wien, Alfred *56*.
Wigand, Otto *100*.
Wildgans, Anton *92*.
Wilhelm, Richard *170*.
Willram *265*.
Wilmotte, A. *132*.
Wildermann, Hans 2, 5.
Wilm, Hubert 9, 10.
Winkelmann, Eduard *61*.
Winnig, A. *216*.
Witkowski vor S. 1, *69, 109, 110, 297*.
Wlassak, Rudolf *142*.
Wohlbrück, Olga *217*.
Wolff, Ad. 38.
Wolff, Benjamin *257*.
Wolff, Eugen *207*.
Wolffgang, Johann Georg 139.
Wurzbach 6.
Wustmann *72*.
Wutte, Martin *197*.

Z

Zachariä, K. v. *307*.
Zahn, Ernst *274*.
Zahrtmann, Kristian *257*.
Zeitler, Julius *139*.
Zichy, Eugen *99*.
Zimmermann, F. H. *90*.
Zint, Hans *303*.
Zolger, Ivan *197*.
Zuber, Marianne *101*.
Zur Strassen, Otto *102*.
Zur Westen, Walter von 133—140.
Zweig, Stephan *139, 143*.
Zweybrück, Franz *57*.

Digitized by Google

Schlagwort-Register

zur

Zeitschrift für Bücherfreunde

Neue Folge. Neunter Jahrgang. 1917/18

Band I.

Die *kursiv* gedruckten Zahlen verweisen auf das Beiblatt.

A

Akademische Rundschau *38.*
Allgemeiner Anzeiger für Buchbindereien *313.*
Allgemeiner Anzeiger für Buchbindereien, Illustrations-Sonderdrucke *290.*
Allgemeine österreichisch-ungarische Biographie von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1815 *259.*
Alte und neue Zeit 36—38.
Almanach für Weintrinker *59.*
Als deutscher Maurer durch das Morgenland *216.*
„Altai-Iran und Völkerwanderung"
Altfranzösische Handschriften d. Palatina *103.*
Anfänge und Entwicklung der geschichtlichen Statistik in Österreich *197.*
Ansichtskarten, Künstlerische 93, 94.
Archiv d. historischen Vereines von Unterfranken u. Aschaffenburg 41.
Archiv für hessische Geschichte 42.
„Archiv für Buchbinderei" *291.*
Arme Mädchen *281.*
Au dessus de la mêlée *241.*
„Aufruf zur Begründung von Volksbibliotheken in kleineren Städten und auf dem Lande" 37.
Aufschrift an der Kgl. Bibliothek zu Berlin 112—116.
Aus Asklepios Werkstatt *302.*
Aus den Jugendjahren eines alten Kurländers *167.*
Aus der Kriegszeit gegen Kriegsleid *304.*
Aus meinem Sommergarten *272.*
Ausstellung für Kriegsgraphik *15.*
Ausstellung schwed. Druckwerke, Stockholm *253.*

B

„Baltische Monatsschrift" *310.*
Barmherziger Kaiser *294.*
Bauernfeldpreis *17.*
Begründung der modernen Ästhetik u. Kunstwissenschaft durch Leon Battista Alberta, Die *157—161.*
Berlichingische Bibliothek 41—53.
Beschränkung im französischen Zeitungswesen *132.*
Besuche bei Goethe *322.*
Beweging *84, 86, 136.*
Bibliographie der deutschen Dichtung 76—86, 101—108.
Bibliographie française de la Hongrie *98.*
Bibliographie der Originalausgaben 101—108.
Bibliographie der Sozialwissenschaften *99.*
Bibliographie der Originalausgaben der deutschen klassischen Literatur 76.
Bibliographie der Originalausgaben deutscher Dichtungen im Zeitalter Goethes 76.
Bibliographie, Süß-Oppenheimer 33, 34.
Bibliographie der ungarischen nationalen und internationalen Literatur *98.*
Bibliographie der Württembergischen Geschichte 47.
Bibliophiliana XLVII *171-178.*
Bibliothek, Aus einer alten 41—53.
Bibliothek zu Berlin, Kgl. 76, 112—116.
Bibliothek — Budapest *99.*
Bibliothek Darmstadt 43.
Bibliothek Eugen Zichy *99.*
Bibliothek Herman Vambéry *99.*
Bibliothek der Herren von Berlichingen, Aus einer alten 41.
Bibliothek M. Monasch *89.*
Bibliothek Ludwig Thalloczy *99.*
Bibliothek Paul Schlenther *148.*
Bibliothek — Wien *93.*
Bibliothek in Wolfenbüttel 95—100.
„Bildende Künste, Die". Wien. Monatshefte *11.*
Bilder aus dem österreichischen Hof- u. Gesellschaftsleben *36.*
Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich *6.*
„Blacksprutten" 64.
Blechschmiede, Die *221.*
Boccaccios Decamerone als deutsches Schulbuch *316.*
Bonaventuras Nachtwachen, Zu *326.*
Born Judas, Der *153.*
Briefe von Ludwig Tieck 156 bis 162.
Briefe im Rausche geschrieben *59.*
Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel *65.*
Brehms Tierleben *102.*
Breitkopf & Härtel. Gedenkschrift u. Arbeitsbericht *149.*
Briefe Jacobsens, Zwei 54—57.
Buch der Katastrophen *295.*
Buch der 1000 Wunder, Das *165.*
Bücherbeförderung v. Deutschland nach Kurland vor 100 Jahren *61.*
Buch mit fehlerhaftem Titel, Ein *179.*
Bücher — Menschen — Dinge *111.*
Bucheinband 43—50.
Buchgewerbe, französisches *129—132.*
Buchkongreß, französischer *129—132.*
Buchkritik, Über 109—111.
Buchumschläge, Über das Einbinden der *228.*
Budapester Stadtbibliothek *99.*
Bühnenbilder zu Mozarts „Titus" *22, 24,* 26—29.
Bühnenbildkunst, Alte und neue 21—29.

C

Calzabigis Erwiderung v. 1790 *38.*
Carl Robert Lessings Bücher- und Handschriftensammlung *291.*
„Centralblatt für Bibliothekswesen *310, 312.*
„Chants de la Matière" *3, 4.*
„Chants d'un Moderne" *1, 2.*
Charakterbilder aus der Geschichte des 19. Jahrhunderts *268.*
Chronologisches Verzeichnis d. österreichischen Staatsverträge *197.*
„Coenobium" *242.*
Congrès nationale du livre *129—132.*
Cotta'sche Handbibliothek *280.*
„Courier de la Champagne" *5.*

D

Dame mit den schönen Beinen, Die *296.*
Dansk historisk bibliografi *255.*
Dansk Tidsskrift-Index *256.*
Dantons Tod *279—280.*
Decline and Fall of the Roman Empire, v. Gibbon *30.*
„Denkmäler der Tonkunst" *11.*
„Der deutsch-englische Krieg Vision eines Seefahrers." 38.
Deutsche Musikleben, Das *26.*
Deutsche Schriften *163.*
Deutsche Zarin, Die *305.*
Deutscher Bibliophilen-Kalender *139.*
Deutscher Frauenspiegel *25.*
Deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse *198.*
Deutsch-ungarische Beziehungen *97—101.*
„Demain" *241.*
Dichter und Dichtung auf deutschen Bücherzeichen 1—11.
Dichtungen Heinrich v. Steins, Gesammelte *115—119.*
Dissertationen 36—38.
„Donauland" *17, 142, 265.*
„Dorfbarbier" 68.
Dreiangeldrucke, Hans von Webers *280.*
„Droit d'Auteur", Le *99.*
Druck des Volksbuchs vom Ewigen Juden, Ein unbekannter *60.*

Digitized by Google

E

Ebner-Eschenbach, Marie von *265.*
Ecole Estienne *129, 130.*
Einbände aus Fischleder *317.*
Einbinden der Buchumschläge, Über das *228.*
Ein Erbteil *267.*
Ein ganzer Mann *280.*
En German *28.*
Erwiderung, Eine *229.*
Exlibris 1—11.
Exlibris von Walter Leistikow *74, 75.*
Exzellenz Unterrock *46.*

F

Fächeralbum, Das *120.*
Fall Deruga, Der *209.*
Faustbildnisse nach Rembrandt *195.*
Feldpostbriefe von Schweizer Deutschen *269.*
Festkarten d. 18. Jahrhunderts vor S. 125, 125—140.
Fieber *267.*
Fischleder u. Fischpergament *313.*
„Franz Joseph I. Intimes und Persönliches" *7.*
Französischer Einfluß in Holland auf geistigem Gebiet *18—24.*

G

Gedichte von Friedrich Schelling *114.*
Gefangene, der sang, Der *31.*
Gelehrten-Kuriositäten 117—124.
„Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert" *10.*
Geschichte der ungarländischen deutschen Zeitschriften *101.*
Gesellschaft der Bibliophilen, Mitteilungen *193, 194.*
Gesellschaft für deutsche Literatur *210.*
Gesellschaft für neuere Geschichte Österreichs *196.*
„Gids" *21,* 87.
Glucks italienische Opern bis zum Orfeo *38.*
Gluck-Jahrbuch. II. Jahrgang *38.*
Goethe-Sänger, Ein vergessener 11—20.
Goethe-Versteigerung *144, 145.*
Görzer Statutbuch *197.*
Graphologische Psychologie *176.*
„Grillparzers Gespräche" *8.*
Groot-Nederland *133.*
Grotesken *295.*
Grundgedanken in Ibsens Weltanschauung . . ., Der *284.*
Guirlande des Dames, La *244.*

H

„Hamburg und Bremen in Gefahr" 38.
Handschriften, altfranzösische, der Palatina *103.*
Hans Sachs-Fund in der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München 141—145.
Haus zum Monde, Das *168.*
Hebbel in holländischer Beurteilung *133—138.*
Heidelberger Büchersammlungen *103.*
Heilige Nacht *169.*
Heimat *274.*
Heimkehr *214.*
Heimsuchung der Enkel, Die *40.*
Heinrich Heine als Friedensanwalt 146—155.
Heinrich Heine der deutsche Jude *281.*
Heinrich Heine und die Posener Zeitung *64.*
Heinrich Manesses Abenteuer und Schicksale *43.*
Herren, Bauern und Beamte *119.*
Herrn Mahlhubers Reise-Abenteuer *280, 285.*
Hofbibliothek, Wiener *13.*

I

Illustrations-Sonderdrucke des „Allgemeinen Anzeigers für Buchbindereien" *290.*
Impressionismus u. Expressionismus *305.*
Im Ringen um das Luftmeer *284.*
„Inland, Das" *121.*
„Italienischer Irredentismus" *197.*

J

Jahrbuch der Bilder- u. Kunstblätterpreise *5.*
Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft *106.*
Jahrbuch deutscher Bibliophilen *139.*
Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses *142, 265.*
Jahrbuch, 6., der Schopenhauer-Gesellschaft *303.*
Jeremias Gotthelfs Weltanschauung *270.*
„Journal de Genève" *273.*
Journal des Débats *132.*
„Jude, Der". Monatsschrift *91.*
Judith Finsterwalderin *34.*
Jugenderinnerungen e. Glückskindes *288.*
„Junge Deutschland" u. Württemberg, Das 163—172.
Junge Mensch, Der *39.*

K

„Kampf" *49.*
„Karawansei" *4.*
Karikatur, Der Kriegslieferant in der 63—68.
Katalog der Berliner Stadtbibliothek *212.*
Kladderadatsch 36, 67.
Klassische Dramen auf der Bühne *109.*
Klingspor-Karten vor S. 93, 93, 94.
Konstantinopel *110.*
Kriegsalmanach 1914—1916 *262.*
Kriegsarchiv, K. u. k. *14.*
Kriegsbibliographie, ungarische *99.*
Kriegsliteratur in der Budapester Stadtbibliothek *99.*
Kriegslieferant in der Karikatur, Der 63—68.
Kriegssammlung der Wiener Hofbibliothek *143.*
Kriegssammlung der Hofbibliothek Wien *13, 14.*
Kriegsstammbuch *262.*
Kurländische Gesellschaft für Literatur und Kunst *121.*
Kurländisches Stammbuch, Ein *306.*
Kunstspende, Eine deutsche *155.*
Kupferstich, Leipziger *72.*
Kürschners Deutscher Literatur-Kalender auf das Jahr 1917 *162.*

L

La Bataille *132.*
„La revue des nations latines" *244.*
Lateinische Weihnachtsspiel, Das *279.*
Lavater-Autographen in Riga und Mitau *317.*
Lebenstag eines Menschenfreundes *301.*
Lebenswerk Immanuel Kants, Das *282.*
Legenda aurea *107.*
Leibniz als Bibliothekar 95-100.
Leipziger Kupferstich, Der *72.*
Leo-Gesellschaft *196.*
Lessing als Bibliothekar 95.
„Lexikon des Weltkrieges" *15 259.*
Licht in der Finsternis *296.*
Liebe des Severin Imboden, Die *274.*
Liebeszauber der Romantik *56.*
Liller Roman, Ein *156.*
Literarisch-historische Aufsätze von Charlotte Blennerhasset *151.*
Literarischer Verein in Wien *8.*
Literatur von Zeitfragen *99.*
Luise *119.*

M

Märchen, Deutsche *303.*
Majoratsherren, Die *275.*
Marie od. die Folgen des 1. Fehltritts, ein unbekannter Roman 58—62.
Martin Luther *52.*
Melancholie *293.*
Meir Ezofowicz *296.*
Meister der deutschen Lyrik *40.*
Mercure de France *1.*
Michael Kohlhaas *280.*
Mikroskopische Drucke und Zwergbücher *319.*
Miniaturen aus alter und neuer Zeit *37.*
Mitausches Museum *63, 121.*
Mitausche Museumsbibliothek *221, 316, 318.*
Mitteilungen der Gesellschaft der Bibliophilen *193, 194.*
Mittler, Der *215.*
Monographien d. Buchgewerb. *105.*
Münchener Orfeo-Aufführungen, Zu den *38.*
Münzen u. Medaillen der welfischen Lande *198.*
„Muskete" 67.

N

Nante-Gestalt 37.
„Nederland-Frankrijk" *21.*
Neue österreichische Biographie *259.*
Neue Österreich, Das *141.*
Neue Welten *207.*
Neue Weltordnung, Die 35.
Noch ein Held 35.
„Nordisk Tidskrift för Bok- och Biblioteksväsen" *255.*
Nutrimentum spiritus (Aufschrift an der Kgl. Bibliothek zu Berlin) 112—116.

O

Oberbayerisches Archiv für vaterländische Geschichte 41.
„Österreich" *258.*
„Österreichische Bibliothek" *91.*
Oesterreichische Essays *57.*
Oesterreichische Leo-Gesellschaft *259.*
Oesterreichs mittelalterliche Bibliothekskataloge *260.*
Oesterreichs Ruhmeshalle *265.*
„Oeuvre" *82, 83.*
Originaleinbände *224.*

P

Pamietnik Aktora (Schauspieler-Denkwürdigkeiten) v. Kazimierz Skibinski *65.*
Pantheon der bildenden Kunst *166.*
Parallelstelle zu Scheffels Alt-Heidelberg, du feine! *224.*
Penthesilea (von Kleist) 32.
Penthesilea (v. Heinrich Leuthold) 30—32.
Pentheus 31, 32.
Piraths Insel *161.*
Postkarten, Künstlerische 93, 94.

Q

Quellenbücher zur österreichischen Geschichte *197.*

R

Reise und Einkehr *52.*
Reste des Verlags Hoffmann und Campe, Die *178.*
Revolution und Humor 38—40.
„Revue bleue" *4.*
Revue de Hollande *18.*
Rheinborn-Bücher *273.*
Rigaer Stadtbibliothek *318.*
Rotes Flamenblut *32.*
Rumpelhanni, Die *105.*
Russische Satiren von Russen *119.*
Rußland und Europa *213.*

S

Sage vom Ewigen Juden, Einige Bemerkungen zur *310.*
Säkularausgabe von Friedrich Hebbels Werken *90.*
Sammlungen des besten Humors *220.*
Sammlung Karl Voll *147.*
Sandmann, Der *280.*
Sankt Sebaldus und die Dirne *39.*
Säugling, Der *295.*
Scheffels sämtliche Werke *113.*
Scherz, Satire, Ironie u. tiefere Bedeutung *161.*
Schiller-Versteigerung *144.*
Schippeliana *115.*
Schnitzel II. 35—40.
Schopenhauer-Gesellschaft, 6. Jahrbuch *303.*
Schriften des Literarischen Vereins in Wien *261.*
Schweizer Kinderbuch *268.*
Schwarz-Weiß-Rot *295.*
Schwarzgelb *276.*
Sechs deutsche Landschaften *288.*
„Seestern 1906. Der Zusammenbruch der alten Welt" 38.
Seherin von Prevorst, Die 91, 92.
Shakespeare-Gesellschaft, Jahrbuch der deutschen *106.*
„Sink, burn, destroy. Der Schlag gegen Deutschland" 38.
Sitzungsbericht der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst *61.*
Smaragd des Scheich, Der *44.*
Spinozas Briefwechsel u. and. Dokumente *54.*
Sprich deutsch *283.*
Starke Mann, Der *272.*
Statistisches über Leihweisen französischer Bibliotheken *132.*
Sterbende Rausch, Der *266.*
Stille Soldaten *265.*
Süddeutsche Monatshefte *44.*
Süß - Oppenheimer - Bibliographie 33, 34.
„Svikmoellen" 64, 65.

Digitized by Google

T

„Tagebücher und literarische Skizzenhefte" 7.
Tegetthoff, Wilhelm von 265.
„Temps" 5, 82.
Theater der Armee, Das 81.
Theaterwesen, holländisches 138.
Theodor Mundt und Franz Dingelstedt 226.
„Tijdschrift voor Wijsbegeerte" 245.
„Turkische Sitten" 44.

U

Über Polen, Aufsatz v. Heinrich Heine 64.
Ungarisch-deutsche Beziehungen 97—101.
Unikum der Göschenschen Ausgabe von Goethes Schriften? Ein 69—73.
Unikum d. GöschenschenAusgabe von Goethes Schriften, Das sogenannte 324.
Unter Eskimos und Walfischfängern 44.
Urania 221.
Urania-Bücherei 142.

V

Verkünder des deutschen Idealismus, Die 152.
Veröffentlichungen der Gesellschaft für Typenkunde des XV. Jahrhunderts 108.
Versteigerung hebräischer und jüdischer Literatur 88.
Vertriebene, Der 50.
Verzeichnis der Schriften von Wilhelm von Bode 149.
Voigtländers Quellenbücher 304.
Volksbuch vom Ewigen Juden, ein unbekannter Druck 60.
„Vom Weltkrieg zum Weltbund" 10.
Von den Gärten der Erde 281.
Von Kieler Professoren 41.
Von Polens Seele 112.
Vor der Tat 217.
Vornehm-bürgerliche Heim, Das 291.
Vues de Mannheim 36.

W

Wahre Gesicht, Das 25.
Wanderung einer Strophe (Zobir-Penthesilea-Pentheus) 29—32.
Weib in der antiken Kunst, Das 166.
Weihnachtsspiel, Das lateinische 279.
Weimarer Theater, Das, u. A. v. Tronlitz 63.
Weltreich und sein Kanzler, Das 33.
Werbemittel des Buchhandels, Ein neues 223.
Widmungen der Dissertationen 36.
Wie ist die Welt entstanden 35.
Wie Kalb erzogen wurde 35.
Wiener Hofbibliothek 93.
Wilhelm Meisters Wanderjahre 207.
Württemberg und das „Junge Deutschland" 163—172.

Z

Zeichen der Zeit 38.
Zeitungen, französische 132.
Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 42.
Zeitschriften, Geschichte der ungarländischen deutschen 101.
„Zeitungsschau" 261.
Zentralblatt für Bibliothekswesen 115.
Zobir 29—32.
Zürcher Stadttheater 218.
Zwei Bücher aus Napoleons Feldbibliothek im Baltenlande 315.

Digitized by Google

Digitized by Google

A

43.3
4

Digitized by Google

Digitized by Google

DEC 2 ...

RETURN TO ➡ **LIBRARY SCHOOL LIBRARY**
2 South Hall 642-2253

LOAN PERIOD 1	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

DUE AS STAMPED BELOW

... 1982		

FORM NO. DD 18, 45m, 6'76 UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

Digitized by Google

YE 15626

Digitized by Google